10011065874

Claremont
Graduate School
and
University Center
Library

Theology Library

SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
California

LANGUAGE
UNIVERSITY

Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

Dr. Hermann Gundert.

Zehnter Jahrgang. 1866.

Basel,

im Verlag des Missions-Comptoirs.

In Commission

bei J. F. Steinkopf in Stuttgart und Bahnmaiers Verlag (C. Detloff) in Basel.

Druck von C. Schultze.

CLAREMONT GRADUATE SCHOOL
UNIVERSITY CENTER LIBRARY

7377

164819

Inhalt.

Seite.

Livingstone's Entdeckungsreisen am Zambesi . . 3, 48, 97
Die Spaltung in der Taungu-Mission 37
Etwas für Philosophen und Afrika-Reisende . . . 83
Ein Rückblick 104
Die Mission unter den Basuto's 115, 297, 347
Ein Tamilbischof 122
Erinnerung an Missionar C. W. Isenberg . 129, 177, 225, 257
Zwei langsam Bekehrte 158
Die Tinnewely-Mission 190
Ein kurzer Reisebericht durch den Süden Ostindiens . . 235
Die Parsi's und ihr Missionar 248
Die central-afrikanische Mission 279, 305
Die Freundschafts- oder Tonga-Inseln . . 353, 386, 434
Eine Stimme aus Japan 422
Eine Stimme aus der Odschibwä-Mission 449
Der Aufstand in Jamaika 45, 91, 471
Stimmen aus der Mission über den Aufstand in Jamaika 145
Ostafrika 481
Missions-Zeitung:
Religionsfreiheit in der Türkei 42
Von den Sandwichinseln 95
Ein Heimgang 95
Aus Peking 126
Aufruf der Brüdergemeinde 173, 216
Livingstone über Indien 220
Aus der Kol-Mission 224, 344
Eine Bitte für die Aussätzigen in Jerusalem 255
Aus Neuseeland 299
Die Franzosen auf den Loyalitäts-Inseln 302
Madagaskar 350
Aus Japan 352
Fortschritt in Indien 426
Die Indianer in den Vereinigten Staaten 430
Christenverfolgung in Korea 476

Missionsliteratur: Seite.

Erinnerungen aus dem Leben eines ostindischen Missionars . . 46
Die Kaplane H. Martyn, D. Brown und Cl. Buchanan . . 96
Blätter für die Mission 431
Aus dem Nachlasse von E. F. Fink 478
Das Kurgland und die evangelische Mission in Kurg . . . 512

Bibelblätter:

I. u. II. Zwölf Jahre auf den französischen Galeeren.
III. Die Bekehrung eines jungen Muhammedaners.
IV. Der Wehrstand.

Illustrationen.

1. Konstantinopel mit seinen Vorstädten.
2. Ein Trupp eingefangener Sklaven auf dem Weg nach Tette.
3. Musikanten am Zambesi.
4. Adoa in Tigre, mit den Missionshäusern im Jahr 1838.
5. Fremona, portugiesisches Kloster bei Adoa.
6. Mahratta-Frauen.
7. Scharanpur bei Nasik.
8. Karte zur central-afrikanischen Mission.
9. Georg Tubou, König der Freundschafts-Inseln.
10. Eine japanische Familie bei Tisch.
11. Indianer, die zählen lernen.
12. Ripon-Wasserfall am Nyanza.

Konstantinopel mit seinen Vorstädten.

Evangelisches Missions-Magazin.

Neue Folge.

Livingstone's

Entdeckungsreisen am Zambesi.*)

Bekannt ist, daß Dr. Livingstone den Beruf eines Missionars mit dem eines Reisenden vertauscht, und in dieser Eigenschaft für die Offenlegung Südafrika's mehr geleistet hat als irgend einer seiner Vorgänger und Mitarbeiter. Unser Magazin hat von seinen früheren Reisen (bes. im Jahrgang 1858) schon Manches mitgetheilt. Aus den neueren, die er im Auftrag der engl. Regierung, unter dem Titel eines Konsul von Killimane, Senna und Tette, mit wackern Gehilfen, wie sein Bruder Charles, Dr. Kirk u. s. w. unternommen hat, ist wohl auch schon Einiges in die Oeffentlichkeit gedrungen, aber eine zusammenhängende Darstellung der Zambesi

*) Narrative of the Expedition to the Zambesi and its Tributaries, and of the Discovery of the Lakes Shirwa and Nyassa 1858—64. By D. & Ch. Livingstone. Deutsch: Neue Missionsreisen in Südafrika, unternommen im Auftrag der engl. Regierung; Forschungen am Zambesi u. s. w. Von David u. Charles Livingstone. Aus dem Englischen von J. E. A. Martin. Jena, bei H. Costenoble, 1866. 2 Bde. Die deutsche „autorisirte" Ausgabe hat den Titel des Originals verändert, ohne daß wir dafür einen andern Grund entdecken können, als daß das Werk durch denselben Livingstone's früheren, in dem gleichen Verlag herausgekommenen „Missionsreisen und Forschungen in Südafrika, 1858" als Fortsetzung an die Seite gestellt werden soll. Wir nehmen das als gute Vorbedeutung an. Missionsreisen sind übrigens nicht sowohl der Inhalt dieser Schrift, als Entdeckungsreisen; der Titel deutet aber den Zweck an, dem diese Reisen — wenigstens in Livingstone's Sinn — dienen sollten. Er wünscht Ostafrika dem christlichen Einfluß des Abendlandes zu öffnen; die Regierung wünscht dasselbe, wenn ihr auch die Unterdrückung des Sklavenhandels und die Ermuthigung der afrikanischen Völker zum Bau der Baumwolle und zu regelmäßigem Austausch der gegenseitigen Erzeugnisse zunächst am Herzen liegt. Das Eine schließt das Andere

Gegenden wird uns erst in diesem Werke zu Theil, das der verehrte Mann in der Eile verfaßt hat, um baldmöglichst auf den Schauplatz seiner unermüdlichen Anstrengungen zurückzukehren. Livingstone ist ein Reisender, kein Missionar; er vollbringt aber, was ohne das lebendigste Missionsinteresse nicht gethan werden kann: er öffnet die Thüren zu abgeschlossenen Völkerschaften, deren Wohl ihm am Herzen liegt, und sucht von der ersten Berührung an bis zum Abschied von ihnen dem Gebot der Liebe nachzukommen. Die Mission braucht solche Pfadfinder und Wegebahner; sie ist dankbar, wenn andere Reisende sich dieser Aufgabe unterziehen; sie gibt auch gern je und je einen Missionar dazu ab: wenn nur der nächste Zweck erreicht, dem heidnischen Volke im Namen Christi die Bruderhand geboten wird! Es geschieht das so gar selten. Wir halten viel mehr von dieser Art der Aufschließung, als von der durch Kriegsschiffe und Bajonette versuchten. Sind auch bis jetzt die Missionsresultate am Zambesi gering ausgefallen, wir hoffen, das Land und seine Bevölkerung werden nimmermehr so vergessen werden, wie das nach den ersten portugiesischen Missionsversuchen der Fall war. Die Gräber, welche dort die Ueber-

---

nicht aus: in Afrika wird Civilisation nie ohne das Evangelium Eingang finden, letzterem ist aber die Beihilfe des europäischen Kaufmanns und Staatsmanns fast nirgends so unentbehrlich, wie auf diesem Missionsgebiet. — Die Verlagshandlung hat sich mit der Uebersetzung dieses Werkes ein wahres Verdienst erworben. Dieselbe ist sehr lesbar ausgefallen, wenn wir auch manche Spuren fast ängstlicher Gewissenhaftigkeit getilgt zu sehen wünschten. Es sind doch mehr englische Worte beibehalten worden als unumgänglich nöthig war, (wie Reverend, Earl, Esq., Island, Yards mit Ableitungen wie dreißigyardig, wofür wir lieber ein deutsches Längenmaaß hätten.) Unter der Stelle eines „Skipper" (S. 12) weiß sich der Deutsche nichts zu denken, warum nicht Schiffer oder Steuermann? Für Halbkast (halfcaste) sagen wir einmal lieber Mulatte. Ein Goanesenpater (S. 51) ist doch nur ein Pater von Goa. Auch englische Phrasen sind zu sclavisch wiedergegeben: der Offizier eines umgeworfenen Boots „benahm sich edel" (behaved nobly) d. h. stellte seinen Mann; portugiesische Damen „leisteten ihre Pflicht mit reizender Bequemlichkeit," d. h. sie machten es nicht sich, sondern den Gästen bequem. Sodann dürfte die Schreibweise der Namen auf deutsche Leser mehr Rücksicht nehmen: der Koodoo ist unsern Naturforschern schon als Kudu bekannt, die Manganja, Ajawa u. s. w. dürften wohl als Mangandscha, Adschawa ꝛc. auftreten. Es sind das kleine Ausstellungen, die wir nur darum erwähnen, weil es uns überaus wünschenswerth erscheint, daß ein so klarer und frischer Erzähler wie Livingstone sich auch der deutschen Leserwelt durch ein glattes Aeußere empfehle. Wir wünschen von Herzen, daß das Buch bei Freunden der Mission und der Völkerkunde eine gute Aufnahme finde.

reste von Livingstone's Gattin, Bischof Mackenzie und andern edlen Christen einschließen, werden der Christenheit als Erinnerungen an Wagnisse der Liebe vorschweben, welche zu fortgesetzten Anstrengungen auffordern. Und in diesem Sinn wünschen wir zunächst dem theuern Reisenden, der bereits wieder, über Bombay, an den Zambesi zurückgekehrt ist, Gottes Segen zu seinen weiteren Arbeiten.

---

1. Landeinwärts bis Tette.

Am 10. März 1858 verließ die Expedition England in dem Kolonial-Dampfer „Pearl", und nach gastlicher Aufnahme am Kap der guten Hoffnung erreichte sie im Mai die Ostküste. Ihre nächste Aufgabe war, den Zambesi und seine Nebenflüsse zu erforschen und diese Wasserstraßen in das Innere Afrika's womöglich für den Handel und das Christenthum zu erschließen. Es vergieng einige Zeit, bis nur die rechte Einfahrt in den Fluß gefunden war; denn der Zambesi ergießt sich in vier Mündungen ins Meer, und die niedrige, mit sumpfigen Rhizophorenwäldern bedeckte Küste bietet kein in die Augen fallendes Merkmal dar, das den Schiffer leiten könnte. Von den Portugiesen wurde lange Zeit der etwa 24 Stunden von den Mündungen des Zambesi entfernte Kwakwa oder Fluß von Killimane als dessen Hauptarm angegeben, und dieser Irrthum findet sich noch auf einer erst kürzlich aus dem portugiesischen Ministerium der Kolonieen hervorgegangenen Karte. Nach längerer Untersuchung ergab sich der Kongone als die beste Einfahrt, und merkwürdiger Weise erklärt jetzt ein officielles portugiesisches Blatt, daß in dem angeblich von den Engländern entdeckten Hafen schon lange Sklavenschiffe vor den Verfolgungen englischer Kreuzer Schutz gesucht haben. Ein merkwürdiges Geständniß, wenn es Wahrheit ist, daß die portugiesischen Behörden darum wußten!

Portugiesen ließen sich innerhalb 30 Stunden von einer der Mündungen des Zambesi nicht sehen. Die wenigen Eingebornen, die den Reisenden begegneten, und die bei ihrem Anblick aus ihren Kähnen in das Dickicht der Wälder flohen, gaben deutlich zu verstehen, daß sie von weißen Männern nicht eben eine günstige Meinung hatten. Wahrscheinlich waren es entlaufene Sklaven der Portugiesen. — Vorerst war es also nur die Natur des Landes, welche die Aufmerksamkeit der Gesellschaft fesselte.

„Wenn Jemand aus der gemäßigten Zone zum ersten Male in die Tropenländer kommt," heißt es in Livingstone's Bericht, „so gleichen seine Gefühle und Empfindungen in manchen Beziehungen denen, welche der erste Mensch beim Eintritt in den Garten Eden gehabt haben mag. Er hat den Fuß in eine neue Welt gesetzt, ein anderes Reich des Daseins liegt vor ihm, Alles, was er sieht, jeder Ton, der sein Ohr trifft, hat die Frische und den Reiz der Neuheit. Die Bäume und Pflanzen sind neu, die Blumen und die Früchte, die Thiere, die Vögel und Insekten sind wunderlich und seltsam; der Himmel selbst ist neu, indem er in Farben erglüht oder mit Sternen funkelt, wie man sie in nördlichen Gegenden nie erblickt.

„Die ersten acht Stunden des Kongone sind von sumpfigen Waldungen eingeschlossen. Ungeheure Farnkräuter, Palmsträuche und von Zeit zu Zeit wilde Dattelpalmen kommen zwischen verschiedenen Arten von Wurzelbäumen (Rhizophoren) zum Vorschein; die Trauben der hellgelben, obgleich kaum eßbaren Frucht, stechen niedlich gegen die anmuthigen grünen Blätter ab. An manchen Stellen wächst der Milola, ein schattenreicher Hibiscus mit großen gelblichen Blüthen, massenweise am Ufer hin. Seine Rinde wird zu Tauwerk benützt und ist besonders werthvoll zur Anfertigung von Seilen, an welche Harpunen gebunden werden, um das Flußpferd zu tödten. Auch Pandanen und wildwachsende Limonenbäume zeigen sich hin und wieder. Der lebhafte und fröhliche Gesang des Königsjägers schallt durch die dunkeln Wälder. Wie der Dampfer sich durch das sich windende Fluthbett bewegt, schießt ein niedlicher Reiher oder glänzender Eisvogel mit Lärmgeschrei von der Kante des Ufers hinweg, fliegt eine kurze Strecke voraus und läßt sich ruhig nieder, um in wenigen Sekunden durch unsere Annäherung wieder aufgescheucht zu werden. Der prächtige Fischhabicht sitzt auf dem Gipfel eines Baumes, um sein aus frischen Fischen bestehendes Frühstück zu verdauen, und will sich durchaus nicht rühren, bis die drohende Gefahr ihn endlich nöthigt, seine großen Schwingen zur Flucht auszubreiten. Der glänzende Ibis, mit merkwürdig feinem Gehör, wird von ferne das ungewohnte Plätschern der Ruder gewahr, und aus dem Schlamm vorspringend, wo seine Familie eben ruhig gespeist hat, ist er unter dem Kreischen seines rauhen und höhnischen Ha! ha! ha! lange weg, ehe die Gefahr herannaht.

„Den Wurzelbäumen folgen weite Ebenen von fettem, schwarzem

Boden, mit riesigen Gräsern, die Einem über den Kopf hinausreichen und die Jagd unmöglich machen. Im Juli schießt das Gras auf und wird jedes Jahr weggebrannt, nachdem es dürre geworden ist. Nur wenige Bäume aus den härteren Gattungen, wie die Fächerpalme und das Pockenholz (Guajacum) retten ihr Leben aus dem Feuermeer, das jährlich über die Ebenen tobt.

„Aus den Bananen und Kokospalmen am rechten Ufer blicken jetzt mehrere Hütten der Eingebornen hervor; sie stehen wenige Fuß über dem feuchten Grunde auf Pfählen und ihre Eigenthümer steigen auf Leitern hinein. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar und der Anbau der Gärten vortrefflich. Reis wird in reichem Maße gepflanzt; auch Bataten, Kürbisse, Liebesäpfel, Kohl, Zwiebeln, Erbsen, ein wenig Baumwolle und Zuckerrohr. Die wenigen Leute, die wir sahen, schienen ziemlich gut genährt zu sein, aber es war bei ihnen ein schauderhafter Mangel an Kleidung sichtbar; sie waren sämmtlich schwarz und fast Alle portugiesische 'Colonos' oder Leibeigene. Sie zeigten keine Furcht vor den Weißen und starrten, gruppenweise am Ufer stehend, mit Erstaunen auf die Dampfer. Bald kamen sie auch in leichten, hurtigen Baumkähnen an das Schiff heran und boten allerhand Früchte und Lebensmittel feil."

Bis hieher hatte die „Pearl" die Reisenden stromaufwärts begleitet. Nun mußte sie aber umkehren, weil für ihren Tiefgang das Fahrwasser zu seicht wurde. Auf einer etwa 16 Stunden von der Mündung des Kongone gelegenen grasreichen Insel wurden die Güter der Expedition ausgeladen, um von deren Flußdampfboot und Pinasse allmählig nach Schupanga und Senna hinaufgeschafft zu werden. So sehr man auch den Transport zu beschleunigen suchte, mußten doch einige Glieder der Gesellschaft vom 18. Juni bis 13. August als Hüter des Gepäcks in der Fieberregion des Delta's verweilen, bis auch sie mit der letzten Abtheilung desselben die Weiterreise antreten konnten. Großes Wild, Büffel und Zebra's, war der Insel gegenüber im Ueberfluß vorhanden; Menschen dagegen ließen sich nicht sehen. Doch stiegen von verschiedenen Punkten des Horizonts täglich Rauchsäulen auf, ein Beweis, daß die Eingebornen eben jetzt damit beschäftigt waren, die ungeheuren Grasernten wegzubrennen. Oft sah man auf der Spitze der Säule eine weiße Wolke ruhen, als ob durch die Hitze der Flammen ein Strom heißer feuchter Luft emporgetrieben würde, der sich in der Höhe verdichtete; allen Theorieen zum Trotz

erfolgte indeß hierauf kein Regen. Drüben, am rechten Ufer des Flusses, schwenkten sich zuweilen Flüge kleiner, samenfressender Vögel mit solch militärischer Präcision, daß sie den Eindruck machten, als müßten sie von einem Anführer geleitet werden und alle nach demselben Signal sich richten.

Von ernsteren Folgen wiederholter Fieberanfälle gnädig verschont, konnten auch die Zurückgebliebenen endlich nach Schupanga aufbrechen. Wohl 30 Stunden stromaufwärts gieng nun die Fahrt durch eine öde, reizlose Gegend. Weite, unbewohnte Flächen, deren peinliche Einförmigkeit nur selten durch einige Bäume gemildert wurde, dehnten sich zu beiden Seiten des Flusses aus. Geschäftige Uferschwalben jagten in raschem Fluge Myriaden tropischer Insekten. Auf den niedrigen Inseln des Stromes ergiengen sich Gänse, Löffelreiher, Fischreiher und Flamingo's. Krokodile, die mit offenem Rachen sich am Ufer sonnten, glitten beim Geräusch der Ruder ruhig in den Strom hinab. Das Flußpferd, aus seiner Ruhe aufgeschreckt, tauchte aus dem Grunde empor, blies einen Stoß Wasser aus den Nüstern, schüttelte das Wasser aus den kleinen Ohren, streckte seine gräßliche Schnauze gerade in die Höhe und stieß gähnend einen Laut aus, ähnlich dem eines ungeheuren Fagotts. — Bei Mazaro, der Mündung einer engen Bucht, die bei Hochwasser mit dem nördlichsten Ausfluß, dem Killimane in Verbindung steht, nimmt die Landschaft einen lieblicheren Charakter an.

Links erblickten nun die Reisenden den wohlbewaldeten Schupanga-Rücken, und vor ihnen erhoben sich blaue Hügel in dunkler Ferne. In der schönsten Lage am Flusse steht ein einstöckiges, steinernes Wohnhaus. Vornen führt ein von herrlichen Mangobäumen beschatteter Grasplatz zu dem breiten Strome hinab, dessen grüne Inseln am sonnigen Busen der stillen Gewässer ruhen. Darüber hinaus nach Norden zu liegen weite Felder und Wälder von Palmen und andern tropischen Bäumen, nebst dem massiven Morambala-Gebirge, das sich in die weißen Wolken hinaufthürmt; noch weiterhin treten entferntere Hügel am blauen Horizonte hervor. Hier starb im J. 1826 ein Mitglied von Kapitän Owens Inspektionsreise am Fieber; dasselbe Haus sollte auch für Dr. Livingstone einige Jahre nach seiner diesmaligen Einkehr ein tief schmerzliches Interesse gewinnen.

Für jetzt war Schupanga das Hauptquartier des portugiesischen Gouverneurs, der gerade mit dem Bruder des Sklavenjägers Mariano

im Kriege lag. Dieser Mulatte war ein Wütherich, dessen Leben die, wenn nicht wahren, doch passenden Worte eines menschenfreundlich gesinnten Portugiesen rechtfertigte: „Gott schuf weiße und Gott schuf schwarze Menschen, aber der Teufel schuf Mischlinge." An der Spitze einer mit Musketen wohlbewaffneten Schaar hatte er die Portugiesen wiederholt in die Flucht gejagt, sich in der Nähe der Mündung des Schire eine Pallisade erbaut, und das ganze Land zwischen diesem Fluß und dem Mazaro in Besitz genommen. So lange sein Rauben und Morden auf die in einiger Entfernung wohnenden Eingebornen beschränkt geblieben war, hatten sich die Behörden nicht eingemischt; erst als seine in Gewaltthaten und Blutvergießen geübten Leute auch Menschen wegfiengen, die den Portugiesen gehörten, um sie in Ketten nach Killimane hinabzuschaffen, wo sie von seinem Schwager verkauft und als „freie Auswanderer" nach der französischen Insel Reunion eingeschifft wurden, erklärte man ihm den Krieg und sandte Truppen aus, ihn gefangen zu nehmen. In der Hoffnung, mit dem gering besoldeten Gouverneur „arrangiren" zu können, begab sich Mariano nach Killimane hinab, sobald er merkte, daß er am Ende doch den Kürzeren ziehen könnte; dort aber wurde er ins Gefängniß gesteckt und dann zur Untersuchung nach Mosambik geschickt. Sein Bruder Bonga setzte indeß den Krieg fort. Sechs Monate lang hatte derselbe schon gedauert und allen Handel auf dem Flusse gelähmt, als am 15. Juni Livingstone bei Mazaro erstmals mit den Rebellen zusammentraf. Bei seiner Annäherung mit argwöhnischen Fragen begrüßt, wurde er, sobald er sich als Engländer zu erkennen gab, als Freund behandelt. Seltsamer Weise kannten und billigten diese Leute den Standpunkt der Engländer in der Sklavenfrage. Zwei Monate später wurde Mariano's Pallisade weggebrannt, und Bonga schloß Frieden.

Wir verweilen für jetzt nicht länger bei dem Zustande der portugiesischen Kolonie, über den sich an Mariano's Geschichte allerlei Betrachtungen anknüpfen ließen, um, ehe wir das Resultat von Livingstone's Forschungen zusammenfassen, noch einen kurzen Ueberblick über seine weiteren Entdeckungsreisen zu geben. Während Dr. Kirk zur Untersuchung eines acht Stunden nach Südwest gelegenen kleinen Sees und zur ärztlichen Behandlung der kranken und verwundeten portugiesischen Soldaten einige Wochen in Schupanga zurückblieb, brach die übrige Gesellschaft am 17. August nach Tette auf. Die schlecht konstruirten Kessel ihres Dampfers verzehrten eine entsetzliche

Menge Holzes. Schwerbeladene Kähne des Landes konnten fast gleichen Schritt mit ihnen halten; die kleinen eilten voraus, und die Ruderer schauten verwundert und mitleidig zurück auf den langsam daherschnaubenden „Asthmatiker". „Für uns war der Dampf keine arbeitsparende Kraft," schreibt Livingstone; „Boote, ja sogar Baumkähne würden mit halb so viel Mühe und Aufwand für die Expedition alles das gethan haben, was er that." Der Dampfer war und blieb eine Last, so lange er dauerte, immer lahm und leck, ja siebähnlich; der Betrug, den sich der Erbauer erlaubt hatte, kostete die Reisenden nicht blos Geld und Zeit, sondern ruinirte auch ihre Gesundheit. Da der Zambesi von Schupanga bis Senna breit und voller Inseln ist, war überdieß die Schifffahrt etwas schwierig, und mehr als einmal mußte das auf den Sand gelaufene Fahrzeug wieder flott gemacht werden. „Auf einer niedrigen Ebene am rechten Ufer des Zambesi erbaut, liegt Senna hinter einer Pallisade von Bäumen versteckt, die es vor seinen unruhigen Nachbarn, den Zulu's, schützen soll. Es enthält wenige große Häuser, von einigen andern die Trümmer, und ein verwittertes Kreuz, wo einst eine Kirche stand. Ein Damm zeigt die Stelle eines ehemaligen Klosters an, und ein aus Lehm gebautes Fort am Flusse ist so verfallen, daß Kühe friedlich auf seinen zu Boden gestreckten Wänden grasen." — Glücklich kämpfte sich der Dampfer, von starkem Winde begünstigt, durch die mächtige Strömung des Lupataschlundes, eines tiefen, engen Kanals durch, in den an einer Stelle der Zambesi durch eine Kette hoher Hügel zusammengedrängt ist. Neue Stromschnellen folgten; die Landschaft wurde malerischer, die Bevölkerung dichter. Eine Stunde vor Tette waren zahlreiche Ruinen steinerner Häuser zu sehen, die vor einigen Jahren von feindlichen Eingebornen zerstört wurden. Am 8. September ankerte das Schiff vor dem Dorfe.

Hier hatte Livingstone 1856 die Makololo zurückgelassen, die ihn auf seiner berühmten, vorher für unausführbar gehaltenen Reise von der West- nach der Ostküste begleitet hatten. So lange er in England war, beruhigte ihn das Versprechen der portugiesischen Regierung, sie auf Staatskosten zu unterstützen, bis er zurückkehre um sie wieder in ihre Heimat mitzunehmen, über ihr Loos. Nun aber stellte sich heraus, daß weder die Makololo noch die Behörden von Tette je etwas von einem dahin zielenden Befehle aus Lissabon erfahren hatten. Da sogar die Besoldung der Beamten einige Jahre

im Rückstand war, ist es natürlich, daß die armen Fremdlinge suchen mußten, ihr Brod selbst zu verdienen. Major Sicard, ein edler Portugiese, nahm sich ihrer dabei großmüthig an, und gab ihnen aus seinen Privatmitteln Land und Hacken, um sich einige Lebensmittel zu bauen. Groß war ihre Freude, Livingstone wieder zu sehen; aber ihre Zahl war sehr gelichtet. Dreißig von ihnen waren den Blattern erlegen, sechs von einem Mulattenhäuptling erschlagen worden, der ungestraft den Behörden von Tette trotzte und einmal sogar einen in seine Gefangenschaft gerathenen Hauptmann der portugiesischen Besatzung zu der gemeinen Arbeit zwang, in einem hölzernen Mörser Mais zu stoßen. Um diesen Rebellen durch Schmeichelei zur Anerkennung ihrer Autorität zu bewegen, hatte ihm die Regierung von Lissabon seitdem den Ehrentitel Kapitän verliehen; aber er behauptete noch immer seine Pallisade.

Major Sicard stellte den Reisenden für die Zeit ihres Aufenthalts in Tette in freundlicher Weise die Residencia, ein einstöckiges, grasbedecktes Steinhaus mit Kattunfenstern und Thonböden zur Verfügung. „Das Fort und die Kirche sind die festen Punkte des Platzes; vor den Geschützen des einen haben die Eingebornen eine heilsame Furcht und vor der unbekannten Macht der andern eine abergläubische Scheu. Eine Mauer von Stein und Lehm umgibt die Häuser der Weißen; die eingeborne Bevölkerung lebt außerhalb derselben in Hütten. Tette steht auf einer Reihe niedriger Sandsteinrücken am rechten Ufer des Zambesi; seichte, mit dem Flusse parallel laufende Hohlwege bilden seine Straßen, in denen sich nur schmale Fußpfade zwischen selbstgesätem Indigo hinziehen.“ Dürre ist in Tette eine häufig wiederkehrende Plage, da die Hügelreihen im Norden und Süden, auf denen man oft regnen sieht, wenn in der Stadt kein Tropfen fällt, die Wolken anzuziehen scheinen. Auch jetzt hatten die Frauen vergebens dreimal ihre Gärten bestellt, weil die Hitze die eben aufgegangene Saat wieder vernichtete. Eine vierte Bestellung theilte das gleiche Loos. Nun glaubten einige Eingeborne in dem in einem Garten angebrachten Regenmesser der Reisenden die Ursache der andauernden Trockenheit entdeckt zu haben, und Manche betrachteten daher diese jetzt als eine Art Unglücksbringer. — So weit verbreitet der Aberglaube über ganz Afrika ist, scheinen die Tetteaner ihre Landsleute hierin noch zu übertreffen. „Aus den verschiedensten Stämmen laufen alle Strahlen der besondern Arten des Aberglaubens hier wie in ei-

nem Brennpunkt zusammen." Wir werden später sehen, wie wenig die Mehrzahl der in Tette wohnenden Portugiesen geeignet ist, erleuchtend und veredelnd auf die eingeborne Bevölkerung einzuwirken. Unterscheiden sie sich doch, abgesehen von allem andern, in manchem lächerlichen Aberglauben kaum von den Heiden, in deren Mitte sie leben! So gerne diese Letzteren sich von der köstlichen Frucht des Mangobaumes nähren, ist keiner von ihnen zu bewegen, einen solchen zu pflanzen, weil alle Gemüther von dem Wahne beherrscht sind, wer einen Mangobaum pflanze, müsse bald sterben. Ganz so hält die eingebornen Portugiesen der Aberglaube gefangen, wenn Jemand Kaffee pflanze, werde er später nie glücklich werden; doch trinken sie ihn mit Lust.

„Das Jahr zerfällt in diesem Theile Afrika's in drei Jahreszeiten: eine kalte, eine heiße und eine Regenzeit. Die kalte dauert die Monate Mai, Juni und Juli hindurch; die heiße herrscht im August, September und Oktober; die vielfach unterbrochene Regenzeit beginnt im November und endet im April. Mit dem Anfang des Winters werfen die meisten Bäume ihr Laub ab und bleiben kahl, bis mit den ersten Regengüssen die versengten, braunen Hügel und Thäler sich in frisches Grün kleiden. Einige Baumarten greifen jedoch in merkwürdiger Weise dem Regen vor, indem sie schon im Oktober, wenn die Dürre ihren Höhepunkt erreicht hat und kein Tropfen Thau fällt, Knospen ansetzen und innerhalb weniger Tage manigfach gefärbte Blätter, bisweilen sogar schöne Blüthen entfalten. Der Frühlingsschmuck vieler afrikanischen Bäume entspricht namentlich auf den Hochebenen so ziemlich der herbstlichen Färbung des Laubs in Europa; erst allmählig verändern die braun oder blaßroth hervorgesproßten Blätter ihren Ton in ein angenehmes Hellgrün. Manche Bäume, wie die scharlachrothe Erythrina fesseln das Auge durch die Schönheit ihrer Blüthen. Glänzendweiße, scharlachene, blaßrothe und gelbe Blumen sind allenthalben zu sehen. War am Ende der heißen Jahreszeit die schwüle Atmosphäre mit einem bläulichen Nebel erfüllt, so sieht man jetzt in der gereinigten Luft mit Leichtigkeit in weite Fernen; die Landschaft erscheint wie in Licht gebadet, und ehe der Glanz des Mittags das Auge blendet, gibt Alles ein köstliches Gefühl von Frische. Myriaden wilder Bienen sind vom Morgen bis zum Abend geschäftig; glänzende Schmetterlinge flattern von Blume zu Blume und scheinen wie die reizenden kleinen Sonnenvögel, die hier die Kolibri's vertre-

ten, nie müde zu werden. Alle Arten von Insekten stehen in voller Kraft; Ameisenheere sind emsig beschäftigt nach Futter zu suchen oder es im Triumphzug heimzutragen. Die Winterzugvögel sind fortgezogen und andere Gattungen angekommen; die rauhen Stimmen des braunen Milans, des gefleckten Kukuks, der Mandelkrähe und des Nashornvogels mischen sich in eine Masse lieblicherer Töne, die manch' schlagender Kehle entströmen." So zeigt sich Tette in der Weihnachtszeit.

Auffallender Weise sammeln sich in Afrika die Singvögel in der Nähe der menschlichen Wohnungen. Als Livingstone zuerst diese Bemerkung machte, vermuthete er, sie ziehen nur dem Wasser und Getreide nach; später jedoch kam er in verlassene Dörfer, deren Einwohner vor den Sklavenjägern geflohen oder von ihnen weggeführt waren, und sah dort wohl Wasser und Getreide, Vögel aber zeigten sich nicht.

Der Zambesi hat im Laufe des Jahrs zweimal Hochwasser; das erste erreicht seine größte Höhe um's Neujahr; das zweite, bedeutendere tritt in Tette erst im März ein, nachdem der Fluß das Innere überschwemmt hat. Im April, wenn dann große Flächen Schlammes und absterbender Vegetation den heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, stellt sich regelmäßig auch das durch die Sumpfluft (Malaria) erzeugte Fieber ein. „Gewöhnlich dauert ein Fieberanfall nicht lange, aber er entkräftet den Menschen rasch; ist jedoch dem Fieber Einhalt gethan, so ist die Kraft ebenso rasch wieder hergestellt. Einer oft wiederholten Beobachtung zufolge sind Menschen, welche sich längere Zeit hindurch an einer Stelle aufhalten und ein unthätiges Leben führen, der Krankheit mehr ausgesetzt als Andere, die umherziehen und deren Geist und Körper beschäftigt ist. Genügende Anregung zur Thätigkeit nnd reichliche, gesunde Nahrung erwiesen sich immer als die besten Vorbeugungsmittel. Unter diesen Bedingungen wird für einen mit guter Wohnung und Kleidung versehenen Menschen das Fieber zu Tette kein gefährlicherer Feind sein als eine gewöhnliche Erkältung; laß aber eins dieser Dinge fehlen — laß ihn träge sein, übermäßig essen und trinken, oder aber eine ärmliche, knappe Kost haben, — so wird die Krankheit wahrscheinlich einen ernsteren Charakter annehmen. In höher gelegenen Ländern tritt im Allgemeinen das Fieber weit milder auf als an der niedrigen Meeresküste, und seit die portugiesischen Behörden, Dr. Kirks Winke benützend, ein Detachement Soldaten sogleich nach seiner Landung nach Tette hinaufschickten, star-

ben in den folgenden drei Jahren von den 80 Mann, aus welchen es bestand, nur fünf am Fieber. — Ein reizbares Temperament ist oft das erste Symptom der nahenden Krankheit. Bei Vielen verschwindet alle Heiterkeit und der ganze geistige Horizont ist mit schwarzen Wolken der Schwermuth und des Trübsinns umzogen. Der lebhafteste Scherz ist nicht im Stande, auch nur den Schein eines Lächelns hervorzurufen, und die wenigen Aeußerungen werden in der jammernden Stimme eines weinerlichen Kindes vorgebracht. Nichts ist dem vom Fieber ergriffenen Opfer recht, nichts gefällt ihm. Weitere Symptome der Krankheit sind Schmerzen im Rücken und in den Beinen, Kopfweh, Gähnen, schneller und bisweilen aussetzender Puls, merkbares Klopfen der Halsadern, überzogene Haut und belegte Zunge." — Als Heilmittel erwies sich Livingstone und seinen Gefährten Chinin von unschätzbarem Werthe, obgleich es sich als Vorbeugungsmittel nicht erprobte. Wie wenig Livingstone und seine Gefährten dem Krankheitsgeiste Raum gaben, erhellt aus der Thatsache, daß sie trotz aller Entbehrungen 3 ½ Jahre sich durchschlugen, ehe der Tod bei ihnen einkehrte.

2. Erforschung des Schire und Entdeckung der Seen Schirwa und Ujanza.

Von Zeit zu Zeit immer wieder nach Tette zurückkehrend, unternahm nun Livingstone mit seinen Begleitern eine Reihe kleinerer Entdeckungsreisen am Zambesi und seinen Nebenflüssen hinauf, auf denen wir ihm nicht ins Einzelne folgen können. Im November 1858 finden wir ihn bei niederem Wasserstand zum ersten Mal an der merkwürdigen Stelle, wo oberhalb Tette der Zambesi sich in gewaltigen Stromschnellen durch die Felsen der Kebrabasa-Berge Bahn bricht, ein Besuch, der mehrmals wiederholt wurde, um zu ermitteln, ob bei hohem Wasserstand wohl eine Durchfahrt durch diese Stromschnellen zu erzwingen wäre. Dann lenkte die Expedition, die in der Nähe von Tette mittlerweile bedeutende Steinkohlenlager*) entdeckte, ihre Aufmerksamkeit auf die Erforschung des Schire, eines nördlichen Nebenflusses des Zambesi, der ein wenig oberhalb des Schupanga in

*) Die Eingebornen waren höchlich überrascht, den schwarzen Stein brennen zu sehen!

diesen mündet. Von den Portugiesen war über diesen Fluß nichts Befriedigendes zu erfahren; Niemand, sagten sie, sei je auf demselben gewesen, noch wüßten sie, woher er käme. Vor Jahren zwar habe eine portugiesische Expedition versucht hinaufzufahren, aber wegen der undurchdringlichen Wasserlinsen wieder umkehren müssen. Andere wollten wissen, daß nicht die Menge der Wasserpflanzen es gewesen sei, welche jene Expedition zurücktrieb, sondern die vergifteten Pfeile, womit die feindlichen Eingebornen die Portugiesen empfiengen. „Unsere Regierung," sagte ein Offizier, als er von Livingstone's Plan hörte, „hat uns Befehle zugeschickt, Sie zu unterstützen und zu schützen, aber Sie gehen, wohin wir nicht zu folgen wagen; wie können wir Sie da schützen?"

Im Januar 1859 machte sich die Gesellschaft auf den Weg. Wohl schwamm die ersten zehn Stunden weit eine beträchtliche Menge Wasserlinsen den Fluß herab, aber sie reichten nicht hin, die Schifffahrt zu unterbrechen. In der Nähe der Dörfer versammelten sich die Eingebornen in großer Zahl, mit Bogen und vergifteten Pfeilen bewaffnet, und manche schienen, hinter Bäumen versteckt, sich schon zum Schießen zu rüsten. Die Frauen waren alle aus dem Wege geschafft und die Männer offenbar bereit, sich einem Angriff zu widersetzen. In dem Dorf eines Häuptlings Namens Tingane forderten wenigstens 500 Eingeborne die Reisenden auf, anzuhalten. Livingstone gieng ans Land, und auf seine Erklärung, daß sie Engländer und nur gekommen seien, um einen Weg zu öffnen, auf dem ihre Landsleute folgen könnten, nicht zum Kampf oder Sklavenhandel, sondern um Baumwolle und andere Landesprodukte zu kaufen, wurde Tingane sogleich freundlich. Das nie gesehene Schauspiel eines Dampfbootes mag wohl auch dazu beigetragen haben, ihm den Eindruck zu geben, daß er es hier mit einem neuen Volke zu thun habe; zwischen den schwarzen portugiesischen Handelsleuten und den weiter landeinwärts wohnenden Eingebornen war er bisher eine undurchbrechbare Schranke gewesen. Ein ältlicher, wohlgebauter Mann mit ergrautem Haupte, gewährte er den Fremden bereitwillig die Bitte, seine Leute zusammenzurufen, damit alle von den Zwecken der Reisenden in Kenntniß gesetzt würden. — Vielfach von mißtrauischen Volkshaufen am Ufer bewacht, wand sich die Gesellschaft auf ihrem Dampfer 80 Stunden weit die labyrinthischen Krümmungen des Flusses hinauf, bis prachtvolle Wasserfälle, die sie nach dem Vorstand der geographischen Ge-

sellschaft in London „die Murchison'schen" nannte, sie zur Umkehr nöthigten.

Als im März desselben Jahres ein zweiter Ausflug auf den Schire unternommen wurde, zeigten sich die Eingebornen schon wohlwollend und verkauften bereitwillig Reis, Geflügel und Getreide. Dießmal trat man in freundliche Beziehungen zu dem Häuptling Tschibisa, dessen Dorf etwa vier Stunden unterhalb des Wasserfalles lag. Gleich bei der ersten Erscheinung der Fremden hatte er zwei seiner Leute abgesandt, um sie zum Biertrinken einzuladen; aber der Dampfer war den Boten eine so schreckliche Erscheinung gewesen, daß sie, sobald sie den darauf Befindlichen die Einladung zugerufen hatten, ans Land sprangen und ihren Kahn den Strom hinabtreiben ließen. Seine schwarze Farbe abgerechnet, war Tschibisa das Ebenbild eines gefeierten Londoner Schauspielers. Die Reisenden fanden in ihm einen merkwürdig schlauen Mann. Ihm war, wie er sagte, viel Kampf zum Loos gefallen, aber es waren immer Andere, die anfiengen; er selbst war stets im Rechte. Gerade so, wie man ein unbezweifeltes naturhistorisches Faktum berichtet, erzählte er seinen neuen Freunden, daß er bis zum Tode seines Vaters nur ein gewöhnlicher Mann gewesen sei und erst mit der auf seine Schultern übergegangenen Gewalt sich plötzlich als ein mit Macht bekleideter und mit Weisheit begabter Häuptling gefühlt habe. Dann habe auch das Volk angefangen ihn zu fürchten und zu verehren. Und wirklich genoß er in dem Grade das Vertrauen seiner Unterthanen, daß sie ohne Furcht vor den Krokodilen in dem Flusse badeten, weil sie glaubten, er habe eine kräftige Medizin hineingethan, die sie vor dem Biß dieser Ungeheuer schütze. Doch hatte er's nicht hindern können, daß ihm vor einigen Jahren sein Töchterlein gestohlen und an den Pater zu Tette verkauft worden war! Livingstone versuchte bei seiner Rückkehr natürlich, das Mädchen loszukaufen und ihren Eltern zurückzugeben, und der Pater wäre ihm gerne dazu behilflich gewesen, allein sie war bereits wieder, wer weiß wohin, verkauft.

Zu Fuß, manchmal ohne Führer oder nur mit einem wahnsinnigen, von Tschibisa's Dorfe aus vordringend, entdeckten Livingstone und Dr. Kirk, von einer Anzahl Makololo geleitet, am 18. April den Schirwasee. Es war wirklich merkwürdig, wie oft die Wanderer den Wahnsinnigen verschiedener Dörfer zum Danke verpflichtet wurden. Fast als hielten sie die Fremdlinge für Leute ihrer Klasse,

schlossen sie sich ihnen theilnehmend an und führten sie getreu von Ort zu Ort, wenn für Geld und gute Worte kein anderer Mensch sich dazu hergab. Von hohen Bergen umgeben, deren bis zu 8000 Fuß ansteigende Spitzen manchmal über, manchmal unter den Wolken sichtbar wurden, dehnte sich vor den Reisenden eine Wasserfläche aus, deren Breite sie auf 8 und deren Länge sie auf 25—30 Stunden schätzten. Schäumend brachen sich ihre Wogen auf der südöstlichen Seite an einem Felsen: die reiche, üppige Vegetation rings umher vollendete die Schönheit des Anblicks. Das Wasser des Sees erwies sich schwach salzig und von Blutegeln, Fischen, Flußpferden und Krokodilen bewohnt.

Der Entdeckung des Schirwasees folgte am 16. September desselben Jahres die des westlicheren, nur durch eine Landzunge getrennten bedeutend größeren Njanza- oder Nyassasees, aus dem der Schire hervortritt.*) Dießmal gieng der Weg unserer vier Reisenden von Tschibisa's Dorfe unter Begleitung von 36 Makololo und zwei Führern am östlichen Ufer des Flusses in das herrliche Hügelland der Mangandscha so weit hinein, daß sie die 3000 Fuß hohe Wasserscheide zwischen dem Schire und dem Schirwasee erstiegen, worauf sie oberhalb der Wasserfälle wieder in das fruchtbare und dichtbevölkerte Thal des Flusses hinabstiegen. Wir suchen die auf diesen verschiedenen Reisen gemachten Beobachtungen in der Kürze zusammenzustellen.

Sehr verschieden von dem breiten und in der trockenen Jahreszeit seichten Zambesi mit seinen vielen Inseln, strömt der Schire durch sein tiefes, 300—450 Fuß breites Bett hin. Vier Stunden hinter ihrer Vereinigung erheben sich am Schire anmuthige, an 600 Fuß hohe Hügelreihen, bis zur Spitze mit üppigem Gras und Gebölze bekleidet. Weiter stromaufwärts windet sich der Fluß um den Fuß des schönen Morumbala-Bergs, der bis zu einer Höhe von 4000 Fuß ansteigt und den Anfang einer 80 Stunden langen Bergkette bildet, die sich am Ost-Ufer des Schire hinzieht. Unregelmäßigere Bergformen begleiten dessen Westseite. Das vielfach geschlungene Thal selbst ist eine große, angeschwemmte Ebene mit fetter, schwarzer Erde, der die hin und wieder in dem sechs Fuß hohen Gras zerstreuten Baumgruppen ein parkähnliches Aussehen geben. Die Kokospalme erstreckt

*) Dr. Roscher ist zwei Monate später von Norden an denselben See vorgedrungen, den er zuerst gesehen zu haben glaubte.

sich von der Meeresküste her nicht so weit landeinwärts, aber lange Reihen von Fächerpalmen sind da und dort sichtbar.

Ein wenig oberhalb des Morumbala tritt der Reisende in den ersten der zwei großen Sümpfe ein, die dem Schirethal eine ganz eigenthümliche Physiognomie verleihen. Vor nicht sehr langer Zeit scheinen sie noch vom Fluß gebildete Seen gewesen zu sein. Jetzt stellen sie sich als von schilfbewachsenen Kanälen und Lagunen durchschnittene Landstrecken dar. Jeder derselben ist etwa 12 Stunden lang. Der erste heißt der Morumbala, der zweite, 40 Stunden stromaufwärts gelegene, der Elephantensumpf, von der ungeheuren Menge dieser Thiere, die sich denselben zum Aufenthaltsort erwählten. Livingstone glaubt ihrer einmal 800 gezählt zu haben. Als der Dampfer zum ersten Mal den Fluß herauffuhr, gerieth er mitten in eine Heerde hinein, und vom Verdeck aus wurden einige geschossen. Eine einzige Lektion war hinreichend, sie zu belehren, daß das schnaubende Ungeheuer ein Ding sei, dem man aus dem Wege gehen müsse, und bei allen folgenden Besuchen hielten sie sich eine halbe Meile entfernt. „Die Schiresümpfe ernähren fabelhafte Schaaren von Wasservögeln. In der Nähe und auf den Zweigen manches Lieblingsbaumes strecken Haufen von Schlangenvögeln (Plotus), Reihern und Kranichen ihre schlangenförmigen Hälse und richten in stummer Bestürzung das Auge auf das sich nähernde Unding. Bald darauf fangen die schüchterneren an fortzufliegen oder sich in den Strom zu flüchten; einige dreistere aber bleiben zurück und ergreifen nur die Vorsichtsmaßregel, ihre Flügel zur augenblicklichen Flucht auszubreiten. Die niedliche Ardetta schwingt sich auf und schweift in großen Zügen quer über das Gras, um sich zuweilen auf den Rücken der Büffel und Elephanten niederzulassen. Verschiedene Arten von Enten, die ihre Nahrung vorzugsweise bei Nacht suchen, sitzen müßig an den kleinen Lagunen, bis sie durch das Geräusch der Dampfmaschine verscheucht werden. Pelikane gleiten über das Wasser, während die Umbrette und große Reiher ruhig und ernst in die Tiefe schauen. Die große schwarz und weiße spornflügelige Gans springt auf und kreist umher, um die Ursache der Störung ausfindig zu machen, und läßt sich dann plätschernd wieder ins Wasser nieder. Aus dem Schilf und aus niedrigen Baumgruppen schwingen sich Hunderte von Linongolo's, die in Kolonien da nisten, hoch in die Luft. Reizende kleine Webervögel von rother und gelber Farbe erinnern an Schmetterlinge, wenn sie aus dem hohen

Grase fliegen oder um die Oeffnungen ihrer schwebenden Nester flattern. Geier durchsuchen den Boden nach Aas, und langsam stolzirt an den schleichenden Kanälen der feierlich blickende Marabu hin. Gegen Abend sieht man Hunderte kleiner Habichte nach Süden fliegen und sich von Wasserjungfern und Heuschrecken nähren. Sie kommen offenbar von den Palmbäumen her, wo sie während der Hitze des Tages ausgeruht haben." Am nordöstlichen Ende des Elephantensumpfes dehnt sich viele Meilen weit ein schöner Palmwald aus, der an einer Stelle dicht an den Fluß herantritt. Findet man im Sumpfe da und dort Gruppen von Männern und Knaben beim Fischfang, so begegnet man mehrere Monate des Jahres hindurch im Walde solchen, die mit der Gewinnung des Palmweins beschäftigt sind. Wenn sie den schlanken Stamm erklettert und die Spitze der Blüthenscheide abgeschnitten haben, befestigen sie an derselben einen irdenen Topf, der den der frischen Wunde entströmenden Saft auffängt. Dieser Saft ist frisch ein sehr angenehmer und durchaus nicht berauschender Trank; hat er aber einige Stunden gestanden, so wird er es in hohem Grade. So lange die Männer und Knaben der Einsammlung desselben obliegen, bleiben sie Tag und Nacht bei den betreffenden Bäumen; zur Wohnung dienen ihnen zeitweilig errichtete Hütten, zur Nahrung Nüsse, Fische und Palmwein. Die Portugiesen benützen den letzteren als Hefe, und er macht das Brod so leicht, daß es im Munde wie Schaum zerschmilzt.

Oberhalb des Palmenwaldes erhebt sich aus dem Flusse eine Reihe fruchtbarer Inseln und mit Winden und andern Schlingpflanzen durchflochtener Schilfbänke. Es ist ein lieblicher Anblick um solche mit Blumen geschmückte Wände von lebendigem Grün, die aus dem krystallhellen Wasser aufsteigen. Doch auch ein großes Dorf wird nun am rechten Ufer des Flusses sichtbar. Es gehört dem mißtrauischen Häuptling Mankokwe, der später als Andere erst die Bekanntschaft der Fremden zu machen geneigt war. An gar manchen andern Dörfern noch, deren Namen in keiner Geschichte und keinem Lied genannt werden, führt der Weg stromaufwärts vorbei. Wir, die wir in festgegründeten Städten voll Erinnerungen an die Vergangenheit, voll riesiger Anstrengungen zur Befriedigung aller Bedürfnisse der Gegenwart, unser Dasein führen, können uns kaum eine lebendige Vorstellung davon machen, wie Millionen Unseresgleichen in Dörfern dahinleben, die nur wenige Jahre bestehen und, einmal von ihren

Bewohnern verlassen, spurlos verschwinden. Und doch sind es dieselben Dinge, die uns bewegen, welche auch ihren Augen Thränen entlocken oder ihre Herzen zur Freude stimmen.

Im Allgemeinen waren die Leute höflich und bereit, Alles, was sie haben, zum Verkauf zu bringen, seien es nun einige Eier, getrocknete Fische, Stücke von Flußpferd- und Elephantenfleisch, oder sei es ein Topf Bier, ein Webstuhl oder ein kleiner Kahn. Bei dem Reichthum ihres Landes an Produkten verschiedener Art könnten sie durch mehr Fleiß im Anbau, und durch Gelegenheit zu rechtmäßigem Handel, schnell zum blühendsten Wohlstand gelangen. Bis jetzt aber sind in diesen Gegenden nur Sklaven gesucht worden.

Doch wir nähern uns den Murchison'schen Wasserfällen. Es sind ihrer sieben über eine Strecke von 15 Stunden vertheilt. Die Felsen, über welche sie herabstürzen, sind meist vulkanischen Ursprungs. Bei dem untersten ist grauer Granit vorherrschend; bei dem zweiten treten auch Basalt und Hornblende zu Tage, die sich neben andern Gesteinarten bis zum letzten und höchsten Fall hinauf überall finden. Bei keinem von allen stürzt das Wasser senkrecht herab, bei einigen bildet es sogar einen Winkel von nur 12—15 oder 20 Grad. Ohne dieses Hinderniß könnten Boote von geringem Tiefgang in einer ununterbrochenen Linie vom Meere bis zum Nordende des Nyassa-Sees fahren, eine Strecke von wohl 500 geographischen Meilen.

Ein viertelstündiger Marsch über einen abgerundeten Hügel bringt den Reisenden plötzlich in ein so gleichmäßig flaches Alluvialland, daß er denken könnte, es sei künstlich geebnet worden. Dieß ist das obere Schire-Thal. Ehe wir aber Livingstone auf den Nyassa-See folgen, müssen wir unsern Blick auch auf die schönen Berge und Thäler im Osten werfen, die er bei seiner Entdeckungsreise durchwanderte.

Nicht weit oberhalb Tschibisa's Dorf umfaßt das Auge mit Einem Blick das Thal und alle Krümmungen eines silbernen Flüßchens von der schattigen Hügelwand an wo es in schäumender Hast zum Vorschein kommt, bis zu dem Punkte hin, wo es langsam in den stillen Schire gleitet; dann sieht man den Schire selbst viele Meilen weit und die große ebene Landschaft jenseits desselben mit ihren zahlreichen grünen Wäldern bis die Aussicht nach Westen und Nordwesten durch die blauen Berge begränzt wird, welche die Hochlande des Marawilandes umsäumen. In einer waldigen Vertiefung auf der ersten der

drei Terrassen der Mangandschahügel steht ein nach Landesart von einer undurchdringlichen Hecke giftiger Euphorbien umgebenes Dorf. Als sich dort Livingstone, wie Fremde zu thun pflegen, mit seinen Begleitern unter einer Baumgruppe niedersetzte, kam der Ortsvorsteher heraus und brachte ihnen ein aus einer Ziege und einem Korb Mehl bestehendes Seguati, d. h. ein Geschenk, das die Eigenschaft hat, ein (größeres) Gegengeschenk von Perlen und Kattun hervorzurufen. Dann wurden Mehl und Erbsen zum Verkauf gebracht und mit einem Stück blauen Kattuns bezahlt. Nun entwickelte sich alsbald ein lebhafter Handel. Jeder war begierig, ebenso schöne Sachen zu bekommen wie sein Nachbar. Frauen und Mädchen fiengen an, Mehl zu stoßen und zu mahlen, und Männer und Knaben jagten das schreiende Federvieh durch das Dorf, bis sie es matt gehetzt hatten. In wenigen Stunden war der Markt mit jeder Art einheimischer Lebensmittel überfüllt; die Preise fielen jedoch kaum, weil die Eigenthümer leicht selbst essen konnten, was sie nicht verkauften. Aehnliche Scenen wiederholten sich in andern Dörfern, deren jedes im Mangandscha Lande seinen Ortsvorsteher hat. Diese kleinen, patriarchalisch regierenden Häuptlinge sind gewöhnlich einem Oberhäuptling lehnspflichtig, welcher der Rundo eines Landestheils heißt. Jener Mankokwe, an dem Livingstone bei seinen ersten Besuchen an den Ufern des Schire vorüberziehen mußte, war ein solcher Rundo über mehrere Dörfer. Als vier Jahre nach Livingstone Miss. Stewart*) ihn besuchen wollte, wurde auch diesem der Eintritt ins Dorf verwehrt, und es kam dabei ein rechtes Nachtstück afrikanischen Aberglaubens zu Tage. Mankokwe, hieß es, sei nicht zu sprechen, weil eben Abgeordnete aus einer Gegend bei ihm seien, über die der Geist eines verstorbenen Häuptlings vermittelst einer Priesterin regiere, die in eine Hütte eingemauert sei und von dem Volke mit Lebensmitteln versehen werde. Sterbe sie, so müsse abwechslungsweise jedes größere Dorf eine neue liefern, und heute sei die Reihe an Mankokwe's eigenste Ortschaft gekommen. Stewart hielt diese Erzählung nur für eine Gaukelei, bis er gegen Mitternacht ein lautes Geschrei durch die Wälder hallen hörte und der Ruf: „Mein Weib! mein Weib!" an sein Ohr drang. Das Opfer war also gefunden und man schleppte es fort, unbekümmert

*) J. Stewart, on the Zambesi, in Good words, Febr. 1865, eine Reiseskizze, die viele von Livingstone's Erlebnissen kurz reproducirt und ergänzt.

um den Jammer des Gatten und die Mitleidsschreie der Weiber, um es dem Gespenst im Gebirge zu vermählen. Nun konnte er nimmer zweifeln, daß auch hier, wo das Volk nicht, wie in nördlicheren Gegenden Afrikas, vor dem blutigen Despotismus seiner Häuptlinge zittert, der Fürst der Finsterniß es an andern Stricken in der Furcht des Todes gefangen hält.

Mit immer neuer Wonne schweift das Auge über die herrliche Landschaft mit ihren kühlen Gewässern, ihren fruchtbaren Thälern, ihren zahlreichen Hügeln und majestätischen Bergen hin. Was aber schmerzt, das sind die Wirkungen des Heidenthums, die dem Reisenden hauptsächlich in der sklavischen Stellung des weiblichen Geschlechts entgegentreten. Wahrhaft peinlich war es zu sehen, wie die Frauen am Wege knieten, wenn die Gesellschaft vorüber zog, und wie ehrfurchtsvoll das Weib des Häuptlings Mongazi vor ihrem Gebieter niederfiel, um aus seinen Händen das Geschenk zu empfangen, das ihm die Fremden gegeben hatten.

Doch fanden sich interessante Ausnahmen; in einem Theil des obern Schirethals lag die Oberhäuptlingsschaft in den Händen einer verständigen Frau, Namens Nyango. Durch sie scheint nun in jenem Bezirk eine neue Mode aufgekommen zu sein. Gleich im ersten ihrer Dörfer bat der Ortsvorsteher die Reisenden um Erlaubniß, sein Weib zu rufen, damit auch sie ihre Uhr, ihren Kompaß und andere Merkwürdigkeiten sehe. Sie kam mit andern Frauen und schien eine bescheidene und verständige Person zu sein. Ihr Gatte zog sie, ehe er einen Handel abschloß, stets zu Rathe, und wurde unstreitig durch ihre Meinung beeinflußt. —

Die Dörfer des obern Schirethals liegen sämmtlich an gut gewählten Stellen in der Nähe eines fließenden Wassers und umgeben von schattigen Bäumen. Unter diesen Bäumen ist in der Regel ein geebneter, freier Platz, der Baolo. Hier sitzen den Tag über die Männer, Tabak und Hanf rauchend, bei der Arbeit; hier singen, tanzen und trinken sie in hellen Mondscheinnächten. Auf dem Baolo lagerten sich beim Eintritt in ein Dorf auch die Reisenden, und ihre Führer suchten den etwa anwesenden Männern zu erklären, wer sie seien und was sie wollten. Dieß wurde dann dem Häuptling berichtet. War dieser furchtsam und mißtrauisch, so verwehrte er den Fremden den Eintritt ins Dorf, oder er zeigte sich wenigstens nicht, bis er das Orakel befragt und seine Krieger von den entlegeneren Weilern herbei-

gerufen hatte. Bei seiner Erscheinung klatschte das ganze Volk im Takt in die Hände, bis er sich, umgeben von seinen Räthen, den Fremden gegenüber niedergesetzt hatte. Seine ersten Worte wurden von seinen Unterthanen mit immer lauterem und längerem Klatschen begrüßt. Dann standen alle auf, beugten sich klatschend vorwärts und setzten sich mit allmählig leiser werdendem Geklatsche wieder nieder. Den letzten, verschwindenden Tönen machte zuweilen der Häuptling durch einen kräftigen Klatsch ein Ende. Nach dieser Ceremonie begann die Unterredung, wobei der Häuptling sich nie persönlich an das Haupt der Reisegesellschaft wandte, sondern der strengen Etikette gemäß nur seinen Wortführer mit dem ihren verkehren ließ. In reimlosen Versen erzählten ihm dann die Führer, was sie vorher schon seinen Leuten erzählt hatten; natürlich nicht immer genau das, was die Reisenden selbst zu sagen wünschten. Hierauf wurden die üblichen Geschenke mit vielen Höflichkeitsformen ausgetauscht, bis endlich die müden, hungrigen Wanderer ausriefen: „Engländer kaufen keine Sklaven, sie kaufen Lebensmittel," und die Dorfbewohner Mehl, Mais, Geflügel, Bataten, Yams, Bohnen und Bier zum Verkauf brachten.

Die Mangandscha sind ein gewerbfleißiger Stamm. Aus dem Eisenerz, das sich in ihren Hügeln findet, verfertigen sie gute Aexte, Speere, Nadeln, Pfeilspitzen, Arm- und Knöchelbänder. Jedes Dorf hat seine Schmelzhütte, seine Kohlenbrenner und Grobschmiede. Am Schirwa-See und auch anderwärts wird in ziemlich ausgedehnter Weise die Steingut- und Töpfereiwaaren-Fabrikation betrieben; ebenso sind die Mangandscha geschickt im Flechten hübscher Körbe und Matten. Die Bodenkultur ist ziemlich ausgedehnt. Außer den schon genannten Gewächsen wird Tabak, Hanf und vortreffliche Baumwolle gebaut; die letztere auch, freilich in sehr roher Weise, verarbeitet.

Viele Mangandscha haben wohlgestaltete Köpfe, angenehme Gesichtszüge, hohe Stirnen und einen so intelligenten Ausdruck, daß die Reisenden, die Farbe abgerechnet, dann und wann lebhaft an das Bild irgend eines Bekannten in der Heimat erinnert wurden. Die Mannigfaltigkeit europäischer Moden kann kaum größer sein als hier zu Lande die Erfindungsgabe der Männer in der verschiedenartigen Frisur ihres Haars. Ueberhaupt schmücken sie ihre Leiber mit Zierathen aller Art, und es scheint, es gebe unter den Schwarzen nicht weniger Gecken als unter den Weißen. Die Frauen werden furchtbar entstellt

durch die Pelele, einen Ring oder Pflock, den sie in der Oberlippe tragen, so daß dieselbe zwei Zoll breit über die Nasenspitze hervorsteht. Auf die Bemerkung der Reisenden, wie häßlich sie dieser Schmuck mache, antworteten sie: „In der That? dieß ist die Mode!" Fragte man die Männer, warum die Frauen die Pelele tragen, so konnten sie eine so alberne Frage kaum begreifen: „Die Männer haben Bärte, die Frauen keine; und was wär eine Frau ohne Backenbart und ohne Pelele?" — Sehr verbreitet ist unter den Mangandscha das Laster der Trunkenheit. Alle Arten des Rausches begegneten der Karawane: der gesprächige, der stürmische, der alberne, der dumme, der kampflustige. Uebrigens scheint das einheimische Bier der Gesundheit nicht schädlich zu sein; denn man trifft viele sehr alte Leute. Häufigen Waschungen verdanken sie dieß lange Leben nicht, wenigstens erzählte ein sehr alter Mann den Reisenden, er habe sich in seinem Leben einmal gewaschen, es sei aber schon so lange her, daß er nicht mehr wisse, wie es thue; und ein lästiger Mensch, der sich ungebetener Weise an sie angeschlossen hatte, und den sie sich lange Zeit vergeblich bemühten wieder los zu werden, ergriff plötzlich die Flucht, als sie ihm drohten, ihn zum Fluß hinab zu nehmen und dort zu waschen. Die Sitte des Badens scheint übrigens in einzelnen Theilen des Landes dennoch üblich zu sein. Als einst an einer Stelle, an der die Reisenden gebadet hatten, kurz darauf ein Weib von einem Krokodile verschlungen wurde, berichtete ihr Mann tief betrübt seinen Nachbarn: „es seien weiße Männer in sein Dorf gekommen, hätten sich an der Stelle, wo sein Weib Wasser zu schöpfen und zu baden pflegte, gewaschen und mit einer weißen Medizin (Seife) abgerieben, und sein Weib, die hernach baden gegangen, sei von einem Krokodil ergriffen worden; ob in Folge der angewandten Medizin, wisse er nicht."

Vielleicht hängt es mit dem Mangel an Reinlichkeit zusammen, daß sich unter den Mangandscha auffallend viele Hautkrankheiten finden. Die schlimmste derselben schien Livingstone ein fast unheilbares, schmerzloses Geschwür zu sein. Neben Aussätzigen bemerkte er auch durch Blatternarben entstellte Leute. — Um einen Todten wehklagen die Frauen zwei Tage, und sowohl sie als die Männer tragen Zeichen der Trauer um verstorbene Verwandte. Sie glauben an das Dasein eines höchsten Wesens, Mpambe oder auch Morungo genannt, und an die Unsterblichkeit der Seele. „Hier leben wir nur

wenige Tage," sagte ein alter Häuptling, „aber nach dem Tode leben wir noch einmal; wo, oder in welcher Lage, oder mit was für Gesellschaftern, das wissen wir nicht, denn die Todten kehren nie zurück, um es uns zu sagen. Bisweilen kommen sie wieder und erscheinen uns in Träumen; aber sie sprechen nie, noch sagen sie uns, wohin sie gegangen sind und wie es ihnen geht."

Das Gottesurtheil durch den giftigen Muawetrank ist hier so allgemein und der Glaube an seine unterscheidende Kraft so unbedingt, daß, selbst Häuptlinge nicht ausgenommen, ein muthmaßlicher Verbrecher sich freiwillig erbietet, ihn zu trinken, um seine Unschuld darzuthun. Wirft der Magen das Gift wieder aus, so wird der Angeklagte für unschuldig erklärt, behält er es bei sich, so nimmt man an, daß die Schuld erwiesen sei.

Ganz in der Nähe des Nyassasees trafen die Reisenden im Schatten eines prachtvollen Banyanenbaumes mit arabischen Sklavenhändlern zusammen, die im vergangenen Jahre oben in Cazembe's Land ihrem schändlichen Erwerbe nachgegangen waren und sich jetzt mit einer Menge Sklaven, Elfenbein und Malachit auf dem Rückwege befanden. Offenbar hielten sie die Fremden für Ihresgleichen, denn sie boten ihnen sogleich mehrere Kinder zum Verkauf an. Als sie aber hörten, daß sie es mit Engländern zu thun hätten, schienen sie erschrocken, und in der Nacht verließen sie ihr Lager. An der Küste wurden merkwürdiger Weise mehrere jener Sklaven wirklich durch ein englisches Schiff befreit; und eine Frau aus ihrer Zahl, die später wieder mit Livingstone zusammentraf, erzählte diesem, daß am Nyassasee damals die Araber aus Furcht vor einer unheimlichen Bande Basungo (Weißer) geflohen seien.

Die Gesellschaft befand sich jetzt also auf einem der großen Sklavenwege von Inner-Afrika. Einige kreuzen den Schire etwas weiter unten und einige auf dem See selbst. Den Nachrichten zufolge, welche Oberst Rigby in Zanzibar und aus andern Quellen sammelte, kommen beinahe alle Sklaven, die in dem arabischen Hafen Kilwa und den portugiesischen Häfen Ibo und Mosambik verschifft werden, aus dem Nyassa-Distrikt. Die einsichtsvollsten englischen See-Offiziere an der Küste theilten daher einstimmig Livingstone's Ansicht, daß ein einziges kleines Fahrzeug auf dem See und dem obern Schire zur Unterdrückung des Sklavenhandels bessere Dienste leisten würde, als ein halbes Dutzend Kriegsschiffe auf dem Ocean, und daß er durch die richtigen

Maßregeln im Innern des Landes mit weit geringeren Kosten als bisher im Osten Afrikas ebenso erfolgreich bekämpft werden könnte, wie dieß im Westen geschieht.

Livingstone's erster Aufenthalt am Nyassa dauerte nicht lange. In einem Lande, in dem man nur Sklavenhändler gewohnt ist, hielt er es für das Gerathenste, nur eilige Besuche abzustatten und sich dann wieder eine Weile zu entfernen, um in den Gemüthern die Ueberzeugung reifen zu lassen, daß er wirklich in anderer Absicht gekommen sei als die Fremden, mit denen sie bisher verkehrten. Wurde ihm doch in einem der Dörfer, die ihm den Eintritt nicht gestatteten, entgegengehalten, es seien schon früher andere Reisegesellschaften gekommen und haben gesprochen wie er; nach einigen Tagen aber seien sie über die Leute hergefallen und haben viele von ihnen in die Sklaverei fortgeschleppt. — Manche Mangandscha-Häuptlinge verkaufen zwar selbst ihre eigenen Unterthanen, doch schienen sie sich dieses Handels zu schämen und suchten ihn zu entschuldigen. „Wir verkaufen nicht viele, und nur diejenigen, welche Verbrechen begangen haben," hieß es. Oft verschwinden aber auch plötzlich schutzlose Waisen, und Niemand fragt nach ihnen. Der Häuptling erhält gewöhnlich für einen Mann ungefähr sechs, für eine Frau vier, für einen Knaben oder ein Mädchen drei Ellen Kattun! Hat er Elfenbein als Tauschmittel anzubieten, so verschont er meistens die Menschen. Uebrigens kommt es auch vor, daß ein Theil eines Stammes, von Habgier getrieben, anfängt, seine eigenen Stammgenossen zu stehlen und zu verkaufen. Das führt dann zum Kampfe. Der schwächere Theil wird vertrieben, und während er obdachlos umherirrt, versinkt er in einen solchen Zustand der Verwilderung, daß er ohne Bedenken nur noch von Plünderung und vom Verkauf seiner Gefangenen, ja sogar seiner Familienglieder lebt.

Nirgends aber, trotz all dieses Elends, fand Livingstone eine so dichte Bevölkerung als am Nyassa; die Dörfer waren an seinem Südende zusammengedrängt. Alles eilte ans Ufer, um das Boot hinsegeln zu sehen; wenn dann vollends die Weißen zum Mahl ans Land stiegen, welch ein Jubel für die Menge, die Tschirombo (wilde Thiere) essen zu sehen. Wenn die Schwarzen nicht gerade betrunken waren, hielten sie sich jedoch immer in anständiger Entfernung und benahmen sich höflich. Sie pflanzen Reis und Bataten, Mais und Hirse; im Norden des Sees leben sie hauptsächlich von Fischen und Kassawa,

und backen zu gewissen Zeiten Kuchen aus einer Unzahl von kleinen Mücken, Kungo oder Nebel genannt. Wenn diese Mückenschwärme die Luft erfüllen, treffen sie das Gesicht des Wanderers wie feine Schneeflocken. Millionen gehen auf einen Kongokuchen, dessen Geschmack die Reisenden an Kaviar erinnerte.

Das Schirethal war erforscht und erschlossen, und Livingstone's nächster Plan gieng nun dahin, sein 1856 gegebenes Wort zu lösen, und seine Makololoführer in ihre Heimat zurückzugeleiten. Unter dem Eindruck des gemäßigten Klimas der reichbewässerten Mangandscha-Hügel dachte Dr. Kirk sich's leicht, von den Ufern des Schire aus mit einigen Führern quer landeinwärts nach Tette zurückzukehren, wo die nöthigen Vorbereitungen zur Reise in den Westen getroffen werden sollten. Der Maschinist Rae schloß sich ihm an. Das war aber eine Wanderung, deren Mühsalen und Entbehrungen die beiden unternehmenden Männer beinahe erlegen wären. Ueber dürre, schattenlose Ebenen führte der glühendheiße Weg. Das Wasser, das man spärlich genug in den Betten vertrockneter Flüsse gewann, war salzig, die giftige Tsetsefliege allenthalben da. Vergeblich suchten die eingebornen Führer ihre versengten Füße dann und wann unter den fast schattenlosen Büschen einen Augenblick zu kühlen; die Hitze war so entsetzlich, daß der Träger des Proviants nur noch die Fasern von den Resten des eingesalzenen Fleisches nach Tette brachte; das von der flammenden Sonne geschmolzene Fett war alles über seinen Rücken hinabgelaufen.

Auch auf Livingstone, der auf dem alten Wege die Rückreise antrat, warteten Geduldsprüfungen verschiedener Art. Auf dem untern Schire waren es Moskitoschwärme, welche die Reisenden mit ihren empfindlichen und unabweisbaren Angriffen verfolgten; auf dem Kongone, den man hinabfuhr, um den von der englischen Regierung auf dem Schiffe Lynx gesandten Proviant in Empfang zu nehmen, hatten sie den ungleich größeren Schmerz zu erfahren, daß beim Umschlagen eines der Landungsboote der Briefbeutel verloren gegangen war. Im Begriff, eine 8—9 Monate lange Reise ins Innere anzutreten, mußten also Livingstone und seine europäischen Begleiter sich darein ergeben, im Ganzen 20 Monate ohne Nachrichten von Freunden und Verwandten zu bleiben! Der Briefbeutel wurde zwar später von einigen Eingebornen am Strande gefunden, bis er aber in Livingstone's Hand kam, enthielt er nur noch ein Packet alter

Zeitungen, drei veraltete Briefe und einige Photographieen. Das gebrechliche Fahrzeug, an dem's wieder und wieder zu flicken gab, machte auch allerlei Noth. Hinter der Bekleidung des Verdecks hielt sich den Tag über mehrere Wochen hindurch eine fünf Fuß lange grüne Schlange verborgen, die bei Nacht hervorkroch und bald dem Einen, bald dem Andern einen Besuch abstattete. In der Dunkelheit durch ihre kalte Berührung geweckt zu werden, war natürlich kein angenehmes Gefühl. — Skorpione, Hundertfüße und giftige Spinnen, die zuweilen mit dem gefällten Holze ins Schiff gebracht wurden und ihren Weg in die Betten fanden, wurden zwar jedes Mal glücklich entdeckt und vertilgt, ehe sie Schaden anrichteten, Nachtruhe gab es aber dennoch nur wenig. Mit den Moskito's verbündeten sich die Ratten, oder vielmehr eine große Gattung in diesen Gegenden einheimischer Mäuse, sie zu stören. Hatten diese drolligen Thiere ihre lustigen Sprünge über die Gesichter der Schlafenden gemacht, so schienen sie sich mit einem lauten Hi! hi! hi! des gelungenen Scherzes zu freuen und der zwecklosen Schläge und des unnützen Brummens der erzürnten Menschennatur zu spotten. Auch unzählige Kellerasseln beunruhigten das Fahrzeug, und alle Anstrengungen, diese zerstörenden Plagegeister zu vertilgen, waren vergeblich. „Wenn man eine tödtet," sagten die Matrosen, „so kommen hundert zu ihrem Leichenbegängniß herab."

---

3. Stromaufwärts zu den Victoriafällen und ins Makolololand.

Es schien gerathen, erst nach der Regenzeit von Tette aufzubrechen. Am 15. Mai 1860 trat die Karawane endlich die Reise an. Nun zeigte sich's aber, daß Viele der Makololo gar nicht so sehr nach ihrer alten Heimat verlangten, als ihre Reden es Monate zuvor hatten glauben lassen. Sie hatten Verhältnisse mit Sklavinnen angeknüpft, denen sie hacken und jäten und den Ertrag ihrer Gärten verzehren halfen, und es waren ihnen Kinder geboren worden. Ihre Herzen waren gefesselt, obgleich sie wußten, daß sie weder Weiber noch Kinder die ihren nennen konnten. Nach einem portugiesischen Gesetz sind zwar die getauften Kinder der Sklavinnen frei; wenn aber auf dasselbe verwiesen wird, so erwiedert der Zambesi-Bewohner lachend: „Diese aus Lissabon stammenden Gesetze sind sehr stark, aber

hier verlieren sie irgendwie, wahrscheinlich wegen der Hitze des Klimas, ihre ganze Kraft." Nur eine Frau konnte ihrem Mann in sein Land folgen; dennoch entschlossen sich fast alle Makololo, mit Livingstone zu ziehen. Aber schon nach zwei Stunden kehrten zwei von ihnen wieder um. Es wurde nun bekannt gemacht, daß wer nicht zurückzukehren wünsche, es nur zu sagen brauche. Niemand meldete sich; dagegen verschwanden jede Nacht einige Leute, und bis die Karawane die Kebrabasa-Hügel erreichte, waren dreißig Mann, fast der dritte Theil der Reisegesellschaft umgekehrt. Nur ein einziges Mal kam es indeß vor, daß die Flüchtlinge das ihnen anvertraute Gepäck mitnahmen, obgleich mehrere ihre Kameraden bestahlen. Weiterhin kamen keine Desertionen mehr vor, so beliebt auch in Afrika die Art ist, sich heimlich davon zu schleichen, sobald man an irgend einer übernommenen Aufgabe ermüdet.

Erst dießmal erreichte Livingstone die letzte der im Ganzen 30 Stunden langen Stromschnellen von Kebrabasa.*) Wie wäre es aber möglich, in kurzen Zügen ein Bild zu entwerfen von der steinigten Wildniß, den riesigen Felsmassen, durch die sich hier der Zambesi seinen Weg zur See hinab gebahnt hat! Vier Monate des Jahrs hindurch ist all sein Wasser in eine 90—210 Fuß breite Rinne zusammengedrängt, zwischen deren senkrechten, oft scharfe Winkel bildenden Wänden es sich schäumend den Durchgang erkämpft. Beinahe hausgroße Porphyr- und Syenitblöcke liegen in dem weiteren Flußbett während der trockenen Jahreszeit entblößt da, unten von weißlichrother Färbung, oben von glänzendem Schwarz, gleich dunklen Negergestalten. Während des Hochwassers verschwinden alle diese Klippen und Strudel unter der breiten, tiefen Wassermasse, die dann, von runden, 700—1000 Fuß hohen Hügeln begrenzt, dem Meere zuströmt. „Die Schifffahrt ist hier zu Ende", das ist die Bedeutung des Worts Kebrabasa; dennoch wurde Livingstone von einigen Eingebornen versichert, zur Zeit des Hochwassers seien diese Stromschnellen schon befahren worden.

Es scheint jetzt mit ziemlicher Sicherheit angenommen werden zu dürfen, daß sämmtliche afrikanische Flüsse, die noch unerforschten ebensowohl wie die schon bekannten, der Schifffahrt alle dieselben Hindernisse in den Weg stellen, da hinter der 12—120 Stunden breiten

*) Die folgende Beschreibung ist nach Stewart.

niedrigen Küste sich das innere Hochland erhebt und dem Welttheil, um mit Speke zu sprechen, die Gestalt eines umgekehrten Tellers gibt.

Wie manche Blicke in afrikanisches Natur- und Menschenleben konnten auf der Weiterreise die europäischen Wanderer thun! Wie viel Großartiges, Neues, Trauriges, mitunter auch Komisches gab's zu sehen! So kam ihnen in einem Dorfe ein Mann entgegen, der behauptete, er könne sich in einen Löwen verwandeln. Die Makololo erklärten, daß er ein Pondoro oder ein Mensch sei, der seine Gestalt nach Belieben ändern könne, und glaubten so fest an diese seine Macht, daß sie nicht zu bewegen waren ihn zu bitten, er möchte sie sofort beweisen. Zuweilen wendet der Pondoro die erlangte Stärke dazu an, daß er zum Besten des Dorfes jagt; nach einem oder zwei Tagen stellt ihm dann sein Weib eine gewisse Arznei in den Wald, die ihn in den Stand setzt, sich wieder in einen Menschen zu verwandeln, und die Dorfbewohner ziehen hinaus, um das Wild zu suchen, das er als Löwe erlegte.

Ein anderes Mal nahte sich dem nächtlichen Lager der Reisenden ein leibhaftiger Löwe, den wahrscheinlich der Geruch eines frisch geschossenen Büffels herbeizog. In ihm glaubten aber einige Makololo einen verkappten Häuptling zu erkennen und suchten ihn durch lange Reden zur Umkehr zu bewegen. „Du ein Häuptling? Ein schöner Häuptling, der in der Dunkelheit herumschleicht und unser Fleisch zu stehlen sucht. Schämst Du Dich nicht vor Dir selber? Warum schlachtest Du Dir nicht selbst ein Rind? Du bist wie ein Mistkäfer und denkst nur an Dich selbst." Erst als er gegen alle Vorstellungen taub blieb und nur um so lauter brüllte, griffen sie nach ihren Gewehren. Er blieb aber außerhalb des hellen Kreises, der durch das Lagerfeuer gebildet war, und in die Dunkelheit mochten sie ihm nicht folgen.

Nicht sehr schmeichelhafte Betrachtungen konnten die Reisenden über den Eindruck anstellen, den ihre Erscheinung in Dörfern verursachte, die noch nie von einem Europäer besucht wurden. Erblickte ein ruhig und harmlos spielendes Kind „die Männer in Säcken", so stürzte es mit demselben Entsetzen fort, mit dem wir etwa die Flucht ergreifen würden, wenn an der Thüre eines Naturalienkabinets uns eine egyptische Mumie entgegenträte. Durch das Geschrei des Kindes aufgeschreckt, stürzte die Mutter aus der Hütte hervor, prallte aber beim ersten Blick auf das furchtbare Gespenst wieder zurück. Hunde zogen den Schwanz ein und liefen davon; Hühner ließen ihre Kich-

lein im Stiche und flogen angstvoll über die Dächer der Häuser. Erst die lachende Versicherung der Makololo, daß weiße Leute keine schwarzen fressen, brachte wieder Friede und Ruhe in das aufgeregte Dorf; doch konnte man da und dort noch eine Mutter zu ihrem unartigen Kinde sagen hören: „Sei brav, sonst ruf' ich den weißen Mann, daß er Dich beißt."

Ebenso viel Verwunderung wie die drei weißen Männer erregten die beiden Esel, welche portugiesische Freunde die Gefälligkeit gehabt hatten, ihnen zu leihen. Wenn einer zu brüllen anfieng, zitterten Viele mehr als bei der Stimme des Löwen und starrten ihn mit stummem Entsetzen an, bis der letzte gebrochene Ton heraus war; hintennach brachen sie aber über die allgemeine Bestürzung in schallendes Gelächter aus.

Ueber die Felsen der Kebrabasa-Kette, deren Wälder jetzt in den bunten Farben des afrikanischen Frühlings prangten, führte der Weg in die fruchtbaren Tschicowa Ebenen. Man sah, daß ihr fetter, schwarzer Boden früher eine zahlreiche Bevölkerung ernährt haben mußte; noch immer wuchs neben dem üppig wuchernden Unkraut in den verlassenen Gärten zerstörter Dörfer auch Baumwolle; verheerende Kriege und Sklavenjagden aber hatten einen großen Theil des Landes zur Einöde gemacht. Weiterhin gieng es oft über unabsehbare Flächen einer scheinbar leblosen Landschaft. Kein Vogel, noch irgend ein anderes Thier ließ seine Stimme hören; die Luft war still, Himmel und Erde in eine tiefe, schwüle Ruhe versunken, und der lange, sich schlängelnde Zug müder Reisenden auf der heißen, blendenden Ebene glich einem einsamen Schiffe auf dem öden Meere. Und doch waren die Wanderer nicht allein: bald gewahrten sie hinter einer Gruppe dichter Dornbüsche die dunkeln, gespensterartigen Gestalten von Büffeln, die mit gesenkten Köpfen und grimmigen Augen sie anstierten, bald sahen sie beim Eintritt in einen Wald in der Ferne eine Heerde Pallahs oder Wasserböcke so ruhig und unbeweglich dastehen, als machten sie einen Theil der Landschaft aus; bald schlich sich mit leisem Tritt ein Eingeborner herbei, um die unerwarteten Gäste mit neugierigem Blick zu messen. Wunderbar war noch weiter stromaufwärts die Menge der Thiere in einigen von Menschen unbewohnten kleineren Landstrichen. Da konnte vor Tagesanbruch eine Heerde Elephanten unweit der Schlafstätte der Reisenden vorüberziehen, und die Karawane gleich beim ersten Schritte auf große Flüge von Perlhüh-

nern stoßen, während Hunderte von Turteltauben sich mit großem Geräusch erhoben, um nach den Bäumen fortzufliegen. Bei Sonnenaufgang etwa starrte ein Rudel Wasserböcke die Wanderer aus einer Entfernung von 150 Fuß an, und trabte dann ruhig fort; eine kurze Strecke weiter eilte eine Heerde Kudu-Weibchen (von der Gemsenart Strepsiceros) mit einigen prachtvoll gehörnten Böcken den dürren Hügelwänden zu. Um acht Uhr fieng die Tsetse an, die Reisenden zu umsummen und in Hände und Nacken zu beißen. Ihr für Pferde und Rindvieh tödtlicher Stich ist indeß für die Menschen nur lästig. Im Laufe des gleichen Tages noch begegnete man einigen Büffeln, die am Wege grasten, und ein paar Elephanten, die einen Wasserteich aufgesucht hatten. Hinter diesen Monarchen der Wildniß stand in ehrerbietiger Entfernung ein Rudel Zebra's und eine Heerde Wasserböcke. Eine Meile jenseits des Teiches kamen drei Büffelkühe mit ihren Kälbern vom Walde her und schritten über die Ebene, und ein Trupp Affen zog sich von dessen Saume in das Dickicht zurück. Eine neue Welt erwachte mit der Nacht, und zwar eine lärmendere als die im Sonnenlicht. Wunderbare, theilweise gar nicht zu beschreibende Insektentöne trafen das Ohr, und fremde Vögel sangen ihre lieblichen Lieder, während andere kreischten und schrieen, als ob sie in Zorn oder Furcht wären. Löwen und Hyänen umbrüllten das Lager und kamen ihm oft widerwärtig nahe, obgleich sie sich nie in dessen Mitte wagten und durch ihr Benehmen Livingstone stets an das Wort der Schrift erinnerten: „Eure Furcht und Schrecken sei über alle Thiere auf Erden." Merkwürdiger Weise schien der Geruch des Menschen diesen Bewohnern der Wildniß viel mehr Entsetzen einzuflößen als sein Anblick; um ein Thier zu erlegen, durfte man ihm daher nie von der Windseite nahen.

Es war wirklich leichter, umgeben von dem Gebrüll des Löwen und dem Geheul der Hyäne den Schlaf zu finden, als einmal in einer regnerischen Nacht in einer Hütte der Eingebornen, in der die Reisenden den Angriffen einer ganz kleinen Ameisenart ausgesetzt waren. Die kämpfenden Bataillone standen unter regulärer Manneszucht und unter dem Befehl eines ausgezeichneten Anführers. Man hörte das zwei- bis dreimal wiederholte scharfe, gellende Kommandowort, und unmittelbar nachher fühlte man, wie die Schlachtreihe über Kopf und Hals stürmte, die Haut anbiß, mit einem Todesgriff sich an das Haar anklammerte und sich eher von ihren Kinnbacken trennte

als ihren Haltpunkt aufgab. Man suchte sie zu vertreiben, aber kaum war das Licht gelöscht und Alles wieder still, so begann der Angriff von Neuem.

Am 26. Juni war das portugiesische Dorf Zumbo erreicht, dessen Gründer Pereira stolz darauf war, der „Schrecken" genannt zu werden. Es liegt am Einfluß des Loangwa in den Zambesi. „Kaum läßt sich eine reizendere Lage denken; die einstige Kapelle bietet eine herrliche Aussicht auf die beiden Ströme, die grünen Gefilde, den wellenförmig wogenden Wald, die anmuthigen Hügel und die majestätischen Berge in der Ferne. Doch jetzt ist sie eine Ruine und ringsum brütet Verwüstung. Der wilde Vogel, aufgeschreckt durch den ungewohnten Ton herannahender Fußtritte, erhebt sich krächzend in die Luft. Dornbüsche, üppig wucherndes Gras und Unkraut bedecken den Boden; die Hyäne hat das Heiligthum befleckt und auf seine zerbröckelnden Mauern hat sich die Nachteule gesetzt, um den unverdauten Rest ihrer Beute auszuspeien. Man kann nicht ohne schmerzliche Gefühle die völlige Verwüstung eines Platzes sehen, an dem einst mit vereinter Stimme die großen Worte ausgesprochen wurden: 'Du bist der König der Ehren, o Christus!' und daran denken, daß die Eingebornen dieser Gegend nicht einmal seinen Namen kennen. Ihr Aberglaube läßt sie die geweihte Stätte meiden wie die Pest. Außer den Trümmern der Kapelle und einiger Wohnhäuser verräth nichts, daß eine christliche Macht hier jemals Handelsleute hatte; denn die heutigen Eingebornen sind genau das, was ihre Väter waren, als die Portugiesen zum ersten Male um das Vorgebirge der guten Hoffnung fuhren. Ihre Sprache, wenn sie nicht im Vatikan begraben liegt, ist noch immer ungeschrieben. Keine einzige Kunst, außer derjenigen, vermittels eines Flintenlaufs geistige Getränke zu destilliren, haben sie jemals von den Fremden gelernt, und wenn der ganze Stamm der Weißen plötzlich das Land verlassen müßte, so wären die Ueberreste einiger aus Stein und Lehm gebauter Mauern und der verderbliche Glaube, daß ein Mensch seinen Mitmenschen verkaufen kann, ihr einziges Denkmal."*)

*) Von den schauderhaften Greueln der portugiesischen Sklavenhändler nur Ein Beispiel: Der Mulatte Sequeira (oder Sequescha), der mit etlichen Hundert Sklaven die Menschen- und Elephantenjagd betreibt, ließ sich einmal dazu brauchen, einen Häuptling in Zumbo zu entthronen und seine Würde dem Nebenbuhler zu verschaffen, alles für 10 Stoßzähne. Wie machte ers? Er ließ sich von

Da die katholischen Missionare es offenbar weder an Umsicht noch an Unternehmungsgeist fehlen ließen, wäre es von großem Interesse, den wahren Grund der gänzlichen Erfolglosigkeit ihrer Bestrebungen kennen zu lernen. Noch ehe im Jahr 1569 eine portugiesische Expedition vergeblich in das Gebiet des Häuptlings Monomotapa vorzudringen suchte, um seine westlich von Tette gelegenen Goldwäschereien zu erobern, hatte der Jesuitenpater Gonçalo da Silveira in frommem Eifer bereits den Weg dorthin gefunden und den Märtyrertod erlitten. Daß einst ein ziemlich weites Missionsnetz über Ostafrika ausgespannt war, beweisen auch die jetzt noch vorhandenen Ruinen vieler Stationen. Livingstone wird es schwer, zu glauben, daß diese Männer sollten ihr Vaterland verlassen haben, um, wie portugiesische Schriftsteller behaupten, sich an dem unheiligen Gewinn des Sklavenhandels zu betheiligen, den ihnen ihre Ordensregeln doch nicht zu genießen erlaubten. Er hält diese Annahme für um so weniger gerechtfertigt, als die Erinnerungen, welche unter den Eingebornen noch vorhanden sind, entschieden für die Frömmigkeit der Missionare sprechen, und ja auch über die evangelischen Missionen verschiedener Länder von einigen Küstenorten aus schon die unsinnigsten und schmählichsten Gerüchte in Umlauf gesetzt wurden. Allerdings aber scheinen die Missionare nichts gethan zu haben, um der Sklaverei entgegenzuarbeiten, und ihr Fortbestand ist in Afrika gleichbedeutend mit der Verewigung der Barbarei.

Die Weiterreise führte Livingstone meist durch Gegenden, die er schon einige Jahre früher auf seiner berühmten Wanderung von Westen nach Osten berührt hatte, und am 9. August zu dem herrlichen Wasserfall Mosi-oa-tunya, dem Niagara Afrika's. Obgleich er den Eingebornen weithin bekannt war und ihre Gemüther mit solcher Ehrfurcht erfüllte, daß die alten Batoka-Häuptlinge zwei Inseln am Rande desselben als geheiligte Stätten betrachteten, wo sie unter den wolkigen Dunstsäulen, in der Nähe der prachtvollen Regenbogen, mit dem unaufhörlichen Tosen des Wassers und dem ewigen Zufluß, als ob

---

dem Häuptling Mpangwe festlich bewirthen und erbot sich, den Freudentag durch eine Salve zu verherrlichen. Arglos stimmte jener bei. Seine Leute traten vor, Sequeira kommandirte Feuer, und der Häuptling mit 20 Zuschauern stürzten todt zur Erde. Die Flüchtenden wurden eingefangen und zu Sklaven gemacht, der Nebenbuhler aber nur als Vasall des Mulatten zum Häuptling eingesetzt. Die portugiesischen Behörden hatten nichts dazu zu sagen!

er aus der Hand des Schöpfers hervorströmte, die Gottheit verehrten, war zu den Portugiesen doch keine Kunde davon gedrungen, bis Livingstone ihn 1855 zuerst besuchte und ihm den Namen seiner Monarchin beilegte. „Es ist eine ziemlich hoffnungslose Bemühung," sagt er, „eine Vorstellung des Mosi-oa-tunya ('Rauch-Donner') in Worten zu geben, seitdem, wie wir an Ort und Stelle bemerkten, ein vollendeter Maler selbst durch eine Reihe von Ansichten nur einen schwachen Eindruck von dem herrlichen Anblick hervorzubringen vermochte. Charles Livingstone hatte den Niagara gesehen und reichte dem Mosi-oa-tunya die Palme, obgleich wir jetzt am Ende der trockenen Jahreszeit standen und der Fluß seinen niedrigsten Wasserstand hatte. Ein tiefer Spalt, der im Basaltgestein durch vulkanische Kräfte entstand, hat den Fluß von seinem Bett weg in diese Kluft geworfen. Vor uns war zuerst ein Wasserfall von 108' Breite und über 310' Tiefe; dann tritt eine kleine Insel dazwischen; nach dieser kommt ein Fall mit einer Breite von 1720'; ein vorspringender Felsen trennt denselben von einem weitern großen Falle, der 975' breit ist; im Ganzen 2700' immerwährender Wasserfälle. Weiter östlich steht die Garteninsel; dann folgt eine große Strecke nackten Felsens mit etlichen und zwanzig schmalen Fällen, die zur Zeit des Hochwasserstandes einen einzigen Wassersturz von etwa wieder 2450' bilden. Am östlichen Ende der Schlucht befinden sich zwei größere Fälle, doch sind sie bei niedrigem Wasserstand denen zwischen den Inseln nicht zu vergleichen. Das Wasser wälzt sich klar und völlig ungebrochen über den Felsen in eine Schlucht, doppelt so tief als der Niagara; aber nach einem Fall von zehn oder mehr Fuß wird die ganze Masse plötzlich einer ungeheuren Decke von frisch gefallenem Schnee gleich. „Einzelne Theile lösen sich in der Gestalt von Kometen mit hinten nachströmenden Schweifen davon ab, bis die ganze schneeige Fläche sich in Myriaden dahinfliegender, abspringender wässeriger Kometen verwandelt. Vielleicht rührt es von der Trockenheit der Atmosphäre her, daß jeder Tropfen Zambesi-Wasser eine Art Individualität zu besitzen scheint. Es läuft von den Enden der Ruder ab und gleitet gleich Perlen auf der glatten Oberfläche hin, wie Tropfen Quecksilber auf einem Tische. In einer Höhe von 200 oder höchstens 300' über dem Niveau des Flusses oberhalb des Wasserfalls verdichtet sich dieser Dunst zu einem immerwährenden feinen Regenschauer. Die Morgensonne vergoldet diese Wasserrauchsäulen mit all den glänzenden Farben doppelter und drei-

facher Regenbogen. Die aus dem gelbglühenden Abendhimmel herabfallenden Strahlen verleihen ihnen eine schwefelgelbe Färbung und machten auf uns den Eindruck, als gliche der gähnende Schlund dem offenen Höllenrachen. Der Sonnenschein, der sonst in diesem Lande so überwältigend ist, durchdringt nie das tiefe Dunkel des Schattens eines Haines, der immer grün in der Region jenes ewigen Regens liegt."

Hier nun trat Livingstone schon in den Bereich der südafrikanischen Missionen. Das will sagen, daß ihm ein Jäger berichtete, nach Moselekatse's Hauptstadt Nyati (die einen Monat weit entfernt sei) wären Engländer gekommen, die jenem Tyrannen gesagt haben, Menschen tödten sei unrecht, und derselbe habe zwar geantwortet, er sei geboren um Leute zu tödten, lasse aber doch die alte Gewohnheit fallen. Von kleinen Tyrannen waren nun manche zu schauen; Livingstone's Begleiter konnten über deren durchdringende Augen bemerken: Er hat Menschenblut getrunken, ihr könnt es an seinen Augen sehen. Der letzte von dem wir hören, ist Sekeletu, der Herrscher der Makololo am obern Zambesi, dem der Reisende seine Unterthanen, soviel ihrer übrig waren, wieder zuführte. Er hatte vor kurzem (April 1860) die Missionare verloren, die auf Livingstone's Empfehlung ihm zugesandt worden waren; der erfahrene Helmore und seine Gattin, Moffats Tochter, mit Kindern und Begleitern waren vom Fieber dahingerafft worden, und den übrigen Missionar Price hatte der Tyrann noch fast ausgezogen, ehe er ihn mit seiner sterbenden Gattin ziehen ließ (siehe Miss. Mag. 1861, S. 402). Jetzt (im August) war der Häuptling vom Aussatz geplagt, an dem er 1864 gestorben ist; er hatte große Freude an den neuen Geschenken Livingstone's und suchte seine Milde gegen die Missionare in ein möglichst helles Licht zu stellen. Rührend war es, in Sescheke junge Männer die Choräle singen zu hören, die Helmore während seiner kurzen Wirksamkeit in diesen Gegenden sie gelehrt hatte. Rührend auch die Beweise von alter Anhänglichkeit, welche Livingstone hier von früheren Bekannten entgegenkamen. Doch es galt schnell umzukehren, nachdem den acht Gräbern ein Besuch abgestattet war. Im November sollte ein neuer Dampfer in den Zambesi einlaufen und da mußte Livingstone gegenwärtig sein. Vor seiner Abreise aber baten der Häuptling und alle Vornehmen dringend, ihnen Weiße zuzusenden, die sich auf dem gesunden Barotsa Hochlande niederlassen möchten. Auch das wird ja einmal geschehen, nur gehen

alle diese Unternehmungen, die so werthvolle Leben aufs Spiel setzen, einen sehr gemessenen Gang.

(Schluß folgt.)

Die Spaltung in der Taungu-Mission.

Von der Gefährdung der Karenen-Mission durch die einst hochverdiente Frau Mason haben wir früher (Mag. 1864. S. 337 f.) einige Nachricht gegeben. Hören wir nun, was weiter von dieser betrübten Störung eines gesegneten Werks gemeldet wird.

Der neueste Jahresbericht (1865) der amerikanischen Baptisten-Missionsgesellschaft enthält die schmerzliche Mittheilung, daß es der Kommittee nicht gelungen ist, Dr. Mason zu vermögen, den Eingebornen gegenüber seine Mißbilligung der neuen Lehren seiner Frau öffentlich auszusprechen und sie vor denselben ernstlich zu warnen. Nachdem die Kommittee ihn zur Verhütung weiteren Aergernisses vergeblich eingeladen hatte, mit seiner Gattin nach Amerika zurückzukehren, war das Mindeste, was sie von ihm fordern konnte, daß er selbst sich schützend zwischen die jungen Gemeinden und die gegen ihren lauteren Bibelglauben gerichteten Angriffe stelle; Dr. Mason dagegen trat auf die Seite seiner Frau, entschlossen, die abenteuerlichen Irrlehren zu vertheidigen, die in diesen Blättern schon kurz erwähnt wurden (Miss. Mag. 1864. S. 338), über die aber jetzt ausführlichere Berichte von Miss. Croß vorliegen, bestätigt durch verschiedene eigenhändige Briefe der Frau Mason selbst. Wir lesen da unter Anderem:

„Gott sprach mit Adam in der Gottsprache, die noch unter allen Völkern besteht. Wird das einmal erkannt, so werden dadurch alle Völker zu wahren Anbetern Gottes.

„Die Karenen haben das Alphabet dieser heiligen Sprache, die das wahre Neue Testament unserer Bibel ist, an ihren Kleidern oder Säcken.

„Die Pagoden, die Götzentempel und die verschiedenen Symbole und Gegenstände der Verehrung der Heiden haben eine heilige Bedeutung, die der wahren Religion zur Grundlage dient.

„Die Missionare haben Unrecht, wenn sie dem Volke nicht predigen, daß es unwissend bereits den lebendigen Gott anbetet, und daß, sobald es das wissentlich thut, sein Gottesdienst nur einiger geringen Formveränderungen bedarf, um der wahre zu sein.

„Elias der Thisbiter war der h. Geist ins Fleisch gekommen, also wahrer Gott, und als solcher ebensowohl ein Gegenstand göttlicher Verehrung als Jesus Christus; ebenso auch Johannes der Täufer und Melchisedek.

„Es gibt eine heilige Bedeutung der Zahlen, welche Johannes, Jesaias und Ezechiel, die ihre Bücher darnach schrieben, kannten. Der Sinn der h. Schrift wird nur von Denjenigen ganz verstanden, welchen der Schlüssel zu ihrer Bildersprache geoffenbart ist."*)

Neben der Verkündigung dieser und ähnlicher Lehren nahm Frau Mason auch das Recht in Anspruch, Lehrer und Prediger ihres Amtes zu entsetzen. Was aber das Volk am besten verstand, und worin es ihr am bereitwilligsten Folge leistete, das war Haß gegen Alle, die nicht zu ihren Anhängern gehörten. Dadurch hauptsächlich wurden die Kirchen so verwirrt, daß der ganze Bau wieder einzustürzen und viele Seelen ins Heidenthum zurückzusinken drohten. Angesichts des tiefen Ernstes dieser Zerwürfnisse traten, noch ehe von Amerika aus irgend etwas in der Sache geschehen konnte, die in der Taungu-Mission arbeitenden Brüder im Oktober 1863 zu einer Konferenz zusammen, in der es ihnen schon ziemlich klar wurde, daß sie nicht nur mit Frau Mason, sonder auch mit ihrem Manne jede Verbindung werden lösen müssen.

Herr und Frau Mason suchten nun Beide den Lehrstreit als einen bloßen Zwist unter den Missionaren darzustellen und durch alle erdenklichen Anstrengungen die Leute auf ihre Seite zu bekommen. Eine Erklärung nach der andern wurde ihnen zur Unterschrift vorgelegt, „daß sie für immer zu Hr. und Fr. Mason stehen," — „keinen andern weißen Bruder aufnehmen und beherbergen" — „weder Quala noch einen andern der ordinirten Prediger, die sich nicht zu Mason's halten, aufnehmen" — „nicht mit ihnen sprechen" — „ihnen die

*) Und so fest ist Frau Masons Glaube daran, daß sie selbst diesen Schlüssel besitzt, daß sie in einem Cirkularschreiben an die Karenenkirchen erklärte, wenn auch Alle sie verließen, werde sie doch sich hinsetzen, um die heilige Bedeutung dieser Bildersprache niederzuschreiben, und eher den Feuertod erleiden, als dieser Ueberzeugung entsagen.

Hand nicht reichen" — „sie nicht speisen und tränken wollen." Miss. Croß dagegen wies es auf's Entschiedenste zurück, auch seinerseits seinen Namen zu irgend einem derartigen Schriftstück gebrauchen zu lassen.

Was aber außer jenen verderblichen Parteiumtrieben und der Lehre von der Gottsprache die andern Missionare und die Karenenprediger von der Nothwendigkeit überzeugte, sich von Dr. Mason völlig loszusagen, war dessen Entschluß, hinfort Keinen zu den Brüderkonferenzen zuzulassen, der sich nicht verpflichtet habe, „in ihm" zu bleiben, wie er sich den überhaupt dieselbe Macht anmaßte, die nur je ein römischer Bischof besaß. Sie beschlossen daher, im Januar dieses Jahrs in Schwatah sich zu einer eigenen Konferenz zu versammeln, während Mason und seine Anhänger die ihre in Wathoko hielten. Quala wurde zum Vorsitzenden von jener gewählt. Nachdem der eingeborne Prediger Kyoukhai sie mit einer Ansprache eröffnet hatte und der Geschäftsgang geordnet war, wurden Briefe von den verschiedenen Gemeinden verlesen, aus denen hervorgieng, daß in Folge aller Anstrengungen, die in den letzten zwei bis drei Jahren zur Verbreitung der Gottsprache und der neuen Lehre gemacht worden waren, beinahe alle Schulen aufgehört hatten. Gemeinden hatten ihre Prediger vertrieben und Prediger ihre Gemeinden verlassen, Dörfer waren in zwei Parteien gespalten; Viele waren davon gezogen, um Frau Masons Anweisung, daß sie keinerlei Gemeinschaft mit ihren Nachbarn haben sollten, noch zu überbieten; Andere hatten dem Christenthum entsagt und sich wieder dem Götzendienst zugewandt. Aber auch das war aus jenen Briefen zu ersehen, daß bereits die Wahrheit wieder Boden gewann und das lautere Evangelium sich aufs Neue Bahn brach. Die Mehrzahl der Paku-Gemeinden war durch Briefe oder Abgesandte vertreten, nach deren statistischen Mittheilungen 1226 Seelen die schwere Sichtungszeit bestanden hatten, die durch die Verirrung ihrer seitherigen Führer über sie hereingebrochen war. Viele der bei der Konferenz nicht vertretenen Gemeinden sollen gleichfalls die Lehren der Gottsprache nicht angenommen haben.

Die Versammlung war lieblich und von einem guten Geiste beseelt. Kein Wort der Bitterkeit oder des Spotts über die Mason's wurde gehört; es herrschte nur ein Gefühl der Entrüstung, des Schmerzes und der eigenen Hilflosigkeit ohne Gottes Erbarmen, und inbrünstige Gebete, daß Er sich der Verirrten annehmen und ihnen Selbsterkenntniß und Buße schenken wolle, stiegen zum Gnadenthron empor.

Die neun tüchtigsten eingebornen Prediger wurden sodann erwählt, um während der trockenen Jahreszeit umherzuziehen und die schwachen Brüder im Glauben zu stärken. Sie sollten die Gefallenen aufrichten, neue Prediger einsetzen, die Schulen wieder in Gang bringen und die Leute zum Lesen und Hören der h. Schrift ermuntern. Jeder von ihnen wurde hierauf noch besonders aufgefordert, sich darüber auszusprechen, ob er dem an ihn ergangenen Rufe Folge leisten wolle und welches seine Eindrücke von der Sache seien. Ergreifend war Quala's Rede, der schmerzlich bewegt von der Veränderung seit 1859, wo er nach Tavoy gesandt wurde, fast zu zweifeln schien, ob ihn die kühl gewordenen Gemeinden auch nur werden aufnehmen wollen. Miss. Croß erinnerte nun die Anwesenden daran, was ihnen Quala in den Jahren 1853—59 gewesen sei, wie sie damals ihre Augen ausgerissen und ihm gegeben hätten, und lud diejenigen ein, welche ihm auch jetzt noch ihr volles Vertrauen schenken wollen, sich von ihren Sitzen zu erheben. Die ganze Versammlung that es. Alle folgenden Redner sprachen ein tiefes Gefühl ihrer Verantwortlichkeit aus, und zugleich den Vorsatz, in der Furcht und Liebe Gottes zur Arbeit und in den Streit hinauszuziehen.

Unterdessen hatte auch die Kommittee, nachdem sie lange mit großer Schonung gegen Dr. Mason verfahren war, diesem eröffnet, daß sie ihn nicht länger als ihren Missionar betrachten könne, ihm aber die nöthige Summe zur Rückkehr nach Amerika sowie für seinen Unterhalt in der nächsten Zeit zur Verfügung stelle. Mason blieb in Barma, ohne zu antworten. Am 25. April dieses Jahrs beschloß die Kommittee einstimmig, ihm nun die definitive Lösung jeder Verbindung mit ihm anzuzeigen, nachdem sie schon vorher an die Taungu-Gemeinden folgendes Schreiben gerichtet hatte:

„Wir, Eure Brüder von der Baptisten-Missionsgesellschaft in Amerika, senden unsern brüderlichen Gruß den Lehrern und Gliedern der Gemeinden in Taungu von allen Stämmen, Bghai, Paku u. s. w.

„Geliebte in Christo! Seit vielen Jahren haben wir in Liebe an Eurer Unterweisung in der h. Schrift und an Eurer Bekehrung zu Christo gearbeitet. Wir freuten uns, wenn wir von Zeit zu Zeit Kunde erhielten von der Bereitwilligkeit, mit der Ihr das Wort aufnahmet, und von dem Eifer, womit Ihr das Reich Gottes an Euch risset. Das Werk der Gnade wuchs mächtig unter Euch und breitete sich von Berg zu Berg aus, bis es schien, alle Karenen

Barma's werden bald das Wort von der Erlösung hören. Ihr Alle liebtet Jesum und waret Eins in Ihm, bis Frau Mason anfieng, die sogenannte Gottsprache zu lehren. Das brachte Zwietracht unter Euch, zu Eurem und zu unserem Schmerz, die wir Euch nur um so mehr lieben, seit wir in Sorgen um Euch sind.

„Sobald wir von Frau Masons Irrlehren hörten, schrieben wir dem Lehrer Mason und forderten ihn auf, seine Frau in dieß Land zu bringen, wo man gut für sie sorgen werde. Er lehnte diesen Vorschlag ab. Wir suchten ihn dann zu bewegen, Euch die Irrthümer darzulegen, in die sie gefallen war. Auch das wollte er nicht. Nach langen, redlichen Bemühungen sahen wir uns genöthigt, ihm seinen Gehalt als Missionar zu entziehen, und zugleich die Einladung zu wiederholen, er möchte in dieses Land zurückkehren. Er war uns lange ein lieber Bruder gewesen, und es schmerzte uns und schmerzt uns noch, getrennt von ihm zu sein. Weniger durften wir nicht thun, wenn wir uns gegen ihn und gegen Euch, wie gegen die Sache, der wir dienen, und gegen die Brüder, die uns ins Amt gesetzt haben, treu erweisen wollten.

„Zu Frau Mason als Religionslehrerin haben wir kein Vertrauen. Es wäre nicht sicher für Euch, ihr zu folgen. Lehrer Mason ist so verbunden mit Frau Mason, daß Ihr auch ihm nicht sicher folgen könnt. Sa Quala steht fest; folget ihm. Ebenso Pwaipau und Kyoukhai. Sie werden Euch gute Dinge lehren. Lehrer Croß beharrt in der Wahrheit und wird Alles thun, was in seiner Kraft steht, Euch den rechten Weg zu zeigen. Wir haben Vertrauen zu ihm und seiner Frau, und ebenso zu Lehrer Birby und seiner Frau. Vor Allem aber nehmet die Lehre Christi wohl in Acht.

„Wir ermahnen Euch aber, liebe Brüder, habt Frieden unter einander. Sehet zu, daß Niemand Böses mit Bösem vergelte; sondern allezeit jaget dem Guten nach, beides unter einander und gegen Jedermann. Seid allezeit fröhlich. Betet ohne Unterlaß, u. s. w. 1 Thess. 5, 14—25.

„Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit Euch, Amen."

(Nach Miss. Magazine. Jul. 1865.)

Missions-Zeitung.

Religionsfreiheit in der Türkei.

Die Ernennung eines neuen englischen Botschafters (des energischen Lord Lyons) am Hofe von Konstantinopel ruft unwillkührlich die Erinnerung an die Eingriffe gegen die Gewissensfreiheit wach, die im verflossenen Jahre unter der Mißleitung Sir Henry Bulwers stattfanden. „Die türkische Regierung ist bereit, Protestanten und allen Christen zu erlauben, ihre eigene Religion auszuüben in Kirchen und im eigenen Hause," hatte er in seinem Schreiben vom 1. August gesagt, „aber sie wird keine, weder öffentliche noch private Angriffe gegen den Muhammedanismus gestatten. Sie erlaubt jedem Muhammedaner, zum Christenthum überzutreten, aber sie gestattet ihm ebenso wenig als allen andern Christen, öffentlich gegen den Muhammedanismus zu sprechen. Ihre Politik ist, alle Religionen zu beschützen, und nicht den Anhängern einer Religion das Recht einzuräumen, eine andere anzugreifen." (s. Miss. M. 1864. S. 568 ff.)

Das war aber gewiß nicht der Sinn, den die Westmächte dem Hatti-Scheriff von 1856 in einer Zeit beilegten, da das Loos der Türkei in ihre Hände gegeben war. Hätte er in Beziehung auf Religionsfreiheit nur diese Zusage enthalten, was hätte das anderes geheißen, als einem lange gefangenen Vogel zwar die Thüren seines Käfigs öffnen, aber ihm vorher die Flügel so beschneiden, daß er von seiner Freiheit keinen Gebrauch machen könne?

Die englischen Christen schwiegen nicht zu dieser Sache. Die Vertreter der davon berührten religiösen Gesellschaften wandten sich an das Ministerium des Aeußern. Die kirchliche Missionsgesellschaft hob hervor, der Vertrag von 1856 verbürge den Muhammedanern alle rechtmäßigen Mittel, bei den christlichen Missionaren Belehrung nachzusuchen, und ebenso verbürge er den Missionaren die friedliche Ausübung ihres Amtes; es wäre ja ein Hohn gewesen, den bereits zum Christenthum Bekehrten Religionsfreiheit zuzusichern, wenn der Arm der Gerechtigkeit die Türken aller Mittel berauben konnte, dasselbe kennen zu lernen. Sie bat daher, man möchte ihren Missionaren nicht Beschränkungen auferlegen lassen, die im Widerspruch stehen mit der vollen Gewissensfreiheit und Straflosigkeit der christlichen Unterricht suchenden oder zum Christenthum übergetretenen Türken, welche die Pforte selbst der englischen Regierung zugesagt habe.

In einer Depesche vom 15. Dezember 1864 erkannte hierauf das auswärtige Amt an, daß der Hatti-Humayun übertreten und ein Unrecht begangen worden sei. „Nicht gemeint, für die Vergangenheit Genugthuung zu fordern," sagte darin Lord Russell, „muß ich Garantieen für die Zukunft verlangen; und wenn es sich herausstellen sollte, daß der Vertrag von 1856 und

die Lord Stratford de Redcliffe gegebenen Versprechungen keinen praktischen Werth haben und weder Missionaren noch bekehrten Türken Schutz gewähren, dann bin ich überzeugt, daß die Stimmung des englischen Volks dadurch sehr verändert, und seine Geneigtheit, die Unabhängigkeit des türkischen Reichs zu vertheidigen, bedeutend herabgestimmt würde."

Darauf wiederholte Ali Pascha in einer Depesche an den türkischen Gesandten Musurus in London die schon vorher gegen die Missionare vorgebrachten Beschuldigungen. Aus der im Hatti-Humayun allen Religionen innerhalb des türkischen Reichs zugesicherten Freiheit wollte er die Pflicht der Behörden herleiten, strenge über die Sicherung aller religiösen Interessen zu wachen und jedes Bekenntniß vor den Uebergriffen des andern zu schützen, „indem sie allen die volle Freiheit ihrer Ausübung wahrten."

Ueber die Stellung, welche die türkische Regierung dem Christenthum anweisen möchte, ist somit kein Zweifel mehr. Dasselbe mag im türkischen Reich geduldet werden, wenn es einen Waffenstillstand mit den andern Religionen schließt und darauf verzichtet, sich auszubreiten; das Licht mag in der Dunkelheit seine Stätte finden, vorausgesetzt, daß es die Dunkelheit nicht erhellt. Wo bleibt aber dann die „volle Freiheit seiner Ausübung", die ihm der Hatti-Humayun wahrt?

Ali Pascha fährt fort: „Lord Russell erklärt, er könne sich keine Religionsfreiheit denken ohne die Freiheit, Andern auch die Gründe des mit Wärme umfaßten Glaubens mitzutheilen. Er findet es sogar gerechtfertigt, privatim eine Religion anzugreifen, die man für irrig hält, in einem öffentlichen Angriff aber sieht er etwas Anstößiges. Gewiß führt die Freiheit des Glaubens dazu, auch von demselben zu sprechen. Doch ist ein großer Unterschied zwischen unwillkührlichen und liebevollen Aeußerungen seiner Ueberzeugungen und einer systematischen Bekehrungssucht mit dem bestimmten Zweck, andere Religionen umzustürzen; einer Bekehrungssucht, deren ganze Kraft in der Unduldsamkeit und in dem Haß gegen jene andern Religionen liegt, und die nicht nur die Unwissenheit des Volks und die Schwachheit seines Glaubens benützt, sondern auch politische und eigennützige Absichten hat; einer Bekehrungssucht, welche die Ansichten Anderer tadelt und verhöhnt, anstatt sie zu achten, und sich nicht scheut zur Bestechung ihre Zuflucht zu nehmen, wenn sie durch Ueberredung ihren Zweck nicht erreicht.

„Solch ein System wäre das gerade Gegentheil von dem Princip der Religionsfreiheit, denn es ist ja ein fortwährender Angriff auf die Freiheit Anderer und auf die Achtung vor den Ansichten Anderer, ohne welche religiöse Duldsamkeit nur eine leere Form ist."

Diese Anklagen treffen die evangelischen Missionare nicht. Mittel, wie die von dem türkischen Minister erwähnten, wären auf biblischem Grunde stehenden Christen nur hinderlich im Kampfe gegen die Finsterniß, wie Sauls Waffenrüstung einst David. Bekehrte, die es nicht von Herzen sind, sind

schlimmer als nichts. Anders als durch Ueberredung, sei es nun öffentlich oder privatim, haben die Missionare nie zu wirken versucht. — Liebevolle Vorstellungen, vorausgesetzt, daß sie nur in der Stille gemacht werden, das scheint also das Aeußerste, was der türkische Minister den protestantischen Missionaren einräumen will. Aber wer soll entscheiden, was still und was öffentlich ist? Wer bürgt dafür, daß die überzeugende Macht des Christenthums von der Regierung nicht mit einer gefährlichen Propaganda verwechselt wird? Die Wahrheit des Christenthums soll die Irrthümer des Islams nicht aufdecken. „Wäre es möglich," ruft der türkische Minister aus, „daß die hohe Pforte, indem sie allen Nichtmuselmanen Religionsfreiheit verkündete, diesen zugleich auch Waffen gegen den Islam in die Hand geben wollte?"

Die Antwort des englischen Staatssekretärs ist kurz. Weitere Erörterungen als nutzlos erkennend, kommt er auf die Stelle des Hatti-Humayun zurück, welcher die türkischen Behörden eine so enge Auslegung geben möchten, und schließt dann: „Ich entnehme aus dieser Depesche, daß der Sultan den sechsten Artikel des Hatti-Humayun unverbrüchlich halten will, der lautet: 'Alle Religionen sollen in meinen Staaten frei geübt werden; kein Unterthan meines Reichs soll in der Ausübung seines Glaubens gestört oder in irgend einer Weise beeinträchtigt werden.' Ich entnehme ferner aus dem Schluß der Depesche, daß der ungehinderte Verkauf der Bibel im türkischen Reich gestattet ist und gestattet bleiben wird. Wenn an diesen beiden Erklärungen festgehalten und darnach gehandelt wird, bin ich bereit, die Streitfrage hiemit zu schließen."

Nun hören wir aus Konstantinopel:

Im Sept. 1865 hat endlich Lord Lyons die Gesandtschaft hier angetreten, und Sir H. Bulwer hat sich auf eine von ihm angekaufte Insel zurückgezogen. Man hat ihm oft nachgesagt, er sei türkischer als die Türken; er selbst hat geäußert, Lord Stratfords Verwaltung sei eine verfehlte gewesen, der Hatti-Humayun habe mehr geschadet als genützt. Er wollte wohl auch, wie sein Vorgänger, die türkische Macht stützen, meinte aber, dieß geschehe am besten, wenn man den alten Geist des Muhammedanismus wieder aufleben lasse. Er hat damit nur bewirkt, daß der französische Einfluß den britischen verdrängte. Doch er ist jetzt gegangen. Von Lord Lyons verspricht sich jedermann eine kräftigere Verwaltung. Die Christen freuen sich über diesen Wechsel, denn der letzte Gesandte hat sie systematisch im Stich gelassen. Die kirchlichen Missionare hatten noch vor Kurzem einen Traktat ausgearbeitet, der die Lehren der Schrift im Auszug darstellte. Die Censur hat das Werk verboten, weil es doch insgeheim die Bibel über den Koran zu erheben scheine. Ein Wort von Sir H. Bulwer hätte hingereicht, das Verbot aufzuheben. Statt dessen hat er den Missionaren einfach mitgetheilt, der Druck religiöser Schriften in türkischer Sprache werde hinfort nicht mehr geduldet. Dennoch soll in der Türkei „Religions-

freiheit" herrschen. Man hofft, der neue Gesandte werde sich anstrengen, diese zu einer Wahrheit zu machen.

Trotz Allem sind die evangelischen Gemeinden auch im letzten Jahre bedeutend gewachsen. Die Muhammedaner, welche von der Verfolgung im Sommer 1864 so eingeschüchtert waren, fassen neuen Muth, besuchen wieder die Missionare und finden sich sogar in den Sonntags-Gottesdiensten ein, obgleich das Spionirsystem der Regierung fortdauert. Am 4. Nov. starb Mahmud Effendi, einst Major in der Armee, zuletzt Prediger im Dienst der Ausbreitungsgesellschaft. Wie er, so schied auch im vollen Glauben an Christum der treue Abdi, einst ein Imam, schon als Greis vor fünf Jahren von Br. Schauffler getauft. Er wurde letztes Jahr etliche Monate lang gefangen gesetzt, dann verbannt, durfte aber endlich in der Hauptstadt sterben. An die Stelle der Hingeschiedenen treten auch neue Jünger, wie z. B. ein entschlossener Türke sich vor Kurzem in der Hauptstadt selbst öffentlich taufen ließ, nachdem er um Christi willen Alles dran gegeben hatte. Er wurde gefangen gesetzt, geschlagen, gefoltert, seiner Frau und Kinder, seines ganzen großen Vermögens beraubt; dennoch will er in seiner Vaterstadt bleiben, und die Behörden haben in seiner Sache bisher keine Schritte gethan.

Schrecklich hat die Cholera in Konstantinopel gewüthet, so daß zwei Monate lang fast alle Thätigkeit stillstand, auch mit den Missionsschulen mußte ausgesetzt werden. Die alte türkische Apathie wurde diesmal sehr erschüttert; wohl 100,000 Einwohner flohen aus der Stadt, 50,000 erlagen der Seuche. Die Bekehrten haben sich während dieser Heimsuchung wacker gehalten.

Aufstand in Jamaika.

In Morant Bai, im Osten Jamaika's, brach am 11. Okt. unter den Schwarzen eine Empörung aus, welche die Weißen der Insel (und es sind ihrer nur 13,800 unter 441,000 Einwohnern) mit dem Untergang zu bedrohen schien. Mörderische Greuel wurden von den Rebellen verübt; durch die Treue der Negertruppen aber ist der Aufstand schnell unterdrückt worden. Auch viele schwarze Arbeiter haben ihre Treue glänzend bewährt. Auf der Pflanzung Hordley hatten sich Frauen und Kinder zu dem Aufseher Harrison geflüchtet. Als die Rebellen in sein Haus eindringen wollten, wehrten sich die Neger der Pflanzung mit Drehpistolen und andern Waffen so entschieden für ihre Herren, daß die Angreifer zurückgeschlagen und viele bedrohte Leben gerettet wurden. Nach Einigen soll der Aufstand von Nord-Amerika oder Haiti aus angezettelt worden sein. Andere Nachrichten beweisen, daß die Neger schon lange schwierig waren, weil die Arbeitslöhne übermäßig herabgedrückt wurden. Die Missionare haben berechnet, daß nur 128,000 Schwarze sich zur Kirche halten, $^2/_3$ der Bevölkerung im Grunde Heiden sind. Auf der ganzen Insel zählte man 200 Prediger, von denen zwei Opfer der Empörung wurden. Der Aufstand ist aber ohne Kampf, mit blutiger Strenge, unterdrückt worden; und

nun erst findet man, daß die Regierung grausamer verfahren ist als die Neger. Zur Rache für höchstens 20 gemordete Weiße sollen an 2000 Schwarze hingeschlachtet worden sein. Die Sache rumort gewaltig in England; sie wird jedenfalls eine Kommission zur Folge haben, welche die Zustände der Insel und die Klagen der Neger untersucht. Morant Bai gilt noch für das vernachlässigste Kirchspiel auf der ganzen Insel, und der wirkliche Aufstand von 1865 erinnert in eigenthümlicher Weise an den vermeintlichen, dessen lächerlicher Ausgang vor einem halben Jahrhundert die Behörden von Morant Bai mit Schmach bedeckte (s. Miss. Mag. 1864. S. 474 ff.).

Missionsliteratur.

Erinnerungen aus dem Leben eines ostindischen Missionars. Halle, bei J. Fricke, 1865. (1 Rthl. 7½ Sgr.)

Ein Missionar der Berliner Gesellschaft erzählt uns hier in einfacher Weise, was ihm das Wichtigste scheint von seinen Erlebnissen in der Mission. Im December 1842 landete er mit zwei Brüdern in Calcutta, wo sie mit ihrem zukünftigen Arbeitsfeld die erste Bekanntschaft machten. Berathungen mit den Missionaren in Benares und Tschapra folgten, worauf fürs Beste erachtet wurde, Ghazipur zum Mittelpunkt der neuen Mission zu wählen. Im Dec. 1843 ließen sie sich dort nieder, erlernten die zwei Landessprachen und suchten sich in der bekannten Weise durch Predigen, Lehren, Reisen ꝛc. einen Eingang unter dem Volke zu schaffen. Eine Reise nach Calcutta, um ihre Bräute in Empfang zu nehmen, zog sich länger hinaus, als ihnen lieb war, indem die Schwestern durch einen leichtsinnigen Kapitän in große Lebensgefahr kamen und lange hingehalten wurden. So kam es, daß die eigentliche Arbeit der drei Paare erst im Januar 1845 anfieng. Bis zum Jahr 1848 waren aber erst neun Waisenkinder getauft, eine Erwachsenenbekehrung noch nicht erfolgt, daher die Gesellschaft die Station — etwas schnell — aufzugeben beschloß, entmuthigt sowohl durch die geringen Erfolge, als durch das Sinken der Theilnahme in der Heimat, die natürliche Folge jenes Revolutionsjahrs. Zwei der Missionare traten darauf in die Dienste der kirchlichen Gesellschaft über, während unser Verfasser sich keiner Reordination unterwerfen wollte, sondern lieber nach Amerika übersiedelte. Im Dec. 1850 wurde also Ghazipur aufgegeben, und seither scheint ein gewisser Unstern über den Schicksalen des alternden Missionars gewaltet zu haben, der unsre innige Theilnahme erregt. Ein Orkan

zwingt ihn zu längerem Aufenthalt in Mauritius; schon zeigt sich ihm dort Arbeit unter den Hindu-Kulis, die fern von der Heimat dem Missionar zugänglicher sind als im Lande der Brahmanen; doch alle Pläne zerschlagen sich, er fährt weiter nach Amerika. Dort verlebt er einen traurigen Winter, und kehrt um seiner Gesundheit willen (April 1852) nach Berlin zurück mit zwei kranken Kindern, von denen das eine schon vier Tage nach der Ankunft stirbt. Eine seinen Wünschen entsprechende Arbeit am Reiche Gottes scheint er noch nicht gefunden zu haben, obgleich er durch Wort und Schrift demselben seither treulich gedient hat.

Die kurze Skizze, die wir hier von dem Buche geben, erklärt, warum die Missionserfahrungen, die es mittheilt, sich fast nur auf das vorbereitende Stadium der Missionsthätigkeit beschränken. Die interessantesten Erinnerungen beziehen sich auf Reiseerlebnisse und die erste Bekanntschaft mit verschiedenen Gebieten des Gottesreiches, Calcutta, Benares, Tschapra, Pinang, Mauritius u. s. w. Die längere Schilderung Ostindiens und seiner Bewohner, welche eingeschaltet ist, enthält zwar manchen lebendigen Zug, doch ist sie fast zu allgemein gehalten, um in allen Theilen zu interessiren.*) Viele, die über Ostindien schreiben, würden besser thun, sich mehr auf das Selbstgesehene und Selbsterlebte zu beschränken, als eine Darstellung des ganzen Hinduismus und Muhammedanismus zu versuchen. Denn ohne tiefere Forschung läßt sich auf diesem weiten Gebiete wenig Erhebliches mehr sagen, und was an einem Leben den Leser interessirt, ist doch am Ende nur das Detail.

Am Schlusse beurtheilt der Verfasser „die unnatürlichen Zustände, welche jetzt zwischen den Dienern der Kirche und den Dienern der Mission bestehen", in etwas strenger Weise. Mit Recht findet er es bedenklich, daß aus den vielen Hunderten von Theologen, die jährlich von den deutschen Universitäten abgehen, so wenige sich dem Dienst unter den Heiden widmen, während in England, Schottland und Amerika „es gar nichts Seltenes ist, daß Kandidaten, ja selbst Prediger in den Dienst der Mission treten". Ebenso ist es in fremden Gemeinschaften eine sehr gewöhnliche Sache, daß zurückgekehrte Missionare ein geistliches Amt erhalten. Daß es auch in der deutschen

*) In einigen indischen Namen wie Diwipayâna (st. Dwaipâyana) u. s. w. fehlt es auch an der wünschenswerthen Genauigkeit; der Pipalbaum ist nicht ficus indica, sondern ficus religiosa.

Kirche dahin kommen möge, ist gewiß nicht zuviel gefordert. Warum soll auch die Universitätslaufbahn die Eine enge Pforte bleiben, durch welche man zum Dienst am Wort eingeht? Zum Besten der Kirche wünschen wir, daß dieser Einseitigkeit abgeholfen und ihr ermöglicht werde, treue Männer in ihrem Dienste zu verwenden, ohne von allen denselben Bildungsgang zu fordern. Wir sagen: zum Besten der Kirche selbst; denn eine gründliche Kirchenstatistik in Nordamerika hat ermittelt, daß dort die stationären Gemeinschaften diejenigen sind, in welchen die Vorbereitung aufs Amt am strengsten geregelt ist, während diejenigen Kirchen sich des stärksten Wachsthums erfreuen, welche ihre Diener aus weitergezogenen Kreisen rekrutiren. Wir geben die Thatsache, wie wir sie finden, ohne den Gründen dieser Erscheinung weiter nachzuforschen. Andrerseits will uns aber scheinen, daß Missionare sich diese Zurückstellung seitens der Landeskirchen schon gefallen lassen können. Sie sind ans Reisen, an allerhand Wechsel und fremde Zustände gewöhnt; um so weniger braucht ihr Blick sich auf den Dienst der Landeskirche zu beschränken. Ist doch noch allerwärts viel Raum einzunehmen übrig, und der Herr hat sich gegen Seine Knechte noch immer treu erwiesen, so daß es dem Glauben weder an Arbeitsplätzen noch am nöthigen Unterhalt je gemangelt hat. Will sich aber keine Aussicht auf ein geistliches Amt öffnen, so halten wir es für nichts „Unschickliches und Unpassendes, wollte ein Geistlicher ein weltliches Geschäft, ein Handwerk oder Handel betreiben". Daß der Ordinirte, um Aergerniß zu vermeiden, zu keinem weltlichen Beruf übergehen dürfe, scheint uns eine schiefe Ansicht. Wir kennen einen Missionar, der von Indien zurückgekehrt, wieder Tuchmachergeselle geworden ist, und haben nicht bemerkt, daß das Anstoß erregt hätte, eher das Gegentheil. Der Verfasser hat in Amerika gefunden, daß es dort nicht „schändet, die Art oder den Spaten in die Hand zu nehmen". Es käme auf einen Versuch an, zu ermitteln, wiefern solch ein Unterfangen hie zu Land den Mann schänden würde; und wer sollte den leichter wagen können, als eben ein Missionar? Freilich kein kranker oder kränklicher, aber doch ein wiederhergestellter, jüngerer. Wagt er's, vielleicht ruft ihn dann der Herr wieder vom Pflug, vom Webestuhl oder Ladentisch in seinen besondern Dienst, und wenn die Leute darüber lachen, darf der Missionar wohl mitlachen. Kann er sich doch mit größeren Vorgängern trösten.

Ein Trupp eingefangener Sklaven auf dem Weg nach Tette.

Livingstone's

Entdeckungsreisen am Zambesi.

(Fortsetzung.)

4. Weitere Reisen bis zum Anfang des Jahres 1864.

Am 23. November 1860 traf Livingstone nach etwas mehr als sechsmonatlicher Abwesenheit wieder in Tette ein. Nach zehntägiger Rast wurde zum letzten Male der mit großer Mühe zusammengeflickte „Asthmatiker" bestiegen, um zur Küste hinabzufahren. Kaum konnte indeß das erbärmliche Fahrzeug flott erhalten werden; jeden Tag gewahrte man einen neuen Leck; das Wasser drang fast in alle Räume herein. Am 21. Dec. fuhr das Schiff auf eine Sandbank auf, und da der Strom über Nacht bedeutend stieg, waren am andern Morgen nur noch die Spitzen der Masten sichtbar. Glücklicher Weise wurde der größte Theil der Ladung gerettet; die Reisenden mit ihrer Mannschaft feierten Weihnachten auf einer Flußinsel und fuhren dann auf den von Senna herbeigeschafften Booten weiter. Am 4. Jan. 1861 liefen sie in den Kongone ein, vor dessen Mündung am 31. der „Pionier", das ihnen von England zugeschickte Schiff, zwei Monate verspätet, anlangte. Zu gleicher Zeit trafen auch schon die Missionare ein, welche, angeregt durch Livingstone's seitherige Forschungen, die Universitäten Oxford und Cambridge an die Ufer des Schire und Nyassa sandten. Die kurze Geschichte dieser centralafrikanischen Mission unter dem sel. Bischof Mackenzie wird in diesen Blättern ausführlicher besprochen werden, daher übergehen wir hier den Theil von Livingstone's Reisen, der mit derselben verflochten ist, um ihm noch an die Ufer des nördlich vom Kap Del-

gado mündenden Rovuma und in den Westen des Nyassa zu folgen, wohin er im Auftrage der englischen Regierung seine Blicke nun zu richten hatte. Nachdem Livingstone den Bischof beredet hatte, vorerst sich nicht landeinwärts zu wagen, begleitete ihn derselbe auf der nächsten Fahrt. Keine Sandbarre versperrt, wie bei andern afrikanischen Flüssen, die Einfahrt in den schönen Rovuma, aus dessen weiter Bai das Auge schon auf das Hochland hinüberschweifen kann. Etwa drei Stunden von seiner Mündung hören die Wurzelbäume auf und zu beiden Seiten erheben sich reich bewaldete Bergreihen. Die wenigen Einwohner scheinen arabischer Abkunft und in kümmerlicher Lage zu sein. Die Wasserfülle des Rovuma entspricht aber nicht der des Zambesi, und zudem hatte man sich um etliche Monate verspätet; so zeigte sichs bald, daß der „Pionier", so vortrefflich auch seine Bauart war, mit seinen fünf Fuß Tiefgang zur Untersuchung dieses Flusses nicht taugte. Livingstone mußte umkehren, um nun vorerst die Missionare den Zambesi hinauf zu führen. Wie manche Geduldsprobe und wie mancher Zeitverlust entsprang daraus auch auf dem Schire, wenn zuweilen nur zwei bis drei Zoll Wasser fehlten, um das auf einer Sandbank festsitzende Fahrzeug wieder flott zu machen!

Im September 1862 kehrte die Expedition mit Flußbooten auf den in ziemlich geradem Laufe dahinströmenden Rovuma zurück, dessen Fluthbett aber so vielfach gekrümmt ist, daß die Boote oft drei Stunden Wegs machen mußten, um eine einzige in gerader Linie zurückzulegen. Die mitgebrachten Makololo und Mokadamo hatten hier Mühe, sich den Eingebornen verständlich zu machen und sie zu verstehen. Einmal überfiel eine Horde der Letzteren die Reisenden in verrätherischer Weise mit Flinten und vergifteten Pfeilen; die Schüsse flogen aber über deren Köpfen hin, und einige Schüsse in die Luft von Seiten der Angegriffenen zerstreuten die Feinde. Weiter stromaufwärts fand sich ein ziemlich lebhafter Handel mit Salz und Reis; 30—40 Stunden von der Küste entfernt waren die Eingebornen, obgleich zum selben Stamme gehörend wie jene Wilden, höflich und zuvorkommend. Weiter als 75 Stunden stromaufwärts konnte man aber im Boote wegen der jetzt beginnenden Felsen und Stromschnellen nicht kommen. Sichere Kunde über den Ursprung des Flusses war nicht zu erlangen. Einige behaupteten, er komme aus dem Nyassa; ein Mann nahm es sogar sehr übel, daß seiner Versicherung, er habe das mit eigenen Augen gesehen, nicht ohne Weiteres Glauben ge-

schenkt wurde; den Reisenden schien aber die andere Aussage wahrscheinlicher, daß der Rovuma aus West-Nord-West komme und sein Nebenfluß Liende in den Bergen im Osten des Nyassa entspringe. Jedenfalls wäre der Landweg zum See von hier aus so viel länger gewesen, als die nicht schiffbare Strecke des Schire bei den Murchison'schen Wasserfällen, daß die Expedition den bekannten Weg dem unbekannten vorzog und den Strom wieder hinabfuhr mit der Ueberzeugung, daß er sich höchstens acht Monate zur Schifffahrt eigne.

Eine ungewöhnliche Dürre hatte in diesem Jahre das Zambesithal zwischen dem Lupata-Rücken und den Kebrabasa-Hügeln betroffen und sich nach Nordosten über die schönen Mangandscha-Berge erstreckt. In Tette hatte der Hunger die meisten Sklaven weit fort in die Wälder getrieben, wo sie mit wilden Beeren ihr Leben zu fristen hofften. Alle Geschäfte standen still; Träger waren gar nicht zu bekommen, und die Kaufleute hatten Mühe, für sich selbst und ihre Familien die nöthigen Lebensmittel herbeizuschaffen. Und welch' trauriges Bild bot im Januar 1863 das einst so reiche, schöne Schirethal dar! Außer dem Hunger hatte da der wieder freigelassene Sklavenjäger Mariano seine Geißel geschwungen. Am Fuße des Morambala sah man die ausgehungerten Bewohner eines Dörfleins nach Wurzeln, wilden Beeren, Insekten, kurz nach allem suchen, was nur irgend eßbar war; Mariano's Leute hatten sie all ihrer Nahrung, ja sogar ihrer Kleidung und ihres Schmuckes beraubt, so daß sie jetzt mit Schürzen von Palmblättern ihre Blöße deckten. Meilenweit war das Land verödet, seine Bevölkerung fortgeschleppt oder dem Hunger erlegen. Täglich sah man auf dem Fluß Leichname dahertreiben, und am Morgen mußten die Ruder von den todten Körpern befreit werden, welche die Fluthen bei Nacht herbeigeschwemmt hatten. Grabesstille herrschte, wo vor anderthalb Jahren noch fröhliche Volkshaufen die Erzeugnisse ihres Fleißes zu Markte brachten; die Dörfer waren niedergebrannt; Tingane war erschlagen worden, die noch übrigen seiner Unterthanen irrten beraubt und flüchtig umher. Ueberall Modergeruch und Verwesung. Skelette lagen noch an der Stelle, wo der Tod den müden Wanderer ereilte, der sich nicht weiter zu schleppen vermochte. Gespenstisch aussehende Knaben und Mädchen mit halb erloschenen Augen kauerten da und dort vor einer Hütte; noch einige Tage qualvollen Hungers, und auch sie waren vermuthlich unter den Todten. Der Schire wimmelte von Krokodilen; auf einer einzigen Sandbank

zählten die Reisenden deren 67, und schauerlich war's zu sehen, wenn einige dieser häßlichen Ungeheuer sich um einen daherschwimmenden Leichnam stritten. Eine völlige Muthlosigkeit hatte sich der Ueberlebenden bemächtigt. Kaum versuchten sie noch, ihre Felder zu bauen, und jeder Vorschlag zu ihrem Wohl wurde nur mit einem wimmernden: „No, no" (Ach! ach!) beantwortet. Tief durchdrang die Reisenden beim Anblick dieser entsetzlichen Verwüstung, dieses namenlosen Jammers das Gefühl, daß sie nur den kleinsten Theil von all dem Elend gesehen, das der abscheuliche Handel mit Menschenfleisch über weite Strecken Afrikas bringt.

Auch im obern Schirethal standen manche Dörfer verödet, deren Einwohner sonst mit den Reisenden verkehrt hatten. Die Hütten waren vollkommen erhalten; die Mörser, um das Korn zu stoßen, die Steine, um es zu mahlen, die Wasser- und Biertöpfe standen unversehrt da; die meisten Thüren waren geschlossen, als wären die darbenden Bewohner in die Wälder hinausgegangen, um nach Nahrung zu suchen. Oeffnete man die Thüre, so traf häufig das Auge auf Skelette, deren unnatürliche Lage die Vermuthung weckte, sie seien ohnmächtig hingesunken, als sie eben nach etwas haschen wollten, den nagenden Hunger zu mildern. Die Reisenden selbst waren ganz auf ihre mitgebrachten Vorräthe angewiesen; denn obgleich Büffel in Menge an den Ufern des Flusses vorhanden waren, und man ihre Spuren deutlich sehen konnte, war es in dem manneshohen Gras nicht möglich, ihnen zu nahen, ehe die Büffelvögel ihr Alarmzeichen gaben und die Heerde die Flucht ergriff. Ohne Zweifel hatten die vergifteten Pfeile der Eingebornen diese Thiere vorsichtig gemacht. Weiter nach Norden gewährte den Reisenden einmal eine verlassene Hütte ein Obdach für die Nacht. Außerhalb derselben hielt eine Schaar Turteltauben ihr Mahl von den daliegenden Kornvorräthen, und in den Gärten mästeten sich ungestört fette Guineahühner, — eine willkommene Beute für die Wanderer. Sie sprachen den Bewohnern des Dörfleins ihre Verwunderung aus über ihre Sorglosigkeit. „Es sind keine Frauen mehr da, das Korn zu mahlen, alle sind todt," hieß die Antwort. Weiterhin rasteten sie einmal in einer scheinbar menschenleeren Gegend. Da drangen von einer schattigen Flußinsel herüber fröhliche Kinderstimmen an ihr Ohr; dorhin hatten sich also die Bewohner vor den umherstreifenden Adschawa's geflüchtet.

Eine allgemeine Wanderlust schien nämlich die Adschawastämme

ergriffen zu haben. Kriege unter sich selbst, um sich Sklaven für den Handel an der Küste zu verschaffen, sollen sie zuerst in Bewegung gesetzt haben. In freundschaftlicher Weise suchten sie dann mit den Mangandscha Sklavenhandel anzuknüpfen; hierauf sprachen sie den Wunsch aus, sich als ihre Unterthanen bei ihnen niederzulassen. Sie wurden als Gäste empfangen und längere Zeit gespeist. Als die Vorräthe zur Neige giengen, fiengen die Gäste an, das Korn auf den Feldern zu stehlen; es folgten Händel, und da die Adschawa's Feuerwaffen hatten, vertrieben sie die ursprünglichen Besitzer des Landes aus einem Dorf ums andere. In Beziehung auf den Sklavenhandel waren die Mangandscha nicht besser als ihre Dränger, aber sie waren gewerbsfleißiger und anhänglicher an ihre Heimat als die unternehmenden, reiselustigen Adschawa. Die Letzteren wurden jetzt auch durch portugiesische Besuche von Tette her zur Sklavenjagd aufgemuntert; die armen Mangandscha aber hatten alles Vertrauen zu sich selbst, zu einander und gegen Jedermann verloren. — Immer peinlicher wurde den Reisenden die Gewißheit, daß die Regierung selbst sich bei allen diesen Greueln betheiligte und daß für den Augenblick keine Hoffnung war, sie zu einem Systemwechsel zu bewegen. Diese Ueberzeugung konnte freilich die Trennung von einem Lande nicht erleichtern, für das Livingstone eine Zeitlang so liebliche Hoffnungen gehegt hatte; allein eine Depesche Lord Russells, welche die Expedition zurückrief, ersparte die Wahl. Die noch übrigen Monate wurden zu einem abermaligen Besuch des Nyassa und seiner Ufer benützt.

Im September 1861 waren die Reisenden auf dem See selbst einmal von Räubern überfallen, etwas westlich davon erstmals bestohlen worden, und zwar von einem Dieb, der an Gewandtheit den europäischen Taschendieben nicht nachstand. Wo immer ihnen aber die Eingebornen unfreundlich, mißtrauisch, betrügerisch oder feindselig begegneten, waren es solche, die schon mit Sklavenhändlern zu thun hatten. Deren sind es freilich am Nyassa, dieser Hauptstraße des Sklavenhandels, viele. Nach den Angaben des englischen Konsuls in Zanzibar passirten allein auf dieser Insel jährlich 19,000 Sklaven aus den Nyassa-Gegenden das Zollhaus, und wie fern ist diese Zahl von der sämmtlicher Opfer dieses mörderischen Systems! „Bei weitem der kleinste Theil der Unglücklichen wird außer Lands geschleppt. Wir hatten keinen Begriff von der ganzen Abscheulichkeit dieses

Handels, bis wir ihn an seiner Quelle sahen. Hier hat wahrhaftig der Teufel seinen Sitz. Außer den Gefangenen werden Tausende erschlagen oder sterben an ihren Wunden und aus Hunger dahin, wenn die Sklavenjäger das dürre Gras um ein Dorf her in Brand stecken, um die hilflosen Einwohner desto eher in ihre Gewalt zu bekommen. Tausende kommen in den Kriegen um, die sie, von Habsucht getrieben, mit ihren Stammgenossen und Nachbarn führen, um ihre Gefangenen sofort zu verkaufen. Und vergessen wir es nicht, es ist die Nachfrage von Kuba und andern Märkten, die immer neuen Anlaß zu solchen Kriegen gibt. Die vielen Skelette, die wir in Klüften und Wäldern, an Teichen und auf den Pfaden der Wildniß sahen, geben Zeugniß von dem schauerlichen Verlust an Menschenleben, der mittelbar oder unmittelbar diesem höllischen Handel zuzuschreiben ist. Es ist unsere wohlbegründete Ueberzeugung, daß nicht der fünfte Theil der Opfer des Sklavenhandels wirklich die Sklaverei sieht. Wollten wir das Schirethal zum Maßstab nehmen, so könnten wir sagen, daß nicht ein Zehntel den Ort seiner Bestimmung erreicht. Angesichts eines solchen Verlustes an Menschenleben — oder sollen wir sagen an Arbeitskräften? — angesichts der Thatsache, daß der Sklavenhandel auch diejenigen, die im Lande bleiben, in tiefer Barbarei erhält, oder sie wieder darein zurückwirft, ist es ein wenigsagender Grund zur Vertheidigung desselben, daß einige der Ausgeführten gute Herren finden. Wir sind gewiß, daß wenn nur die Hälfte der Wahrheit bekannt würde, das menschliche Mitgefühl so allgemein und so tief erregt werden müßte, daß dem teuflischen Handel um jeden Preis ein Ende gemacht würde. Aber es stehen weder uns noch Andern die nöthigen statistischen Angaben zu einem derartigen Werke zu Gebot."

Einen einzigen großen Hafen abgerechnet, bildet das Westufer des Nyassa eine fortlaufende Reihe kleiner, sandiger Buchten, zwischen denen sich in einiger Entfernung vom See mit Heidekraut bedeckte Felsplatten erheben. Im südlichen Theil dehnen sich mehrere Stunden nach Westen fruchtbare Ebenen aus, umsäumt von einem reich bewaldeten, mit dem See gleichlaufenden Hügelzug; gegen Norden zu werden die Berge höher, und ihre sich reihenweise hinter einander erhebenden und den Horizont begränzenden Spitzen bieten mitunter einen prachtvollen Anblick dar. Noch weiter nördlich hört der flache Ufersaum auf, und die Berge fallen schroff in den See ab,

den Nordostrand eines ausgedehnten Tafellandes bildend, das jetzt ein von Süden gekommener Zulustamm mit seinen Viehheerden inne hat. Wie jenseits des Zambesi, machen sie sich auch hier ihren Nachbarn furchtbar, indem sie oft von ihren Höhen herabsteigen und die Bewohner der Ebenen überfallen. Nach den Heerden der Zulu's lüstern, scheinen aber diese auch ihrerseits zuweilen einen Raubzug zu unternehmen. Auch jetzt stieß Livingstone auf niedergebrannte Dörfer und Leichen von Erschlagenen. Ja, diese letzteren lagen in solcher Menge umher und verpesteten die Luft in dem Grade, daß die Vermuthung nahe lag, die Thalbewohner selbst haben dießmal den Kampf herbeigeführt. Im Allgemeinen tödten nämlich die Zulu's nur alte Leute und waffenfähige Männer, da ihr Hauptzweck ist, Frauen und Kinder zu rauben, um sie ihrem Stamm einzuverleiben. Die Herren sind gütig gegen ihre Gefangenen und stellen die Kinder ihren eigenen gleich. Ihre Einrichtungen entsprechen ganz dem von den Vertheidigern der Sklaverei so hochgepriesenen System. Die Glieder einer kleinen, schwachen Genossenschaft werden unter eine starke Regierung gestellt, erhalten gütige Herrn, die sie mit andern desselben Stammes vertauschen dürfen; ihre Kinder werden Freigelassene. Und doch ist es ein trauriges System — Augen und Nasen der Wanderer empfanden das sattsam —, obgleich weit nicht so schlimm wie dasjenige, welches bei viel mehr Blutvergießen die Ueberlebenden zu ewiger Sklaverei verurtheilt. Die Zulu's sollen ihre Gefangenen nie verkaufen.

Daß in den Nyassa-Gegenden von den Eingebornen wenig Zuverlässiges über die Natur ihres Landes zu hören war, läßt sich denken. Die Einen suchten aus Furcht vor einem feindlichen Ueberfall die Reisenden möglichst im Dunkeln zu lassen, Andere ergiengen sich in den abenteuerlichsten Mährchen, von denen alte Reisende berichten. Einst fragte Livingstone am südlichen Theil des Sees nach dessen Nordende. „Das andere Ende des Sees?" rief in wirklichem oder geschickt erheucheltem Erstaunen der Angeredete aus. „Wer hörte je von so etwas? Wenn Einer als Knabe hier weggienge, würde er ein alter, grauhaariger Mann werden, ehe er dort ankäme. Ich habe nie gehört, daß Jemand so etwas versucht hat." Die Expedition erreichte das Nordende und drang, trotz aller Schwierigkeiten, auch nach Westen zu in das Herz Afrikas vor. Von den mühsam erstiegenen Bergen, an deren reiner, kühler Luft sie sich erlabten, sahen sie hinab auf den glänzenden Wasserspiegel. Es war ein herr-

licher Anblick. Aber vergessen konnten sie's nicht, daß bei eben diesem Anblick hier schon Zehntausenden ermatteter Sklaven das Herz entsank in der Meinung, daß sie jetzt an „der See, der See" angekommen seien, um von den Weißen gemästet und geschlachtet zu werden. — Was aus der Ferne ein Gebirgszug geschienen hatte, stellte sich nun als der Rand eines anfangs hügeligen, weiterhin aber ebenen und sich sanft neigenden Hochlandes heraus. Die köstliche Luft dieses Hochlandes sagte merkwürdiger Weise den in der Sumpfluft des Zambesi-Delta's aufgewachsenen Afrikanern nicht zu. Sie klagten über Schmerzen in allen Gliedern; die angewandten Heilmittel blieben erfolglos, und nach zwei Tagen starb einer von ihnen, soweit die Reisenden urtheilen konnten, einzig in Folge der Verpflanzung von der niedrigen, ungesunden Küste in ein höheres, für Europäer stärkendes und belebendes Klima. — Das Land schien ungemein fruchtbar und reich bewässert; einige Bäche strömten dem Nyassa, andere dem bei Zumbo in den Zambesi mündenden Loangwa zu, dessen Quellen die Reisenden unterm 12° n. Br. fanden. Zahlreiche Dörfer waren hinter Euphorbienhecken versteckt, von ziemlichen Strecken angebauten Landes umgeben. Die Bewohner, die Sprache der Mangandscha redend, und von diesen nur durch ihre Art das Gesicht zu tättowiren unterschieden, nannten sich Matumboka. In friedlicher Nachbarschaft mit ihnen lebten weiterhin die Babisa, die ursprünglichen Besitzer des Landes. Die Matumboka schienen von ihnen nicht als Eindringlinge betrachtet zu werden, und an Raum für beide war allerdings kein Mangel, da nur selten eine schöne Viehheerde auf dem kurzen in Büscheln wachsenden Grase weidete, das sie so fett und träge machte, daß muthwillige Knaben auf Kühen und Ochsen ritten, ohne daß diese sich viel anstrengten, ihre kleinen Plagegeister los zu werden. Auch hier war in jedem dritten oder vierten Dorf ein Eisenschmelzofen, und oft liefen die gerade auf ihren Feldern arbeitenden Bewohner herbei, um ihre selbstgemachten Hauen, Aexte und Speere zum Verkauf anzubieten. Diese einheimischen Fabrikate sind so gut, daß sie in Birmingham dem besten schwedischen Eisen fast gleich gestellt wurden.

Was von westwärts fließenden Gewässern, was von einem See Bemba und einem See Mosu verlautete, war sehr geeignet, den Wissensdurst der Reisenden aufs Neue anzuregen, aber die herannahende Regenzeit mahnte zur Umkehr. Am 27. Sept. wurde die

Rückreise angetreten, und am 8. Okt. war der Westrand des Nyassa wieder erreicht. Oft hörten sie auf diesem Wege beim Eintritt in ein tiefes Thal oder beim Erklimmen einer steilen Hügelwand plötzlich den Ruf: „Nkondo! Nkondo!“ (Krieg! Krieg!) oder das Angstgeschrei der Frauen: „O Mae!“ (Mutter!)*) Die stets vor den Mazitu zitternden Eingebornen beantworteten die Frage nach dem Wege von ihren Höhen herab, wollten aber nicht nahe kommen. Einmal, als die Wanderer im Schatten der Euphorbien eines schönen Mangandscha-Dorfes sich niederließen, ergriffen alle Bewohner die Flucht, kamen aber bald wieder zurück und wollten ihre Gäste ins nächste Babisa-Dorf weiter schicken. Zwanzig bis dreißig Männer, worunter einige riesengroße, kehrten mit Pfeilen und Bogen bewaffnet wieder heim, und schämten sich nicht im Vorübergehen zu den Reisenden zu sagen: „Wir glaubten, ihr seiet Mazitu, und sind erschrocken und davon gelaufen.“ Ein anderes Mal ergötzten sich die vermeintlichen Mazitu eben an der herrlichen Lage eines Dorfes, als aus dem eine kleine halbe Stunde entfernten Orte einige dieser gefürchteten Krieger hervorsprangen und ihren Gefährten zuriefen, Jagd auf die Wanderer zu machen. Ohne ihren Schritt zu beschleunigen, erreichten diese, ihrem Pfade folgend, bald einen Wald. Das Gepäck wurde auf einen Haufen gelegt und man rüstete sich zur Vertheidigung desselben. Livingstone und einer seiner Begleiter gieng einige Schritte zurück, dem Feind entgegen. Einige dunkle Gestalten zeigten sich zwischen den Bäumen; Livingstone rief ihnen in der Mazitusprache zu: „Was wollt ihr?“ und sein eingeborner Begleiter: „Was sagt ihr?“ Es erfolgte keine Antwort und die Schatten verschwanden. Offenbar hatte sie der Anblick eines Weißen überrascht und in die Flucht getrieben. An der Küste, wo die Leute an den Sklavenhandel gewöhnt sind, hätte dieses Abenteuer ernster ausfallen können. So aber hatte es für die Reisenden nur die angenehme Folge, daß ein lahmer unaufhörlich seufzender Nachzügler, der die Feinde zuerst erblickt hatte, fortan einer der Ersten im Zuge war.

Die Ufer des Sees waren mit Flüchtlingen überfüllt, denn

*) Südlich vom Zambesi ist der gewöhnliche Ausruf: „Mein Vater!“ Aus diesem und manchen andern Zügen zu schließen, wird im Westen des Schire und Nyassa den Frauen eine höhere Stelle eingeräumt, als im übrigen Afrika. Namentlich beim Handel haben sie dort das entscheidende Wort zu sprechen.

noch immer tobte der Krieg mit den Mazitu. Schon giengen die von ihnen mitgebrachten Kornvorräthe zur Neige; man sah Frauen und Kinder nach Wurzeln graben; Niemand wollte Lebensmittel verkaufen sogar die Fischer waren nicht geneigt, ihren Vorrath anders als wieder gegen Eßwaaren zu verwerthen. Reihen frischer Gräber bezeugten, daß schon Viele umgekommen waren, und Hunderte von hagern Gestalten glichen weniger Lebenden als mit einem runzeligen braunen Ueberzug bedeckten Skeletten. Jede Stunde Wegs lieferte neue Beweise davon, wie die Unmenschlichkeit der Menschen so Viele trauern macht, und im überwältigenden Gefühl des eigenen Unvermögens, diesem Jammer zu steuern, konnten die Reisenden nur seufzen zu dem allmächtigen Gott, daß Er selbst bald die Zeit herbeiführen möge, in der ein Volk von Brüdern die Erde bewohnt.

Hätte Livingstone den Nyassa nicht immer in derselben Jahreszeit gesehen, so wäre er versucht gewesen, ihn „den stürmischen See" zu nennen, mit so heftigen Windstößen und so ungestümen Wellen hatte er jedesmal darauf zu kämpfen. Den schönen Bergen längs des Westrandes, die sich, im Ganzen etwa 120 Stunden lang, am rechten Schire-Ufer noch bis in die Nähe der Murchison'schen Wasserfälle hinabziehen, gab er den Namen „Kirksreihe". In verschiedenen Beziehungen vergleicht er sie mit den Ghats zwischen Bombay und Puna, und das Hochland, das sie umsäumen, mit dem indischen Deccan. Der südliche Theil dieses Hochlandes heißt Deza und ist von den Marawi, einem Zweig des Mangandschastammes, bewohnt. „Das afrikanische Deccan ist ein wenig höher und kühler als das indische bei Puna; die afrikanischen Hütten gleichen den indischen, sind aber besser gebaut als diese; den Besitz des Pfluges haben die Bewohner Indiens vor den Afrikanern voraus; die Getreidearten, die sie bauen, sind ungefähr dieselben. Der Boden und der Charakter der Gegend im Ganzen, Bäume, Flüsse und wellenförmige Ebenen, haben in beiden Ländern eine auffallende Aehnlichkeit. Nur sieht man statt der schlechten indischen Baumwolle im afrikanischen Deccan feine, der egyptischen fast ebenbürtige. — Welche Gegensätze aber auch in diesen beiden Ländern! In Indien überall die in die Augen fallendsten Spuren menschlicher Thätigkeit — Straßen, Brücken, Mauern, zerfallene Tempel und Paläste. In Afrika nichts von alle dem, sondern die Natur, wie sie aus der Hand ihres Schöpfers hervorgieng. Die einzigen Wege, die man hier findet, sind die einige Zoll tiefen und

15—18 Zoll breiten Fußpfade der Eingebornen, die mit vielen Krümmungen von einem Dorf ins andere führen; die einzigen Denkmäler, auf die man stößt, zurückgelassene Mühlsteine und da und dort in einem Gebirgspaß ein Stein, dessen Bestimmung nur der Gruß der Vorübergehenden errathen läßt: 'Heil dir, o Häuptling! Laß es uns wohl ergehen in dem Lande, in das wir einst kommen!'"

Es war ein frohes Wiedersehen, als die Wanderer zu der auf dem Schire zurückgelassenen Mannschaft zurückkehrten. Die ersten 14 Tage nach den erschöpfenden Märschen wurden mit Freuden der Ruhe gewidmet; dann aber folgte keine ganz leichte Geduldsprobe von vollen sechs Wochen, da erst am 19. Januar 1864 das Wasser des Flusses genügend stieg, um die Fahrt stromabwärts zu erlauben. Noch ehe sie in den Zambesi einliefen, starb der Wütherich Mariano an den Folgen seiner Ausschweifungen. Am 16. April erreichte die Expedition Zanzibar; am 30. trat sie von dort aus über Bombay die Heimreise an. Im Anfang des Monsuns wurde die „Lady Nyassa", die freilich den gleichnamigen See nicht betreten hat, von Livingstone und seinen Schwarzen nach Indien hinübergesteuert, um dort verkauft zu werden. Nach mancherlei Schicksalen im sturmbewegten Ocean lief sie glücklich in den Hafen von Bombay ein, obwohl ein so kleines Seeboot, daß Niemand dort auch nur ihre Ankunft bemerkte.

---

5. Die Portugiesen und Mischlinge.

Es sind erst wenige Jahre, daß die Regierung von Lissabon ganz Europa einen Beweis von dem Ernste gab, mit dem sie an der Westküste Afrikas ihren im Bunde mit den andern Mächten übernommenen Verpflichtungen zur Abschaffung des Sklavenhandels nachzukommen bemüht war; aber in ihren eigenen ostafrikanischen Besitzungen wird er trotz der englischen Kreuzer im indischen Ocean noch immer in der alten Weise betrieben. Wohl sprach sie ihre Geneigtheit aus, jene bis dahin von der übrigen Welt abgeschlossenen Gegenden der Civilisation und einem gesetzmäßigen Handel zu erschließen, allein ihre eigenen Beamten sind vom gemeinen Soldaten bis zum Gouverneur hinauf so tief in diesen schmählichen Handel verstrickt, daß es schwer

hält, hierin eine durchgreifende Veränderung zu bewerkstelligen. Daß kein Segen auf einem Lande ruht, dessen einzige Erwerbsquelle so schändlicher Art ist, das zeigt der Zustand der Kolonie. Dem Ausspruch des Gouverneurs von Schupanga nach kostet dieselbe die portugiesische Regierung jährlich 5000 Pfd. St. mehr, als ihre Einnahmen daraus betragen, während doch nie einer ihrer Unterthanen dort ein Vermögen sammelt, um es hernach in der Heimat zu verzehren. „Die im Lande wohnenden Portugiesen," sagte derselbe in einer Unterredung mit Livingstone, keineswegs vertraulich, aber mit der dort ziemlich allgemeinen Offenheit in Betreff trauriger Wahrheiten, — „sind erbärmliche Leute, durch Liederlichkeit ganz herabgekommen und ohne allen Unternehmungsgeist. Einige der großen Sklavenhalter könnten, wenn sie noch etwas Lebenskraft hätten, jeder fünfzig bis hundert Sklaven nach dem Vorgebirg der guten Hoffnung, Mauritius und England schicken, um Zuckerbereitung und Gewerbe zu lernen; dann könnten sie aus der an Ort und Stelle wachsenden Baumwolle selbst ihren Kattun verfertigen, und auf ihren eigenen Pflanzungen den Zucker bereiten, anstatt diese Dinge vom Ausland zu beziehen." Daß in Beziehung auf viele Portugiesen die Worte des Gouverneurs nur zu richtig waren, davon konnte sich Livingstone während seines Aufenthalts in Tette überzeugen. Das Ueberhandnehmen der Unmäßigkeit und anderer Laster war dort furchtbar. Da auf der Einfuhr geistiger Getränke ein ziemlich hoher Zoll liegt, mußte gewöhnlich das Klima die Schuld davon tragen, wenn in den Abendgesellschaften, welche die Kaufleute einander gaben, einer nach dem andern bewußtlos unter den Tisch hinabglitt oder seinem neben ihm stehenden Freund in die Arme fiel, und die an der Thüre wartenden Sklaven eintraten, um ihre am Boden hingestreckten Herren nach Hause zu tragen. Es hätte manchem der Theilnehmer gut thun können zu hören, wie einer von Livingstone's Makololo eines dieser Gelage beschrieb: „Ein Portugiese steht auf und schreit 'Viva!' d. h. ich bin vergnügt; ein anderer sagt 'Viva!' ich bin auch vergnügt; und dann schreien sie alle laut auf 'Viva!' wir sind alle zusammen vergnügt! sie freuen sich so, weil sie ein wenig Bier bekommen." Der gleiche Makololo rief einst, als er drei betrunkene Offiziere sich miteinander balgen sah, ganz entsetzt aus: „Was für eine Art Menschen müssen diese Weißen sein, die sogar ihre Häuptlinge auf solche Weise behandeln?" So lebt man denn in den Tag hinein; erträgt die oft wiederkehrende Dürre,

ohne mit dem Wasser des Zambesi den geringsten Bewässerungsversuch zu machen, und stirbt gedankenlos, wenn es gestorben sein muß.

Livingstone seinerseits war entsetzt über die Geringschätzung heiliger Dinge, von der er einmal Zeuge war, als dem h. Antonio zu Ehren, weil er den erbetenen Regen geschickt, ein Gottesdienst angeordnet wurde. Die knieenden Anbeter lachten und scherzten zwischen den Responsorien und hörten nicht einmal auf zu grinsen, wenn sie die Worte „Ora pro nobis" sangen. Und wie häufig die größte Gleichgiltigkeit in Beziehung auf Religion und der krasseste Aberglaube Hand in Hand gehen, so mußte um jene Zeit ein in Portugal erzogener Infanterie-Hauptmann als Gefangener nach Mosambik wandern, weil er das Gottesurtheil durch den Muawetrank vollzogen und blos auf diesen Beweis hin die verdächtige Person hatte hinrichten lassen.

Livingstone lernte aber auch Portugiesen anderer Art kennen. So den hochherzigen und gastfreundlichen Senhor Ferrao zu Senna. Der arme schwarze Fremdling, der durch die Stadt kommt, geht, fast als ob es sich von selbst verstünde, zu ihm, um ihn um Speise zu bitten, und wird nie hungrig fortgeschickt. Zu Zeiten der Hungersnoth werden die darbenden Eingebornen durch seine Freigebigkeit gespeist. Hunderte seiner eigenen Leute sieht er nie, außer bei dieser Gelegenheit, und der einzige Vortheil, den er davon hat, ihr Herr zu sein, ist die Genugthuung, ihre Zwistigkeiten zu schlichten und in Zeiten der Dürre und des Mangels ihr Leben zu retten. Nicht ganz so fleckenlos zeigte sich der Charakter der Gouverneurs. Als Paul Mariano, ein Verwandter des berüchtigten Rebellen, wegen „Ermordung einiger armen schwarzen Kerle" angeklagt und gefangen genommen wurde, kam seine Schwester zum Gouverneur und fragte ihn geradezu vor einer Anzahl vornehmer Männer, wie viel Geld er für die Freilassung ihres Bruders verlange. Er gab ihr einen derben Verweis über ihre Dreistigkeit, aber in wenigen Tagen entwich der Gefangene und kehrte auf seine Insel zurück, wo er fortan ungestört blieb.

Eine Versuchung, ja fast eine Nöthigung zu irgend einem Nebenerwerb liegt freilich in der unregelmäßigen Auszahlung des ohnedieß schon kleinen Gehaltes der meisten Beamten. Selbst die Offiziere bekommen ihre Löhnung selten von der Regierung; viele von ihnen suchen sich dadurch zu helfen, daß sie die Töchter oder Wittwen reicher Kaufleute heirathen, und vermittelst der Sklaven, deren Herren

sie auf diese Weise werden, Handel mit Elfenbein treiben; andere legen sich aber auch auf den Sklavenhandel selbst. So wurde der Weg, den Dr. Kirk und seine Begleiter erstmals unter so unsäglichen Beschwerden zurücklegten, von dem Kommandanten, Kapitän Raposo, bald zu einer Landstraße für nach Sklaven ausgehende Reisegesellschaften gemacht. Was mögen die armen Geknechteten in ihren Sklavenstöcken nicht schon darauf erduldet haben! Doch unerhörtes Leiden und ungeheurer Verlust an Leben ist ja überall unzertrennlich von diesem Handel. „Das Geld, das man im Sklavenhandel verdient, taugt gar nichts und geht bald wieder zum Teufel," war das Bekenntniß eines alten Sklavenhändlers in Schupanga.

Gegen ihre eigenen Sklaven sind die Portugiesen in der Regel ziemlich gütig, sei es nun aus natürlichem Wohlwollen oder aus Furcht, sie durch die Flucht zu verlieren. Mit einem erwachsenen Sklaven kaufen sie womöglich zugleich alle seine Angehörigen, um ihn durch häusliche Bande an seine neue Heimath zu fesseln. Es ist daher nichts Unerhörtes, daß ein Schwarzer sich sogar freiwillig in Sklaverei begiebt. Er nimmt dann die einfache, aber bezeichnende Ceremonie vor, daß er in Gegenwart seines künftigen Herrn eine Lanze zerbricht. Ein seitdem verstorbener Offizier wollte dazu auch einen von Livingstone's Makololo überreden, dieser aber durchschaute den Plan und gieng nicht darauf ein. Dagegen erzählte ein verständiger junger Bursche, der auf dem Flusse Livingstone's Steuermann gewesen war, daß er sich selbst verkauft habe. Auf die Frage, warum er das gethan, erwiederte er: er stehe ganz allein in der Welt, habe weder Vater noch Mutter, noch sonst Jemanden, der ihm Wasser gäbe, wenn er krank, oder Speise, wenn er hungrig wäre; von Major Sicard aber, dem er sich angetragen, sei allgemein bekannt, daß er ein guter Herr sei, und daß seine Sklaven wenig zu thun und vollauf zu essen hätten. Er hatte drei je 45 Ellen haltende Stücke Kattun für seine Person bekommen, mit diesem Kapital schon gute Geschäfte gemacht und schien höchst befriedigt von seiner Lage.

Eine nicht zu leugnende Thatsache ist, daß die Mischlinge in der Regel viel grausamer sind als die wirklichen Portugiesen. Wir könnten noch verschiedene Greuelgeschichten von den Raub- und Mordzügen einzelner Sklavenjäger aus ihrer Zahl berichten, von denen Livingstone die frischen Spuren traf; mußte er doch zu seinem großen Schmerze erfahren, daß er eine und die andere Gegend nur eröffnet hatte, um

Sklavenräuber nach sich zu ziehen, die den Segen, welchen die Entdeckung bringen sollte, zunächst in Fluch verwandelten. Etwas erklärt wird diese auffallende Erscheinung durch die Abstammung dieser Mulatten. In Tette z. B. besteht ein Theil der Garnison aus Menschen, die „zum Besten ihres Vaterlandes" aus Portugal dorthin geschickt wurden. Diese unverbesserliche Klasse der Soldaten bekommt nur sehr geringen Sold und lebt größtentheils vom Ertrag der Gärten ihrer schwarzen Weiber. Den sittlichen Zustand ihrer Nachkommen kann man sich denken. Es ist unter ihnen eine gewisse Klasse selbstverschuldeter Krankheiten so vorherrschend, daß sich in Beziehung auf ihre Fortdauer als Rasse kein Schluß ziehen läßt. Für ihre Belehrung, ihre Unterweisung im Christenthum geschieht nichts. Es giebt in der Kolonie kaum einen Schulmeister, und weder eine Buchhandlung, die ihren Bewohnern etwas zukommen ließe von den Geisteserzeugnissen der übrigen Welt, noch eine Presse, die ihre Bedürfnisse und Beschwerden zur Kenntniß des Mutterlandes brächte. So ist denn alles Menschenleben dort zur Versumpfung verurtheilt; und nur ein häuslicher Industriezweig schien den Reisenden in Tette des Niederschreibens werth: die Anstellung der Affen zur Vertilgung oder Minderung des Ungeziefers bei Jung und Alt. Sie wurden eingeladen, dieser Jagd zuzusehen, und fanden, daß beide Theile, Menschen und Affen, sich gut dabei stellen.

Klar ist, daß die Portugiesen in diesen Ländern den Eingebornen nichts zu bieten vermögen, vielmehr ihnen in Unternehmungsgeist und Entwicklungsfähigkeit nachstehen. Wozu nun sie eigentlich dort sind, als um jeden Fortschritt zu hindern, wird eine immer bedenklichere Frage. Als ein englischer Kaufmann auf der Insel Johanna, vom britischen Admiral aufgefordert, nach dem Fluß Angonsch eine Ladung Waaren brachte, um gesetzmäßigen Handelsverkehr anzuknüpfen, wurde er von zwei portugiesischen Beamten unter falschem Vorwand nach Mosambik gelockt, dort unter den Geschützen des Forts für Gefangenen erklärt und sein Schiff sammt Ladung confiscirt, wegen gesetzwidrigen Handels auf portugiesischem Gebiet. Wäre er ein Sklavenhändler gewesen, so hätte ihm ein kleines Handgeld ohne Zweifel Wohnung und einen Schmauß im Palast des Generalgouverneurs verschafft. Wer muß nicht wünschen, daß dieses Haupthinderniß der Civilisation am Zambesi hinweggeräumt werde?

„Die Leute in Killimane haben keinen Unternehmungsgeist; ihr

einziges Geschäft ist, vom Fieber zu leiden oder zu genesen," äußerte ein junger, frisch aus Europa gekommener Portugiese. Leider umfaßt aber dieser Ausspruch nicht einmal die volle Wahrheit; davon zeugt schon die Lage von Killimane. „Ein Dorf an einen so niedrigen, sumpfigen, von Fieberdünsten und Moskitoschwärmen erfüllten Platz zu bauen, wäre Niemand eingefallen, dem es nicht um einen sichern Versteck für den Sklavenhandel zu thun gewesen wäre." Aber das ist richtig: landwirthschaftliche Unternehmungen werden von der Regierung in Killimane geradezu entmuthigt. Um seine Pflanzungen zu besuchen, muß der Eigenthümer dem Gouverneur eine Taxe bezahlen; will er den Strom hinauf nach Mazaro, Senna oder Tette fahren, so braucht er einen Paß. Solche Hindernisse genügen in einem Lande, in dem die Arbeit als solche ohnedieß nicht in Achtung steht, die Bewirthschaftung der Güter ganz in die Hände der Sklavenaufseher zu bringen, die ihren Herren von deren Ertrag nicht mehr zukommen lassen, als Klugheit oder ihre Begriffe von Rechtlichkeit ihnen zu gebieten scheinen. So kommt es, daß, trotz einem für den Anbau des Zuckerrohrs geeigneten Klima, Sklaven in Menge und Wasserverbindungen mit allen Hauptmärkten der Welt, die portugiesischen Besitzungen in Afrika nicht einmal ihren eigenen Zuckerbedarf erzeugen, sondern denselben von Bombay beziehen. Bei allen Verschuldungen, deren sich auch England und Frankreich im Verkehr mit Naturvölkern theilhaftig gemacht haben, ist dabei wenigstens ihr eigener Handel gediehen; aber die ganze Ausfuhr den Zambesi hinab beträgt jährlich nur etwa die Hälfte der Besoldung des Gouverneurs. Verstünden die Portugiesen ihren Vortheil, so müßten sie schon aus Eigennutz einen andern Weg einschlagen. Daß sie die Sklavenarbeit sehr theuer zu stehen kommt, ließe sich durch mehr als nur ein Beispiel beweisen. So sah Livingstone einst in Senna mehrere hundert Sklaven zurückkehren, die ihr Gebieter zum Handel in Moselekatse's Land geschickt hatte. Sie hatten 1000 Musketen mitgenommen und dagegen Elfenbein, Straußenfedern, 1000 Schafe und Ziegen, 30 Stück schönes Vieh und, als besonderes Freundschaftszeichen, noch einen weißen Ochsen von außerordentlicher Größe erhalten. Die Straußenfedern verbrannten fast alle, als einmal in der Nacht Feuer im Lager ausbrach, das Vieh starb vom Biß der Tsetse-Fliege weg, der weiße Ochse kam nach zwei Tagen in Senna um, 600 Schafe und Ziegen wurden unterwegs geschlachtet, weil sie nicht weiter konnten, oder die Gesellschaft hung-

rig war und wie gewöhnlich mehr an ihr eigenes Wohlsein als an den Vortheil ihres Herrn dachte. „Die Eingebornen dieses Landes haben nur dreierlei Gedanken, was sie zu essen und zu trinken haben, wie viele Weiber sie bekommen und wie sie ihren Herrn bestehlen, wenn nicht gar ermorden können," sagte dem Reisenden ein wohlwollender Portugiese. Diese Bemerkung mag richtig sein in Beziehung auf Sklaven; in Beziehung auf freie Arbeiter ist sie es nach Livingstone's Erfahrung nicht. Vielmehr fand er bei den vielen Eingebornen, die er auf seiner mehrjährigen Reise als Schiffsleute, Lastträger und Führer in seine Dienste nahm, daß sich bei liebevoller Behandlung und nicht übermäßigem, aber auch nicht kärglichem Lohn wohl mit ihnen auskommen ließ. „Die Schwarzen können recht gut arbeiten, wenn es zu ihrem eigenen Nutzen ist;" auch das ist ein Wort von Portugiesenlippen. Dagegen sollte der nöthige Kohlenbedarf für ein kleines, von Don Pedro V. auf den Zambesi geschicktes Dampfboot aus den gar nicht tief liegenden Schichten bei Tette vermittelst Sklavenarbeit geliefert werden. Die Verköstigung der trägen Leute verursachte aber solche Kosten, daß eine Tonne Steinkohlen auf 1 Pfd. Sterl. zu stehen kam, also mindestens doppelt so hoch, als durch freie Arbeit in den viel tieferen Gruben Englands. Hätte man sie wollen in der gleichen Weise an die Mündung des Flusses hinabschaffen lassen, so wären sie theurer gekommen als von England aus ums Kap nach Indien verschiffte Steinkohlen. Freie Arbeitskräfte sind nicht sowohl theuer als selten, weil Alles darin wetteifert, sie außer Lands zu schaffen.

Diesem entsetzlichen, mit so viel Blut befleckten Erwerbszweig erkennt aber Livingstone ebenso wenig als der Plünderung friedlicher Reisenden oder der Seeräuberei die Berechtigung zu dem Namen „Handel" zu, und wieder und wieder kommt er auf dieses traurige Thema zurück. „Was wir vom Sklavenhandel sahen, — und wir waren wohl die ersten Europäer, die ihn in allen seinen Phasen sahen, — hat über alle unsere Entdeckungen einen düstern Schleier geworfen. Wir sahen die mildeste Art desselben, fast an Gerechtigkeit gränzend, wenn ein Verbrecher seiner Vergehungen wegen verkauft, das Kind eines der Zauberei Angeklagten gleichsam als Pfand weggenommen, oder zur Rache für ein gestohlenes Kind andere Kinder beim Wasserholen überfallen und fortgeschleppt wurden. Wir sahen auch den nächsten Schritt, daß ein Dorf gegen das andere, oder in größerem Maßstab ein Theil eines Stammes gegen den andern ein solches

Wiedervergeltungsrecht übt. Die vertriebene Hälfte irrt dann flüchtig umher und greift, wenn sie im Besitze von Feuerwaffen ist, friedliche Stämme an, um Gefangene für den überseeischen Handel zu machen. Die von der Küste herkommenden Händler sind Araber oder portugiesische Mischlinge. Für sie halten die gewandtesten Handelsleute unter den Eingebornen, namentlich die Adschawa und Babisa, längs der großen Sklavenwege immer neuen Vorrath bereit. Diese beiden, durch ihre geistige Begabung vielen andern überlegenen Stämme, sind durch ihr entsittlichendes Gewerbe jetzt so tief gesunken, daß es ihnen einfallen kann, ihre eigenen Töchter oder jungen Weiber zu verkaufen. Friedliche Glieder derselben Stämme, die sich noch nicht beim Sklavenhandel betheiligten, verabscheuen solche Greuel.

„Aber es gibt noch einen andern Kanal zur Versorgung der Küstenorte mit Sklaven, und mit Schmerzen sei es gesagt, daß die Mittel zu seiner Ausbeutung direkt aus Europa kommen. Portugiesische und arabische Händler werden von den Hafenplätzen mit großen Vorräthen von Musketen, Schießbedarf, Zeugen und Glasperlen ins Innere geschickt. Die beiden letzten Artikel dienen zur Bestreitung ihrer Reise in der Nähe der Küste und zum Einkauf von Elfenbein. Nach mehrfachen Beobachtungen, die wir zu machen Gelegenheit hatten, scheinen diese Sklavenjäger sich einen großen Theil des Wegs für reisende Kaufleute auszugeben. Sie lassen sich bei einem Häuptling nieder und bauen das Land, aber es ist uns kein Fall bekannt geworden, in dem sie nicht irgend einmal mit einem Stamm sich verbündet hätten, um einen andern anzugreifen und Gefangene zu machen. Aus diesem System entspringt ein furchtbarer Verlust an Menschenleben; denn der Pfeil kann keinen Augenblick gegen die Flinte bestehen. Der Sklavenfang ist eine Kette mörderischer Greuel. Was wir davon in Tette sahen, übertrifft alle Beschreibung. Als Mitglieder des ärztlichen Standes waren wir mit menschlichem Elend vertraut genug, aber nichts, was uns vor die Augen trat, reichte an die Jammerscenen im Gefolge des Sklavenhandels. Ein Theil der gefangenen Weiber wurde weiter stromaufwärts gesandt, um gegen Elfenbein verkauft zu werden, ein großer Theil der Männer stromabwärts nach Bourbon. Und all das geschah unter der Leitung eines einsichtsvollen und umfassenden Herrschergeistes. Kaiser Napoleon III wollte dem Arbeitermangel auf Bourbon durch freie Einwanderer abhelfen; ein Regierungsbevollmächtigter wurde für jedes Schiff er-

nannt, um darüber zu wachen, daß die Verträge mit den Eingebornen gerecht und ehrlich gemeint seien, daß keine Ueberfüllung stattfinde und geeignete Nahrung in genügender Menge verabreicht werde. Trotz all dieser Fürsorge führte aber jene Maßregel die Ereignisse herbei, deren Zeugen wir waren, — den fluchwürdigen Sklavenhandel in erschwerter Form mit einer starken, energischen Regierung im Rücken, ihn zu decken. Man glaube nicht, wir schreiben irriger Weise dem weisen 'französischen Auswanderungssystem' so traurige Folgen zu: wir sahen die 'freien Mangandscha-Auswanderer' gefesselt den Strom hinabfahren; wir hörten den Kommandanten von Tette spöttisch bemerken: 'Sie können sich jetzt nicht in unsere Angelegenheiten einmischen, da uns der Kaiser von Frankreich schützt.' Ehre dem Kaiser, daß er sein Volk vor dem Unglück bewahrte, in den Sklavenhandel verflochten zu werden; Ehre der englischen Regierung, daß sie ihn beharrlich auf die Uebel aufmerksam machte, die er unwissentlich verursachte, und mit einem beträchtlichen Opfer die Herbeiziehung indischer Arbeitskräfte ermöglichte!"

Schmählich genug hat seither die portugiesische Regierung alle sogenannten Entdeckungen der englischen Expedition, sowie der Reisenden im Lande der Nilquellen, für bloße Prahlereien erklärt und ihr Benehmen in der Frage des Sklavenhandels durch Unwahrheiten entschuldigt, welche alle darauf hinauslaufen, die Politik Portugals habe erfordert, den Uebergriffen der nach der Herrschaft über Ostafrika lüsternen Briten entgegenzutreten. Wenn sich nur von wirklichem Regieren seitens der Portugiesen in Ostafrika etwas entdecken ließe! Jahrhunderte schon sitzen sie dort und haben weder für die Erkenntniß des Landes noch für die Förderung seiner Bewohner irgend etwas geleistet, das sich den Arbeiten des einen Briten, der sie besuchte, an die Seite stellen ließe.

---

6. Die einheimischen Stämme.

„Es ist in Beziehung auf Afrika und seine Bewohner schon lange die Bemerkung gemacht worden, daß dort alles umgekehrt sei: 'Auf den Köpfen der Menschen wächst Wolle und auf dem Rücken der Schafe Haare.' Man könnte diesem Satze hinzufügen, daß die Männer ihr Haar oft lang tragen, die Frauen fast nie. Wo es

Viehzucht giebt, pflügen die Frauen das Land, bestellen das Getreide und bauen die Hütten. Die Männer bleiben zu Hause und nähen, spinnen, schwatzen und melken die Kühe. Die Männer scheinen für ihre Weiber einen Brautschatz zu entrichten, anstatt einen mitzubekommen. Die Bergbewohner Europa's werden für gastfreundlich, großmüthig und tapfer gehalten. Die Bergbewohner dieses Theils von Afrika sind schwach, kleinmüthig und feig, selbst wenn man sie mit ihren eigenen Landsleuten auf den Ebenen vergleicht. Manche Europäer behaupten, daß sie selbst und die Afrikaner von den Affen abstammen. Manche Afrikaner glauben, daß die Seelen beim Tode in die Körper der Affen übergehen. Die meisten Schriftsteller glauben, die Schwarzen seien Barbaren; fast alle Schwarzen glauben, die Weißen seien Menschenfresser." Mit diesen halb scherzhaften Vergleichungen leitet Livingstone seine Betrachtungen über die Volksstämme ein, mit denen er in Berührung kam. Dann fährt er in ernsterem Tone fort: „Wir müssen über den Haufen Unsinn lächeln, der schon über die geistige Befähigung der Neger geschrieben worden ist. Nur sehr wenige Europäer erlangen eine genaue Kenntniß afrikanischer Sprachen, es sei denn, daß sie dieselben schon in der Jugend zu lernen anfangen. Eine Klage über die Armuth der Sprache ist daher oft nur ein Beweis von der Unwissenheit des Klagenden, und selbst von den Erfahrensten werden oft große Mißgriffe gemacht. Ein bedeutender Gelehrter brachte in einem wissenschaftlichen Werke 'Kaia' als den einheimischen Namen einer gewissen Eidechse. Kaia bedeutet einfach: 'Ich weiß nicht!' Das war die Antwort, die er erhalten hatte. Ebenso harmlos wurde dieser Name auch auf eine Gebirgskette angewandt. Im Allgemeinen steht gewiß die Ansicht eines begabten Missionars, der sich sorgfältig mit der Sprache beschäftigt hat, über der eines Reisenden. Wer ihre Sprache kennt, dem werden die Afrikaner gewöhnlich ebenso verständige, wo nicht treffendere Antworten geben, als man von unsern eigenen ungebildeten Armen bekommt. Ihre Bemerkungen über die Weißen sind oft gar keine Komplimente und gleichen genau dem, was manche Reisende über die Schwarzen sagen."

Die Stämme, welche Livingstone auf seiner dießmaligen Reise vorzugsweise zu beobachten Gelegenheit hatte, waren die Mangandscha am Schire und am Unterlauf des Zambesi; die Bakoa zwischen den beiden Flüssen Loangwa und Kafue, die wie der Schire von der

linken Seite her in den Zambesi einmünden; die Batoka und die ihnen stammverwandten Batonga und Bawe jenseits des Kafue, und endlich die Makololo noch weiter im Westen. Die Mangandscha sind uns in den bisherigen Schilderungen schon so vielfach begegnet, daß wir hier nicht länger bei ihnen zu verweilen brauchen; nur die eine Bemerkung bleibt uns hinzuzufügen, daß sie längs des Zambesi den Reisenden mit weniger Mißtrauen und mehr Freundlichkeit begegneten, als an den Ufern des Schire. Wie unter den Mangandscha, so ist auch weiterhin die Begrüßung durch Händeklatschen üblich. Auch in der Sprache der Eingebornen herrscht ein so geringer Unterschied, daß Livingstone alle Stämme dieser Gegend als zu einer Familie gehörig betrachtet; dessen ungeachtet ist ein sehr starkes Stammgefühl unter ihnen bemerklich. Beim Reisen bleiben diejenigen, welche zu einem Stamm gehören, stets beisammen und stehen einander bei. — Besonders herzlich und gastfrei zeigten sich die Batonga und Bawe, deren Händeklatschen und Lallilurufen die Ankunft und Abreise der weißen Männer begleitete, ohne daß der Ortsvorsteher mit der bekannten afrikanischen Bettelhaftigkeit für das Seguati, das er ihnen brachte, ein doppelt so großes Gegengeschenk erwartete. Unter den Bawe gibt es manche, deren einzige Bekleidung ein Ueberzug von Röthel ist, und die daher von ihren eigenen Landsleuten: „Baenda pezi" oder Nacktgeher genannt werden. Die Scham scheint bei ihnen so völlig im Schlafe zu liegen, daß sie sich auch in Gegenwart gut gekleideter Leute nicht minder anständig fühlen als diese. „Gott schuf mich nackt, und ich habe deshalb nie eine Kleidung irgendwelcher Art getragen," sagte einer dieser Baenda pezi, als er Livingstone besuchte. Auch unter ihnen gibt es indessen stutzerhafte junge Leute, die ihr Haar mit in Oel aufgelöstem Röthel beschmieren und demselben vermittelst eines steifen Kopfbandes das Ansehen einer niedlichen Fouragiermütze geben. Einige Schnüre grober Perlen und ein wenig polirter Eisendraht um die Arme, die nie fehlende Pfeife und eine kleine eiserne Feuerzange, um die angezündete Kohle aufzuheben, vollenden den Anzug. Die Frauen dagegen sind gut gekleidet und machten Livingstone wie alle, mit denen er zusammentraf, den Eindruck von Bescheidenheit.

Um die Dörfer der Batonga und Bawe, sowie um die der Batoka her ist einiger Anbau sichtbar. Die Letztern sind die einzigen ihrer Volksgenossen, welche auch Obst und Oelsaamen tragende

Bäume pflanzten und schützten, und Reihen solcher Bäume mit wohl zwei Fuß im Durchmesser haltenden Stämmen bezeichnen neben den Trümmern verlassener Dörfer noch jetzt ihre früheren Wohnsitze. Die Batoka sinken seit einer Reihe von Jahren im Kampfe mit den Makololo dahin und auf den trefflichen Weiden ihres herrlichen Hochlandes mästen sich jetzt fast nur Heerden von Büffeln, Zebra's und Antilopen. Die Veranlassung zu diesen Angriffen war folgende: Mehrere Betschuana- und Basuto-Stämme hatten sich vor dem Zulu- oder Matebele-Häuptling Moselekatse nordwärts an das rechte Ufer des Zambesi geflüchtet. Da sie aus einem Lande kamen, das keine Flüsse hat, konnten sie nicht schwimmen, und der Stamm der Bamangwato wandte sich an einen der Batoka-Häuptlinge mit der Bitte, ihn überzusetzen. Verrätherisch führte dieser Männer und Weiber getrennt nach verschiedenen Inseln des Flusses und ließ die Männer verhungern, während er die Frauen für sich und sein Volk in Besitz nahm. Die Basuto unter ihrem Häuptling Sebituane, erreichten, von einem andern Fahrmann übergesetzt, glücklich das linke Ufer; dort aber wurden sie von dem ganzen Batoka-Volke angegriffen. Obgleich nur eine Handvoll gegen der ungeheuren Horde ihrer Feinde, schlugen die kampfgeübten Basuto dennoch die Batoka, die zwar als muthige Jäger bekannt sind, aber nie ein kriegerischer Stamm gewesen zu sein scheinen. Der Sieger nahm nun allmählig das Land in Besitz und rechtfertigte seine Eroberungen stets durch die Behauptung, daß die Batoka ausgezogen seien, um mit einem Manne zu kämpfen, der auf der Flucht war, um sein Leben zu retten, und ihnen niemals Unrecht gethan hatte. Auch unter seinem aussätzigen Sohne Sekeletu dauerte die Feindschaft fort. Die Makololo, wie sich Sebituane's Leute jetzt nannten, sind entschieden der intelligenteste und unternehmendste Stamm, mit dem Livingstone zusammentraf. — Die alten Makololo hatten viele männliche Tugenden; sie waren zuverläßig und stahlen nie, außer wenn sie Vieh im offenen Kampfe rauben konnten, was sie als ehrenvoll betrachteten; dabei schien ihnen harte Arbeit nicht unter ihrer Würde. Nicht das Gleiche kann von ihren Söhnen gerühmt werden, die mitunter stehlen und Arbeit nur für das Geschäft der Knechte halten. Die verderbliche Gewohnheit des Rauchens von indischem Hanf, die auch unter den früher aufgezählten Stämmen herrscht, ist unter den Makololo ziemlich verbreitet; selbst die Frauen sollen ihr heimlich ergeben sein. Die nächste Wirkung des Hanfrauchens

ist ein Gefühl größerer Körperkraft, das Ende davon aber nicht selten Blödsinn. Stumpfheit trat übrigens Livingstone bei den Frauen der Makololo nicht entgegen; vielmehr überraschte ihn ihre schnelle Fassungskraft. Seltsamer Weise billigen sie vollkommen die Sitte der Vielweiberei, diese Quelle so unzähliger Uebel. Als sie hörten, daß in England ein Mann nur eine Frau heirathen könne, riefen mehrere von ihnen aus: in einem solchen Lande möchten sie nicht leben; nach ihrer Denkungsart sollte jeder achtbare Mann eine Anzahl Weiber als Beweis seines Wohlstandes haben. Aehnliche Vorstellungen herrschen am ganzen Zambesi hinab. Kein Mann wird von seinem Nachbar geachtet, der nicht mehrere Weiber hat. — Die Frauen werden unter den Makololo nicht gekauft und verkauft, obgleich die Heirath wie ein Kauf aussieht. Der Bräutigam gibt seinem Schwiegervater je nach seinem Wohlstand eine Anzahl Kühe, nicht als Kaufgeld für die Braut, sondern um das Recht zu erwerben, die Kinder, die sie etwa bekommt, in seiner eigenen Familie zu behalten. Ohne diese Zahlung hat ein Mann zwar vollkommene Gewalt über sein Weib, aber nicht über die Kinder; denn da die Eltern ein Glied ihrer Familie opfern, indem sie sich von ihrer Tochter trennen, muß auch deren Gatte etwas von seinem Eigenthum opfern, gleichsam um jenen Bruch zu heilen. Es ist dieß eine Sitte, an die sich große Mißbräuche hängen. Die wohlhabenden alten Männer, die Vieh in Fülle haben, heirathen alle hübschen Mädchen; die jungen Männer, die zufällig kein Vieh haben, müssen ohne Weib auskommen oder sich mit einem begnügen, das wenig Anziehendes für sie hat. Dieser Stand der Dinge hat natürlich viel Unsittlichkeit im Gefolge, und auffallend ist die geringe Zahl der Kinder. — Schwere Arbeiten werden von den Frauen nicht gefordert, da sie Mägde haben, um die Haushaltungsgeschäfte zu besorgen; Langeweile ist desto häufiger ihr Loos. Da erregten denn verschiedene Gegenstände, die sie bei Livingstone sahen, allerlei Wünsche; doch nahmen sie's nicht übel, wenn ihre Bitten abgeschlagen wurden. Ebenso wenig war eine von ihnen empfindlich, als sie auf ihre Frage, was Livingstone's Aufzeichnungen über den Stand seiner Thermometer bedeuteten, aus Mangel an den passenden Ausdrücken in ihrer Sprache keine Antwort erhielt: „Armes Ding," sagte sie nur mit schalkhafter Freude „er spielt wie ein Kind!"

Eine erfreulichere Seite des Lebens der Makololo, als die so eben besprochene, ist noch immer ihr Sinn für Gerechtigkeit. Die Gegen-

stände, welche Livingstone acht Jahre vorher sammt seinem Wagen in ihrem Lande zurückgelassen hatte, wurden ihm bei seinem dießmaligen Besuch alle unversehrt zurückgegeben. Nur ein Rad seines Wagens war von den weißen Ameisen weggefressen worden. Während seines Aufenthalts kam es vor, daß ein Ochse von einem Krokodil getödtet wurde; ein Mann fand das todte Thier auf dem Flusse schwimmend und eignete es sich zu. Als der rechtmäßige Eigenthümer das hörte, ersuchte er ihn, vor den Häuptling zu kommen, da er Willens sei, ihn zu verklagen; der Dieb aber legte die Sache dadurch bei, daß er einen von seinen eigenen Ochsen anstatt des getödteten hingab. Ein anderes Mal zankten und verfluchten zwei Männer einander; da stand ein Dritter auf, nahm, um Unheil zu verhüten, ruhig ihre Speere aus der Ecke, in der sie standen, und setzte sich zu Livingstone, indem er sagte: „Es liegt in der Natur der Stiere, einander zu durchbohren." — Sind die Bewohner eines Dorfes unzufrieden mit dem von ihnen selbst gewählten Ortsvorsteher, so strafen sie ihn dadurch, daß sie alle bei Nacht ausbrechen und ihn allein lassen. Sklaven machen die Makololo nicht, und Livingstone mußte von seinen Führern in dieser Beziehung manch' bittere Bemerkung über die Weißen hören. Unter den Küstenstämmen wird ein Flüchtling fast immer verkauft, hier aber behält ein solcher denselben Rang, den er in seinem eigenen Stamm hatte. Selbst die Kinder der Gefangenen haben dieselben Rechte wie die Kinder derer, die sie gefangen nahmen. Auch unter den Zulu's und Matebele's ist der Sklave, der durch einen Raubzug zum Stamme gebracht wird, fast seines Herrn Gleichen, ja er kann auch ungestraft denselben verlassen und innerhalb der Gränze des Reichs gehen, wohin es ihm beliebt. Ueberhaupt ist die Sklaverei unter Afrikanern nicht so abstoßend, wie sie stets in den Händen der Europäer es wird. Von dem afrikanischen Herrn wird weder die Pünktlichkeit, Schnelligkeit, Gründlichkeit, noch so viel Anstrengung verlangt, wie von dem europäischen. In Europa ist man verlegen wegen Mangels an Zeit, in Afrika weiß man nicht, was man mit der Zeit anfangen soll. Raub- und Plünderungszüge, um die Heerden benachbarter Stämme wegzuführen, wollen dagegen die Makololo durchaus nicht als strafbar erkennen. Nur die Vergießung von Menschenblut versuchte nie einer zu rechtfertigen. — Der Häuptling erhält den Rücken und die Rippen jedes von seinem Volke geschlachteten Ochsen, und von den unterworfenen Stämmen Zins an Getreide,

Bier, Honig, wilden Früchten, Hacken, Rudern und Baumkähnen. Sein Haupteinkommen jedoch besteht in Elfenbein, das der Theorie nach sein ausschließliches Eigenthum ist. Die Stoßzähne jedes erlegten Elephanten werden zu seiner Verfügung gestellt, während nach dem Jagdgesetz der Portugiesen und der angränzenden Stämme nur ein Stoßzahn der Regierung gehört und der Jäger den andern behält. Uebrigens erwarten die Makololo, daß ihr Häuptling den Ertrag des Elfenbeins, wie ein Vater mit seinen Kindern, mit ihnen theile.

Nicht minder kriegerisch als die Makololo sind die Zulu's oder Landins auf der rechten Seite des mittleren und unteren Zambesi, deren Herrschaft die Portugiesen praktisch dadurch anerkennen, daß sie ihnen jährlich einen ziemlich hohen Tribut für ihre (jenseits des Flusses gelegenen Ländereien) bezahlen. Die wenigen reichen Kaufleute von Senna seufzen unter dieser Last, aber sie fügen sich, weil sie wissen, daß eine Verweigerung der gewohnten Steuer einen Krieg in sich schlösse, der mit dem Verlust ihres ganzen Besitzthums enden könnte. Die Zulu's scheinen ihrerseits die Bewohner von Senna und Schupanga so scharf zu überwachen, wie nur irgend ein Gutsherr seinen Pächter; sie stehen unter guter Mannszucht und kommen alljährlich mit Heeresmacht, um den gewohnten Tribut zu erheben. Livingstone sah sie bei dieser Gelegenheit ihre Tänze aufführen, aber in nähere Berührung kam er mit ihnen nicht.

Wenden wir von den Eigenthümlichkeiten der einzelnen Stämme unsern Blick nun wieder auf die Gesammtheit der Bewohner Afrikas, deren Wohnsitze Livingstone durchwanderte, so bekam er von ihnen den Eindruck, sie seien — natürlich nicht ohne Ausnahme — geborne Kaufleute, bei denen nur die Liebe zum Tändeln oft die zum Gewinn übersteige. Die Sucht, immer und überall Jedem etwas Angenehmes zu sagen, fand er unter ihnen auch in andern Beziehungen oft auf eine recht lästige Weise herrschend. Bezeichnend dafür ist folgende Thatsache. Es erscheint in Afrika alles so viel größer und der Glanz des Sonnenlichts ist so stark, daß für den Europäer einige Zeit dazu gehört, die Entfernung beurtheilen zu lernen, und englische Jagdliebhaber bei ihren ersten Versuchen sich immer durch Fehlschüsse auszeichnen. „Ist sie verwundet?" fragte ein Herr seinen schwarzen Begleiter, nachdem er auf eine Antilope gefeuert hatte. „Ja! die Kugel gieng ihr gerade ins Herz." Da diese vernichtenden Wunden sich nie als tödtlich erwiesen, bat er einen Freund, der die Sprache

verstand, dem Manne zu erklären, daß er in jedem Falle die Wahrheit vorzöge. „Er ist mein Vater," erwiederte der Eingeborne, „und ich dachte, er würde ungehalten sein, wenn ich ihm sagte, daß er nie treffe." Noch viel mehr als die Freien beschäftigt die Sklaven der Gedanke an das, was gefallen wird; einen Sklaven dahin zu bringen, etwas ganz treu zu übersetzen, ist fast eine Unmöglichkeit.

„Was die Gesichtsbildung betrifft, so erinnerten uns viele Bewohner der Nyassa-Gegenden an die alt-assyrischen Formen auf den Denkmälern, mit welchen Layard das britische Museum bereicherte, und legten uns hiedurch die Vermuthung nahe, daß der eigentliche Negertypus nicht der an der Westküste vorkommende ist, nach dem sich die meisten Leute ihre Vorstellung von der afrikanischen Rasse bilden. Ein großer Ring in einem Ohr und gewisse Arten, das Haar zu tragen, erinnern an die alt-ägyptischen Denkmäler. Die Lippen gleichen mehr denen der Europäer, als denen der Neger an der Westküste. Auch die hohen Waden, die für ein charakteristisches Merkmal der Negerrasse gelten, sind nicht allgemein."

„Ethnologen sehen in dem Afrikaner durchaus nicht das unterste Glied der menschlichen Familie. Er besitzt beinahe dieselbe Körperstärke wie der Europäer, und als Rasse eine bewunderungswürdige Ausdauer. Weder Krankheiten noch geistige Getränke, welche unter den nordamerikanischen Indianern und den Südsee-Insulanern so furchtbare Verheerungen anrichteten, scheinen im Stande zu sein, die Neger aufzureiben.*) Auch dann, wenn sie das so viele Menschenleben zerstörende System der Knechtschaft ihrer Heimat entreißt, breiten sie sich unaufhaltsam aus, und verdunkeln die Farbe der Hälfte des neuen Kontinents. Zu ihrer körperlichen Zähigkeit in Ertragung der größten Entbehrungen ist ihnen, als eine Art Ersatz, ein natürlicher Frohsinn geschenkt, der sie befähigt, der schlimmsten Lage die beste Seite abzugewinnen. Uebrigens ist es bemerkenswerth, daß diese Kraft, dem Unglück zu widerstehen, oder wie Einige sagen,

*) Eine Frau, die einen Pfeil im Rücken trug, schwamm über den Schire und wurde von den Europäern im Boot aufgefischt. Der Pfeil war ihr von hinten hinauf in die linke Lunge gedrungen, wohl neun Zoll tief. Da Luft aus der Wunde drang, hielt Livingstone eine Operation für unrathsam, man trug sie in ihre eigene Hütte und gab ihr Nahrung. Einer ihrer Verwandten aber schnitt flink den Pfeil heraus und brachte ein Stück Lunge mit weg. Dennoch erholte sie sich und war nach einiger Zeit nicht blos wohl, sondern dick geworden.

diese Anlage zu einem Leben der Knechtschaft, nicht allen afrikanischen Stämmen eigen ist. Viele würden in der Sklaverei dahin siechen, oder sich selbst das Leben nehmen. Kein Krumann kann zum Sklaven gemacht werden, und ebenso wenig lassen sich die freiheitsliebenden Zulu- und Kaffernstämme unterjochen. Eine Barotsefrau wurde einst einem Sklavenhändler übergeben, weil sie sich weigerte, einen Mann zu heirathen, den sie nicht liebte. Sobald sie ihr Loos verstand, ergriff sie einen Speer, durchbohrte sich und fiel todt nieder.

Von Zeit zu Zeit sind unter den Afrikanern, wie unter andern Völkern, Männer von bedeutenden Fähigkeiten aufgetaucht, die durch ihre Gaben die Aufmerksamkeit weiter Landstriche auf sich zogen; aber der gänzliche Mangel einer Literatur läßt alle früheren Leistungen verloren gehen. So haben sie auch ihre Minnesänger gehabt, deren Ergüsse aber gleichfalls die bloße Tradition nicht erhielt. Livingstone's Reisegesellschaft schloß sich einmal einige Tage lang ein Dichter an, und sang, so oft sie Halt machten, den Dorfbewohnern ihren Ruhm in fließenden harmonischen Versen vor. Als er zum ersten Male anfieng, war das Lied kurz, aber er sammelte jeden Tag mehr Nachrichten über die Fremden und fügte sie dem Gedichte hinzu, bis es eine Ode von ansehnlicher Länge wurde. In der Karawane selbst befand sich auch ein freilich weniger begabter Sänger. Jeden Abend, während die Andern kochten, schwatzten oder schliefen, trug er seine Lieder vor, die eine Geschichte alles dessen enthielten, was er in dem Lande der weißen Männer und auf dem Rückweg gesehen hatte. Er begleitete sie mit der Sansa, einem musikalischen Instrument, dessen neun eiserne Tasten mit dem Daumen gespielt werden, während die übrigen Finger es an der Rückseite halten. Oft setzte er sein Spiel fort bis tief in die Nacht hinein. War er fertig, so erhoben sich zuweilen noch lebhafte politische Erörterungen, bei denen Leute von den verschiedenen Feuern her einander zuschrieen und das ganze Lager in Aufregung brachten. Die bei diesen Gelegenheiten aufgewendete Beredtsamkeit war zum Erstaunen, und die schlechte Regierung der Häuptlinge bot ein unerschöpfliches Thema. Gewöhnlich behielt dabei aber doch der loyale Ortsvorsteher Tuba das letzte Wort, nicht sowohl weil seine Beweisführung die beste, als weil seine Stimme die lauteste war.

„In Beziehung auf die geistige Begabung der Afrikaner haben wir nichts gesehen, was zu der Annahme berechtigen könnte, daß sie

zu einer andern Gattung gehören als die gebildetsten Völker der Erde. Sie sind mit jeglicher Eigenthümlichkeit des menschlichen Wesens ausgestattete Menschen. In einem Zustande der Barbarei verlebte Jahrhunderte haben auf sie denselben erniedrigenden Einfluß geübt, den Pritchard an einigen vor ein paar Generationen in die Berge von Ulster und Connaught zurückgedrängten Irländern wahrnahm. Bei etlichen Stämmen werden Jahrhunderte dazu gehören, um in physischer und moralischer Beziehung die verderblichen Wirkungen von Jahrtausenden wieder zu verwischen; andere Stämme stehen aber auf einer viel höhern Stufe der Sittlichkeit, der Intelligenz und des Gewerbsfleißes, als man gewöhnlich glaubt. Verläumdung, Lüge, Haß, Ungehorsam gegen die Eltern oder Vernachlässigung derselben, Diebstahl, Mord und Ehebruch, all das erkannten die Besseren unter ihnen als Sünde, ehe sie etwas von den Europäern oder ihren Lehren wußten. Nur daß es unrecht sei, mehr als eine Frau zu haben, war ihnen noch nie in den Sinn gekommen."

Als Bischof Mackenzie zum ersten Male die Felder der Mangandscha sah, äußerte er: „Wenn ich in England nach dem Zweck meiner Sendung nach Afrika gefragt wurde, antwortete ich, unter Anderem wolle ich die Eingebornen auch im Ackerbau unterrichten, aber jetzt sehe ich, daß sie davon viel mehr verstehen als ich." Gelber Blutstein, der weder in Farbe noch Gewicht die mindeste Aehnlichkeit mit Eisen verräth, wird bei Kolobeng zur Gewinnung dieses Metalls benützt. Der Unwissende würde gewiß auch dem schönen, grünen Malachit, aus dem in civilisirten Ländern kostbare Vasen gemacht werden, nicht ansehen, daß er kupferhaltig ist, und doch werden daraus im Herzen Afrikas in ausgedehnter Weise Ringe und andere Schmuckgegenstände geschmolzen. Livingstone glaubt kaum, daß Afrika je eine Steinzeit hatte, wie sie nach den Funden in den Pfahlbauten auch unsern Voreltern zugeschrieben werden muß, und wie sie noch heutigen Tags im Feuerlande zu sehen ist. Merkwürdig ist aber, daß seit Jahrhunderten kein Fortschritt mehr stattgefunden zu haben scheint. Die Art Feuer zu machen ist dieselbe in Afrika wie in Indien; die Schmelzöfen und irdenen Geschirre sind ebenfalls gleich. Die Zubereitung der Speisen und das Brauen des Biers mahnen an das alte Aegypten; Angeln, Fisch- und Jagdnetze, Fischkörbe und Dämme an die schottischen Hochlande. Noch manche andere Künste und Geräthschaften, die sich unverändert von Jahrhundert zu Jahrhundert

erhalten haben, und ganz in derselben Weise über einen großen Theil der Erde verbreitet sind, deuten sie nicht unwidersprechlich auf eine gemeinsame Quelle hin? Und ist es nicht nahezu gewiß, daß wenn Menschen, welche schon die wenigen Künste besitzen, deren auch die rohesten Völker bedürfen, dahinsterben, sobald sie ausschließlich auf Wurzeln und Beeren angewiesen sind, sie nimmer in einem sogenannten „Naturzustand" hätten bestehen können? Ungleich weniger als die Thiere zu ihrer Selbsterhaltung ausgerüstet, hätten sie nicht lange genug gelebt, um auch nur den Bildungsgrad der jetzigen Wilden zu erreichen. Ganz abgesehen von den biblischen Winken muß also angenommen werden, daß, wie der Mensch sich nicht selbst ins Dasein rufen konnte und daher einen Schöpfer brauchte, er auch auf seiner ersten Entwicklungsstufe sich nicht selbst bilden konnte, und folglich eines höheren Lehrers bedurfte. Oder kann man wirklich vernünftiger Weise glauben, er habe in einem Zustand äußerster Hilflosigkeit, in dem seine Nachkommen nicht zu bestehen vermögen, viele Erfindungen gemacht, die von seinen Kindern und Enkeln aufbewahrt, aber etliche und dreißig Jahrhunderte hindurch nimmer verbessert wurden?

„Die Wirkung, welche gewissen aus Pflanzen bereiteten und nur dem Eingeweihten bekannten Medizinen zugeschrieben wird, ist einer der hervorstechendsten Züge in der Religion des Afrikaners. Nach seinem Glauben gibt es nicht nur für jeden Körper-, sondern auch für jeden Seelenschmerz ein Heilmittel. — Die guten Geister der Abgeschiedenen (Azimo oder Bazimo) können durch Medizinen versöhnt und durch Opfer von Bier und Mehl oder irgend einer ihrer Lieblingsspeisen geehrt werden. Nur (?) in Dahome ist daraus ein schauerlicher Aberglaube geworden, indem hier Menschenblut die Stelle der in neun Zehntheilen des Kontinents gebräuchlichen Pflanzenstoffe vertritt. Die schonungslose Mißachtung des menschlichen Lebens, von der Speke und Grant aus den Ländern der Nilquellen erzählen, gehört gleichfalls zu den Ausnahmen.*) Wir hörten die Eingebornen von einem Häuptling reden, der ähnliche Anfälle von Blutdurst hatte, aber offenbar wahnsinnig war; und nur die tiefe Ehrfurcht der Afri-

*) Diese Ausnahmen sind jedenfalls keine Seltenheiten. Uns will bedünken, daß Livingstone hie und da von Afrika im Allgemeinen gar zu günstige Ansichten hegt, was uns übrigens freundlicher anmuthet als die wegwerfenden Urtheile anderer Reisenden.

kaner vor der königlichen Würde rettete ihn und wahrscheinlich Speke's berüchtigten Häuptling Mtesa (Miss. Mag. 1864, S. 437 ff.) vor Hinrichtung. An zwei oder drei andern Orten werden auch Theile des menschlichen Körpers zur Vermittlung zwischen den Lebenden und der Geisterwelt gebraucht; ein grausamer Charakter darf aber der Religion der Afrikaner im Ganzen deßhalb ebenso wenig zugeschrieben werden, als man sie alle Menschenfresser zu nennen berechtigt ist, weil in einer oder zwei Gegenden Menschenfresserei vorkommt.

„Allgemein ist der Glaube an Zauberei. Ein Horn, ein geschnitztes Bild oder irgend ein anderer Gegenstand wird zuweilen als Amulett getragen, um die Wirkung der Medizin zu verstärken, die vor feindlichen Einflüssen schützen soll. Diese Amulette werden Grigri's genannt, aber sobald es erwiesen ist, daß die Medizin ihre Kraft verloren hat, keinen Augenblick länger für heilig gehalten, sondern als unnütz weggeworfen. Die Anbetung von Götzen ist den Afrikanern eben so fremd, als, wie versichert wird, civilisirteren Völkern die Anbetung der Bilder in ihren Kirchen. Sie tragen nicht, gleich den Muhammedanern, ihre Frömmigkeit zur Schau, sondern suchen, wenn sie beten, wie die Christen, die Stille und Verborgenheit."

Auf specifische Zaubermittel wird überall ein außerordentlicher Werth gelegt; natürlich ist daher der Stand der Aerzte auch in den Zambesi-Gegenden zahlreich vertreten. Außer denen, die wirklich etwas von ihrem Beruf verstehen, gibt es eine ganze Reihe solcher, die vorgeben, durch irgendwelche geheime Zaubermittel vor dem Biß des Krokodils oder vor der Wuth des Elephanten schützen zu können. Der Würfeldoktor, dessen Geschäft hauptsächlich die Auffindung der Diebe ist, wird von den Portugiesen so gut wie von den Eingebornen zu Rathe gezogen, und in der Regel bewährt sich seine Kunst, weil er selbst sich nicht auf seine Würfel verläßt, sondern durchs ganze Dorf hin vertrauliche Agenten hat, um den Verbrecher zu entdecken. Dann gibt es Regendoktoren, solche, die sich anheischig machen, gute Schützen zu bilden, u. s. f.

Wie die Manganbscha, so glauben auch die andern von Livingstone besuchten Stämme an den großen Geist Morungo, der alle Dinge schuf und über den Sternen lebt; aber sie beten nie zu ihm und wissen nichts von ihrem Verhältniß zu ihm oder von seiner Theilnahme an ihnen. Die Geister ihrer abgeschiedenen Ahnen sind nach ihren Vorstellungen alle gut und unterstützen sie bei besondern Gelegenheiten

in ihren Unternehmungen. Daneben herrscht, in Tette vielleicht mehr als an andern Orten, der Glaube an unzählige böse Geister, die in der Luft, auf der Erde und im Wasser leben, und über das menschliche Geschlecht alle Arten von Leiden verhängen, durch verschiedene Speiseopfer aber begütigt werden können.

---

7. Missionsversuche und Kolonisationsgedanken.

Mission zu treiben im vollen, eigentlichen Sinne des Worts, seine ganze Zeit und Kraft der Verkündigung des Evangeliums unter den zu besuchenden Völkern zu widmen, das mußte Livingstone selbst von Anfang an als unvereinbar erkennen mit seiner dießmaligen Sendung. Dazu wäre doch jedenfalls ein längerer Aufenthalt an einem und demselben Orte nöthig gewesen, als es für die Zwecke der Expedition taugte, die nur eine Entdeckungsreise machen und das Land für die etwa nachrückenden Kaufleute und Missionare zugänglich machen sollte. Und doch wurde er in der Folge zu seinem großen Bedauern durch Nebendinge noch mehr, als er es in Rechnung genommen hatte, von dem Umgang mit den Eingebornen abgehalten. Da ein Mitglied der Expedition, welches das Schiff steuren und die geographischen Position aufschreiben sollte, die von ihm gehegten Erwartungen nicht erfüllte, wurde auch diese Aufgabe Livingstone zu Theil. Natürlich machte sie ihm auch die beabsichtigte Anfertigung umfangreicher Vokabularien der einheimischen Dialekte unmöglich.

Auf den Landreisen war seine Mithilfe zuweilen zur Herbeischaffung des nöthigen Proviants erforderlich. Hatte die Reisegesellschaft sich mit Sonnenaufgang auf den Weg gemacht, gegen neun Uhr an irgend einem Haltplatz ihr den Abend vorher gekochtes Frühstück eingenommen, mit einer kurzen Ruhe während der größten Hitze den Marsch fortgesetzt und dann ziemlich früh am Nachmittag ihr Lager aufgeschlagen, so mußten gewöhnlich einer oder zwei der Europäer auf die Jagd gehen, um etwas Wild zur Abendmahlzeit zu erlegen. Am bequemsten wäre es dann gewesen, einen der Eingebornen mitzunehmen, um die Beute nach Hause zu tragen, allein da diese oft klagten und murrten, wie müde sie seien, giengen die Jäger häufig allein und übernahmen die Mühe, ihre Leute erst nachher an den Ort zu führen, wo das

Thier lag. Wenn sie dann, selbst ermüdet, zu diesem Zwecke zum zweiten Male eine Strecke von vielleicht mehreren Stunden zurückzulegen hatten, da konnte wohl auch die Versuchung an sie herantreten, nur hinreichend Fleisch für die drei Weißen mit ins Lager zu nehmen, und die armen, undankbaren Müßiggänger ihrem Schicksal zu überlassen. Doch Livingstone wußte, daß fortgesetztes Wohlthun, Wohlthun bis zu dem Grade, wo es der Weltweisheit Schwachheit scheint, das einzige Mittel ist, auf die Herzen der Heiden einen heilsamen Eindruck zu machen, also auch auf die seiner Makololo. Eine Bekehrung als Frucht seines längeren Zusammenlebens mit ihnen durfte er indeß nicht erleben, obwohl sie ihm persönliche Anhänglichkeit bewiesen, sich während des Bibellesens und Gebets stets anständig betrugen und bei der Rückkehr in ihre Heimat einen gewissen Stolz drein setzten, ihren staunenden Freunden das Vaterunser und das apostolische Glaubensbekenntniß herzusagen, die sie in der Makololo-Sprache gelernt hatten.

Seinen Verkehr mit den Eingebornen eröffnete Livingstone gewöhnlich mit einer Erklärung über den Abscheu der Engländer vor dem Sklavenhandel, und dabei zeigte sich's, daß die meisten schon etwas wußten von den Anstrengungen der englischen Kreuzer zur Unterdrückung desselben. Als eifrige Handelsleute mit ziemlich klaren Begriffen von ihrem eigenen Vortheil fanden sie den Vorschlag, statt ihre Mitmenschen zu fangen und zu verkaufen, Baumwolle zu bauen und zu verkaufen, meistens einleuchtend. Auch die Vorstellung, daß der Vater aller Wesen mit seinen Kindern zürne, weil sie einander verkaufen und tödten, gewann ihren Beifall, aber bei tiefer gehenden religiösen Gesprächen legten sie eine manchmal entmuthigende Gleichgiltigkeit an den Tag. Zu ihrem Glauben an ein höchstes Wesen und an die Fortdauer der Seele nach dem Tode eignete sich ganz gut die Erklärung, daß die Weißen ein Buch besitzen, das eine Offenbarung des Willens und der Absichten des großen Gottes enthalte. Erweckte aber auch die Kunde, daß Sein Sohn unter den Menschen erschienen sei, noch ihre Aufmerksamkeit, so wollte es doch nicht gelingen, ihnen ein Gefühl davon beizubringen, daß sie in einer Verwandtschaft zu ihm stünden und Er Theilnahme für sie empfinde. Livingstone schreibt dieß wenigstens zum Theil der Art der Mittheilung durch Dollmetscher oder durch seine eigenen Versuche in der schweren, nur mangelhaft erlernten Sprache zu; doch ist's ja nicht nöthig, zu einem Volke von fremder Zunge zu reisen, um ähnliche Erfahrungen zu machen. Er-

staunt war er zu hören, wie weithin in Afrika oft schnell die Ankunft von Missionaren, und ihre Wirksamkeit, sofern sie sich auf Dinge dieses Lebens bezieht, bekannt wird. So erzählte man ihm z. B. im Bawe-land, 130 Stunden nördlich von Moselekatse's Wohnsitz, es seien kürzlich Engländer zu diesem Häuptling gekommen und haben ihm gesagt, Menschen zu tödten sei unrecht. Er habe ihnen geantwortet, er sei geboren, um Leute zu tödten, wolle aber die Gewohnheit fallen lassen; und seither habe er seine Leute nie mehr wie ehedem ausgesandt um zu morden, sondern um Tribut an Kattun und Elfenbein einzusammeln. — Als Friedensstifter wurde im Batoka-Lande auch Livingstone mit Jubel begrüßt, weil seine Leute verkündigten, er wolle Sekeletu zu bewegen suchen, daß er seine Unterhäuptlinge verhindere, noch weitere Raubzüge dorthin zu machen. Sein Marsch glich einem Triumphzug, und so oft er ein Dorf betrat oder verließ, mischte sich in das Händeklatschen der Männer und das Lallilu-Jauchzen der Frauen der Ruf: „Laßt uns schlafen!" oder „Friede!" Oft bereiteten die Einwohner ganz aus freien Stücken das Lager der Karawane. Einige ebneten mit Hacken den Boden für ihre Betten; Andere brachten dürres Gras und breiteten es sorgfältig über den Platz hin; Manche machten mit ihren kleinen Aexten schnell eine buschige Umfriedigung zum Schutz vor dem Winde; wieder Andere brachten Wasser und Holz, um die Speisen zu kochen.

Die Friedenshoffnung war freilich den armen Batoka willkommener, als den kriegerischen Makololo die Predigt, daß die Ermordung ihrer Nebenmenschen und ihre ungerechten Raubzüge sie in den Augen ihres großen Vaters strafbar machten, und daß diejenigen, welche Andern keinen Frieden gewährten, vom höchsten König selbst keinen zu hoffen hätten. „Warum sollen diese Makalala" — ein verächtlicher Ausdruck für alle schwärzeren Stämme — „Vieh besitzen, wenn sie nicht für dasselbe zu kämpfen wissen?" konnte da die Antwort lauten, oder auch: „Wir haben Gottes Buch nöthig. Aber die Herzen der schwarzen Männer sind nicht dieselben wie die der Weißen. Wenn das Sünde ist, was die Gewohnheit uns zu thun verleitet, so liegt die Schuld an dem weißen Mann und Jesus, der uns das Buch nicht gegeben und uns nicht so begünstigt hat wie die Weißen." — Als beim Abschied vom Lande der Makololo Livingstone daran anknüpfend, wie Viele aus ihrer Zahl seit seinem früheren Besuche gestorben seien und wie unwahrscheinlich es sei, daß die jetzt Gegenwärtigen einander

Alle in diesem Leben wieder sehen würden, von der Ewigkeit mit ihnen zu sprechen versuchte, erwiederten sie: „Können diejenigen, welche im Felde getödtet und von den Geiern verschlungen, oder diejenigen, welche von den Hyänen oder Löwen gefressen, oder diejenigen, welche in den Fluß geworfen und von den Krokodilen verzehrt worden sind, — können sie alle wieder ins Leben gerufen werden?“ Livingstone sagte ihnen, Menschen können eine Bleikugel nehmen, dieselbe in ein Salz verwandeln, das im Wasser ebenso vollständig aufgelöst werden könne, wie unsere Leiber im Magen der Thiere, und es dann wieder in Blei umwandeln; und wenn nun Menschen, die genau ihres Gleichen seien, so viel thun könnten, wie viel mehr könne dann Er thun, der das Auge gemacht habe, um zu sehen, und das Ohr, um zu hören! Uebrigens glauben die Christen nicht an die Auferstehung der Todten, weil sie verstehen, wie dieselbe vor sich gehen werde, sondern weil ihr himmlischer Vater es sie in seinem Buche versichere. — Die Berufung auf die Wahrhaftigkeit des Buchs machte immer mehr Eindruck auf die Gemüther der Eingebornen, als die geschickteste Erklärung desselben.

An einzelnen Seelen nun hat Livingstone, wie uns natürlich scheint, wenig ausgerichtet, aber er kann's nicht lassen, Pläne zu machen für das Wohl ganzer Stämme. Im Blick auf die unaufhörlichen Raubzüge der afrikanischen Völker gegen einander, so wie auf ihren ganzen sittlichen und religiösen Zustand, taucht in ihm wieder und wieder der Gedanke auf, welch ein Segen eine europäische Kolonie etwa auf dem herrlichen gesunden Hochlande der Batoka für das zwischen den Wendekreisen liegende Afrika werden könnte. Er denkt sich's lieblich, wenn Tausende gewerbfleißiger Eingeborner sich um die weißen Ansiedler herum niederlassen und ungestört durch Krieg und Kriegsgeschrei auf die Wahrheiten des Evangeliums lauschen könnten. Und um gleich einige praktische Winke zu geben über die beste Art, diesen schönen Gedanken zu verwirklichen, und ihn als recht ausführbar zu empfehlen, fährt er fort: „Man sollte denken daß, da die Kräfte der Mechanik den Heiden unbekannt sind, die fast magischen Wirkungen einer Maschine, die Entdeckungen der neuern Wissenschaft und Kunst, oder das Gefühl der ungeheuren Macht, welche z. B. mit der Erscheinung eines Kriegsschiffes verbunden ist, ihnen ebenso viel Ehrfurcht einflößen müßten, wie ehedem Wunder. Obgleich wir aber die Eingebornen beim Anblick selbst

kleiner Darstellungen dessen, was die Wissenschaft uns zu leisten befähigt, haben ausrufen hören: 'Ihr seid Götter und keine Menschen,' so bleibt das Herz doch unberührt. Will man versuchen, sie sittlich emporzuheben, so gelangt man stets leichter zu dem gewünschten Ziel, wenn der Lehrer kommt, ohne von irgend einer Macht begleitet zu sein, die Eifersucht oder Furcht erregen kann. Heiden, welche die Gier und den Haß nicht kennen, die nur zu oft das Heranwogen der europäischen Einwanderung begleiten, lauschen mit größter Aufmerksamkeit auf die Botschaft von der göttlichen Liebe, wenn sie von Männern verkündigt wird, welche dieselben menschlichen Gefühle zeigen wie sie selbst. Ein Häuptling, der zuerst Ausländer in seine Stadt aufnimmt, wird fast um sein Glück beneidet. Eifersucht auf Fremde gehört mehr dem arabischen als dem afrikanischen Charakter, und wenn der Reisende die Frauen in Ruhe läßt, hat er von Niemanden Gefahr zu befürchten, außer von den sklavenhändlerischen Stämmen, und oft nicht einmal von diesen."

(Schluß folgt.)

Etwas für Philosophen und Afrika-Reisende.

In einer Versammlung der anthropologischen Gesellschaft traten im Frühling 1865 in England neben Hauptmann Burton, dem bekannten Vorkämpfer des Muhammedanismus und Mormonismus, auch Andere, namentlich ein Herr Harris mit Anklagen gegen die Missionare, wegwerfenden Urtheilen über die Bekehrten und oberflächlichen Darstellungen der Negernatur hervor. Viele haben darauf geantwortet, z. B. Livingstone, der nachwies, daß die Herrn Reisenden in manchen Stücken borniert sein können, als die Völker, welche sie durchstreifen. Auf Burton's Bemerkung, die Bibelübersetzung in der Gâ-Sprache sei „ein literarisches Brechmittel," antwortet auch Miss. Zimmermann: „Ich höre, daß unsere Bibelübersetzung die Ehre gehabt hat, Hr. Burtons Mißfallen zu erregen, und ich bin froh, daß er der Erste ist, sich ungünstig darüber auszusprechen. Ich habe urtheilsfähige Eingeborne und Europäer um die Prüfung des

Werks gebeten, bin aber bis jetzt unter ihrer Mithilfe noch auf keine wesentliche Unrichtigkeit gestoßen, obgleich natürlich in einer ersten Ausgabe kleine Mißgriffe in Menge vorkommen, welche die erste Revision leicht beseitigen wird. Eine vollkommene Uebersetzung in die Landessprache kann von einem Fremden nicht erwartet werden, aber unterdessen werden unsere Uebersetzungen, wie ich hoffe, für Tausende ein Segen und die Vorbereitung auf bessere sein." Der edle Reisende hat natürlich ein fertiges Urtheil über diese Arbeit gehabt, ohne sich je mit der Gâ-Sprache beschäftigt zu haben. Besonders aber hat sich Miss. Saker die Mühe genommen, den beiden Herrn Anthropologen einige Worte zu entgegnen (Miss. Herald Nov. 1865). Auf die Beschuldigung des Hr. Harris: „Die Missionare arbeiten nichts, tragen schwarze Röcke und weiße Halsbinden, wohnen in hohen Häusern und halten kostbare Mahlzeiten," erwiedert er: „Da ich zu der Klasse der Angegriffenen gehöre und seit bald einem Vierteljahrhundert genau vertraut bin mit dem Missionswerk auf der afrikanischen Küste, halte ich mich für befähigt, einige Linien zur Vertheidigung der Missionare und ihrer Bekehrten und hauptsächlich der Mission in der Bai von Biafra zu schreiben.

„Die Missionare tragen schwarze Röcke." Und was liegt daran, wenn sie das thun? Ich könnte Hr. Harris vielleicht zu etwas mehr Einsicht verhelfen, wenn ich ihn ein halbes Jahr hier haben, an unserer täglichen Arbeit Theil nehmen und doch den schwarzen Rock und die weiße Halsbinde tragen lassen könnte, die er freilich beide mitbringen müßte, weil sie hier nicht zu haben sind.

„Aber sie leben in hohen Häusern und halten kostbare Mahlzeiten." Ich wollte, das wäre wahr von allen Missionaren an der afrikanischen Küste. Wenn irgend eine Klasse von Menschen hier hoher Häuser bedarf statt niedriger Hütten, so sind es die Missionare, und wenn irgend Jemand, so sind sie es, die eine gute Mahlzeit brauchen könnten, um sie in ihrer unausgesetzten Thätigkeit bei Kraft zu erhalten. Kann das englische Publikum nichts thun, Hr. Harris, um Sie zu vermögen, Ihre Anklage zur Wahrheit zu machen? In Beziehung auf mich ist der erste Theil dieser Anklage wahr; ich habe ein hohes Haus. Aber wie kam ich dazu? Sie versichern: „die Missionare arbeiten nichts."

Gab ich nicht diesen Eingebornen Werkzeuge in die Hand und lehrte sie Holz fällen, Bretter sägen und Thüren und Fenster daraus

machen? Grub ich nicht selbst den Thon und machte das erste Hundert Backsteine, damit das „nachahmungssüchtige Thier" auch so thun möchte? Grub ich nicht die Erde auf und baute die Grundmauern aus Backsteinen und Kalk, bis ich es diesen „Thieren" anvertrauen konnte, allein fortzumachen? Ja, jetzt habe ich ein Haus, das mich schützt, und verglichen mit den Schupfen der Eingebornen ist es etwas mehr als ein Palast. Sie sagen, „der Afrikaner sei gleich dem Affen ein mit Nachahmungstrieb begabtes Thier." Gut, nur geht dieses Nachahmungsvermögen ein wenig über „das Thier" hinaus. Er ahmt allerdings den Missionar nach; daher kommt es, daß die Mission jetzt ein zweites Haus besitzt; und diese „Thiere" sind eben auch mit einem Schulgebäude fertig geworden und gehen dran, eine Kapelle zu bauen, die mein Wohnhaus noch weit übertreffen soll! Alles von Backsteinen. Und in den Städten, wo man vor 22 Jahren noch keine Säge, keinen Meißel und Hobel kannte, finden Sie jetzt Handwerksleute, welche Holz sägen und verarbeiten, Backsteine machen und damit bauen, Eisen hämmern und schmieden, und diese Leute verdanken alles was sie können den Missionaren. Dennoch sagen Sie: „Die Missionare arbeiten nichts."

Hr. Harris, haben Sie sich inmitten eines heidnischen Volkes niedergelassen, ohne Buch oder andere Hilfsmittel durch monatelange Aufmerksamkeit und Beharrlichkeit allmählig die verschiedenen Laute aufgefaßt, die an Ihr Ohr drangen, diesen Lauten eine Schriftform gegeben, nach und nach eine Wörtersammlung angelegt und nach langer Zeit endlich eine afrikanische Sprache zu Ihrer eigenen gemacht? Und war dieß keine Arbeit? Oder war es keine Arbeit, nachdem so die Sprache erlernt war, unter den Heiden umherzugehen, wöchentlich sechsmal zu predigen und zugleich die Schulen täglich in gedeihlichem Fortgang zu erhalten?

Zu unserer Predigt aber an das Volk brauchen wir die h. Schrift. Sie mögen das Buch verachten, das nicht den Islam noch die Philosophie lehrt, sondern es ausspricht, daß Gott aus Einem Blut aller Menschen Geschlechter gemacht hat. Wir verachten es nicht, sondern streben nach einer guten Uebersetzung desselben. Wir ziehen dazu Kritiker und Hilfsarbeiter heran. Wenn das Buch geschrieben ist, muß es gedruckt werden. Diese Jünglinge, „mit Nachahmungstrieb begabte Thiere," müssen gelehrt werden, die Typen zu setzen und die Presse zu behandeln. Haben Sie so geschrieben und gelehrt und

gearbeitet, bis das ganze Neue Testament und die Hälfte des Alten fertig war? Wenn Sie nichts von all dem gethan haben, behaupten Sie dennoch, der alternde Missionar, der es gethan hat, arbeite nichts?

Und auch „der Jüngling", der herauskam als „tüchtiger Handwerker" (nur um so brauchbarer, vorausgesetzt, daß er mit diesen mechanischen Geschicklichkeiten ein hingebendes Herz für den Heiland der Sünder und innige Liebe für Alle, die Er zu erlösen gekommen ist, verbindet), der über dem Versuche stirbt, die Sprache zu lernen, soll er „nichts gearbeitet" haben? Oder der, welcher die Sprache lernt, täglich predigt, müde herumwandert, oft mit dem Fieber und täglich mit körperlicher Schwachheit kämpft, arbeitet er nichts? Diese Arbeit sehe ich an Andern jeden Tag meines Lebens.

Gehen Sie nach Kalabar und Sie werden dort dasselbe Werk sehen. Gehen Sie an den Gabun; Sie werden dort zwei Schriftsprachen finden, die jetzt geschrieben werden, und die h. Schrift in beiden gedruckt. Was Sie auch sagen mögen, die Männer, welche Sie so angreifen, tragen das Licht der Wahrheit in die tiefe Finsterniß Afrikas hinein.

Alles das ist nicht in einem Winkel geschehen, sondern unter jahrelangem Kampf und Wachsthum, ganz offen vor den Augen der Welt. Und doch sagen Sie angesichts all dieser Thatsachen: „Die Missionare arbeiten nichts." Hr. Harris, ich bin mit Ihnen fertig. Ich bin nun nahezu abgenützt durch Arbeit. Schwäche zwingt mich, mein Tagewerk auf 12—14 Stunden zu beschränken und wirft mich zuweilen ganz darnieder; und in Kurzem werde ich da sein, wo Lügen mich nicht anfechten.

Von dem „mit Nachahmungstrieb begabten Thiere" aber behauptet Hr. Burton, „obgleich in seinem Naturzustand nicht gerade angenehm, sei es doch immer noch ungleich besser, als der zum Christenthum bekehrte Afrikaner." Ich kann es füglich Andern überlassen, seine besondern Beschuldigungen gegen die beinahe 700 Stunden von mir entfernten Christen in Sierra Leone zurückzuweisen, und spreche nur von solchen, die mir näher stehen.

„Hauptmann Burton, Sie sind in Viktoria gewesen;*) Sie

*) Burton hatte mit Miss. Saker den 13000 Fuß hohen Camerunberg bestiegen, an dessen Fuße die Missionsstation Viktoria liegt. Draußen sind die

haben Horton Johnson gesehen. Er hat den Anfang der Gebirgsreise mit uns gemacht. Sie haben Joseph Wilson und vermuthlich noch mehrere Andere gesehen. Sind diese die gezähmten Thiere, welche hinter den wilden so weit zurückstehen sollen? Es sind jetzt 21 Jahre, daß ich in Fernando Po predigte; damals hörte Horton Johnson zum ersten Male von dem Wege der Versöhnung mit Gott für gefallene Menschen. Seine Augen wurden aufgethan und sein Herz und Leben verändert. Diese langen Jahre hindurch hat er ein heiliges Leben geführt; und Sie wissen, daß er männlich, achtungswürdig und allgemein geachtet ist. Und auch Wilson hat 22 Jahre hindurch sich das schöne Zeugniß eines christlichen Mannes bewahrt, und anstatt bei seinem einträglichen Geschäft in einem Lande zu bleiben, in dem die katholische Kirche an die Stelle des Gottesdienstes den Bilderdienst gesetzt hat, hat er sich mit seiner Familie freiwillig in die damalige Wildniß von Viktoria verbannt. Können Sie ihn, der alles zum Opfer brachte, was den Kindern dieser Welt so theuer ist, Einer schlechten Handlungsweise beschuldigen? Ich nenne diese Männer, weil Sie sie kennen. Und was wäre zu sagen von jenem hochherzigen William Smith, der während meiner häufigen Abwesenheiten Jahrelang den Gottesdienst in Fernando Po fortführte, und mit mir und für mich zu den Gebirgsstämmen reiste? Doch wozu weitere Persönlichkeiten? Ich könnte hundert Bekehrte nennen, die einst die Kirche in Fernando Po besuchten, und deren christlicher Wandel zeigte, daß sie frei geworden waren von den eckelhaften Lastern des „nicht gerade angenehmen heidnischen Thiers."

„Nicht angenehm," sagen Sie. Nein! wir trafen in Basipu den Häuptling Biso: sein Kopf war mit dem bosuper, jener Masse von Thon und Fett bedeckt, mit der diese Thiere ihre Haupthaare zusammenkleben. Er war mit Erdfarben, Oel und Asche bemalt; verschiedene Schlangenhäute, Schneidezähne von wilden Katzen, Knochen und Federn von Vögeln hiengen als Zieraten an seinem Hals, seinen Armen und seinen Lenden, die gewöhnlichen Abzeichen des Fernandischen Edelmanns. Er hörte die Botschaft von der Erlösung des Menschengeschlechts, und obgleich „ein Thier", wurde er aufmerksam;

Herrn Reisenden oft sehr froh an einem Missionar, der für sie dollmetscht; kommen sie dann nach Europa, so geberden sie sich, als haben sie den Missionar und all sein Thun im Nu überschaut, gewogen und zu leicht gefunden.

er hörte, bis er an die Macht und die Bereitwilligkeit des Sohnes Gottes glaubte, ihn, so erniedrigt und entwürdigt er war, zu retten. Er wusch sich. Er arbeitete auf seinem Gute wacker, um sich zu kleiden und seine Familie zu erhalten. Er wurde ein Christ und brachte in seinem spätern Leben einen großen Theil seiner Zeit damit zu, seinen Landsleuten in ihren Wohnungen auf den Bergen die Botschaft von der Gnade zu verkünden. Drei Jahre lang that er das ohne Bezahlung, bis der Tod ihn wegraffte. Und er blieb nicht allein. Manche Bewohner von Fernando Po, deren mannhaft christlicher Wandel die Falschheit der gegen die eingebornen Bekehrten geschleuderten Schmähungen beweist, folgten ihm; und obgleich zwei Fälle vorkamen, in denen sie für einige Zeit zu ihrer früheren Lebensweise in den Bergen zurückkehrten, fordere ich Sie, Hauptmann Burton, oder irgend Jemand auf, mir auch nur einen einzigen Fall von Trunkenheit oder einen einzigen Diebstahl unter den Bekehrten aus jenem wilden Geschlecht zu nennen bis zur Zeit unserer Ausweisung von der Insel herab.*) Unter den in Fernando Po ansäßigen Bekehrten kamen schlechte Handlungen vor, aber sie führten zur augenblicklichen Ausschließung der Betreffenden aus der Kirche.

Sie sagen uns, daß „bekehrte Heiden ihre eigenen Sittengesetze verlieren und sich die unsern doch nicht aneignen." „Die unsern!" Meinen Sie damit die Sittengesetze, welche die Engländer an der Küste befolgen? O, um jeden Preis möchten wir die Bekehrten davor bewahren. Sie sprechen von der „Unkeuschheit der Frauen." Hauptmann Burton! Laden Sie mich auf diese Weise ein, einige entsetzliche Wahrheiten vor den Ohren des englischen Volks zu verkünden? Ich thue es nicht. Aber so viel will ich sagen, daß wir vor 24 Jahren die Bevölkerung von Clarence ohne einen Begriff von geordneter Ehe zusammenlebend fanden. Zehn Jahre später war keine Familie mehr außer der Ehe zu finden. Haben nicht Männer, die Englands stolzen Namen tragen, sich bitter beklagt, daß „Fernando Po durch die Missionare verderbt worden sei, daß sie am Sonntag keine Arbeiter mehr bekommen und die Frauen nicht mehr käuflich seien"? Aber Keuschheit und Frömmigkeit waren kein hinreichender Schutz vor den Nachstellungen einiger weniger englischen Gäste, und die Töchter

*) Die Spanier haben bekanntlich im J. 1845 die protestantischen Missionare von Fernando Po verjagt. (S. Miss. Mag. 1863. S. 10.)

Afrikas haben sich vor ihren gemeinen, zuweilen in der Trunkenheit verübten Angriffen oft in meine Wohnung oder in die Häuser unserer angesehensten Männer flüchten müssen.

Hauptmann Burton, ich kann aus langer Bekanntschaft mit der Gemeinde von Fernando Po furchtlos und fröhlich versichern, daß die weiblichen Mitglieder derselben in ihrer Gesammtheit durch ihre anspruchslose Frömmigkeit und ihren festen Glauben eine Zierde ihres Geschlechts waren.

Genug von der Insel! gehen wir nach Bimbia. Dort lebte am Abhang des Hügels Moindu, deren Gesichtsbildung und Lebensweise Einen wohl an die verächtlichen Namen erinnern konnte, mit welchen Ihr gelehrtseinwollende Herren diese Afrikaner zu bezeichnen pflegt. Die Geschichte von der Liebe des Heilands wurde ihr wieder und wieder erzählt. Nach einigen Monaten kam sie zu dem Lehrer mit einem vor innerer Bewegung fast zerspringenden Herzen und stammelte in gebrochener Rede: „Der Lehrer hat mir viel gesagt; kaum hörte ich diese Dinge, so giengen mir die Augen auf, aber der Lehrer kommt nicht mehr; will er mich verderben lassen; wer kann mir sonst helfen; o sage mir mehr von dem, der starb, um uns zu erretten!“ Diese Frau hörte noch mehr, sie wurde eine demüthige Jüngerin, und nach mehrjährigem gottseligem Wandel starb sie in der Hoffnung eines Lebens jenseits des Grabes.

Moindu war nicht die einzige Christin in Bimbia; Männer und Weiber nahmen am Gottesdienste Theil; viele von ihnen sind jetzt gestorben. Auch der aufopferungsvolle Lehrer ist gestorben, aber Einige leben noch und sind ihrem Bekenntniß getreu.

An den Ufern dieses Flusses lebte der Häuptling Ediker. Er war ein Heide; aber war er ein „Thier“? Jahrelang hörte er aufmerksam das Wort des Lebens. Er dachte viel darüber nach. Er machte Fragen. Der Unterricht war an ihm nicht verloren. Er wurde immer aufgeweckter und wißbegieriger. Er war oft bei mir. Endlich sagte er: „Lehrer, ich bin im Dunkeln. Ich höre alles, was Du sagst; ich fühle, daß es wahr ist. Aber Ihr Engländer habt die Bibel schon lange gehabt; warum habt Ihr sie nicht meinem Vater geschickt? Sie schickten Schiffe, sie kauften und stahlen unsere Leute und Sklaven. Dann hörten sie auf und fiengen an Oel zu kaufen. Sie bringen uns Kleider und Flinten und Pulver und Branntwein. Sie berauben uns, sie betrügen uns, sie erschlagen

uns; der Branntwein macht die jungen Männer zu Zänkern und tödtet die alten. Euer Volk fürchtet Gott nicht und glaubt nicht an die Bibel. Wie kommt das? Ich bin in Unruhe um meinen Vater. Er war ein guter Mann; er stahl nicht; er betrog nicht; er tödtete nicht. Aber er hörte nie von dem Wege des Lebens durch den Herrn Jesum. Niemand sagte ihm davon, und wo ist er jetzt?" Die Zeit fehlt mir, auch nur den zehnten Theil seiner Worte zu wiederholen; aber ich frage, war dieser forschende, denkende und endlich gläubige Afrikaner ein Affe? Er wurde ein Christ, und wer kann an dem ferneren Leben dieses Mannes bis zu seinem Todestag einen Makel finden?

Und was könnte ich Alles erzählen von „Ntepe", von „Tondi", von „Longe", von „Nkwe", von „Ngwa", von einer Menge Lebender und Todter! Und die christliche Gemeinde um uns her, sie ist schwach an Erkenntniß, sie begeht viele Unwissenheitssünden, und sie zu lehren und den rechten Weg zu leiten, ist unser beständiges Bemühen. Und Ihnen oder jedem Andern werden wir dankbar sein für die Aufdeckung einer einzigen schlechten That. Sie soll keine Stunde ungerügt bleiben. Hauptmann Burton, ich muß schließen. Wo möglich werde ich bald eine Stunde benützen, um von Afrikas „gemeiner Literatur" zu sprechen. Unterdessen scheiden wir. Ich ehre das Andenken der Todten, der Missionare wie der Bekehrten. Ich achte die Lebenden, die ich mit Schwierigkeiten, Trübsalen und harter Arbeit ringen sehe, und die täglich mannhaft mit Versuchungen und feindseligen Einflüssen kämpfen; und im Namen der Todten und der noch Lebenden, sowie in meinem eigenen, werfe ich alle die groben Verleumdungen, welche Sie gegen die afrikanischen Christen geschleudert haben, auf Sie selbst zurück.

Missions-Zeitung.

Georg W. Gordon.

Dr. King, früher Prediger in Jamaika, hat über den unglücklichen Georg W. Gordon einige Mittheilungen gemacht, welche allgemeines Interesse erregen. Georg war der uneheliche Sohn eines angesehenen Pflanzers auf der Insel, der erst mit einer Sklavin lebte, später aber eine Weiße heirathete. Der Knabe zeigte frühe bedeutende Gaben, und lernte mit sehr wenig Hilfe lesen, schreiben und rechnen. Dann arbeitete er so rüstig, daß er sich Geld sammeln konnte, seine Freiheit zu kaufen. Sobald er selbst frei war, strengte er sich mit doppeltem Eifer an, um auch seine Schwestern loszukaufen, und als dies erreicht war, verwendete er so viel auf ihre Erziehung, daß er sie zuletzt nach London und Paris schickte. Indessen kamen die schlechten Zeiten der Kolonie; der Vater Gordon verlor seinen großen Reichthum, worauf der braune Sohn die Pflanzung kaufte, nicht um sie zu besitzen, sondern um den Vater darin zu lassen, und ihm die bisherigen Bequemlichkeiten des Herrenlebens zu erhalten. Das that der Sohn der Sklavin zu einer Zeit, da des Vaters weiße Frau sammt ihren Kindern gegen den braunen Georg so bitter gestimmt war, daß sie ihm nicht einmal erlaubten, das Herrenhaus zu betreten. „Dennoch," bezeugt Dr. King, „hat Georg von seinem Vater immer nur mit Ehrerbietung gesprochen und über dessen Gattin sich kein geringschätziges Wort erlaubt. Er war ein tieffühlender Mensch. Eines Tages machten wir zusammen einen Spaziergang, da wurde er sehr nachdenklich, schwieg lange still und bat mich endlich, mit ihm von der Straße etwas abzugehen. Er führte mich an einen kleinen Grashügel und sagte tiefgerührt, während ihm die Thränen über die Wangen rollten: „Hier liegt meine Mutter begraben; sie war eine Negerin und Sklavin, aber gegen mich eine treue Mutter und ich liebte sie sehr." Doch was auch der Sohn that, der verarmte Vater konnte sich auf Jamaika, wo er einst eine große Rolle gespielt, nicht mehr glücklich fühlen; so wurde endlich beschlossen, er solle mit seiner Familie ins Vaterland zurückkehren, und wieder war es der uneheliche Sohn, der fast die ganze Last dieser Umsiedlung zu tragen hatte. Als der Tag der Abreise herankam, sagte Georg zu mir: „Sie wissen, daß mir nicht gestattet wird, mich von meinem Vater zu verabschieden. Ich habe ihm versprochen, Sie werden es für mich thun, so hoffe ich, werden Sie ihn und seine weiße Familie aufs Schiff begleiten."

Gordon gehörte zur englischen Kirche, unterstützte aber auch die Missionen der Baptisten und Methodisten. In den letzten drei Jahren saß kein Schwarzer in der Ständekammer von Jamaika, wohl aber 10 Braune neben 37 Weißen. Unter diesen war Gordon wohl der angesehenste und tüchtigste. Er

galt für den besondern Freund der Prediger aller Kirchen, die er aufs gastfreiste bewirthete. Und sie hatten ihre Freude an seinen Familiengebeten und an dem ganzen Ton, der in seinem Hause herrschte. Keine Kirche wurde gebaut, keine Schule errichtet, kein gutes Werk gethan, ohne daß Gordon aufs freigebigste mithalf. In der letzten Zeit, da er sich der Schwarzen annahm und einige Fälle von Grausamkeit gegen sie ans Licht zu ziehen suchte, wurde er zu Zeiten sehr aufgeregt, erlaubte sich in seinen langen Reden auch unvorsichtige Worte und machte sich viele Feinde. Gewiß hat er in diesem Sommer sich einer politischen Aufregung hingegeben, die dem Christen nicht wohl ansteht. Es ist übrigens ein baarer Unsinn, zu behaupten, er habe eine Verschwörung veranlaßt, welche die Weißen und die Braunen auszurotten und die Insel den Schwarzen zum alleinigen Besitz zu übergeben beabsichtigte. War er doch selbst ein Brauner, genauer gesprochen ein Quadron. Von Englands Macht war er zu gut unterrichtet, als daß er die Eroberung der Insel hätte versuchen oder davon träumen können. Immerhin zeigt sich in dem Cirkular, worin er im Juli dieses Jahres zu einer politischen Besprechung einlud, ein bedeutendes Quantum von hitzigem Negerblut. Er schrieb schon damals an seine Freunde in England, er wisse wohl, man gienge ihm gerne auf den Leib, und wenn sich Gelegenheit zeigte, würden ihn manche Weiße irgendwie aus dem Wege räumen. Um so bedauerlicher ist es, daß er sich der unwissenden schwarzen Bevölkerung gegenüber mit seinen Worten nicht mehr in Acht nahm. Er hat jenes Cirkular und seinen ganzen Irrthum mit dem Leben gebüßt; ein Märtyrer ist er darum nicht, so wenig als ein Verbrecher, aber ein irregeleiteter Christ, dessen Fehltritt unser ganzes Mitleid in Anspruch nimmt und uns vor aller ähnlichen Verbissenheit in Zeitfragen und Weltereignissen aufs ernstlichste warnt.

Selbst seine Feinde sagen jetzt, Gordon sei wohl in der letzten Zeit nicht mehr recht zurechnungsfähig gewesen; sonst ließe sich sein aus Widersprüchen zusammengesetzter Charakter gar nicht erklären. Gewiß gerieth er in einen Zustand krankhafter Gereiztheit, in welchem er einmal die Kammer mit einer vierstündigen Rede so ärgerte, daß ein Beschluß gefaßt wurde, der für die Reden der Abgeordneten ein bescheideneres Zeitmaaß festsetzte. Uebrigens ist erwiesen, daß die Theurung schwer auf dem Lande lastete, und daß Gordon über seinen Bestrebungen, dem allgemeinen Wohl aufzuhelfen, seine eigenen Geschäfte zuletzt vernachläßigte. Er starb verschuldet.

Früher zur englischen Kirche gehörig, ließ er sich vor einigen Jahren in Spanishtown taufen, schloß sich dann aber an die „eingebornen Baptisten" an, von welchen früher die Rede war (Mag. 1864. S. 466), und die ihn, wie die Feinde sagen, zuletzt als einen Propheten verehrten.

Das gedruckte Cirkular, in welchem er die Leute von St. Thomas in the East (Morant Bai) zu einer

politischen Besprechung berieth, enthielt unter andern diese Worte: „Ihr armen, nackten, hungernden Leute von N., kommt her und protestirt gegen die ungerechten Darstellungen, welche der Gouverneur und seine Amtleute von euch machen. Ihr braucht keine Amtleute, um eure Klagen an Mann zu bringen; ihr braucht Leute, frei vom Regierungseinfluß, — ehrliche Leute, die es treu mit euch meinen. Ladet eure Prediger ein, euch eure wahre Lage zu zeigen und dann ruft den Himmel zum Zeugen und zur Hilfe an.

„Man hat euch schon zu lange unterdrückt; ermannet euch. Laßt euch nicht täuschen von eurem jesuitischen Obergeistlichen (Cooke), sondern sprecht am 29. Juli euch aus als freie und ehrenhafte Männer. Bereitet euch für die Versammlung und gedenkt der Verarmung eurer Familien. Die Regierung läßt es darauf ankommen, ob ihr eure Rechte gegen die schreienden Bedrückungen des fremden Amtmanns (des deutschen Barons von) Ketelholdt vertheidigen wollt. Ihr seid herausgefordert, das reicht hin, eure lange Geduld zu erschöpfen. Es ist nicht die Zeit, da man solche Thaten begehen darf; da sie begangen sind, ist es eure Pflicht, frei herauszureden und auch zu handeln. Also frisch am 29. zusammengestanden und eure Sache verhandelt! Die Ursachen eurer Noth sind mancherlei, und jetzt ist es Zeit, sie zu betrachten. Könnt ihr nicht die geheimen Absichten des Amtmanns durchschauen? Seht ihr nicht, wie jede Amtsversammlung die Armensache bis zuletzt hinausschiebt, so daß schließlich nichts gethan wird? Erinnert ihr euch noch, wie er das Pockengeld zurückbehalten und schlecht vertheilt hat, so daß viele im Elend starben, weil er keine Unterstützung reichte? Wie er das Geld seinen Freunden gab und es selbst behielt, statt es an die Aerzte und Prediger für die Armen zu vertheilen? Merkt ihr, wie er Hrn. Herschell und Cooke in allem ihrem Unrecht schützt? Ihr wißt, wie taub er gelegentlich sein kann, und wieder wie schnellhörig ein anderes Mal. Wie hat er nur bei den letzten Wahlen so tyrannisch einzugreifen versucht! Einwohner von St. Thomas, ihr werdet von einem Feind eures Friedens geplagt, einem Amtmann, dessen Ansichten mit den eurigen nichts gemein haben. Thut eure Pflicht am 29. Juli 1865, sucht euch selbst zu helfen und der Himmel wird euch helfen."

Diese Schrift ist es, aus welcher man die Beweise nahm, die ihn des Hochverraths beschuldigten. Wenigstens ist ihm kein weiteres Vergehen nachgewiesen worden. Daß sie ihn vor Gott zum Mitschuldigen an der, drei Monate später erfolgten, Empörung macht, wird nicht geläugnet werden können; zu einem juridischen Beweis seiner Schuld gegen den Staat wird sie aber kaum hinreichen. Der arme Mann mag seine Kräfte wohl überschätzt und sich für den Moses gehalten zu haben, der sein Volk aus dem Druck der schweren Zeit erlösen sollte. Wie bitter wurde er enttäuscht!

Am 11. Oktober 1865 brach der Aufstand in Morant Bai aus, der

durch augenblickliche Truppensendungen schon am 13. völlig erstickt war. Gegen Gordon war sogleich ein Verhaftsbefehl erlassen worden, wegen dessen er sich in Kingston verbarg. Als er aber die Ruhe hergestellt glaubte, besuchte er General O'Connor in dessen Hause und übergab sich ihm. Der Gouverneur, statt ihn in der Hauptstadt zu richten, nahm ihn im Dampfschiff mit sich nach Morant Bai und stellte ihn vor ein Kriegsgericht, das aus zwei Flottenlieutenants und einem Fahnenjunker bestand. Diese fanden ihn wegen jenes Cirkulars des Hochverraths schuldig (21. Okt.); es war an einem Samstag Abend, am Montag wurde er mit andern „Aufrührern" gehängt.

Sein letzter Brief lautet: „Theure Gattin, General Nelson hatte soeben die Güte, mich zu benachrichtigen, daß das Kriegsgericht mich am Samstag zum Tod verurtheilt habe, und daß das Urtheil in einer Stunde vollzogen werde. So werde ich diese Welt der Sünde und des Jammers verlassen haben (wenn du dies liest). Es ist mir leid, daß meine irdischen Angelegenheiten nicht geordnet sind, aber das läßt sich nun nicht ändern. Dieses Urtheil verdiene ich nicht, denn ich rieth weder je zu Aufruhr, noch nahm ich irgend Theil daran. Was ich that, kommt darauf hinaus, den Leuten, die klagten, zu empfehlen, wie sie sich auf gesetzmäßigem Wege helfen können; irrte ich darin, so habe ich doch dafür diese Strafe nicht verdient. Jedoch es ist der Wille meines himmlischen Vaters, daß ich so leiden soll, weil ich seinem Gebot gemäß mich der Armen und Elenden annahm und, so weit ichs vermochte, die Bedrückten schützte. Sein Name sei hochgelobt; ich danke ihm, daß ich in einer solchen Sache leide. Ich kann jetzt mit dem alten Paulus sagen: „Die Zeit meines Abscheidens ist vorhanden und ich werde schon geopfert ꝛc." Allen Freunden ein herzliches Lebewohl; sie sollen nicht um mich trauern, denn ich sterbe unschuldig. Versichere das Herrn Airy und den übrigen. Du aber fasse Muth, mach's so gut du kannst, und der HErr wird dir helfen; schäme dich meines Todes nicht. Die Richter schienen gegen mich eingenommen; wegen der starren Gerichtsformen konnte ich für manches keine Erklärung beibringen. Anderson zeugte falsch, ebenso Gordon; aber des Letzteren Erzählung stimmte nicht mit der des Andern. So haben die Richter jene angenommen und diese ausgestrichen. Es war als müßte ich geopfert werden. Den Bogle (Anführer des Aufstands) habe ich durchaus nicht gekannt, also auch zu keinem seiner Schritte gerathen. Schreibe an Lord Brougham u. s. w. Ich erwartete natürlich nicht, daß man mich, der ich doch mit dem Aufstand nichts zu thun hatte, in dieser Weise richten und aus dem Wege räumen werde. Ich meinte, der Gouverneur werde mir eine ehrliche Untersuchung angedeihen lassen, falls mir aufreizende Reden Schuld gegeben würden; doch ich kanns nicht ändern. Möge der HErr ihm gnädig sein. Genera Nelson, der eben mich zu holen

kommt, hat versprochen, dir dieß einzuhändigen. Der HErr segne ihn und die Soldaten und Matrosen alle. Adieu an Philipps ꝛc. und alle, die mir treu und werth gewesen sind. Auch Tante Elisa in England möge sich meines Todes nicht schämen. Und nun, meine Liebste und Treuste, lebe wohl, der HErr segne, trage und beschütze dich. Einen Kuß deiner l. Mutter, an Anna und Jane. Ich wünschte, ich hätte mehr Zeit, aber nur eine Stunde war mir gestattet. So sei denn die Gnade unsers HErrn Jesu Christi mit euch Allen.

Dein treu ergebener, jetzt fast sterbender Gatte G. W. Gordon."

Alsbald wurde er hinausgeführt und mit zwanzig Gefangenen aufgehängt. Ein Soldat nahm ihm seinen schwarzen Rock, ein anderer seine Weste, ein dritter seine Brille; so wenig Unterschied machte man zwischen ihm und der gemeineren Klasse der Verurtheilten. Er bat den Profoß, ihn nicht lange leiden zu lassen, und hatte bald verendet. Seine Pflanzung wurde indessen von den Soldaten verwüstet; täglich schlachteten sie einen seiner Ochsen u. s. w.; sein Schreiber litt gleichfalls den Tod durch Henkershand. Indessen ist jetzt die königliche Commission, welche die traurige Sache untersuchen soll, nach Jamaika abgegangen.

Auf den Sandwichinseln

dauert die leidige Untergrabung der älteren amerikanischen Mission durch die hochkirchliche des Bischofes Staley fort. Der letztere hat es bei der Regierung dahin gebracht, daß die amerikanischen Missionsschulen keine Staatsunterstützung mehr genießen.

Dann hat auch der falsche Prophet Brigham Young, als unumschränkter Selbstherrscher aller Mormonen, den König Kamehameha ersucht, die Mormonen, die in Schaaren kommen werden, aufzunehmen und ihnen die Vielweiberei und alle ihre Gebräuche ungehindert zu gestatten, hauptsächlich aber selbst den neuen Glauben anzunehmen. Es scheint ihm in Utah zu heiß zu werden, so möchte er gern ein Reich im stillen Ocean gründen. Die Regierung der Inseln hat ihm aber eine kräftige Antwort zugeschickt, was jedoch nicht hindert, daß immer mehr Mormonen herüber kommen und sich als Zuckerpflanzer ansiedeln.

Ein Heimgang.

Am 14. Nov. 1865 entschlief nach längeren Leiden Pastor Harms in Hermannsburg, der glaubensstarke Begründer der Hermannsburger Missionsanstalt (1848), welche schon eine Quelle des Segens für viele Kaffern und Betschuanen geworden ist. Er war geboren im J. 1809, wurde 1844 Hilfsprediger bei seinem Vater und nach dessen Tode sein Nachfolger, eine Quelle von Licht und Leben für die Gemeinde und eine große, weite Umgegend. Acht Tage vor seinem Ende hatte er sich noch in die Kirche fahren lassen, um den letzten Gottesdienst zu halten.

Missionsliteratur.

H. Martyn, D. Brown und Cl. Buchanan, Kaplane der ostindischen Compagnie in Bengalen, und ihre Mitarbeiter. Von R. Vormbaum. Elberfeld, Bädeker. 1865. (15 Sgr.)

Pfarrer Vormbaum fährt in diesem Hefte fort, die evangelische Missionsgeschichte in Biographieen mit dem ihm eigenen Geschicke zu erzählen. Die Arbeit der drei Kaplane, welche in trüben Zeiten das Ihrige redlich gethan haben, um den Namen Christi in Indien zu Ehren zu bringen, verdient es wohl, in der Missionsgeschichte ausführlicher dargestellt zu werden. Diese Biographieen berühren sich auf vielen Punkten mit der Skizze von den Missionsanfängen in Bengalen, welche wir im letzten Jahrgange des Magazins mitgetheilt haben; beide Darstellungen ergänzen einander nach manchen Seiten hin. Buchanans Reise zu den syrischen Christen, und Martyns Wirken in Persien gehören zu den interessantesten Partieen der neueren Missionsgeschichte. Wir hoffen, es werden sich manche an der frischen Schilderung dieser Gottesmänner laben, und von Herzen wünschen wir, daß die versprochene Fortsetzung, welche uns Abdul Messihs Leben (s. Miss. Mag. 1865, S. 384) vorführen soll, nicht lange auf sich warten lasse.

Musikanten am Zambesi.

Livingstone's

Entdeckungsreisen am Zambesi.

(Schluß.)

7. Missionsversuche und Kolonisationsgedanken.

„Wir sind so oft gefragt worden, ob die Afrikaner zur Annahme des Christenthums reif seien, daß wir uns hierüber einige Bemerkungen erlauben, so überflüssig dieselben auch für Alle sind, welche der Ausbreitung des Evangeliums durch die Sendboten verschiedener Missionsgesellschaften in West- und Süd-Afrika schon ihre Aufmerksamkeit zugewandt haben. Es ist unsere innige Ueberzeugung, daß unsere göttliche Religion ebensowohl den Bedürfnissen der Aermsten wie der Höchstgebildeten entspricht; aber die Art, sie zu lehren, muß den besonderen Verhältnissen der verschiedenen Glieder der menschlichen Familie angepaßt werden. Die feste Beobachtung des kirchlichen Ritus, die ruhige [anglikanische!] Predigt, der ernste Blick Derer, die ein wenig geistlichen Hochmuth für erlaubt halten, mag für einige Gemüther taugen, aber die Verkommenen unseres Geschlechts müssen in jedem Lande gerade so behandelt werden, wie in unserer Mitte. Ob wir den niedergetretenen Opfern des Sklavenhandels im schwülen Afrika oder unsern armen Brüdern in den Straßen Londons nahen, die weder warme Kleider, noch Obdach, noch Heimat haben, es gibt nur ein Mittel, ihr Vertrauen zu gewinnen — die magische Kraft der Liebe. Dieser Zauber wirkt vielleicht nicht sogleich und vielleicht nicht ununterbrochen. Das erste Gefühl des Elenden unter Weißen und Schwarzen wird vielleicht Mißtrauen oder der Verdacht sein, daß Güte nur ein Beweis von Schwäche sei; aber mit der Zeit werden die durch ein herbes Schicksal erstickten Gefühle wieder

ausleben wie zarte Pflanzen nach einem erquickenden Regen. Liebe muß jeden Plan ergreifen, den Liebe eingeben kann, den Trägen aufzurütteln, den Rohen zu bilden, den Unwissenden zu belehren, und Allen das Evangelium der Liebe und Gnade zu verkünden."

Ist einmal das Vertrauen gewonnen, so läßt sich der Afrikaner gern belehren und gesteht eine Lücke in seinem bisherigen Treiben oft bereitwilliger ein, als man erwarten konnte. Namentlich der Gedanke, sich unmittelbar an das höchste Wesen zu wenden, scheint, obgleich er nicht Allen völlig neu ist, auf Viele einen unauslöschlichen Eindruck zu machen. So hatte auf dem Rückweg aus dem Makololo-Lande Livingstone den Leuten des Batoka-Häuptlings Sinamane von der Liebe Jesu zu den Menschen erzählt und mit ihnen gebetet. Da kam ihm der nächste Batoka-Häuptling, den er besuchte, den Begriff von Sonntag mit jener Versammlung vermischend, mit der Bitte zuvor, er möchte ihn und seine Leute doch auch „besonntagen", wie seine Nachbarn, ein Wunsch, dem natürlich mit Freuden entsprochen wurde.

Es versteht sich, daß von solchen kleinen Zwischenfällen nicht zu viel erwartet werden darf. Mission ist etwas ganz anderes als Reisen; ihr Wesen beruht im Niedersitzen und Ausharren, im entschlossenen Sicheinleben in das fremde Element. Wer, etwa im Gedanken an die Reisen des Apostels Paulus, vom Durchwandern Centralafrikas sich schnellen Erfolg verspräche, würde sich bald genug bitter enttäuscht finden.

„In Beziehung auf die Erfolge der seitherigen Missionsarbeit können wir einige merkwürdige und uns selbst überraschende Thatsachen anführen. Wir haben Sierra Leone und einige andere Punkte der Westküste, so wie einen großen Theil Süd-Afrikas besucht und hier wie dort mit eigenen Augen den wunderbaren Gegensatz zwischen der Menge der gutgekleideten, andächtigen und verständig aussehenden Christen und ihren heidnischen Landsleuten gesehen. Die in einer englischen Zeitschrift angeführte Behauptung Burtons, nur der Muhammedanismus mache Fortschritte in Afrika, veranlaßte uns außerdem zu einigen Forschungen über diesen Punkt, deren Ergebnisse wir mit Freuden bekannt machen, da sie zeigen, daß wo immer sich das Christenthum ausbreitet, es seine veredelnde Kraft beweist. Nach den amtlichen Listen betrug im Jahr 1861 die Bevölkerung von Sierra Leone 41,000 Seelen, worunter 27,000 Christen und 1734 Muhammedaner. Im Jahre 1854 übernahmen die 12,000 zur

bischöflichen Kirche gehörigen Christen der Kolonie alle Kosten für ihre Schulen, nämlich 800 Pfd. St. jährlich. Wir wissen nicht, in welchem Stadium ihres Wachsthums in den eingebornen Gemeinden an der Westküste sich der Wunsch kundgab, zur Erhaltung und Ausbreitung ihres Glaubens mitzuwirken, aber i. J. 1861 waren die Beiträge, welche die kirchliche Missionsgesellschaft zu diesem Zweck von jenen afrikanischen Christen erhielt, auf 10,000 Pfd. St. gestiegen. Diese Zahlen beweisen ziemlich schlagend, daß sie einen ernsten Wunsch haben, die empfangenen Segnungen auch ihren Kindern und Nachbarn zuzuwenden. — Es ist kein Versuch gemacht worden, bei allen afrikanischen Missionen derartige Erkundigungen einzuziehen; aber nach den Berichten glaubwürdiger Augenzeugen darf angenommen werden, daß die Missionsbeiträge der Neger in Westindien und in West- und Süd-Afrika sich auf jährlich 15,000 Pfd. St. belaufen. Wir wiederholen daher, daß wenn auch ausnahmsweise (einmal nicht in Ostafrika) die Muhammedaner ihren Glauben ausgebreitet und dabei zugleich ihrer Habgier und Selbstsucht gefröhnt haben, die Christen zur Ausbreitung des Evangeliums regelmäßig Opfer von ihrem Besitze bringen, obgleich ihnen fortwährend gesagt wird, daß sie ihre eigene Seligkeit damit nicht erkaufen können."

Was sodann den Sklavenhandel betrifft, so hat dieser an der Westküste überall aufgehört, wo englische, dänische und holländische Niederlassungen sind, und ihr Einfluß, so wie der der Republik Liberia hat ihn auch aus den angränzenden Gegenden verbannt; dagegen führte England allein in den Jahren 1861—63 Waaren im Werth von 4,216,045 Pfd. St. in Afrika ein, während es für 5,284,611 Pfd. St. von dort bezog. Angesichts des geistigen und materiellen Segens, den West-Afrika dem Christenthum und einem gesetzmäßigen Handel verdankt, fragt Livingstone: „Mit welcher Stirne kann Portugal noch eine beinahe 400 Stunden lange Strecke der Ostküste beharrlich diesen Einflüssen verschließen? Nicht ein einziger Eingeborner hat dort lesen gelernt, und so weit die portugiesische Herrschaft, oder vielmehr die portugiesischen Ränke reichen, besteht nur der eine Handelszweig in voller Kraft, der das Gegentheil ist von jedem Gebot Christi und die Rache des Himmels herausfordert. Alle Anstrengungen Englands zu seiner Unterdrückung werden vernichtet durch einige portugiesische Verbrecher und schlechtbesoldete Gouverneure, deren Macht keinesfalls über die Strecken hinausreicht, die sie mit unbewaffnetem Auge von ihren

Forts überschauen können. Wenn Ost-Afrika noch immer nur für Verbrecher benützt werden soll, warum sollte England nicht auch die seinen hinsenden? So schlimm sie auch sein mögen, wären sie doch noch besser als die, welche schon dort sind [?]; und Ost-Afrika können die Portugiesen so wenig ihr eigen nennen, als sie China ihr eigen nennen können, weil sie Makao besitzen. Immer deutlicher zeigt sichs, daß eine englische Niederlassung mehr ausrichtet, den Sklavenhandel auf weite Fernen zu mindern oder ganz zu unterdrücken als die Kreuzer der britischen Flotte. Und eine solche würde jedenfalls nur halb so viel kosten, als die Unterhaltung eines einzigen Kriegsschiffs in jenen Breiten."

Wir mögen über diesen Punkt anderer Ansicht sein als Livingstone; ein Brite hofft leicht zu viel von Ansiedlungen seiner Nation, welche doch, besonders in tropischen Ländern, neue Gefahren mit sich bringen, indem sich nicht immer die besten Kräfte dafür finden lassen.

Es ließe sich nun noch Manches sagen von den Strapazen der Reisen und von den Leiden und Opfern, welche sie forderten, allein daran sind wir bei Reisen im tropischen Afrika gewöhnt, und die Darstellung der centralafrikanischen Mission wird uns noch genügende Veranlassung bieten, darauf zurückzukommen. Ein Punkt scheint uns jedoch werth, besonders hervorgehoben zu werden: es ist die unverkennbare Begabung Livingstone's für die Aufgabe eines Missionspioniers. Livingstone ist zwar nicht mehr Missionar, und die Reisen wollen auch keine Missionsreisen sein*). Aber es ist eine Freude,

*) Der Titel, welchen der Uebersetzer des Werks gewählt hat, mußte leider dem Herausgeber von W. Menzels Literaturblatt (25. Nov. 1865) zu einem neuen unentschuldbaren Ausfall auf die evangelische Mission als Handhabe dienen. Er sagt darüber: „Die christliche Mission erscheint hier, wie wir das von der englischen Politik schon gewohnt sind, nur als frommer Deckmantel ihres Eigennutzes. — Man begreift, daß es England nur darum zu thun war, sich Baumwolle zu verschaffen. — Es thut uns leid, unsere Anzeige eines sonst so vortrefflichen und lehrreichen Buches, wie das vorliegende, mit einem so mißfälligen Blick auf England beginnen zu müssen. Aber viele unserer Leser werden mit uns übereinstimmen, wenn wir es mißbilligen, daß man die christliche Mission heuchlerisch zu weltlichen Zwecken mißbraucht." Schade, daß der Herausgeber, ehe er sich diesen ungerechtfertigten Hieb auf das sonst so vortreffliche und lehrreiche Buch und eben damit gegen seinen grundehrlichen Verfasser erlaubte, nicht auch einen

einem christlichen, und eben darum wahrhaft menschlichen Reisenden von Schritt zu Schritt zu folgen und überall durchschimmern zu sehen, was er selbst augenscheinlich eher zu verbergen als auszusprechen wünscht, seine unaffectirte Liebe zu den dunkleren („nicht schwarzen") Brüdern. Wie hat er nur seine Freude an den Kindern! Ihr Wimmern und Weinen, ihr Lachen und Spielen, ihre verschiedenen Töne und Geberden, Alles erinnert ihn an Selbsterlebtes, an die eigene, schon lange durch seine besondere Führung zerschellte Heimat. Wie sind doch die Freuden und Leiden der jungen Menschen überall so ganz dieselben! Gerne sieht er sich auch die Frauen an; wenn sie lachen, ist er schon einer guten Aufnahme gewärtig. Er kann das alte Mütterchen nicht vergessen, die ihm auf jede Frage antwortete: Ja, mein Kind! Einmal in der Nacht steht die Hausfrau schon um zwei Uhr auf, um Korn zu mahlen. Das Töchterlein erwacht, und Livingstone, der in der Nähe liegt, hört, wie sie fragt: Aber, Ma, warum auch im Finstern mahlen? — Schlaf doch, lautete die Antwort, ich mache Mehl, um den Fremden ein Zeuglein abzukaufen; darin wirst du wie eine kleine Dame aussehen. — Wie ergreifend sind auch die vielen nächtigeren Züge! Einmal hatten die Reisenden einen Lastträger gemiethet; stille weinend folgte diesem Manne ein Weib nach. Man erkundigte sich, was ihr sei, und erfuhr endlich — mit Mühe —, der finster aussehende Gatte habe soeben ihr Kind um Tabak verkauft! Der Leser aber spürt ordentlich, wie dieser sprachlose Schmerz dem Reisenden ans Herz greift. Was kann er thun? Reisen ist sein Beruf, nicht Richten und Schlichten; er muß weiter. Aber wir danken Gott, daß gerade ein solcher Weißer jene Stämme alle zuerst besuchen durfte und der Name Christi nun nicht um seinetwillen gelästert wird.

Kommen neue Missionare nach Afrika, so sagen ihnen die alten gewöhnlich beim Eintritt: Nun lernt die erste Lektion — Geduld!

Blick in das englische Original geworfen hat. Ein einziger hätte genügt. Der Kritiker hätte dann gefunden, daß Livingstone seine Aufgabe gar nicht als „Missionsreisen" bezeichnete, und diese Vermischung einer staatlichen Expedition mit den Zwecken der evangelischen Mission rein auf Rechnung des deutschen Uebersetzers zu setzen ist, wie wir das oben in der Anmerkung zum Titel (Miss. Mag. 1866, S. 3) schon zur Genüge angedeutet haben. Wenn es dem Kritiker „leid" that, losschlagen zu „müssen", warum nicht erst sich der Untersuchung unterziehen, ob wirklich eine Nöthigung vorliege.

Sie geht dem Europäer schwer genug ein. Mit ihr aber sehen wir Livingstone, so frisch er sich seine Thatkraft erhält, schon recht vertraut; er hatte auch etliche zwanzig Jahre daran gelernt. Einmal ziehen ihm seine Zambesi-Leute das Boot, in welchem aller Reisevorrath aufbewahrt liegt, über eine Stromschnelle des Schire; sie greifen es aber so ungeschickt an, daß es umstürzt, lassen betroffen die Stricke fahren, und schon fliegt es dem Wasserfall zu, um nie mehr gesehen zu werden. Was war da zu machen? „Die fünf Schuldigen nahten sich uns, die wir stille nachschauten, verbeugten sich und berührten mit beiden Händen unsere Füße. Wir mußten an ein Kind denken, das etwa ungeheißen dem Papa mit einer Schüssel aufwarten will, läßt sie aber fallen und weiß seines Jammers kein Ende. Wir sagten also nichts über den herben Unschick, sondern schickten die Leute thalabwärts ans Schiff zurück, um Lebensmittel zu holen, und ermunterten sie, die übrige Reise nur um so wackerer zu marschiren."

So sehen wir denn Livingstone mit Weißen und Schwarzen immer gleichmäßig und gleichmüthig verkehren; viele üben ihn, bringen ihn aber nicht von seinem Ziele ab, wenn er es auch auf Umwegen erreichen muß. Findet er dann einen gleichgestimmten Mann, wie den großherzigen Bischof Mackenzie, so lebt das Herz neu auf, wie in einer Oase; was er diesem nachrühmt, ist dasselbe, was er für sich beständig anstrebt: „Er hatte das Vertrauen der Eingebornen gewonnen, vor allem das der Jugend, so daß sie von ihm sagten: Der hat ein Herz." Kommen dagegen anders geartete Geister mit ihm in Berührung, wie Mackenzie's Nachfolger, der Bischof Tozer, so nimmt er auch kein Blatt vor den Mund; was ihn an diesem Manne am meisten ärgert, ist sein herzloses Wort: Unter schwarzen Gesichtern gilt mir eines so viel wie ein anderes; d. h. nach dem Zusammenhang: er drehe die Hand nicht um zwischen Afrikanern, wenn sie auch schon in den Bereich christlicher Einwirkung gebracht seien.

Livingstone sieht die Freunde, die Gattin wegsterben; aber seine Liebe zu Afrika wird durch alle diese Opfer nur verstärkt. Indessen ist es keine kraftlose Affenliebe; er bleibt für Drohungen und Schmeicheleien gleich unzugänglich. In die Sitte des Geschenkegebens fügt er sich, aber immer mit dem Gefühl, daß er als Gleicher Gleichen gegenüber-stehe. So gab er denn oft das größere Geschenk, oft war auch die Gegengabe die werthvollere. Lächerlich ist es ihm, wenn die Reisenden sich darin gefallen, afrikanische Häuptlinge zu verspotten.

Er meint, es sei das ein ächt chinesischer Zug, an fremden Völkern nur das herauszuheben, was sie von uns unterscheide, und dann sich an dem gewaltigen Abstand zu ergötzen. Er findet, daß auch manche Afrikaner dem Europäer Achtung einflößen können, und daß sie günstigere Seiten ihres Wesens hervorkehren, je freundlicher man mit ihnen verkehre; aber freilich sinke der Charakter der Heiden mehr und mehr, je näher sie dem Verkehr mit der europäischen Civilisation treten, ohne zugleich von dem Urquell derselben, dem Evangelium, innerlich berührt zu sein. Wie wünscht er über Alles, daß doch dieses ins Innere von Afrika vordringe!

Die schwerste Enttäuschung war ihm daher die Nachricht, welche im Dezember 1863 ihn erreichte, daß Bischof Tozer zu dem Entschluß gekommen sei, die Mission der englischen Universitäten aufzugeben. Livingstone selbst mußte nach Europa zurückfahren, ist aber, so schnell er konnte, aufs Neue nach Afrika zurückgekehrt, dießmal über Bombay, um für seinen Lieblingsplan neue Arbeiter zu gewinnen.

Wir schließen mit dem herzlichen Wunsche, daß diese Blätter das Interesse für die Brüder in Afrika auffrischen und beleben mögen und die Christenheit sich ihrer Schuld gegen so viele Völker aufs Neue klar bewußt werde. Es stünde schlecht mit uns, wenn einmal die Enttäuschungen und Sterbefälle vieler Vorgänger, statt zum Nachrücken einzuladen, von weiteren Versuchen abschrecken würden. Wo noch gesunde Herzen und hörende Ohren sind, dringt an diese aus dem Grabe aller solcher Wegebahner der Ruf herüber: „vivat sequens!“ Zu deutsch: „uns sollte es nicht glücken, obgleich der Gedanke ein guter, gottgefälliger war; wen aber dünkt, wir haben's wohl gemeint, doch schlecht getroffen, der komme her und mache es besser, und gebe Gott Seinen Segen dazu!“ *)

*) Unsere Abbildung stellt eine Gruppe einheimischer Musikanten vor, wie sie am Zambesi den Reisenden wiederholt begegneten. Sie spielten auf der Papagenopfeife, dem Sansa und der Marimba, einer Reihenfolge harter Holzstäbe, die auf hohlen Kalabassen befestigt und gut gestimmt sind. Die wilde, nicht unangenehme Musik ladet die wassertragenden Weiber zu längerem Verweilen ein.

Ein Rückblick.

Von einer Missionsfrau.

Wer hätte in seinem Leben nicht auch schon einen Rückblick gethan, und gegeneinander abgewogen Plane und Hoffnungen mit dem nun „Erlebten"; jene Zeit, da man noch Fragezeichen an Fragezeichen reihte, mit derjenigen, die nun den Schlußpunkt hinter die erhaltene Antwort setzt! Es ist immer etwas Ernstes um einen solchen „Rückblick", um dieses Vergleichen zwischen Erwartung und Erfahrung, Aufgabe und Arbeit, wohl auch manchmal Ideal und Wirklichkeit. Einen solchen Rückblick habe ich auch gethan als ich, nach einem Jahrzehnt auf dem Missionsfeld draußen, in die Heimat zurückkehrte, und ein Wörtlein darüber möchte ich sagen. Nicht besondere Erlebnisse möchte ich schildern, noch eine Selbstschau geben, auch nicht gerade von den einzelnen Wunderthaten und Führungen des Herrn erzählen, obgleich es da Viel zu sagen und zu rühmen gäbe; ich will einfach, meine „Erwartungen und Erfahrungen in der Mission" vergleichend, ein Bild zu entwerfen suchen, das die Ueberschrift „aus der Ferne, in der Nähe" — tragen könnte.

Als ich meine Reise nach Indien, und damit den mir so lieben Dienst in der Mission antrat, waren meine Anschauungen noch die „aus der Ferne". Es gieng mir gerade wie einem Reisenden, der eine prächtige Gegend vor sich liegen sieht, und dessen Auge wonnig die Höhen und Thäler und Wälder überschaut, zu denen es ihn hinzieht. Sieh, dort in der Ferne thürmt sich ein Berg auf; riesig ragt er empor und will einen dünken, er sei so steil, daß kein Fuß ihn erklimmen möge. Da lugt aus dunklem Waldesgrund ein Dörflein mit seinen weißen Häuschen hervor — so freundlich und hell schaut's herüber, scheint auch so nahe, daß es wohl bald erreicht sein mag. Der Weg wird angetreten, voll freudiger Erwartung, voll Verlangen und Hoffen bald am Ziel zu sein. Aber siehe da — eine Stunde vergeht und drüber, und noch ists lange nicht erreicht! Die Sonne brennt heiß, bald ritzen Dornen den Fuß, bald verliert sich der Weg da und dort im Dickicht, oder windet sich steil am Berg hinan. Noch nicht am Ziel und hat doch so nahe geschienen! „Bin ich nicht irre

gegangen?" fragt sich der Wanderer; „hier ein Fußpfad, dort einer — welcher ist wohl der rechte?" Muth! Horch, da plätschert ein Bächlein: wie erquickend dem Müden! und dort — wie blühen und duften die Blümlein so schön! Es öffnet sich der Wald; ein herrlich Thal liegt zu Füßen und hinüber schweift das Auge weit in die lieblichste Ferne. Da steht zur Linken auch der riesige Berg, der fast unersteiglich erschienen, — er ist weit nicht so hoch und seine Wand nicht so schroff, als man's dachte; ja es führt ein ordentlicher Pfad über seinen Rücken. Aber das Dörflein? Jetzt ist es erreicht! Beleuchtet von goldenem Sonnenstrahl liegt es gar freundlich im dunkeln Waldesgrün. So weiß sind seine Häuschen nicht, als sie von ferne ausgesehen, es hat auch zerfallenes Gemäuer drunter, — und derbe Wirklichkeiten zeigen, daß hier noch keine neue Welt anhebt.

Es sagte mir eine alte erfahrene Missionsfrau, kurz vor meiner Abreise: „Was dir jetzt schwer dünkt, das wirst du leichter finden; aber was du gar nicht erwartest, das wird dir schwer werden." Oft habe ich an diese Worte „aus der Nähe" gedacht. Mit frohem Muth zog ich hinaus, und als ich auf dem Akbar, dem mit Negern bemannten Dampfboot, Indien zusteuerte, glaubte ich, das Missioniren sollte nun schon seinen Anfang nehmen. Kommt man vollends im großen Hafen von Bombay an, und sieht diese Tausende von Heiden, da möchte man gleich die Massen im Netz haben, und kann nicht begreifen, wie mühsam man oft ein einzeln Fischlein fängt. Wie freute ich mich, als ich die erste Station unsrer lieben Basler Brüder sah; und gar, als ich die erste Predigt eines eingebornen Katechisten hörte, noch gerade an einem Weihnachtsfest! Verstanden habe ich nichts von den Worten des braunen Paul, aber es war mir, als hätte ich sie ihm abgefühlt. Wie lieb waren mir die paar Leutlein auf unsrer eigenen Station, und wie Viele hoffte ich noch für dieselbe! Der Berg, den ich mir unter den äußeren Verläugnungen und Entbehrungen gedacht hatte, trat mir nach und nach nicht mehr so unübersteiglich vor's Auge, obgleich er immer noch ein Berg bleibt; aber der Weg zu den Herzen, der verwickelte sich mehr und mehr, und das so nahe Geglaubte, die Bekehrung Vieler, eine liebliche Gemeinde des Herrn, — zog sich lange — lange dahin. Weil nun Mancher von denen, die „aus der Ferne" schauen, dieß nicht recht begreifen kann, vielleicht auch denkt: „der Bote kommt lange nicht ans Ziel, er muß viel gerastet haben, oder langsamer Natur, oder gar nicht auf dem richtigen

Weg sein," so möchte ich ein wenig diesen Weg beschreiben, wie ich ihn fand. Seine Krümmungen und Windungen kann man von Weitem nicht beobachten, und wenn sich's so lange hinzieht, fragt auch der Bote sich oft: ob er sich getäuscht, ob auch dieser Weg zum Ziel führe?

„Wo ist die Menge der Heilsbegierigen?" Diese Frage legt den ersten Stein auf den Weg. Da kommen täglich Viele zum Missionshaus, besonders während heidnischer Festzeiten, deren es gar viele gibt. Ach, daß sie ein inneres Bedürfniß treiben möchte! Wie freundlich diese Leute sind! Man ladet sie ein, auf die Verandah zu treten, hat sich zunächst betrachten lassen, dann die üblichen Redeweisen ausgetauscht, vielleicht auch etliche unsrem Ohr minder übliche Fragen überhört, und sucht nun auf ein ernster Thema überzugehen. Da heißt's aber: „Euer Wort ist mir nicht verständlich —" und Eins ums Andre stiehlt sich fort; oder die Männer beginnen zu disputiren, zu überzeugen, daß Schiwa oder Krischna und „Jesu Christan" ein und derselbe Gott seien, während Andre den Satz aufstellen: „wir sind Gott!" oder gar: „Alles ist Täuschung!" Sind das die Leute, die wir nach Wahrheit sich sehnend uns dachten? Da stößt man auf Dornen und Dickicht, das man von weitem nicht sah. Der Haufe geht; — jetzt vielleicht Keiner, ein ander Mal aber Einer oder Zwei kehren wieder. Sie wünschen noch mehr zu hören, sie wollen Bücher — sie gehen nochmals, tragen aber einen Stachel mit, Gott gebe! gegen den sie nicht zu löcken vermögen. Auf dem Markt, in den Straßen, auf den Predigtplätzen des Dorfs, in den Schulen ertönet der Ruf des Missionars: „Bekehret euch zum lebendigen Gott! Lasset euch versöhnen mit Ihm!" Es hören ihn Viele alle Tage, aber schüchtern kommt nur da und dort Einer, die Frage zu stellen: „was muß ich thun, um selig zu werden?" Der Missionar zieht hinaus mit der Predigt vom Kreuz. Unter Mühen und Entbehrungen reist er von Dorf zu Dorf, bald im Götzentempel oder der Rathhaushalle — die ihm gewöhnlich zur Wohnung dienen — den Anwesenden oder Herzuströmenden die köstliche Perle anzupreisen, oder auf der einsamen Wanderung mit dem Einzelnen vom Heil seiner Seele zu reden. Wie oft kehrt er heim — es ist ihm keine der so heiß ersehnten Seelen gefolgt; aber der Herr hat verheißen, daß Sein Wort nicht leer zurückkommen soll. Da sind Tausende, die zu einem Götzenfest zusammengeströmt sind; auch der Missionar fehlt nicht, um der

verblendeten Menge für Lüge Wahrheit zu bieten. Ganze Schaaren von Hörern umlagern ihn; er möchte es hineinrufen in Aller Herzen: „Erkennet, was zu eurem Frieden dient! Verstocket eure Herzen nicht!“ Da trommelt's und lärmt's, und weg sind die Leute — und verhallt die Stimme des Predigers. Aber weißt du, ob nicht in diesem oder jenem Herzen ein fruchtbar Sämlein sich eingesenkt hat! ob nicht durch eine, und sei es auch nur eine Seele, ein zweischneidig Schwert gedrungen ist, um zu scheiden Fleisch und Geist? Wie manches Mal kommt Eines und forschet nach Jesu, und gehen die Anfänge seines Suchens nach dem Stern aus Jakob gerade auf jene Feste zurück, wo er zum ersten Male von einem Heiland gehört hatte! Und in wie manche Garbe eines spätern Schnitters werden Aehren gebunden sein, der Saat eines frühern, eines unbekannten, vielleicht lange schon heimgegangenen Säemanns entsprossen!

Wenn aber doch so Manche die Wahrheit erkannt haben, warum zögern sie mit dem offenen Bekenntniß? Wie Mancher in der Christenheit scheut sich vor dem Namen Pietist, und während er die Ueberzeugung in sich trägt, daß nur in Christo Heil zu finden ist, vermag er doch nicht, seinen Glauben öffentlich zu bekennen. Was fürchten sie? ein wenig Spott der Welt! Aber was fürchtet der Hindu, wenn er sich zur Lehre der Christen öffentlich bekennen soll? Verlustig seiner Kaste, somit seiner bürgerlichen Ehre, ausgestoßen von den Seinen, getrennt vielleicht vom Liebsten was er hat, von Weib und Kind, ohne Erwerb sieht er sich, sobald er in den engeren Verband mit den Christen getreten ist. Wie viele Pietisten hätten wir in unsrer Christenheit, wenn sie dieses statt des bischen Hohnes auf sich nehmen müßten? Frage sich Jeder selbst, aber wundere sich Keiner, wenn sich ein Hindu oft lange von der Wahrheit erfassen, aber nicht gänzlich hinnehmen läßt. Wie war mir zu Muthe, als ich mit ansah, wie Eltern ihren Sohn oder ihre Tochter mit Gewalt festhalten wollten, wenn diese entschlossen waren zum Christenthum überzutreten. Wie ist da das Missionsgehöfte oft angefüllt mit lärmenden Männern, kreischenden Weibern, die Verandah mit aufgebrachten Angehörigen des neu Herausgetretenen. Und das stille Stüblein des Missionars hallt wieder von den Jammertönen der Eltern, die bald bitten und schmeicheln, bald schelten und drohen, und wenn sie nichts mehr erreichen, das Kind verfluchen und endlich als einen Todten verlassen. Es kam einmal ein Mann zu uns, dessen Frau sich nicht entschließen

konnte, ihm zu den Christen zu folgen, da sie, aus sehr angesehener Familie, diese Schmach nicht auf sich zu nehmen vermochte. Ihr Gatte aber kommt und bringt drei liebe Knaben — seine sämmtlichen Kinder — mit sich. Wer denkt sich den Schmerz der Mutter, die jammernd und händeringend ihre Kindlein sucht! Der Mann bleibt fest, die Kinder bleiben bei ihm, und die arme Mutter, ins Haus ihrer Eltern zurückgekehrt, quält sich Monate lang mit der Sehnsucht nach ihren Kindern, so sehr, daß sie kaum zu überreden ist, nur die nothwendigste Nahrung zu sich zu nehmen. Es wurde aber mit ihr gerungen, noch mehr im Gebet gerungen mit Dem, der die Herzen lenken kann wie Wasserbäche — und siehe — in ihre Nacht fällt ein Strahl des Lichts und ihr Trotz ist gebrochen. Sie kommt — verläßt Eltern und Freundschaft, Ansehen und Güter; sie kommt, nicht nur ihre Kinder zu suchen und zu finden, sondern auch den Frieden für ihre Seele. Sie drang durch und wurde ein Licht in unsrem Gemeindlein, ist aber bald, mir möchten freilich sagen zu früh, zur ewigen Ruhe eingegangen. „Wer Vater oder Mutter, Weib oder Kind mehr liebt denn mich, ist meiner nicht werth!" Mit diesen Worten hat der Herr selbst auf diese Kämpfe vorbereitet. Daß sie schwer sind, weiß Er wohl, und daß sie durchgekämpft sein müssen, ist jedem Kind Gottes klar, vielleicht klarer als seine Pflicht, die Kämpfenden zu unterstützen wie Aaron und Hur den Mose, als er seine Hände aufhob, damit Israel siege über Amalek. Aber nicht nur den Kindern Gottes, auch den Weltkindern, die so leichthin sagen: „Lasset doch diese Leute im Heidenthum; was störet ihr sie — sie sind glücklich —" sollte dieses klar zu machen sein. Wie glücklich war dieses Weib, als sie die Perle gefunden und daran gab, was sie hatte!

Nicht weniger jener Fischerjunge von Talatschëri, der im Sept. 1862 ins Missionshaus sich flüchtete, um dort Gelegenheit zum Unterricht und zur Taufe auf den Namen Jesu zu bekommen, den er für den allein seligmachenden erkannt. Wie wohl war es diesem Menschen unter den getauften Mittelschülern, zum Theil Altersgenossen, die wenige Jahre vorher den heißen Kampf mit der heidnischen Verwandtschaft und der tausendköpfigen Hyder, der Kaste, gewagt und siegreich bestanden hatten! Abends war er gekommen und über Nacht währte die Freude. Aber in der Frühe des folgenden Morgens begann der Kampf, der nach allen Anzeichen am selben Tag sich entscheiden mußte. Die Eltern und Verwandten, besonders die weiblichen, die bei solchen

Anlässen zu Gunsten des Götzendienstes und der Kasten-Ehre eine Gemüths-Energie und Kraft der Ueberredungskunst entfalten, die eines besseren Zieles werth wäre, kamen zuerst in aller Stille, den entlaufenen Sohn zurückzufordern. Bald jedoch kam es zu Bitten und Flehen mit Thränen, zu Schlägen auf die Brust und an den Kopf, zum Wälzen auf dem Boden verbunden mit einer Mischung der zärtlichsten und verschmitztesten Einladungen zur Rückkehr und der schlimmsten Verwünschungen und Drohungen. Als dieß Alles keinen Eindruck zu machen schien, blieben die Mutter und andere weibliche Verwandten in bald stummem bald lautem Schmerze auf der Verandah vor dem Hause, wo der Sohn war, liegen, mit dem festen Entschlusse nicht von dannen zu gehen, bis sie ihren Zweck erreicht hätten. Um Mittag wurde der Jüngling wankend, aber nach einem Gebet mit ihm schien er wieder so unbeweglich wie vorher zu sein.

Am Abend jedoch kamen noch mehr Verwandte und bestürmten den jungen Mann, dessen freie Entscheidung nicht durch Absperren von ihnen verhindert werden durfte, so nachdrücklich, daß er endlich nachgab und sammt den Verwandten in sein Haus zurückkehrte mit der Erklärung, in wenigen Monaten werde er sich doch wieder einstellen und Christ werden. Dieß war wenig versprechend, weil die Gnadenstunde versäumt schien, und, wie jeder in den Wegen Gottes Erfahrene weiß, Ein Rückschritt dieser Art den kleinsten Schritt vorwärts zehnfach erschwert. Aber dennoch stand der Jüngling, der von Christo ergriffen war, zu seinem Wort, erschien nach mehr als einem halben Jahr eines Morgens auf der von der Heimat etwas entfernteren Station Calicut und genoß hinfort den Unterricht der Brüder. Er hatte zwar noch mehrere heftige Angriffe der Seinigen auszuhalten, blieb jedoch, durch die bisherigen Erfahrungen belehrt und tiefer gegründet im Worte Gottes, dießmal fest und erhielt endlich etwa im Oktober 1863 nach wohl bestandener Probezeit die längst ersehnte Taufe auf den Namen des dreieinigen Gottes. Wer war nun glücklicher als er!

Fraget erst „wie glücklich das Heidenthum macht?" Wir wollen es nur vom Gesichtspunkt der Humanität aus betrachten. — Da liegt ein Sterbender am Wege, vielleicht schleunige Hülfe könnte ihn noch retten. Es gehen Leute vorüber, sehen ihn an — gehen weiter. Warum nimmt sich Niemand seiner an? Man weiß nicht, welcher Kaste er angehört, und man könnte sich verunreinigen. Oft kommen in

Cholera-Epidemieen Angehörige von Erkrankten zu uns und suchen Hülfe; sehr häufig weigern sie sich aber, Arznei von uns zu nehmen, weil sie mit Wasser vom Brunnen der Christen vermischt ist, und sie lieber eines der Ihrigen sterben sehen, als der Kaste verlustig werden. Ich will nichts davon sagen, wie dieses Kastensystem auf das ganze Volksleben wirkt, wie es dasselbe an jeder freien Entwicklung hemmt, und seinen Bann legt auf Geister und Herzen. Als Beweis für die Stärke und Unauflöslichkeit des Kasten-Bannes für den Christ-Gewordenen diene die Thatsache, daß die ganze Kasten-Gemeinschaft die Kosten einer förmlichen Leichenfeier für den Abgefallenen nicht scheut, um den Bruch mit demselben so vollständig als möglich zu machen. Daher auch der frühere gänzliche Vermögensverlust des Getauften, der aber neuerdings vom englischen Gesetz nicht mehr geduldet wird. — Sollte es nicht Wunsch jedes Menschenfreundes sein, daß dieses teuflische Bollwerk falle? Das Christenthum hat es bereits erschüttert in seinen Grundfesten, und Pfeiler um Pfeiler wird und muß stürzen. — Rütteln doch jetzt schon die Heiden selbst daran, freilich geweckt durch den Einfluß der christlichen Sitte!

Dort steht ein Angeklagter vor dem heidnischen Richter. Er betheuert seine Unschuld; aber wer wird ihm glauben, wenn der Schuldige mit Hunderten von Rupien seine Freisprechung erkauft hat, wenn Geschenke das Recht beugen? Vom untersten Schergen bis zum Richterstuhl des stolzen Brahmanen magst du dein Recht durch Bestechung erhalten. Wo ist Gerechtigkeit, wo Wahrheit? — Da hallt ein Haus wieder von Schimpf- und Scheltworten, weil Weib und Concubine eines Mannes sich streiten. — Dort geht eine Mutter, abgezehrt von Hunger, und verkauft ihre Kindlein einer elenden Dirne, um das eigene Leben zu fristen oder um dem Leichtsinn aufs Neue zu fröhnen. Ist dieß das gepriesene Glück? Und wie manches Opfer an Leben und Gesundheit, an Gut und Ehre fordert nicht der religiöse Fanatismus des Heiden! In welchen Jammer schauen wir hinein, und könnten wir vollends in die Herzen hineinblicken, wie manche Wunde, die nach Heilung verlangt, welches Ringen aus Nacht zum Licht könnten wir da sehen! Und wie viel Gutes reißt der Strom des Verderbens mit sich fort und begräbt's in seinen Wogen!

Der aus der Furcht, besonders der Todesfurcht stammende und auf der Halbinsel allgemeine Dämonendienst, die unheimlichen Mysterien der Zauberei und die entweder ein zweifelhaftes Licht oder

einen dunklen Schatten auf das ganze Leben werfenden Aussprüche des Astrologen veranschaulichen das Wort des Apostels (Hebr. 2), daß die Unerlösten „durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte sein müssen." — Ein Badaga nimmt aus Furcht vor dem zauberkundigen Waldbewohner, Kurumba genannt, der sich plötzlich unsichtbar machen kann, Anstand, eine Viertelstunde Wegs allein zu gehen, und zieht es vor, an der Hand eines Kindes dieselbe Strecke zurückzulegen, indem er sich für sicherer hält. Und dennoch wird er bei allen Präservativmitteln, die er braucht, so wenig frei von der Furcht vor dem unerbittlichen Zauberer, daß nach dem allgemeinen Glauben dieses Bergvölkchens kein Badaga, und wenn er 100 Jahre erreicht, eines natürlichen Todes stirbt. Freilich die im Leichtsinn Dahintaumelnden fühlen ihren Jammer nicht; aber ist dieß Glück? Dann könnte man auch in der Christenheit zu den Predigern sagen: „Was störet ihr die Glücklichen? Lasset sie sich freuen!" Aber wie Jene nicht ablassen, ihre Hände auszustrecken nach den Verlorenen, so auch die Missionare; sie müssen retten, was sich retten läßt.

Da gilt es eben mit dem Einzelnen seinen Kampf mitzukämpfen, wozu nur der Herr den Sieg geben kann. Dazu gesellt sich oft noch viel äußere Noth und Mühe, indem der Uebergetretene meist mit dem Heidenthum seinen seitherigen Geschäftsbetrieb zu verlassen hat, und nun auch seine leibliche Versorgung Aufgabe des Missionars wird, die ihm oft viel Zeit und Kraft wegnimmt. Da brennt die Sonne oft heiß und der Weg dünkt mühevoll; da wollen die Kniee oft ermüden und die Hände laß werden. Doch horch! es rauscht ein Bächlein! Es erquickt der Herr die matte Seele und zeigt ihr, wie Er mächtig ist in den Schwachen. Er läßt sie schauen, um sich im Glauben aufs Neue zu stärken. Welche Freude, wenn nun eine Seele sich los gerungen hat aus den Fesseln des Satans; freilich immer eine Freude mit Zittern. Denn nicht ist es das Schwerste, den Seelen zum Durchbruch zu helfen, sondern erstlich — auszuharren, allein stehend wie auf einem Leichenacker, wenn das Wort nicht fahen und keine Frucht der Arbeit sich zeigen will; und noch schwerer ists zuzusehen, wie eine Seele wieder ins Heidenthum zurück sinkt, in Nacht und Tod, nachdem ihr das Licht aufgegangen und sie zum Leben berufen war. — Hier ein Bild aus der Wirklichkeit. Es kam ein junger Schüler, der schon geraume Zeit mit den Christen bekannt war, mit dem festen Entschluß, Christ zu werden. Er war mit unsrem Katechisten

befreundet, und wurde diesem übergeben. Der noch ganz heidnische Bruder des Neugekommenen aber trachtete diesen wegzuführen. Er lockte ihn unter irgend einem Vorwand auf die Seite, als er eben an einem Brunnen seine Kleider wusch. Mit kräftiger Hand gepackt, mußte sich der Arme fortschleppen lassen. Brüder und Angehörige wußten ihn nun so einzuschüchtern, daß er nicht nur seinen Glauben verläugnete, sondern sich auch bemühte, dem Christennamen allerlei Schmach zu bringen. Er wurde im Dorf vor die Thür seines Hauses gesetzt, mußte allerlei tolle Geberden machen, verkehrte Worte ausstoßen, um den Leuten zu zeigen, daß er nicht bei Sinnen sei. Seine Brüder erklärten diesen Zustand den Vorübergehenden als die Wirkung eines Tranks, den er vom Missionar erhalten habe, um ihn zum Christen zu machen. Darauf leerten sich unsere Heidenschulen zum großen Theil, aus Furcht der Eltern, den Knaben möchte Aehnliches begegnen. Doch all das währt kurze Zeit. Es thut weh, sich von Allen gefürchtet, ja auch von den Angefaßten gemieden zu sehen, während man es doch — unter allen Mißgriffen — mit den Leuten gut gemeint und ihnen nach Kräften gedient hat. Es kommt aber eine neue Heimsuchung, Cholera oder Pocken, Wasser- oder Feuersnoth; und der Missionar bleibt nicht lange unter dem Bann.

Nur hindurch! durch die Schmach, durch Gedränge von außen und innen, durch die wechselnden Stimmungen des armen, oft trotzigen, oft so verzagten Volks! Wie sich Satan auch wehrt, das Werk des Herrn geht doch seinen Gang, und zwar einen Siegesgang, auch bei scheinbarem Unterliegen. Die Brünnlein Gottes sieht man immer wieder in der Wüste quellen, und darf sich daran laben. Es sprossen auch manch liebliche Blümlein am Weg, die sich zu einem Strauß sammeln lassen. Da und dort brachte uns eine unglückliche oder eine leichtsinnige Mutter ihr Kind mit der Bitte, es aufzunehmen. So sammelte sich ein Häuflein Kinder, die nicht nur Obdach und Pflege, sondern auch den Heiland fanden, und mancher Zug aus dem Leben eines solchen doppelt geretteten Kindes ließe sich zum Preis des Herrn erzählen. Noch oft versetze ich mich im Geist zu der muntern braunen Schaar, und sehe wie sie begierig der Erzählung eines Traktats oder der Geschichte eines frommen Kindes lauschten; wie sich ihre Züge verklärten, wenn ich ihnen davon sagte, wie wir uns einst zusammen freuen werden, wenn wir mit einander vor dem Throne des Lammes stehend, ein „Heilig, Heilig" mit allen Seligen

anstimmen werden. Noch höre ich auch die frischen, klaren Stimmen, mit welchen sie ein Lied ums andre erschallen ließen, wenn sie Abends vor dem Hause so recht gemüthlich beisammen saßen. Ich verdanke ihnen manche Erquickungsstunde. Und dann — wie groß wird Einem an Sterbebetten die weltüberwindende Macht des kindlichen Glaubens in den neugetauften Christen, die frei von der Dämonen- und Zaubererfurcht dem Könige der Schrecken selbst mit Freudigkeit ins Angesicht sehen und nur den Einen Wunsch noch haben, wenn das letzte Stündlein kommt, fort und fort von Christo zu hören, bis das Ohr seinen Dienst versagt! Wie wallt das Herz über von Lob und Dank, wenn so ein schwaches Mädchen die letzte Kraft sammelt, und sich auf dem Lager krümmt, um knieend hinüberzuschlummern, und ihren Wunsch durchsetzt, weil sie die abmahnende Stimme schon nicht mehr vernimmt!

Die Gemeinde gründet und mehrt sich endlich. Wie aber der Reisende, der das Dörflein so weiß und schön im Dunkel des Waldes liegen sah, in der Nähe aber auch schon Zerfall und Verwüstung entdeckt, so der Missionar, wenn er nun ein Gemeindlein um sich hat. Da ist auch nicht Alles weiß; wie manches Unreine, manches Baufällige, dessen Schäden nur übertüncht sind, wie manche Ruine kommt da an den Tag: Leute, die grau in Sünden geworden, fast keinen Boden mehr haben, daß der göttliche Same drinn wurzeln könne. Wie Viele gilt es in Geduld zu tragen! Es hat aber auch liebe Seelen, denen es ein Ernst ist abzulegen den alten Menschen und zu wachsen in der Heiligung. So gedenke ich mit der innigsten Freude eines jungen Webers unsrer Gemeinde, der sich später zum Schullehrer ausbildete. In seinen freien Stunden traf man ihn meistens, Sonntags aber immer mit seinem neuen Testament; seine liebste Beschäftigung war das Wort Gottes. Auch seiner Umgebung suchte er in jeglicher Weise nützlich zu werden. Mit seltener Treue pflegte er eines unsrer pockenkranken Kinder, und nahm sich Aller mit dienender Liebe an. Frühe wurde er vom Herrn heimgenommen, und wie ein Kind schlummerte er hinüber in seines Heilands Armen. Es wird uns einst droben klar werden, weßhalb der Herr mit ihm hinweg eilte, da er doch ein so kräftig Werkzeug in Seiner Hand hienieden war. — Fühlt sich der Wanderer für des Weges Mühe belohnt, so auch der Bote des Evangeliums. Weiß er manchmal auch nicht wo aus und ein, will der Weg fast bahnlos werden — der Herr

hilft durch! Oder wandern ihrer Mehrere zusammen, von denen Einer meint, es gehe da, der Andre dort hinaus — sie suchen Beide das Ziel und der Herr hilft dazu! Ja, es ist der Mühe werth zu missioniren, wenn auch nicht Petri Fischzug einem Jeden zu Theil wird; das Werk geht dennoch unaufhaltsam vorwärts und je steter, desto sicherer. Aendern sich auch, in der „Nähe" betrachtet, oft die Gegenstände unserer Anschauungen aus der „Ferne", — stellen sich unsre Aufgaben oft anders, als wir sie uns dachten, die Sache selbst bleibt in der Nähe und Ferne dieselbe, und Eines wird immer gewisser, daß sie des Herrn ist! Die Arbeit des Missionars ist schwer, aber sie ist doch schön! Erfahren wir doch dabei, wie wenig wir, aber wie viel der Herr thun kann und wie Er dann gerade am herrlichsten eingreift, wenn wir mit unserm Können zu Ende sind!

Als ich wieder auf dem indischen Meer dahinfuhr — dießmal zur Heimkehr — und wieder die Negermannschaft am Ruder saß, da dachte ich nicht mehr, ihre Seelen wie im Sturme zu erobern; ich konnte sie nur mit innigem Mitleid ansehen und der Gnade des Herrn befehlen, der auch wohl an Hams geknechtetes Geschlecht gedacht hatte und an die armen Hindu's, ja an Alle, die noch hingehen zu den stummen Götzen und von einem Erlöser nichts wissen, als Er sagte: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur." Wollte ich meine Liebe zu den armen Heiden von damals und jetzt vergleichen, so möchte ich sagen, jene war der bräutlichen, diese der ehelichen Liebe gleich. Eins habe ich mit besonderer Betrübniß noch gesehen, als die halbnackten Schwarzen um mich her saßen, daß sie Karten spielten mit einer Leidenschaft, wie man's selten trifft. Wer hat sie's gelehrt? Ohne Zweifel der Europäer. „Ach, habt ihr ihm sonst nichts zu danken?" mußte ich seufzen; „hätte er euch doch die Bibel, statt der Karten, in die Hand gegeben!"

Wie viele Tausende beten täglich: „Dein Reich komme!" O daß sie ernstlicher beteten und alle Nationen der Erde in diese Missionsbitte einschlössen! Wie freuen wir uns dann der festen Verheißung: daß die Erde soll bedeckt werden mit der Erkenntniß des Herrn, wie mit Wasserwogen.

Rausch' durch Steppen, Meere, Wälder,
Wehe durch die Todtenfelder,
Odem Gottes, Geist vom Herrn!

Hauch' in die erstarrten Glieder
Aus dir neues Leben wieder,
Glänze leuchtend, Jakobs Stern!

Bahne dir, o Mann der Schmerzen,
Selbst den Weg zu jedem Herzen,
Das noch ferne von dir steht.
Herr, hilf kämpfen, Herr, hilf siegen!
Bis die Feinde unterliegen,
Und allein dein Banner weht!

Die Missionen unter den Basuto's.

Ueber die französischen Missionen unter den Süd-Basuto's brach im Laufe des verflossenen Jahres ein schwerer Sturm herein. Seit längerer Zeit schon suchten nämlich die holländischen Bauern des Oranje-Freistaats ihre Gränzen gegen die Basuto's zu erweitern oder, wie sie sagten, zu berichtigen. Im Dezember 1864 wurde sodann die Gränzlinie endgiltig festgestellt, und den Basuto's die unverzügliche Räumung der betreffenden Landstriche mit großer Härte zugemuthet. In der Erbitterung hierüber machten einige Häuptlinge mit ihren Leuten kleine Raubzüge auf das von den Holländern in Besitz genommene Gebiet. Der Gouverneur des Freistaats forderte dafür eine Entschädigungssumme, die Basuto's wollten diese nicht zahlen, und so kam es zum Krieg. Im ersten Gefecht waren die Bauern siegreich, im nächsten wurden sie von Mopeli, einem Bruder des Häuptlings Moschesch, mit bedeutendem Verlust zurückgeschlagen. Damit nun nicht die Engländer für die Holländer Partei ergreifen möchten, sandte Moschesch dem Gouverneur der Kapkolonie eine Erklärung, in der er seinen Wunsch aussprach, mit der englischen Regierung im Frieden zu leben, und das feierliche Versprechen gab, alles englische Eigenthum im Lande der holländischen Bauern zu schonen. Dieser beschloß auch zunächst, sich nicht in den Streit zu mischen; doch auch mit den Holländern allein war der Kampf schon sehr ungleich. Noch einmal machten die Basuto's einen siegreichen Einfall auf das Gebiet des Freistaats und kehrten mit reicher Beute heim. Nun aber drangen

die Bauern in großer Zahl mit vielen schweren Geschützen ins Land der Basuto's ein und zerstörten Alles, was ihnen in den Weg kam.

Der Präsident des Freistaats, Hr. Brand, hatte zwar strengen Befehl gegeben, die Missionare und ihr Eigenthum zu schonen; daher blieben die Kirchen stehen, die Christendörflein aber wurden wie die Wohnungen der Heiden niedergebrannt. Die drei Heeresmassen, in denen die Bauern vorrückten, vereinigten sich bei Moschesch's Hauptstadt Thaba Bosigu. Die Basuto's flohen und zogen sich in die wilden, öden Malutiberge zurück. Wollten sie dort nur ihre Frauen, Kinder und Heerden in Sicherheit bringen und dann wieder aus ihrem Versteck hervorbrechen und den Kampf von Neuem aufnehmen? oder hatten sie sich schon als völlig geschlagen betrachtet und alle Hoffnung aufgegeben? Man wußte es nicht sogleich. Bald aber sollten die Holländer erfahren, daß Moschesch entschlossen war, nicht zu weichen. Neue und immer neue Ausfälle der Basuto's und dazu die herannahende Regenzeit bewogen sie, am 25. September die nutzlose Belagerung von Thaba Bosigu aufzugeben, wobei sie übrigens erklärten, daß ihr Rückzug nicht definitiv sei. Nun nahm der Krieg von beiden Seiten einen immer wilderen und gehässigeren Charakter an; weil man keinen entscheidenden Schlag führen konnte, suchte man einander zu schaden, so viel es gieng.

In vielen Basuto's erwachte wieder der alte, wilde Geist der Barbarei; sie metzelten gefangene Bauern ohne Barmherzigkeit nieder, und die Weißen bezahlten ihnen das mit Zinsen heim. Auch die Missionare hatten darunter schwer zu leiden. In besonderem Grade natürlich Miss. Lautré, der während der Belagerung in Thaba Bosigu blieb. Zwei Tage lang konnte er sich wegen des Kugelregens nicht zu seiner Wohnung hinauswagen; eine Kugel blieb in der Wand seines Schlafzimmers stecken. Als er endlich die Unhaltbarkeit seiner Lage einsah und sich nach Berea zu flüchten beschloß, bat er den General der Bauern, seine Wohnung zu schonen. Kaum war er aber fort, so gab dieser Befehl, sie zu plündern. Auch von der Wohnung des abwesenden Miss. Jousse, sowie von Kirche und Schulhaus blieben nur einige wankende Mauern stehen. Von den Bibliotheken beider Missionare fanden sich nachher einige zerrissene Bände zwischen dem Schutt. Vorräthe, Hausgeräthe, Medikamente, Werkzeuge, das Harmonium, Pferde, Ochsen und Kühe, Alles wurde von den Bauern fortgeschleppt. Dem Miss. Maitin wurde sein Vieh vor seinen Augen

weggenommen, aber auf seine dringenden Vorstellungen beinahe ganz wieder zurückerstattet. Bei weitem die meisten Missionare hatten größere Verluste zu erleiden.

Erschütternd war der Anblick von Thaba Bosigu nach dem Abzug der Bauern. Haufenweise lagen rings umher verwesende Thiere, wohl 20,000 an der Zahl, von denen die meisten verschmachtet, andere durch die Kugeln der Feinde gefallen waren. Schaaren von Geiern mästeten sich von ihrem Aas, konnten aber nicht schnell genug aufräumen, um die Verbreitung verpesteter Dünste zu hindern. Dazu stellte sich fast allenthalben der Hunger ein. So lange es gieng, theilten die Missionsfamilien, denen selbst etwas übrig geblieben war, mit den Hungrigen an ihrer Thüre, aber es lag eine schwere, dunkle Zukunft vor ihnen.

Die Freunde in der Heimat blieben natürlich nicht müßig. Sobald die betrübenden Schilderungen von dem schrecklichen Mangel in Paris eintrafen, wies die dortige Missionskommittee 10,000 Franken an, um die dringendsten Bedürfnisse aus der Kapkolonie kommen zu lassen, mit der Absicht, noch besondere Sammlungen zu nachhaltigerer Hilfe zu veranstalten. Zudem war schon vorher der Vorsteher der Mission nach London gereist, um den Minister zu bitten, er möchte dem Gouverneur der Kapkolonie eine vermittelnde Stellung zwischen den kriegführenden Parteien empfehlen.

Seither ist es aber zu neuen Verwicklungen gekommen. Hätten die Basuto's ihre Streifzüge strenge auf das holländische Gebiet beschränkt, so wäre zu hoffen gewesen, daß in kurzer Zeit beide Theile, des gegenseitigen Raubens und Mordens müde, sich ernstlich um Frieden bemüht hätten. Nun aber verletzte eine Abtheilung Basuto's bei der Verfolgung ihrer Feinde das Gebiet der Kolonie von Port Natal. Vergeblich beeilte sich Moschesch, dem Gouverneur sein Bedauern und seine Mißbilligung dieses Vorfalls auszudrücken; wie es scheint, war Blut geflossen, waren Verheerungen angerichtet worden. Den neuesten Nachrichten zufolge wurde Moschesch von einem englischen Offizier ein Ultimatum übergeben, nach dem er sich zu einem Schadenersatz von 10,000 Stücken Vieh verstehen sollte, wo nicht, so würden zwei Regimenter regulärer Truppen, verstärkt durch 40,000 Zulu-Söldlinge, in sein Land einrücken. Aufs Aeußerste empört, erklärte Moschesch seinen Entschluß, lieber in seinen Bergen zu sterben, als sich dieser Forderung zu fügen. Hat die Regierung von Port Natal wirklich

ihre Drohung ausgeführt, so haben sich gewiß die Bauern an die englischen Streitkräfte angeschlossen, da sie vereint mit diesen sich wohl Rechnung machen konnten, Schwierigkeiten zu besiegen, die für sie allein unüberwindlich gewesen wären. Noch ist aber zu hoffen, daß der Gouverneur der Kapkolonie seine Zustimmung dazu versagt hat. Weiß er doch, daß wenn die Basuto's, ohne Wissen ihres Häuptlings, in einem Augenblick der Aufwallung neutrales Gebiet verletzten, sie nicht die Einzigen waren, die sich dieses Vergehens schuldig machten. Trotz einer Proklamation, die ihnen empfahl, sich nicht in die Händel des Freistaats mit den Basuto's zu mischen, hatten britische Unterthanen in beträchtlicher Anzahl die Gränzen der Kolonie überschritten, um mit den Bauern zu kämpfen. Wollte man dafür vielleicht Moschesch auch Genugthuung anbieten, wenn man solche von ihm forderte?

Es war eine gesegnete Mission, als der Krieg ausbrach: Zwölf Stationen und auf jeder eine Kirche. 1700 Kommunikanten standen in der Pflege von 17 Missionaren und 8 eingebornen Lehrern. In einer Erweckung im letzten Jahre waren Hunderte gewonnen worden; auf 92 belief sich die Zahl der im Jahr 1864 Getauften, während noch 500 auf die Taufe warteten. In den Schulen saßen 1200 Kinder; ein Predigerseminar war gegründet worden; die Presse verbreitete immer mehr Bücher und auch eine Zeitung unter dem Volk. Jetzt ist überall Angst und Sorge.

Glaubensproben anderer Art, als die Pariser Missionare, hatten schon ein Jahr vor diesen die Berliner Brüder zu bestehen, welche unter den Nord-Basuto's arbeiten. Der König Sekukuni, der sie Anfangs freundlich aufgenommen hatte, fieng schon seit längerer Zeit an, sich immer entschiedener vom Worte Gottes abzuwenden. Zu der Erbitterung des Sünders, der sich von der Wahrheit nicht strafen lassen will, gesellte sich bei ihm die Eifersucht des Tyrannen auf Alle, die außer ihm Einfluß auf die Herzen seiner Unterthanen gewinnen. Es wurde ihm endlich rein unerträglich, daß Einige seines Volks nicht einzig mehr seine Befehle, sondern auch das Wort Gottes zur Richtschnur ihres Lebens machten. Im Juni des verflossenen Jahres ließ er zuerst seine Feindschaft an einzelnen Gläubigen aus seiner Hauptstadt Thaba Messächu aus. Die Frauen und Mädchen hieß er in eiskaltes Wasser treiben, und dort — im südafrikanischen Winter — lange frieren; die Männer strafte er an ihrem Gute; zwei von ihnen wurden auch blutig geschlagen, weiter aber gieng damals die Verfol-

gung nicht. Die eben angelegte Missionsstation Charatau, drei Stunden von der Hauptstadt, wurde nun eine Zeitlang nur noch bei Nacht besucht; bald aber stellten sich die Gläubigen auch des Sonntags zur gewohnten Stunde wieder ein, und die Zahl der Taufbewerber stieg schnell auf 150.

Wie Sekukuni sich weiter verhalten werde, war nicht zu berechnen. Das confiscirte Gut wurde nach einiger Zeit den Gläubigen zurückgegeben, was Gutes zu versprechen schien, dann aber erzählte man sich auch drohende Aeußerungen aus seinem Munde, wie: „Wir haben neulich eine Wasserrathsversammlung gehabt; es soll bald eine Blutrathsversammlung sein;" oder: „Laßt nur erst den Frühling kommen! wenn dann die Madiacken (ein Schimpfname für die Gläubigen) ihre Felder bestellen wollen, werde ich es ihnen verbieten." Das Volk seinerseits machte seinem Haß gegen die Gläubigen und gegen die Missionare durch allerlei Spöttereien Luft. So kam der Frühling herbei. Da ließ sich am 6. November Tlakale, eine der Frauen Sekukuni's, auf einen der folgenden Tage bei Miss. Merensky zur Taufe anmelden. Sie hatte schon im vorhergehenden Jahre dem Taufunterricht einige Zeit beigewohnt und seither des Evangeliums würdig gewandelt, obgleich sie der König vom weiteren Besuch der Missionare zurückgehalten hatte. Dem Grundsatz der südafrikanischen Missionare gemäß, in solchen Fällen zuerst mit dem Manne der Taufbewerberin Rücksprache zu nehmen, ließ Merensky Tlakale bitten, sie möchte lieber noch warten. Die Botschaft wurde nicht überbracht, und so schlich sich schon am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang das heilsbegierige Weib aus der Hauptstadt fort und eilte nach Charatau. Konnte ihr Merensky das Wasser wehren? Er fühlte sich dazu um so weniger berechtigt, als bei der üblen Stimmung des Königs nicht zu hoffen war, daß er, befragt, seine Einwilligung zur Taufe geben werde. Aber auch darüber täuschte sich der Missionar nicht, daß diese Handlung über seine ganze Gemeinde neue Verfolgungen heraufführen könne. Was Merensky fürchtete, traf ein. Sobald der König von Tlakale's Taufe hörte, ließ er den Christen verbieten, ihre Felder zu bestellen, dann schickte er seine Boten bei ihnen herum mit der Frage: „Wirfst du weg?" (nämlich das Wort Gottes) und mit dem Auftrag, sämmtliche Vorräthe derer wegzunehmen, die ihrem Glauben treu blieben. Es war das eine Probe, über deren Ausgang sich Merensky von Herzen freuen konnte. Der Herr schenkte beinahe

allen Bekehrten Gnade, diese erste Versuchung ritterlich zu bestehen. Es wurde ihnen sofort auch die Benützung der Schöpfquellen gewehrt, aber ganz konnte ihnen durch diese Maßregeln Speise und Trank doch nicht abgeschnitten werden, weil Verwandte und mitleidige Freunde sie heimlich mit dem Nöthigsten versorgten. Sekukuni sah bald, daß zur Ausrottung des Christenthums noch andere Schritte nöthig seien; von der Beraubung der Gläubigen gieng er zu ihrer Mißhandlung über. Er ließ die Männer in seinen Hof fordern und mit Ausnahme der Vornehmsten jämmerlich zerschlagen. Seinem Beispiel folgend, schlugen sodann die heidnischen Männer ihre gläubigen Weiber in den Kralen oder jagten sie weg. In kleinen Häuflein kamen nun die Gepeinigten auf den Missionsstationen Charatau, Khalatlolu und Phatamesane an und baten um Speise. Dann flohen sie nach Süden in die Berge der Station Gerlachshoop zu. Nur von Charatau aus war dieß nicht sogleich möglich, weil der stark angeschwollene Fluß Steelport im Wege war. Viele lagerten sich dort im Freien, von Hunger und Kälte geplagt, und schlaflos, aus Furcht vor einem Ueberfall der Feinde. Während die Zahl der Flüchtlinge von verschiedenen Kralen her noch immer wuchs, wagten Merensky und ein anderer Bruder einen Besuch bei Sekukuni, um diesen an seine früheren Versprechen zu erinnern, für seine geplagten Unterthanen Fürbitte einzulegen, und ihm ernstlich zu sagen, daß das vergossene Blut der Gläubigen zum Himmel schreie. Der Tyrann trank sich Anfangs aus seinem Biertopfe Muth, wurde während der Unterredung immer unruhiger und heftiger und entließ die Missionare mit der Drohung: „Ihr werdet von mir hören."

Es blieb nichts übrig, als den Verfolgten nun eiligst zur Flucht behilflich zu sein. Schon wanderte man haufenweise dem jetzt passirbaren Flusse zu, als ein furchtbares Gewitter ausbrach und die Abreise abermals verzögerte. Eine schwere Glaubensprüfung für die junge Christengemeinde, die ja nichts anderes wollte, als um des Herrn willen ihr Vaterland verlassen und sich eine neue Heimat suchen. Die angstvollsten Stunden aber warteten auf die Missionsfamilie selbst. Gleich am andern Morgen erschienen drei Unterhäuptlinge des Königs mit einem Kommando von fünfzig Mann vor ihrer Wohnung. Merensky gieng ihnen entgegen. „Wo sind die Gläubigen? Sekukuni sucht seine Kinder. Laßt uns suchen!" schrieen sie ihm wüthend entgegen. Es schien, sie stellten auch ihm nach dem Leben; doch ant-

wortete er ihnen mit Ruhe, die Gläubigen seien bei ihm gewesen, haben Nahrung von ihm empfangen und sich jetzt in das Gebirge zerstreut. Und der Herr wandte die Herzen der Tobenden so, daß sie umkehrten, um die Gläubigen in den Klüften und Bergen zu suchen, ohne in das Haus einzudringen, in dem Frau Merensky eben ihr erstes Kind gebar. Noch zweimal kamen sie zwar unverrichteter Sache lärmend und drohend wieder vor die Missionswohnung, endlich aber blieben sie aus.

Vier Tage nach diesem Ereigniß machte man sich mit einbrechender Nacht wieder nach dem Flusse auf. Bleich und abgemagert, und doch die Augen voll Freude, daß sie nun, den Lehrer in ihrer Mitte, ihren Verfolgern entrinnen sollten, strömten von allen Seiten die Flüchtlinge herbei. Ueber dieselbe Fuhrt, die Merensky vor vier Jahren bei seinem Eintritt in's Basutoland voll froher Hoffnungen durchschritten hatte, zog er jetzt als Verjagter. Und doch wie reich! Denn mit ihm floh eine Christengemeinde, deren Gliedern (groß und klein 69 an der Zahl) Sekukuni selbst das Zeugniß gegeben hatte: „Ich weiß, von den großen Gläubigen verleugnet Keiner!" Etliche Bekehrte hatten auch schon vorher im Frieden vollendet.

Die Familie Merensky fand freundliche Aufnahme im Hause eines holländischen Geistlichen; für die schwarze Gemeinde wurde 18 Stunden von Gerlachshoop ein Stück Land erworben, und im Februar 1865 der Grund zu einer kleinen Christenkolonie, Botschabelo (Zufluchtsort) gelegt. Gerlachshoop selbst wurde kurz darauf von den Swasi's überfallen und mußte vorerst aufgegeben werden. Von den Stationen in Sekukuni's Land blüht nur Phatamasane in früherer Weise fort, weil der dortige Häuptling sich weigert, dem Befehl des Königs gemäß die Christen zu verfolgen. Nach Charatau ist zwar Miss. Sachse zurückgekehrt, aber Niemand wagt zu ihm zu kommen. Dagegen ist Botschabelo aus nothdürftigen Anfängen fröhlich aufgeblüht: es sammelten sich noch mehr Flüchtlinge und mit ihnen auch Heiden; schon ist die Zahl der Ansiedler auf 300 gestiegen und die erste Taufe von 16 Erwachsenen (25. Juni 1865) zeigt, daß der Segen von oben nicht ausbleiben werde.

Ein Tamil-Bischof.

Noch existirt ein solcher nicht, doch wird die Frage ernstlich erwogen: wie kann das reich gesegnete Arbeitsfeld in Tinneweli am vortheilhaftesten aus den Händen der Missionare in die Leitung von Eingebornen übergeben werden? Es ist das eine überaus wichtige Frage, die gegenwärtig manche Herzen in Südindien und anderswo beschäftigt. Einen wohlüberlegten Beitrag zu ihrer Lösung bietet folgender Brief von Miss. Thomas, einem Manne, der vor 27 Jahren zuerst jenes Feld betrat und noch jetzt mit seinem Sohne rüstig darin arbeitet. Er schreibt aus Meignanapuram, wo, wie der Bischof von Kalkutta berichtet, die schönste und best-suchte Kirche Südindiens steht, ein Mittelpunkt für 10,751 Christen, über welche die beiden Thomas mit zwei Tamil-Geistlichen und 140 Katechisten die Aufsicht führen. Der Brief (vom 21. Juni 1864) lautet in der Hauptsache folgendermaßen:

„Seit ich England verließ, hat mich unaufhörlich der Gedanke bewegt, in welcher Weise den Bedürfnissen der eingebornen Tinneweli-Gemeinden am besten Rechnung getragen werden könnte. Namentlich ist auch die Art der Ueberwachung, welche über die aus dem einheimischen Kirchenfonds besoldeten Arbeiter geübt werden sollte, der Gegenstand meines Nachdenkens gewesen. Es schien mir, daß so lange die europäischen Missionare eines Distrikts die Leitung und Bezahlung der schwarzen wie der weißen Lehrer in der Hand behalten, es schwer sein werde, den Eingebornen den Unterschied zwischen einem Kirchenfonds und der Kasse einer Missionsgesellschaft begreiflich zu machen. Und gesetzt; alle durch die Beiträge der eingebornen Christen unterhaltenen Prediger würden unter die Oberleitung eines einzigen europäischen Missionars gestellt, der als Superintendent, Archidiakonus oder Kommissär des Bischofs von Madras zu fungiren hätte, so würde eine solche Maßregel ohne Zweifel mancherlei Einwendungen hervorrufen, und doch nur den Weg zur Ernennung eines europäischen Bischofs bahnen, was, wie ich glaube, kein Gewinn für die Entwicklung der einheimischen Kirche wäre.

„Die nächste Frage, die in mir aufstieg, war: 'Ist die Zeit vielleicht gekommen zur Ernennung eines eingebornen Bischofs, der

von dem Gebiet Edeiyenkudi im Süden, bis zu dem von Pannivilei im Norden Tinneweli's gesetzt würde?' Das würde freilich mit einschließen, daß nicht nur eingeborne, sondern auch europäische Prediger unter seine Leitung und Aufsicht gestellt würden, ein Umstand, der bis jetzt allgemein als ein großes, wenn nicht unübersteigbares Hinderniß gegen eine solche Einrichtung betrachtet wurde.

„Dann fiel mir ein, es könnte ja auch ein eingeborner Bischof für ganz Tinneweli ernannt werden, dem die ausschließliche Leitung aller von den einheimischen Gemeinden besoldeten Prediger anvertraut würde, während die europäischen Arbeiter wie bisher unter der Leitung ihrer Missionsgesellschaften, oder als Diener der englischen Kirche unter der des Bischofs von Madras belassen würden, so lange ihre Thätigkeit in der Provinz noch nöthig ist.

„Ich will den möglichen Einwendungen gegen diese Einrichtung nicht vorgreifen; nur um eine unbefangene aufmerksame Prüfung derselben möchte ich bitten, ehe sie als unpassend und unausführbar verworfen wird.

„Mein Vorschlag ist die Ernennung eines einheimischen Bischofs, dem die selbständigen, d. h. ihre Prediger selbst erhaltenden Gemeinden übergeben würden. Ich könnte sogleich fünfzehn bis zwanzig meiner besten Gemeinden unter seine Leitung stellen und würde mich bemühen, die Zahl derselben jedes Jahr in dem Maße zu vermehren, in dem die Beiträge der Eingebornen für ihre Kirche zunehmen. Andere Distrikte wären willig und befähigt, doppelt so viel zu thun, und so wäre sogleich nicht nur der Kern einer Tamil-Volkskirche, sondern schon eine beträchtliche Zahl von Gemeinden da, die einen keineswegs unbedeutenden Bischofssprengel bilden würden.

„So weit ich die Sache mit den Missionaren unserer eigenen Gesellschaft und mit denen der Ausbreitungsgesellschaft besprochen habe, was ich auf unserer Konferenz im April that, hat sich keine entgegengesetzte Ansicht kund gegeben, alle schienen vielmehr darin die beste Lösung dieser schwierigen Frage zu sehen.

„Während der eingeborne Bischof vollkommen unabhängig von den europäischen Geistlichen wäre, könnten diese auf mancherlei Weise noch ihm beistehen und ihn unterstützen, bis für sie die Zeit gekommen wäre, sich völlig von diesem Arbeitsfeld zurückzuziehen. Die einheimische Kirche würde dadurch wesentlich gestärkt und der Bischof, die Prediger und Katechisten gewännen Erfahrung in der Selbstregierung und in

der Leitung ihrer eigenen Angelegenheiten. Ich bin versichert, daß durch dieses System die Zahl der ordinirten eingebornen Prediger schnell bedeutend wachsen würde, und zwar nicht solcher, die nach europäischen Begriffen und Kleidern gelüstet, sondern wahrer, eingeborner Seelsorger über eine oder zwei Gemeinden, deren Gehalt nicht nothwendigerweise bedeutend höher sein müßte, als der der Katechisten jetzt ist, um ihnen eine angemessene Stellung zu sichern. Unsere Katechisten kommen jetzt mit acht Rupies (20 Fr.) monatlich wohl aus. Sie sind in jeder Beziehung die eingebornen Pastoren und ihre Ordination würde nicht nothwendig ihre Ausgaben vermehren, so daß sie mit einer sehr mäßigen Gehaltserhöhung gut versorgt wären; diese Auslage aber würde die Kräfte der eingebornen Gemeinden nicht übersteigen, was bei den bereits Ordinirten (und nach anderm Maßstabe behandelten) doch der Fall sein dürfte.

„Ein großer Vortheil, wenn man diesen Versuch machen würde, so lange die Missionare das Arbeitsfeld noch nicht verlassen haben, bestünde darin, daß dadurch die plötzliche Uebergabe der Kirchenleitung in die Hände der Eingebornen und das mögliche Erliegen des (schwarzen) Bischofs und seiner Geistlichkeit, im Falle sie ohne alle Vorbereitung und Unterstützung die neue Aufgabe übernehmen müßten, vermieden werden könnte.

„Ich fragte eine Versammlung meiner Katechisten und Geistlichen, der auch 140 Gemeindevorsteher beiwohnten, was sie von dieser Sache halten, und erhielt die freudigste Zustimmung. Alle erkannten an, daß es die Pflicht der Christen sei, ihre Lehrer selbst zu erhalten und noch für die Ausbreitung des Reichs unter den Heiden zu sorgen; besonders aber sollen die Gemeindevorsteher ihre Untergebenen zur Freigebigkeit für diese Zwecke anhalten. Man beschloß sogleich 14 Gemeinden mit Katechisten zu versehen, die nicht von der Gesellschaft, sondern vom Kirchenfonds unterhalten werden sollten."

Aehnlich gieng es auf andern Versammlungen zu; und daß die übrigen Missionare mit dem von Thomas gemachten Vorschlag vollkommen übereinstimmen, erhellt aus folgender Stelle ihres Berichtes über eine im Januar 1865 in Tinneweli gehaltenen Konferenz:

„Es schien den Brüdern höchst wünschenswerth, daß geistlich gesinnte und hingebende Männer, sowie die Gelegenheit sich darbietet, zu Seelsorgern der Gemeinden ordinirt werden, an denen sie jetzt als Katechisten arbeiten. Wo Männer von Charakter, Frömmigkeit

und reifem Alter gefunden werden können, glauben wir, daß ihre Ordination zu Geistlichen der Gemeinden, die sie seither als Katechisten bedienten, von großem, weitreichendem Segen wäre."

Der Bischof von Kalkutta, dem eine Abschrift von dem Briefe des Miss. Thomas zugesandt wurde, sagt über den darin enthaltenen Vorschlag in einem Schreiben vom 8. Februar 1865:

„Die Zeit reicht mir dießmal kaum, ausführlich auf den Inhalt des wichtigen Briefes einzugehen. Aber könnten nicht Thomas Ansichten in der Weise durchgeführt und meine Bedenken gehoben werden, daß ein Eingeborner dem Bischof von Madras als Coadjutor beigegeben würde, und dieser ihm seine Arbeit anwiese? Es könnte ihm von der kirchlichen Missionsgesellschaft, oder von ihr und der Ausbreitungsgesellschaft zusammen ein Gehalt ausgesetzt werden unter der Bedingung, daß er für gewöhnlich in Tinneweli wohne und die Leitung solcher Gemeinden übernehme, die man ihm anvertrauen wolle. Zugleich könnte er auch zu Reisen in andere Theile der Diöcese verwendet werden, um in den Tamil-Gemeinden häufiger zu confirmiren, als das bis jetzt geschehen konnte. Er sollte von dem Metropolitan (in Kalkutta) und zweien seiner Bischöfe die Weihe empfangen und ohne des Metropolitans Zustimmung nicht versetzt werden können. Damit wäre die geographische Schwierigkeit umgangen und mein ernstes Bedenken gegen eine Trennung der Europäer und Eingebornen in zwei verschiedene Kirchengemeinschaften beseitigt; der Einfluß und die Oberleitung des Bischofs von Madras bliebe Tinneweli erhalten, und die Stellung des eingebornen Bischofs zu den englischen Missionaren in seiner Nähe wäre klarer abgegränzt als bei irgend einem andern Plan. Eine Parlamentsakte würde wohl nöthig werden, um alle Schwierigkeiten zu beseitigen; ich würde aber die Hoffnung hegen, in dieser Weise auch einmal einen bengalischen und Hindustani Coadjutor zu bekommen." (Proceed. of the Church Miss. Soc. 1865.)

Missions-Zeitung.

Aus Peking.

Seit die verbündeten Engländer und Franzosen im J. 1860 ihren Einzug in Peking hielten, hat sich hier wohl kein bedeutungsvolleres Ereigniß zugetragen, als die Grundsteinlegung einer katholischen Kathedrale am 1. Mai des verflossenen Jahres. Das Gebäude soll einen für eine Missionskirche ungewöhnlich großen Raum einnehmen: 300 Fuß in der Länge und 150 Fuß in der Breite von einem Ende der beiden Seitenflügel zum andern. Nahe bei dem östlichen Thore, inmitten der Hwang Tsching oder Kaiserstadt gelegen, wird seine Spitze den höchsten der stolzen Paläste überragen, die, durch eine Mauer getrennt, sich in geringer Entfernung davon erheben. Vor den Augen des jungen Kaisers wird dort das heilige Sinnbild aufgepflanzt stehen, das die verfolgten Christen durch seine Ahnen gezwungen wurden mit Füßen zu treten, und ihm wenigstens die eine Lehre geben, daß in China die Tage öffentlicher Verfolgungen vorüber sind und die um das Kreuz geschaarten Mächte die Oberhand haben.

Die Grundlegung wurde vor einer großen Versammlung vollzogen, bei der sich außer den in Peking weilenden Gesandten und Angehörigen fremder Nationen auch viele Chinesen betheiligten. Unter den Letzteren waren die hervorragendsten Männer Tung Tschung und Heng, zwei hohe Staatsbeamte und Leiter der auswärtigen Angelegenheiten. Sie machten die sehr natürliche Bemerkung, die bei dieser Gelegenheit vorgenommenen Ceremonien haben große Aehnlichkeit mit denen der Buddhisten. Den äußeren Formen nach sehen leider die Heiden wenig Unterschied zwischen dem Bilderdienst Roms und dem von Peking oder Tibet. Mit so vielen Irrthümern aber auch die Lehren vermischt sind, deren Verkündigung dieses Gebäude geweiht ist, so ist sein Zustandekommen doch ein schlagender Beweis von der veränderten Stellung des Christenthums im chinesischen Reich. Der Grund, auf dem es steht, gehörte, wie ich glaube, früher dem römischen Bischof und wurde gleich vielen tausend Morgen Landes in allen Theilen Chinas, nachdem er von den christenfeindlichen Kaisern konfiscirt worden war, von den siegreichen Waffen der Franzosen für die Kirche zurückgefordert. Wie Frankreich den Krieg begann, um den Tod eines Missionars zu rächen, so setzte es kürzlich, als wieder ein Missionar getödtet wurde, die Absetzung und Verbannung des schuldigen Beamten durch. Das sind lauter heilsame Lektionen, nicht schmeichelhaft für den Stolz der Chinesen, aber von den wohlthätigsten Folgen, welche freilich die französischen Bevollmächtigten nicht alle voraussehen konnten. Die Freiheit, welche die protestantischen Missionare und ihre Bekehrten genießen, ist großentheils eine Wirkung jenes Eifers für die päpstliche Macht, und es ist

nicht mehr als billig, anzuerkennen, daß bei dem großen Unternehmen, dem Christenthum Duldung in China zu verschaffen, Frankreich vorangegangen ist. Nur weil Frankreich für seine Missionare die Erlaubniß ausgewirkt hat, sich in der Hauptstadt aufzuhalten, sind auch wir da, und weil sie jetzt unter dem Schild ihres Kaisers und mit der Einwilligung der chinesischen Regierung eine schöne Kirche bauen, haben wir keine Störung zu befürchten, wenn wir ihren Fußstapfen folgen.

Einige Wochen vor jener Grundsteinlegung trug sich eine Begebenheit zu, die gleichfalls bezeichnend und erfreulich ist. Der Kaiser sollte nämlich dem Leichenbegängniß eines seiner Oheime anwohnen. Sein Weg führte ihn durch einen entlegenen Theil der Stadt, in dem das katholische Schulhaus steht, überragt von dem jenen stolzen Heiden so anstößigen Kreuze. Die Mandarinen, welche die Ausbesserung der Straßen für diese feierliche Gelegenheit besorgten, verlangten seine Entfernung. Der Bischof zögerte und erzählte die Sache dem französischen Gesandten, der den kurzen Bescheid gab, wenn die Chinesen das Kreuz zu entfernen wünschten, so müssen sie es mit eigener Hand thun. Die klugen Mandarinen wollten die Verantwortlichkeit dafür nicht übernehmen und ließen das Kreuz über dem Haupte des Kaisers schweben, als er vorbeikam. Ehre dem entschlossenen Priester und Ehre dem französischen Gesandten, der ihn in seinem Widerstand gegen eine Forderung unterstützte, die als eine große Beschimpfung des Christenthums gemeint war.

Es ist nicht meine Absicht, statistische Nachrichten zu geben; doch möchte ich bemerken, daß die Katholiken ihre Bekehrten in Peking nach Tausenden zählen und im ganzen Reiche nahe an einer Million zu haben glauben. Sie entwickeln in den neuen und günstigen Verhältnissen, in denen sie jetzt stehen, eine Thätigkeit, eine Kraft und einen Eifer, die unsere evangelischen Kirchen wohl zur Nacheiferung reizen dürften.

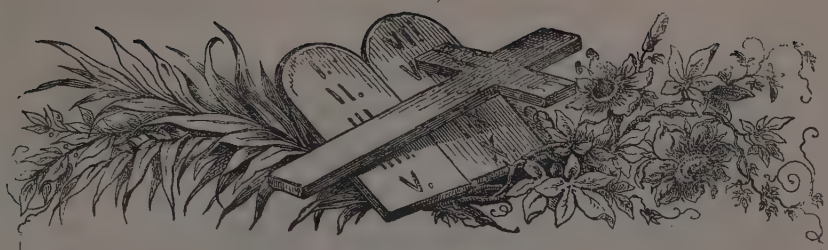
Zwei Tage nach jenem Vorfall besuchte ich Palladius, den Archimandriten des russischen Klosters. Ich sah ihn zuerst während der Friedensverhandlungen in Tientsin i. J. 1858; seither haben wir Beide einen Besuch in unserer Heimat gemacht. Er ist nach längerer Abwesenheit seit Kurzem erst nach Peking zurückgekehrt, und ein vierjähriger Aufenthalt in Rom, als Kaplan der russischen Gesandtschaft, hat seine Bewunderung für die römisch-katholische Kirche nicht vermehrt. Er ist ein freisinniger, ja sogar evangelisch gesinnter Mann und zeigt viel Theilnahme für die protestantischen Missionen. Namentlich an der Uebersetzung der h. Schrift ins Chinesische nehmen diese Vertreter der griechischen Kirche warmen, herzlichen Antheil. Sie haben kürzlich — was die Katholiken nie gethan haben — selbst eine vollständige, hauptsächlich auf Bridgman und Culbertson gestützte Uebersetzung des neuen Testaments herausgegeben. Ihr Bischof in Ost-Sibirien hat auch einige Exemplare der mongolischen Uebersetzung der h. Schrift

gekauft, um sie unter die Mongolen in der Nähe von Irkutsk zu vertheilen. Vor etlichen Jahren erst erließ der Patriarch Philaret eine Ermahnung an den Czar, zur Ausbreitung des „orthodoxen Glaubens" im chinesischen Reiche mitzuwirken. Bis jetzt ist dafür indessen wenig geschehen. Und obgleich wir ihnen nur Gottes Segen wünschen können zur Verbreitung der h. Schrift unter dem Volk, scheint mir, wir haben kaum Grund zu hoffen, daß sie das Werk in größerem Maßstab betreiben werden, im Fall nicht ein Theil des chinesischen Reichs unter das Scepter des russischen Herrschers fallen sollte. Die Mission, welche 1727, also vor 138 Jahren, mit sechs Geistlichen begonnen wurde, blieb bis auf die letzte Zeit auf eine kleine Zahl sibirischer Gefangenen beschränkt, die sich in Peking angesiedelt hatten. Jetzt besteht zwar keine Schranke mehr in Betreff der Zahl der Missionare oder der Volksklasse, der sie ihre Thätigkeit zu widmen haben; aber es scheint wenig Trieb da zu sein, die Arbeit auszudehnen. Es sind auf der Station nur vier Mönche, die indeß seit der Unterzeichnung des Friedens von Tientsin im J. 1859 eine kleine Gemeinde von 2—300 bekehrten Chinesen und Tataren um sich gesammelt haben. Der Archimandrit glaubt viel gewonnen zu haben, wenn sie statt geschnitzter sich mit gemalten Bildern begnügen. Ein Vorzug dieser Mission vor der römischen besteht auch darin, daß in der griechischen Kirche das Bild Jesu, nicht das seiner Mutter, die Hauptstelle einnimmt.

Die bedeutendsten Fortschritte aber macht die katholische Mission nicht in der Hauptstadt, sondern im Süden des Jangtsestromes, in der Provinz Kuei-Tscheu. Ganze Dörfer drängen sich herzu, den apostolischen Vikar (Faurie) zu sich einzuladen; und vor seinem Besuche werden die Götzenbilder zerstört und christliche Inschriften ausgehängt, während jeder sich beeilt, wenigstens das Kreuzeszeichen machen zu lernen. Wo man früher nur 1200 Christen zählte, ist seit zwei Jahren ihre Zahl auf wohl 60000 gestiegen. „In diesem Augenblick," schreibt der Bischof, „hätten wir 500 Kirchen und Kapellen nöthig."

Gewiß merkwürdige Zeichen, andeutend, daß die Zeit auch im „himmlischen Reiche" fortschreitet; mögen sie von denen nicht unbeachtet bleiben, denen damit ein Wink gegeben werden soll!

(Foreign Miss. etc.)



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 1. 2.

Inhalt: Zwölf Jahre auf den französischen Galeeren. 1. Die Flucht. 2. Die Gefängnisse. 3. Die Galeeren von Dünkirchen. 4. Der Transport nach Marseille. 5. Die Befreiung.

1866.

Zwölf Jahre auf den französischen Galeeren.

Wenn in der Bibel nicht auf ganz besondere Weise Gott selbst mit den Lesern des Buchs redete, so könnten wir durchaus nicht erklären, wie seit der Reformationszeit Millionen von Menschen um des evangelischen Bekenntnisses willen Gut und Blut haben opfern können; denn es handelt sich ja beim Uebertritt zur katholischen Kirche nicht um eine Verleugnung aller Segnungen des Christenthums, es wird nur die Bibel gleichsam als das Verkehrsmittel zwischen Gott und dem Menschen weggenommen und die katholische Kirche mit ihren biblischen und unbiblischen Ordnungen an die Stelle gesetzt. Wir können uns vielleicht erklären, wie in der Reformationszeit selbst, von einer bloß menschlichen Begeisterung für die neue Lehre ergriffen, viele Tausende alles zum Opfer brachten, aber daß noch im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert, nachdem Zeiten der Ruhe eingetreten und in der evangelischen Kirche selbst so manche Schäden offenbar geworden waren, dieselbe Kirche neue Märtyrerschaaren aufweisen konnte, das ist ohne eine göttliche, durch die Bibel auf die einzelnen Seelen immer wieder von Neuem einwirkende Lebenskraft unerklärlich. Am

Schluß des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts sind es besonders die Verfolgungen der Evangelischen in Frankreich, welche die Aufmerksamkeit und Theilnahme aller Freunde des Evangeliums in Anspruch nehmen müssen.

Nachdem König Heinrich IV durch das Edikt von Nantes im Jahr 1598 den blutigen Verfolgungen und Religionskriegen des 16. Jahrhunderts ein Ende gemacht hatte, traten für die französischen Protestanten oder (wie man sie gewöhnlich nannte) Hugenotten Zeiten der Ruhe und des Wohlstands ein. Die Festungen, welche sie als ihre Sicherheitsplätze bekommen hatten, wurden ihnen zwar bald wieder entrissen; sie sollten nicht einen Staat im Staate bilden, sie sollten erfahren, daß es nicht gut ist, sich auf ein anderes Schwert zu verlassen, als auf das des Geistes; aber ihre religiöse Freiheit wurde nicht beeinträchtigt, bis König Ludwig XIV, um seine und seines Hofes Sünden zu sühnen und des Papstes Gunst wieder zu gewinnen, kein besseres Mittel wußte, als die Verfolgung der Hugenotten. Mit allerlei feinen Kunstgriffen wurde der Anfang gemacht, und unter den vornehmen Hugenotten waren manche der strengen Zucht ihrer Kirche entwachsen, so daß sie gerne der Welt sich gleichstellten und durch die Reize des Hofs und die Ehre bei den Menschen zum Uebertritt sich bewegen ließen. Nun folgten kleinere Bedrückungen für diejenigen, welche am Evangelium festhielten. Es wurde z. B. verordnet, daß jedes reformirte Kind binnen 24 Stunden getauft werden müsse. Wegen zu großer Entfernung ihres Predigers sollten deßhalb viele Eltern ihre Kinder in die katholische Kirche zur Taufe bringen; die katholisch Getauften aber galten für Glieder der katholischen Kirche, und der Uebertritt zur reformirten war verboten. Den Protestanten wurden ihre Gewerbsrechte und sonstigen Mittel zum zeitlichen Wohlstand entzogen; die zur Hälfte mit Protestanten besetzten Gerichtshöfe, an welche sie sich bis dahin um Hülfe gewendet hatten, wurden aufgehoben. Endlich wurden die reformirten Geistlichen verbannt, die Schulen geschlossen, die Kirchen niedergerissen, und es begannen die Dragonaden, d. h. die Reformirten bekamen Dragoner in's Quartier, bis sie, der Erpressungen und Mißhandlungen müde, zum Katholizismus übertraten. Obgleich nach allen diesen Gräuelthaten noch mehr als zwei Drittheile der Reformirten ihrem Glauben treu geblieben waren, wurden dieselben doch als nicht mehr existirend betrachtet, und im J. 1685 ward das Edikt von Nantes widerrufen. Nun war den Reformirten

die Ausübung ihres Gottesdienstes bei Todesstrafe, die Auswanderung bei Galeerenstrafe verboten. Die Galeeren waren eine Art von Kriegsschiffen mit Ruderbänken, deren Ruder so schwer in Bewegung zu setzen waren, daß gewöhnliche Matrosen auf diesen Schiffen keine Dienste thun mochten. Da die französische Regierung dieselben gleichwohl für den Seekrieg sehr zweckmäßig fand, so wurden Verbrecher an die Ruder gesetzt, welche man wie Sklaven durch die grausamsten körperlichen Züchtigungen nach Belieben zur Anstrengung ihrer letzten Kräfte zwingen konnte. In den unteren Räumen dieser Kriegsschiffe saßen nun bald neben den gemeinsten Verbrechern ganze Reihen von Hugenotten aus vornehmen und geringen Familien angekettet und entblößt; sie mußten sich mit dem ganzen Körper hin- und herwerfen, wenn sie nicht von den unbarmherzigen Rudermeistern wegen schlechter Arbeit auf eine Bank gelegt und blutig geschlagen werden wollten, bis sie fast kein Lebenszeichen mehr gaben, und ihre Wunden vom Schiffschirurgen mit Essig und Salz eingerieben werden mußten, damit nicht ein Krebsgeschwür sie arbeitsunfähig machte. Trotz dieser schrecklichen Aussicht in ihre Zukunft für den Fall, daß sie verhaftet wurden, versuchten doch Hunderttausende von Reformirten, aus Frankreich zu entfliehen, namentlich nach den Niederlanden, wo sie von ihren Glaubensgenossen mit großer Gastfreundschaft aufgenommen und versorgt wurden. Sehr viele entkamen, denn es gab an der Grenze von Frankreich neben den strengen Wächtern auch noch menschenfreundliche und geldgierige Leute, welche die Flüchtlinge um eine gute Belohnung unbemerkt hinüberzuschaffen wußten. Aber viele hatten auch das Schicksal des jungen Mannes, aus dessen merkwürdiger Lebensgeschichte wir hier nach seinen eigenen Aufzeichnungen*) einige Züge mittheilen wollen.

---

1. Die Flucht.

Im südlichen Frankreich war der Same der Reformation auf einen durch mancherlei Opposition gegen die römische Kirche schon

*) Mémoires d'un Protestant condamné aux Galères de France pour cause de religion, réimprimés d'après le journal original de Jean Marteilhe de Bergerac publié à Rotterdam en 1757. Paris et Strasbourg, Berger-Levrault, 1865.

im Mittelalter zubereiteten Boden gefallen und hatte reiche Früchte gebracht. Es gab damals in Frankreich, wie in Deutschland, noch manche kleine Herrschaften, deren Häupter die Evangelischen in Schutz nehmen konnten, wenn sie in den eigentlichen Kronländern verfolgt wurden. Doch wir haben oben bemerkt, daß manche von den protestantischen Edelleuten schon vor der schweren Verfolgung zum Katholizismus übergegangen waren. Zu diesen gehörten auch die Herzoge von Laforce, welche Besitzungen in der Landschaft Perigord hatten. Im Jahr 1699 bekam ein solcher Herzog von Laforce, welcher in Paris am Hof lebte und viel mit Jesuiten verkehrte, auf einmal ein besonderes Verlangen, seine Unterthanen im südlichen Frankreich in den Schooß der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen, wodurch er auch die Gnade des Königs in besonderem Maß zu erwerben hoffte. Er reiste daher mit vier Jesuiten und einem Gefolge von Soldaten und Bedienten nach seinem Schlosse Laforce, ließ jeden Tag einige von seinen reformirten Unterthanen ohne Schonung des Alters und des Geschlechts einfangen und nöthigte sie durch die schrecklichsten Folterqualen, an denen manche starben, zu einem furchtbaren Eid, daß sie für immer der römischen Religion treu sein wollen. Sodann ließ er zur Verherrlichung seiner Thaten die reformirten Erbauungsbücher, welche seine Vorfahren sorgfältig gesammelt hatten, in einem großen Freudenfeuer verbrennen. Nachdem er auf dieselbe Weise seine Unterthanen in der Gascogne bekehrt hatte, kehrte er im folgenden Jahr nach Perigord zurück, um durch eine Dragonade auch an den Hugenotten in den königlichen Städten dieser Provinz dasselbe gute Werk zu thun. Eine Stunde von dem Schloß Laforce entfernt liegt die Stadt Bergerac. Dort wohnte ein ehrsamer Kaufmann, Namens Marteilhe, welcher mit seiner Gattin treulich dem Evangelium anhieng und seine Kinder in der Furcht Gottes erzog. Er bekam 22 Dragoner ins Quartier, er selbst wurde nach Perigueux ins Gefängniß abgeführt und seine drei jüngsten Kinder in ein Kloster gesteckt. Der ältere 16jährige Sohn ergriff die Flucht, so daß die Mutter zuletzt allein mit den 22 Raubvögeln im Hause zurückblieb. Nachdem dieselben alles, was sie im Hause fanden, verzehrt und zerstört und nur die vier Wände übrig gelassen hatten, schleppten sie die arme Frau vor den Herzog, welcher sie durch Schläge und Drohungen nöthigte, sein Abschwörungsformular zu unterzeichnen. Sie weinte und protestirte gegen diese Zumuthung. Als der Herzog nicht nach-

gab, schrieb sie ihren Namen darunter, setzte aber die Worte bei: „la Force me le fait faire“ (d. h. „die Gewalt nöthigt mich dazu“; zugleich eine Anspielung auf den Namen des Verfolgers). Man wollte sie zwingen, diese Worte auszustreichen, aber sie weigerte sich beharrlich, und endlich nahm sich einer der Jesuiten die Mühe, sie auszustreichen.

Wir begleiten nun den 16jährigen Johann Marteilhe auf seiner Flucht. Obgleich noch unerfahren in der Welt, beschloß er doch, mit seinem Freunde Daniel Legras den Weg nach Holland zu versuchen. Er sagt darüber: „Indem wir um den Schutz Gottes flehten, faßten wir den festen Entschluß, nicht wie Lots Weib zurückzusehen, sondern, welches auch der Ausgang unsres gefahrvollen Unternehmens sein mochte, fest und standhaft die wahre reformirte Religion zu bekennen, selbst wenn wir Galeeren- oder Todesstrafe dafür leiden müßten. Nach diesem Entschluß riefen wir die Hilfe und Barmherzigkeit Gottes an und begaben uns fröhlich auf den Weg nach Paris.“ Die Baarschaft der beiden Jünglinge betrug ungefähr zehn Pistolen (Goldstücke). Sie lebten sehr sparsam auf ihrer Reise und kamen am 10. November 1700 glücklich in Paris an. Dort beriethen sie sich mit einigen evangelischen Freunden über die weitere Reise, und es wurde ihnen als der zweckmäßigste Punkt zum Ueberschreiten der französischen Grenze die Stadt Mézières an der Maas, am Rande des großen Ardennenwaldes, angegeben. Sie hätten dabei keine Gefahr zu bestehen, berichtete sie der Freund, welcher ihnen die Reiseroute aufzeichnete, außer beim Eintritt in die genannte Stadt; denn beim Herausgehen verhafte man dort Niemanden, und durch den Ardennenwald können sie unbemerkt bis zu der 6—7 Stunden von Mézières entfernten Stadt Charleroi kommen, wo sie außerhalb Frankreichs und durch die holländische Garnison dieser Stadt vor allen weiteren Verfolgungen geschützt seien. Ohne Schwierigkeit kamen die zwei Jünglinge an einem Nachmittag auf einer Anhöhe, eine Viertelstunde vor Mézières, an, wo sie die Stadt und das gefährliche Thor, durch welches sie gehen mußten, sehen konnten. Sie bemerkten, wie dieses Thor auf eine lange Brücke über die Maas führte, und wie bei dem schönen Wetter eine Anzahl von Bürgern auf der Brücke spazieren gieng. Nun faßten sie den Entschluß, sich unter diese Bürger zu mischen und mit ihnen unbemerkt von der Schildwache durch das Thor hineinzugehen. Um nicht als Reisende erkannt zu werden,

zogen sie vorher alle Hemden, welche sie bei sich hatten, an, so daß sie im Uebrigen ihren Reisebündel in die Tasche stecken konnten, putzten ihre Schuhe und kämmten ihre Haare. So kamen sie herab und giengen auf der Brücke hin und her, bis der Tambour das Zeichen zum Thorschluß gab. Da eilten alle Bürger in die Stadt, und in dem Gedränge kamen auch unsere jungen Freunde unbemerkt hinein. Sie waren voll Freude, da dieser gefährliche Schritt so gut gelungen war, und meinten nun nach der Darstellung der Pariser Freunde, sie hätten nichts mehr zu fürchten. Allein das Thor auf der andern Seite der Stadt war geschlossen, so daß sie hier übernachten mußten. In einem Wirthshause wurden sie von der Hausfrau zwar aufgenommen, als aber der Mann nach Hause kam, fragte derselbe, ob sie Erlaubniß zum Uebernachten vom Gouverneur der Stadt hätten; es würde ihn 1000 Thaler kosten, wenn der Gouverneur erführe, daß er sie ohne seine Erlaubniß beherbergt hätte. Der Wirth fragte weiter, ob sie einen Paß zum Eintritt in eine Grenzstadt hätten. Die Jünglinge antworteten sehr unerschrocken, daß sie damit versehen seien. So ließ sich der Wirth beruhigen und drang nicht mehr darauf, daß sie an demselben Abend noch mit ihm zum Gouverneur gehen müssen, um ihre Pässe zn zeigen, weil sie von der Reise ermüdet waren. Aber am folgenden Morgen sollten sie den schweren Gang antreten, der sie aller Wahrscheinlichkeit nach ins Gefängniß und auf die Galeeren führte. Es läßt sich erwarten, daß sie in dieser Nacht nicht schlafen konnten. „Wie viele Plane faßten wir in dieser langen Nacht!“ — schreibt darüber Marteilhe, — „wie viele Ausreden ersannen wir, um sie auf die Fragen des Gouverneurs zur Antwort zu geben! Aber ach, es waren nur Plane und Ausreden ohne Ende. Da wir nichts fanden, was uns davor schützte, daß wir vom Gouverneur weg ins Gefängniß wandern mußten, so brachten wir den letzten Theil der Nacht im Gebet zu, um die Hülfe Gottes in einem so dringenden Fall anzurufen, und um ihn, wenn sein göttlicher Wille uns schweren Prüfungen aussetzen sollte, um die nöthige Festigkeit und Standhaftigkeit zu bitten, damit wir die Wahrheit des Evangeliums würdig bekennen.“

Noch einmal sollten sie glücklich durchkommen. Sie waren frühe auf und wußten den Wirth zu bewegen, daß er erst nach dem Frühstück mit ihnen zum Gouverneur gehen wollte, damit sie sogleich von dort aus ihre Reise fortsetzen könnten. Inzwischen wußten sie, als

die Magd die Hausthüre geöffnet hatte, unter dem Vorwand eines Bedürfnisses zu entschlüpfen, ohne daß der Wirth ihnen nachsetzte. So kamen sie aus dieser Herberge fort, ohne Abschied zu nehmen und ohne ihre Zeche zu bezahlen; „denn es war uns absolut nothwendig," sagt Marteilhe, „diesen kleinen Schurkenstreich zu machen." Als man das Charleviller Thor öffnete, durch welches sie gehen mußten, kamen sie ohne Schwierigkeit hinaus; sie frühstückten in Charleville, einem Städtchen ohne Thor ganz nahe bei Mézières, und nun betraten sie den großen Ardennenwald. Es war in der Nacht ein Frost eingetreten, und als in diesem ungeheuren Walde ein Wirrwarr von verschiedenen Pfaden sich vor den Fremdlingen aufthat, da wurde es ihnen sehr unheimlich zu Muth. Ein Bauer, dem sie begegneten, stellte ihnen vor, wie sie hier 14 Tage herumirren und den wilden Thieren zur Beute werden oder vor Kälte umkommen könnten. Sie boten diesem Bauern einen Louisd'or an, wenn er ihnen als Führer bis Charleroi dienen wollte. Er aber erwiederte: „Nein, und wenn ihr mir 100 gäbet! Ich sehe wohl, daß ihr Hugenotten seid und aus Frankreich fliehet, und ich würde mir den Strick an den Hals legen, wenn ich euch diesen Dienst erwiese. Aber einen guten Rath will ich euch geben. Lasset die Ardennen bei Seite, schlaget den Weg ein, welchen ihr zu eurer Linken sehet; ihr werdet dann in ein Dorf kommen, wo ihr übernachten könnt. Morgen früh gehet ihr weiter an Rocroy vorbei, das ihr links lasset, nach Couvé, und von da wird euch ein Weg links nach Charleroi führen. Der Weg, den ich euch angebe, ist weiter als durch die Ardennen, aber er ist ohne alle Gefahr." Die Wanderer dankten dem Mann und befolgten seinen Rath. Aber er hatte ihnen nicht gesagt, vielleicht weil er es selbst nicht wußte, daß dieser Weg durch eine Bergschlucht führe, wo französische Soldaten alle Fremden verhafteten, welche ohne Paß vorbeikamen, um sie nach Rocroy in das Gefängniß zu führen. Arglos, wie verirrte Schafe, giengen die beiden Jünglinge mit schnellen Schritten dem Wolfsrachen entgegen. Doch ohne alles eigene Zuthun sollten sie abermals glücklich durchkommen. Als sie in die Schlucht eintraten, fiel ein so heftiger Platzregen, daß die Schildwache das Trockene suchte, und die Wanderer unbemerkt vorbeigehen konnten. So kamen sie nach Couvé, und hier wären sie gerettet gewesen, wenn sie gewußt hätten, daß dieses Städtchen nicht zu Frankreich gehörte. Es gehörte nämlich dem Fürsten von Lüttich und hatte eine holländische Besatzung, deren Kom-

mandant den Flüchtlingen, welche ihn darum baten, sicheres Geleite nach Charleroi gab.

In Couvé wurde ein ganz geringfügiger Umstand, menschlich gesprochen, die Ursache des Unglücks, welchem die zwei Jünglinge entgegengiengen. Sie verlangten in einem Wirthshause Bier, und man brachte ihnen einen Krug mit zwei Henkeln, aber keine Gläser. Als sie auch Gläser verlangten, sagte der Wirth, er sehe wohl, daß sie Franzosen seien; hier zu Lande trinke man aus dem Krug. Das hörte ein in demselben Zimmer befindlicher Jäger des Fürst-Bischofs von Lüttich. Er faßte die Fremdlinge in's Auge, ließ sich in ein Gespräch mit ihnen ein und sagte, er wolle darauf wetten, daß sie keine Rosenkränze in der Tasche haben. Legras, welcher eine Prise Tabak nahm, zeigte ihm seine Tabaksdose und sagte sehr unkluger Weise, das sei sein Rosenkranz. Diese Antwort bestärkte den Jäger in dem Gedanken, daß die Jünglinge Protestanten seien und aus Frankreich fliehen. Da die Beute von den Verhafteten dem Angeber gehörte, so faßte er den Entschluß, die Flüchtlinge verhaften zu lassen, wenn sie eine Stunde jenseits Couvé, in Marienburg, wieder auf französisches Gebiet kommen. Sie hatten zwar im Sinn, diesen Ort zu meiden, indem sie den von jenem Bauern vorgeschlagenen Weg zur Linken einschlugen, aber als sie auf diesem von ferne einen Offizier zu Pferd zu sehen glaubten, fürchteten sie verhaftet zu werden und wandten sich gegen Marienburg. Sie wußten nicht, daß der unverschämte Jäger ihnen folgte und sie von ferne beobachtete. Da es inzwischen dunkel geworden war, beschlossen sie in Marienburg, in einem dem Stadtthor gegenüberliegenden Wirthshaus zu übernachten.

Kaum waren sie eine halbe Stunde dort, als sie einen Mann eintreten sahen, den sie für den Wirth hielten. Er grüßte sie höflich und fragte, woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sagten ihm, sie kommen von Paris und gehen nach Philippeville. Er erklärte, sie müssen vom Gouverneur der Stadt verhört werden. Als die Jünglinge ihn zu beschwichtigen suchten wie jenen Wirth in Mézières, antwortete er ziemlich barsch, sie müssen ihm sogleich folgen, und als sie mit ihm in den Hof herauskamen, standen hier acht Soldaten, an ihrer Spitze der schlimme Jäger von Couvé. Nun war eine Flucht unmöglich; sie wurden zum Gouverneur geführt. Dieser fragte, woher sie seien und wohin sie gehen. Auf die erste Frage sagten sie ihm die Wahrheit, auf die zweite antworteten sie, sie seien Perükkenmacher, auf der

Wanderschaft durch Frankreich begriffen; sie hätten im Sinn nach Philippeville, von da nach Maubeuge, Valenciennes u. s. f. zu gehen und dann in ihre Heimath zurückzukehren. Der Gouverneur ließ sie durch seinen Kammerdiener in dieser Kunst examiniren. Derselbe wandte sich glücklicherweise an Legras, welcher wirklich Perrükkenmacher war, und ließ sich davon überzeugen, daß sie dieser Profession angehören. Nun fragte der Gouverneur nach ihrer Religion, und die Jünglinge antworteten freimüthig, daß sie Reformirte seien; denn sie konnten es nicht über ihr Gewissen bringen, in diesem Punkt von der Wahrheit abzugehen. „Wollte Gott," fügt Marteilhe bei, „wir hätten auch bei den andern Fragen des Gouverneurs die reine Wahrheit gesagt, denn wenn man ein Bekenner der Wahrheit sein will, so darf man nach der christlichen Moral niemals lügen. Doch das ist die Schwachheit der menschlichen Natur, welche niemals ein vollkommen gutes Werk zu Stande bringt." Als der Gouverneur fragte, ob sie nicht die Absicht gehabt haben, das Königreich zu verlassen, leugneten sie das. Nach diesem Verhör, welches eine gute Stunde dauerte, befahl der Gouverneur dem Platzmajor, sie in das Gefängniß zu führen. Dieser war aus der Gegend von Bergerac gebürtig und bekannt mit Marteilhes Vater: er behandelte die beiden Gefangenen freundlich und sorgte dafür, daß der geldgierige Jäger seinen Sündenlohn nicht bekam.

---

2. Die Gefängnisse.

Nun waren die Flüchtlinge verhaftet, aber sie gaben die Hoffnung auf ihre baldige Befreiung keineswegs auf, denn der Beweis war noch nicht geführt, daß sie Frankreich verlassen wollten; das reformirte Bekenntniß allein hatte nach dem Gesetz noch keine Galeerenstrafe zur Folge, und der freundliche Major, welcher ihre Haft auf jede Weise zu erleichtern suchte, war auch zur Fürsprache beim Gouverneur bereit. Aber es war unglücklicher Weise der Tag, an welchem der Courier nach Paris abgieng, und der Gouverneur hatte bereits ihre Verhaftung dorthin berichtet, während sie in das Gefängniß abgeführt wurden. Nun konnte er sie nicht mehr freilassen ohne Befehl vom Ministerium. Das Protokoll lautete zwar günstig für die Verhafteten, aber der Umstand, daß sie Reformirte waren, stimmte den Minister so sehr

gegen sie, daß alles Andere nichts half. Der Gouverneur von Marienburg erhielt den Befehl, ihnen den Prozeß zu machen und sie zur Galeerenstrafe zu verurtheilen, da man sie ohne Paß an der Grenze getroffen hatte. Indessen solle der Pfarrer von Marienburg alles versuchen, um sie in den Schooß der römischen Kirche zurückzuführen. Wenn dieß gelänge, so könnten sie durch die Gnade des Hofs befreit und nach Bergerac zurückgeführt werden.

Der Major ließ die Gefangenen selbst das Schreiben des Ministers lesen und sagte: „Ich werde euch keinen Rath geben; euer Glaube und euer Gewissen muß euch bestimmen. Nur so viel kann ich sagen, daß eure Abschwörung euch die Thüre des Gefängnisses öffnen wird; im andern Fall kommet ihr sicherlich auf die Galeeren." Sie antworteten ihm, ihr ganzes Vertrauen setzen sie auf Gott und sie ergeben sich in seinen heiligen Willen; sie werden mit Hülfe der göttlichen Gnade, welche sie allezeit anrufen, die göttlichen und wahren Grundsätze ihrer heiligen Religion niemals verläugnen; daran halten sie fest, nicht aus Eigensinn oder Starrköpfigkeit, sondern weil sie, Gott sei Dank, die Sache, um welche es sich handle, kennen, und weil ihre Eltern sich alle mögliche Mühe gegeben haben, sie über die Wahrheit ihrer Religion und die Irrthümer der römischen zu unterrichten. Sie dankten dem Major für alle Dienste, welche er ihnen geleistet hatte, und versicherten ihn, daß sie ihm ihren Dank nicht anders beweisen können, als dadurch, daß sie immer für ihn beten. Der gute Major, welcher im Herzen Protestant war, umarmte die Gefangenen und versicherte sie unter Thränen, daß sie glücklicher seien als er.

Nicht nur der Major und der Gouverneur selbst schickte den Gefangenen täglich Speise und Trank, sondern es kamen nun auch Sendungen vom katholischen Pfarrer und von einem Kloster, so daß sie davon auch den Kerkermeister, in dessen Wohnung sie durch die Fürsprache des Majors ein Zimmer bekommen hatten, und seine Familie ernähren konnten. Der Pfarrer begann seine Bekehrungsversuche, indem er ihnen die Wahl ließ, ob sie nach der Tradition oder nach der Schrift disputiren wollen. Da die Jünglinge die Schrift wählten, und er in derselben wenig bewandert war, gab er nach zwei oder drei Besprechungen diese Methode auf, er führte dagegen seine junge, schöne Nichte zu einem freundschaftlichen Besuch bei den Gefangenen ein und versprach dem Marteilhe die Heirath mit

derselben und ein schönes Heirathsgut, wenn er zu seiner Religion übertreten wollte. Sein Gefährte, hoffte er, würde bald seinem Beispiel folgen. Dieses Anerbieten wurde mit Entrüstung zurückgewiesen. Sofort bezeichnete der Pfarrer die Jünglinge als hartnäckige, vom Teufel besessene Menschen, und es wurde ihnen der Prozeß gemacht. Sie erklärten vergeblich, es sei nicht erwiesen, daß sie das Königreich verlassen wollten. Der Gouverneur berief sich auf den Befehl des Königs und rieth ihnen eine Appellation an das Parlament von Doornik, unter welchem Marienburg stand. Die Gefangenen antworteten, sie appelliren nur an das Gericht Gottes, denn alle Menschen seien gegen sie eingenommen, sie können nur auf Gott, den gerechten Richter, ihre Zuversicht setzen.

Sie mußten gleichwohl nach Doornik abgeführt werden, denn die Obergerichte hatten das Urtheil auf Galeerenstrafe zu bestätigen. Schon der Transport war mühsam. An den Händen gefesselt und mit Stricken an einander gebunden giengen sie mit vier Landjägern ihren Weg und wurden über Nacht in die gräulichsten Kerker geworfen, wo sie kein Bett und kein Stroh fanden und nur Wasser und Brod bekamen. In Doornik wurden sie beinahe zehn Wochen lang ausgehungert. Alle 8—14 Tage kam ein katholischer Pfarrer, um zu sehen, ob sie noch nicht mürbe geworden seien, und über sie zu spotten, da sie durch Abschwörung des Calvinismus sogleich aus ihrem Elend befreit werden könnten. Seine Gespräche erschienen ihnen so erbärmlich, daß sie ihn zuletzt keiner Antwort mehr würdigten. Ein Lichtstrahl fiel in das Dunkel dieses Kerkers, als sie zwei angesehene reformirte Landsleute als Mitgefangene begrüßen durften. Diese hatten in ihren Kleidern und Schuhsohlen eine schöne Anzahl von Goldstücken eingenäht, und ließen durch den Gefängnißwärter für die armen Jünglinge eine reichliche Mahlzeit bereiten, woran sich dieselben wie Kinder erlabten. Aber bald ergab sich, daß diese Herren innerlich geschieden waren von den Jünglingen, denn sie waren bereit, ihren Glauben abzuschwören. Es half nichts, daß ihnen Marteilhe in's Gewissen redete; das Evangelium hatte keine tiefe Wurzeln in ihrem Herzen, obgleich sie um des reformirten Bekenntnisses willen ihre Heimat verlassen hatten.

Lange Zeit wurden Marteilhe und Legras in Doornik hingehalten, bis endlich ihre Sache im Parlament behandelt wurde. Ihre Haft war inzwischen erleichtert worden; man hatte sie auf den Antrieb

eines bekehrungssüchtigen Stadtgeistlichen aus dem Parlamentsgefängniß in das Stadtgefängniß geführt, wo sie viel besser gehalten wurden, auch Besuche von reformirten Bürgern der Stadt empfiengen. Ja sogar ein Parlamentsrath nahm sich ihrer an und stellte ihnen vor, wenn sie beweisen können, daß sie über Couvé, das nicht zu Frankreich gehöre, und wo sie mit Hülfe des holländischen Kommandanten hätten weiter kommen können, nach der französischen Stadt Marienburg gegangen seien, so sei der Beweis geliefert, daß sie Frankreich nicht verlassen wollten. Das legten sie nun in einer Bittschrift dem Parlamente vor, und sie wurden wirklich von diesem Gericht freigesprochen. Schon wünschte man ihnen von allen Seiten her Glück. Aber auch der Spruch des Parlaments mußte vom Minister bestätigt werden, und dieser fand den Beweis nicht genügend, sondern schrieb zurück: „Da Joh. Marteilhe und Daniel Legras an der Grenze ohne Paß getroffen wurden, so erklärt Se. Majestät, daß sie zu den Galeeren verurtheilt sein sollen."

Nun wurden unsre jungen Freunde weiter geführt nach der Stadt Lille, wo „die Kette sich sammelte", wie man sich damals ausdrückte, d. h. wo die zur Galeerenstrafe Verurtheilten von allen Seiten her zusammengebracht wurden. Das Gefängniß war noch schauerlicher als in Doornik, so finster, daß die Gefangenen einander nicht sehen und nicht einmal die Ratten verjagen konnten, welche an ihrem Brod nagten. Hier wurden die Reformirten zusammengesperrt mit gemeinen Verbrechern, welche an jedem Neuangekommenen ihr freches Spiel trieben, indem sie ihn, wenn er ihnen nicht eine bestimmte Geldsumme gab, mittelst eines Packtuchs in die Luft schleuderten und auf den harten Boden fallen ließen, bis er halb todt liegen blieb. Ueberdieß wurde Marteilhe von den Gefängnißdienern wegen eines Wortwechsels furchtbar mißhandelt. Auch in Lille wurden sie Monate lang hingehalten, doch durften Marteilhe und Legras die letzten sechs Wochen in einem anständigen Zimmer zubringen, und ersterer hatte die Almosen auszutheilen, welche aus der Stadt für die Gefangenen kamen. Diese vortheilhafte Veränderung ihrer Lage verdankten sie einem Empfehlungsschreiben, welches aus ihrer Heimat an den Vorstand des Gefängnisses kam.

3. Die Galeeren von Dünkirchen.

Im Januar 1702 wurden endlich die beiden Jünglinge nach Dünkirchen abgeführt. Doch genossen sie unterwegs den Vorzug, daß sie nicht mit 25—30 Sträflingen zusammengekettet zu Fuß gehen mußten, sondern in einem Wagen fahren, in einem Bett übernachten und mit den Landjägern essen durften. In Dünkirchen kamen sie auf die Galeere l'Heureuse, wurden aber von einander getrennt. Schon am ersten Tag mußten sie es mitansehen, wie die oben beschriebene Bastonnade an einem armen Sträfling vollzogen wurde, und am folgenden Tag hätte beinahe Marteilhe dieselbe zu fühlen bekommen; denn auch hier verlangten die Sträflinge von den Neuangekommenen ihren Tribut, um auf ihre Gesundheit zu trinken, und wenn sie nicht befriedigt wurden, suchten sie sich zu rächen. So hatte ein unverschämter Kerl beim Unteraufseher angegeben, Marteilhe habe schreckliche Gotteslästerungen gegen die Jungfrau Maria und alle Heiligen ausgesprochen. Glücklicherweise traute der Rudermeister dem Zeugniß dieses Menschen nicht und brachte durch die Aussagen der andern Sträflinge Marteilhe's Unschuld ans Licht, bestrafte dagegen den Angeber, indem er ihn auf die Verbrecherbank mit doppelter Kette setzte.

Neben der Galeere l'Heureuse lag eine andere, la Palme, deren Rudermeister besonders gefürchtet war; denn während seine Amtsgenossen nur jeden Samstag ihren Sträflingen „den Windstoß" gaben, d. h. sie zwei bis drei Stunden lang mit Stricken peitschten, gebrauchte er alle Tage dieses Mittel, um sie zum Rudern anzutreiben. Ungefähr 14 Tage nach seiner Ankunft wurde Marteilhe mit den andern Sträflingen in den Hof des Arsenals geführt; denn es war ein neuer Transport angekommen. Dort wurden sie gemustert und neu eingetheilt nach ihrer Körperstärke. Als Marteilhe hörte, daß das Loos ihn der Galeere la Palme zutheile, gab er seinen Schrecken durch einen Ausruf kund. Er wurde gefragt, warum er so spreche, und antwortete: „Weil ich auf eine Galeere komme, deren Rudermeister schlimmer als ein Teufel ist." Er wußte nicht, daß der Fragende selbst dieser Rudermeister war. Derselbe sprach seinen Ingrimm aus über die Leute, welche dem Marteilhe das gesagt hätten, bemühte sich übrigens, diese Behauptung Lügen zu strafen, indem er den freimüthigen jungen Mann mit einer besonders leichten Kette fesseln ließ, und zwar an seine eigene Bank, was eine Auszeichnung für die Sträflinge

war; denn die sechs Sträflinge dieser Bank bildeten die Dienerschaft des Rudermeisters, sie durften die übrigen Brocken von seinem Tisch essen und bekamen keine Peitschenhiebe. Dagegen mußten sie sehr sklavisch ihm aufwarten, und dazu war unser Marteilhe zu stolz. Doch der grausame Rudermeister achtete ihn, und als er erfahren hatte, daß er nie etwas von den Ueberresten seiner Mahlzeit nehme, rief er ihn zu sich und sagte ihm: er sehe wohl, daß Marteilhe eine gute Erziehung genossen habe und nicht kriechen könne wie die andern, er achte ihn deßwegen nicht weniger, aber um des Beispiels willen wolle er ihn lieber an eine andere Bank versetzen; dabei dürfe er versichert sein, daß er von ihm und seinen Unteraufsehern keine Schläge bekommen werde. Er hielt Wort, und Marteilhe lernte ihn bald schätzen als einen verständigen und rechtlich denkenden Mann, der auch die vier andern Reformirten auf seiner Galeere niemals grausam behandelte.

Die Galeeren von Dünkirchen mußten nun, da der spanische Erbfolgekrieg begonnen hatte, gegen englische und niederländische Schiffe ausrücken. Unter den kriegerischen Ereignissen griff namentlich eines in das Leben unsers Marteilhe ein. Am 5. September 1708 waren die Galeeren gegen die Mündung der Themse gefahren, um die englische Stadt Harwich zu zerstören. Da erblickte man in der Ferne eine große Anzahl von Schiffen; es waren 35 Handelsschiffe und eine Fregatte, welche ihnen zum Schutz diente. Sogleich wurde beschlossen, diese Flotte anzugreifen. Vier Galeeren sollten den Handelsschiffen die Einfahrt in die Themse versperren, zwei, darunter die „Palme", sollten auf das Kriegsschiff losgehen. Der Kommandant der Palme glaubte ein leichtes Spiel zu haben mit dem englischen Schiff, da dasselbe sein Feuer gar nicht erwiderte und zu fliehen schien. Aber als die Schiffe ganz nahe bei einander waren, wendete sich plötzlich das Blatt. Die Engländer warfen ihre Enterhaken auf die Galeere, so daß dieselbe zur Seite der Fregatte festgenommen war, und eröffneten mit allen Kanonen ein furchtbares Kartätschenfeuer; selbst von den Mastkörben herab flogen Massen von Granaten wie ein Hagel auf die französische Mannschaft und richteten ein furchtbares Blutbad an. Vierzig bis fünfzig englische Soldaten stürzten mit gezogenem Säbel herein auf die Galeere und hieben alles nieder, was sie fanden; nur die Sträflinge, welche sich nicht zur Wehre setzten, verschonten sie. Wären nicht die andern Galeeren schnell zu Hülfe

gekommen, so wäre das französische Schiff gänzlich verloren gewesen. Nun aber wurde das englische angegriffen und nach einer heldenmüthigen Vertheidigung genommen. Als die ganze Mannschaft sich bereits ergeben hatte, schloß sich der Kapitän in sein Zimmer ein und schoß alle nieder, die sich seiner bemächtigen wollten. Schon fürchtete man, er möchte sich mit der Fregatte und den Galeeren in die Luft sprengen, um nicht in die Hände des Feindes zu fallen. Aber er wollte durch diese verzweifelte Vertheidigung nur Zeit gewinnen für die Handelsschiffe, deren Schutz ihm anvertraut war, daß dieselben unversehrt in die Themse einlaufen konnten. Als er sah, daß sie nichts mehr zu fürchten hatten, übergab er seinen Degen und wurde vom französischen Kommandanten mit gebührender Ehre empfangen.

Dieses Seegefecht war für unsern Marteilhe von besonderer Bedeutung. Als die Galeere, wie wir vorhin bemerkt haben, von der englischen Fregatte mit den Enterhaken festgenommen wurde, kam die Ruderbank, auf welcher Marteilhe mit vier andern Sträflingen und einem türkischen Sklaven saß, so nahe an den Bord des feindlichen Schiffes, daß man die nächste Kanone mit der Hand hätte berühren können. Im Schrecken legten sich die andern platt auf die Bank und hofften so noch am ehesten ihr Leben zu retten; nur Marteilhe hatte Geistesgegenwart genug, um die Kanone näher zu beobachten. Er bemerkte, daß sie abwärts zielte, und da die Fregatte ohnedieß einen höheren Bord hatte als die Galeere, so erkannte er, daß der Schuß gerade auf seine Bank fallen werde. Weggehen konnte er nicht, denn er war gefesselt; so blieb nichts Anderes übrig, als aufrecht zu erwarten, was da kommen sollte. „Ich sah den Kanonier mit seiner brennenden Lunte," schreibt er, „von Kanone zu Kanone gehen und sie abfeuern; ich erhob mein Herz zu Gott und betete kurz, aber inständig, wie einer, der den Todesstreich erwartet. Ich konnte meine Augen nicht abwenden von dem Kanonier, welcher unsrer Kanone immer näher rückte, indem er die andern abfeuerte. So kam er denn an die verhängnißvolle Kanone. Ich hatte so viel Standhaftigkeit, daß ich aufrecht ihm zusah, wie er anlegte, und befahl meine Seele dem Herrn. Die Kanone gieng los; ich wurde sogleich betäubt und nicht auf die Bank, sondern auf den Mittelgang der Galeere geworfen, so weit als meine Kette reichte. Ich lag auf diesem Platze quer über dem Leichnam des Lieutenants, ich weiß nicht wie lange, aber ich vermuthe, daß es lange Zeit gewesen sei, — betäubt und bewußtlos. Endlich

kam ich wieder zur Besinnung, richtete mich auf und kehrte auf meine Bank zurück. Es war Nacht, und ich sah in der Dunkelheit weder das Blut, noch die Leichen auf meiner Bank. Ich glaubte anfangs, meine Kameraden seien aus Furcht vor der Kanone liegen geblieben. Da ich nicht wußte, daß ich verwundet war, und keine Schmerzen fühlte, sagte ich zu meinen Kameraden: 'Stehet auf, Kinder, die Gefahr ist vorüber.' Aber ich erhielt keine Antwort. Der Türke auf unsrer Bank, welcher Janitschar gewesen war, und sich rühmte, er habe sich niemals gefürchtet, blieb liegen wie die andern. Da sprach ich in scherzhaftem Ton: 'Wie, Jussuf, das ist das erste Mal, daß du dich fürchtest? komm, steh auf!' Ich ergriff seinen Arm, um ihm zu helfen. Aber ich kann den Schauer nicht vergessen, der mich überfiel, als sein abgeschossener Arm in meiner Hand blieb. Ich warf mit Entsetzen den Arm auf den Leichnam des Unglücklichen und bemerkte bald, daß, wie er, so auch die vier andern in Stücke zerhackt waren, denn die ganze Kartätschenladung der Kanone war auf sie gefallen. Nachdem ich mich wieder auf meine Bank gesetzt hatte, fühlte ich über meinen nackten Leib etwas kalt herabrieseln. In der Dunkelheit konnte ich nicht unterscheiden, ob es Blut war. Ich zweifelte noch daran, aber indem ich es mit dem Finger verfolgte, wie es aus meiner linken Schulter hervorsprudelte, fand ich hier eine große Wunde, welche durch die ganze Schulter gieng. Eine zweite fühlte ich am linken Bein, unterhalb des Knies, ebenfalls durchgehend, ein dritte, wie ich glaube von einem Holzsplitter, welcher mir am Bauch die Haut in einer Länge von einem Fuß und in einer Breite von vier Zoll weggenommen hatte. Ich hatte einen großen Blutverlust, und niemand konnte mir helfen, da alle todt waren, wie auf meiner Bank, so auf der darüber und auf der darunter befindlichen. Von 18 Personen auf diesen drei Bänken blieb nur ich mit meinen drei Wunden am Leben. Das Alles war die Wirkung der Einen Kanone."

Es herrschte natürlich eine große Verwirrung auf der Galeere. Erst in der zweiten Hälfte der Nacht, als die englische Fregatte sich ergeben hatte, sah man nach den Todten und Verwundeten, und man wagte noch kein Licht anzuzünden, aus Furcht vor englischen Kriegsschiffen, die man an der Themsemündung zu sehen glaubte. Die Todten wurden in das Meer geworfen, aber vielleicht auch manche Lebende, die kein Lebenszeichen geben konnten. Marteilhe selbst hätte beinahe dieses Schicksal gehabt, denn er war wieder in Ohnmacht

gesunken. Als die Aufseher seine Kette losmachten, um ihn hinauszuwerfen, drückte einer glücklicherweise den Daumen so stark auf seine Wunde am Bein, daß er vor Schmerzen aufschrie und zum Bewußtsein kam. Nun wurde er zu den andern Verwundeten in den untern Schiffsraum gelegt, und zwar auf ein Ankertau. Das war ein schreckliches Lager für einen Verwundeten. Hier ließ man ihn drei Tage lang liegen, ohne Verband; nur ein wenig kamphrirtes Lebenswasser wurde ihm in einem Leinwandlappen aufgelegt, um das Blut zu stillen.

Die Galeere fuhr nach Dünkirchen zurück, und dort wurden die Verwundeten in das Marinespital gebracht. Die Sträflinge zog man wie Thiere mit Schiffstauen aus dem untern Raume herauf, und im Spital legte man sie in zwei große Zimmer mit je 40 Betten, und zwar sorgfältig angekettet am Fuß des Bettes. Unser Marteilhe durfte aber hier eine besondere Begünstigung genießen, ohne die er wahrscheinlich nicht am Leben geblieben wäre. Er war von seinen Verwandten im südlichen Frankreich einem reichen Bankier in Dünkirchen, Namens Piecourt, einem ehemaligen Protestanten, der aus äußeren Rücksichten zum Katholicismus zurückgetreten war, empfohlen worden. Dieser war befreundet mit dem Kommandanten der Galeere und hatte es schon früher bei demselben ausgewirkt, daß Marteilhe ihn besuchen durfte. Er hoffte sogar seine Befreiung möglich zu machen, und hatte ihm deßwegen bei einem früheren Besuch den Vorschlag gemacht, er sollte nur ein Schreiben unterzeichnen, wornach er, wenn er in Freiheit gesetzt würde, als guter Katholik leben und sterben wollte, in welchem Land es auch wäre. Herr Piecourt versicherte ihn damals, daß er dabei keine Uebertritts-Ceremonie zu machen hätte, und es würde dafür gesorgt, daß alles geheim bliebe, so daß Marteilhe bei seinen Glaubensgenossen nicht in Mißkredit käme. So würde er auf Befehl des Marineministers, der dem Herrn Piecourt nichts abschlage, befreit, und es würde dafür gesorgt, daß er sicher nach Holland käme; dort könnte er sich von seiner Sünde wieder reinigen, wenn er etwa Gewissensbisse über dieses Verfahren empfinden sollte. Dieses lockende Anerbieten des reichen Gönners hatte damals der arme Jüngling mit großer Freimüthigkeit zurückgewiesen und dem Herrn Piecourt scharf in's Gewissen geredet, was einen solchen Eindruck auf denselben machte, daß er erklärte, er liebe nun den Marteilhe nicht nur weil er ihm von seinen Verwandten empfohlen worden

sei, sondern aus Hochschätzung für seine edle Gesinnung, und Marteilhe dürfe darauf zählen, daß er jede Gelegenheit benützen werde, um ihm einen Dienst zu erweisen. Und er hielt Wort. Sobald er hörte, daß die Galeere la Palme bei dem Seegefecht an der Themsemündung einen großen Verlust erlitten habe, eilte er an den Hafen, um sich nach seinem Schutzbefohlenen zu erkundigen. Er erfuhr, daß man denselben schon in das Spital gebracht habe. Nun empfahl er ihn dem Oberchirurgen so dringend, wie wenn er sein eigener Sohn gewesen wäre. Dieser in seinem Fach sehr tüchtige Mann untersuchte die Wunden des armen Sträflings und schalt den Schiffschirurgen als einen Mörder, weil durch dessen Nachlässigkeit der Krebs in die Wunden gekommen sei. Der Oberchirurg ließ sich's nicht nehmen, den Marteilhe jedesmal selbst zu verbinden, und unter seiner sorgsamen Pflege konnte noch dem Umsichgreifen des Uebels gesteuert werden, so daß Marteilhe in zwei Monaten geheilt wurde, während drei Viertheile der Verwundeten starben. Noch einen dritten Monat durfte er zu seiner Erholung im Spital bleiben, genährt und gepflegt wie ein Fürst.

Als er auf seine Galeere zurückkehrte, erhielt er vom Oberchirurgen ein Zeugniß, daß er durch seine Wunden zum Rudern und anderer Galeerenarbeit unfähig geworden sei. Die übrigen verwundeten Sträflinge wurden befreit; nur für die Reformirten gab es unter Ludwig XIV keine Gnade. Doch unser Marteilhe stand bei seinem strengen Rudermeister in so gutem Andenken, daß derselbe für jede mögliche Erleichterung seines Looses besorgt war. So wurde er durch dessen Empfehlung zum Schreiber des Kommandanten befördert. Nun war er ohne Kette bei Tag und bei Nacht; er mußte nur am Fuß einen Ring tragen. An Nahrung und Kleidung fehlte es ihm nicht; er war geachtet bei den Offizieren und bei der Mannschaft; bisweilen hatte er zwar viel zu schreiben, aber an den harten Arbeiten hatte er keinen Theil. So brachte er bis zum Jahr 1712 einige glückliche Jahre zu, in welchen ihm nichts fehlte als die Freiheit. Aber es sollte noch eine weitere Prüfungszeit über ihn kommen.

---

4. Der Transport nach Marseille.

Im Jahr 1712 schloß England, da es am spanischen Erbfolgekrieg kein besonderes Interesse mehr hatte, ohne seine Verbündeten

einen Frieden mit Frankreich, in welchem unter Anderem festgesetzt wurde, daß die Festungswerke von Dünkirchen durch die Engländer geschleift und der Hafen verschüttet werden sollte. So bekam die Stadt eine englische Besatzung, und die Franzosen zogen ab. Allein die französische Flotte war in so traurigem Zustand, daß man die Galeeren nicht einmal gehörig ausrüsten konnte für eine Seefahrt. Deßhalb kam Frankreich mit England darin überein, daß die Galeeren mit ihrer Mannschaft und ihren Sklaven im Hafen bleiben dürfen, bis man im Frühjahr mit dem Verschütten desselben beginne. Niemand sollte inzwischen den Hafen verlassen ohne die ausdrückliche Erlaubniß der Königin von England. Als die Engländer in Dünkirchen eingezogen waren, kamen die Offiziere, unter welchen sich auch französische Flüchtlinge befanden, häufig auf die Galeeren, um ihre evangelischen Glaubensgenossen zu besuchen, und bezeugten ihnen ihre herzliche Theilnahme. Auch die englischen Soldaten stellten sich in großer Zahl ein und erklärten, wenn man diese 22 Reformirten nicht befreie, so werden sie es mit dem Säbel in der Hand thun. Der Zudrang wurde so groß, daß die katholischen Schiffsprediger den Kommandanten baten, er möchte den Eintritt in die Schiffe verbieten. Allein die englischen Soldaten kehrten sich daran nicht, indem sie erklärten, sie seien Herren der Stadt und der Galeeren. Marteilhe verfaßte nun auf den Antrieb eines englischen Offiziers eine Bittschrift an Lord Hill, den Gouverneur von Dünkirchen, um seine Verwendung für die Befreiung der reformirten Sträflinge. Er antwortete, sie sollten noch 14 Tage Geduld haben, er müsse vorher darüber der Königin berichten. Inzwischen schloß dieser englische Gouverneur mit dem französischen Kommandanten Freundschaft, und eines Tages sagte er zu demselben, er begreife nicht, wie der französische Hof den Fehler habe begehen können, diese 22 Protestanten nicht vorher aus Dünkirchen fortzuschaffen, ehe die Engländer eingezogen seien; denn man habe sich ja vorstellen können, daß die Königin fast nicht anders könne, als sie befreien, wäre es auch nur, um Gewaltthaten von Seiten der drohenden Soldaten zu vermeiden. Der französische Kommandant stimmte ihm bei, daß das wirklich ein Fehler von seiner Regierung gewesen, bat ihn, vorsichtig dabei zu Werke zu gehen und ersuchte ihn um seinen Rath; er wisse, daß der König, sein Herr, niemals seine Einwilligung zur Befreiung dieser Reformirten geben würde. Lord Hill sagte ihm, er wisse ein Mittel: „Schreiben Sie an

den Minister Ihres Hofs, er möchte Ihnen befehlen, dieselben heimlich zur See von Dünkirchen fortzuschaffen. Ich werde die Hand dazu bieten; die Sache wird leicht und ohne Gefahr bewerkstelligt werden." Und wirklich entblödete sich der englische Gouverneur nicht, in einer Zeit, da Frankreich keinen Widerstand leisten konnte, diesen schnöden Verrath an der Sache seiner evangelischen Glaubensgenossen zu begehen.

In der Nacht vom ersten auf den zweiten Oktober wurde Marteilhe aus dem Schlaf geweckt. Vor ihm stand der Major mit einem Pistol und zwei Soldaten, welche ihm das Bajonnet an die Kehle setzten und ihm drohten, wenn er den geringsten Laut von sich gebe, so sei es um ihn geschehen. Der Major ermahnte ihn freundlich, er solle keinen Widerstand leisten. „Ach, Herr Major! was habe ich denn gethan?" sagte Marteilhe, „und was soll mit mir geschehen?" — „Du hast nichts gethan," erhielt er zur Antwort, „und man wird dir nichts zu Leide thun, wenn du folgsam bist." Nun mußte er schnell in eine Fischerbarke hinabsteigen, wo seine 21 Glaubensgenossen im unteren Raum angekettet lagen. Auch er wurde gefesselt, und alle mußten wie Schlachtopfer auf dem Rücken liegen, jedem hielt ein Soldat das Bajonnet an die Kehle, damit er keinen Laut gebe. Die Barke fuhr ab. Sie mußte an einem englischen Schiff vorbeifahren, welches in der Mitte des Hafens Wache hielt, damit niemand entfliehe. Hier wurde sie angehalten und gefragt, wohin sie gehe. Der Eigenthümer der Barke, der ein Engländer war, antwortete englisch, er gehe auf den Fischfang für das Haus des Lord Hill, auch zeigte er ein Billet vom Gouverneur, welches dieß bestätigte. Als sie auf der offenen See waren, giengen die Soldaten auf das Verdeck und schlossen die Luken über den Gefangenen zu. Diese erwarteten in ihrer Finsterniß nichts Anderes, als daß man sie in das Meer werfen wolle, und beteten zum Herrn, wie Leute, die den Todesstreich erwarten. Sie wurden nach Calais geführt. Nachdem sie dort gelandet und im Gefängniß übernachtet hatten, wurden sie je zwei und zwei an den Beinen zusammengekettet, die elf Paare sodann durch eine lange Kette in der Mitte unter einander verbunden. Es waren Greise und Invaliden unter ihnen, aber da galt kein Erbarmen; alle sollten täglich vier bis fünf französische Stunden weit marschiren. Marteilhe bat den Hauptmann, welcher die Gefangenen zu führen hatte, er möchte doch einige Wagen herbeischaffen für die-

jenigen, welche nicht zu Fuß gehen konnten, aber erst als die „Kette" schlechterdings nicht weiter kam, und als Marteilhe ihm eine Belohnung von sechs Livres täglich versprach, gieng er darauf ein. Es war sein eigener Vortheil, denn die Soldaten durften von den Ortschaften, durch welche der Transport kam, ohne Bezahlung Wagen für die Gefangenen requiriren.

Manche von unsern Lesern werden vielleicht fragen, woher denn die reformirten Galeerensklaven Geld hatten? Dasselbe kam von ihren Glaubensgenossen aus Holland und wurde durch einige französische Handelshäuser vermittelt. In Dünkirchen war es namentlich der obengenannte Herr Piecourt, welcher dieses gefährliche Geschäft übernommen hatte. Es konnte den katholischen Geistlichen nicht verborgen bleiben, daß die reformirten Sträflinge solche Unterstützungen erhielten, und sie hätten gerne die Kaufleute, welche dazu die Hand boten, ruinirt. Aber es halfen alle Bastonnaden nichts: die Sträflinge beobachteten darüber die größte Verschwiegenheit, und die Reformirten hatten dabei sehr getreue, uneigennützige und aufopferungsvolle Genossen an den türkischen Sklaven, welche das Geld für sie bei den Kaufleuten abholten, da die Reformirten selbst nicht mehr in die Stadt gehen durften. Ohne diese Unterstützungen wären die reformirten Sträflinge beinahe verhungert; so schlecht wurden sie von Seiten ihrer grausamen Bedränger versorgt.

Wir kehren zu dem Transport zurück. Das vorgeschriebene Ziel desselben war Havre. Dort wohnten sehr wohlhabende und angesehene Reformirte, die zwar äußerlich zur katholischen Kirche übergetreten waren, aber sich nicht scheuten, diese armen Gefangenen als ihre Brüder zu begrüßen und ihnen eine freundliche Aufnahme zu bereiten. Der Verwalter des Arsenals, wohin die Gefangenen geführt wurden, kam auch ihren Wünschen so weit entgegen, daß die Leute nicht im Gefängniß, sondern in einem ordentlichen großen Zimmer mit Betten untergebracht wurden. Hier durften sie den ganzen Tag über Besuche von ihren Glaubensgenossen empfangen, mit ihnen beten, Predigten lesen und Psalmen singen, so daß ihr Zimmer zur Kirche wurde. Viele Thränen wurden hier vergossen, denn die ehemaligen Reformirten aus der Stadt wurden nicht blos durch den Anblick der Leiden, welche die Galeerensklaven zu erdulden hatten, tief bewegt, sondern sie empfanden auch Gewissensbisse wegen ihrer eigenen Schwachheit, da es ihnen an einem solchen Zeugenmuth gefehlt hatte. Die

Folge war, daß von da an die neu bekehrten Katholiken keine katholische Kirche mehr besuchten, zum großen Aergerniß der Geistlichkeit.

Niemand konnte ergründen, in welcher Absicht die Regierung die Gefangenen nach Havre bringen ließ; denn wenn sie dieselben in Paris mit der großen nach Marseille bestimmten Kette von Galeerensklaven vereinigen wollte, so machten sie über Havre einen großen Umweg. Marteilhe glaubte deßwegen, man habe eigentlich beabsichtigt, sie nach Amerika zu schicken, und erst das Aufsehen, welches ihre Anwesenheit in Havre bei den ehemaligen Reformirten erregte, habe den Plan der Regierung geändert. Am fünfzehnten Tag ihres Aufenthalts, Abends um neun Uhr, als sie beim Nachtessen saßen, schlich sich ein junges Fräulein aus einer der ersten Bankierfamilien herein, klopfte dem Marteilhe auf die Schulter, gab ihm ein geliehenes Predigtbuch zurück und sagte ganz in Thränen: „Hier, lieber Bruder, ist Ihr Buch. Gott sei mit Ihnen in allen Ihren Prüfungen! Man schafft Sie heute Nacht um zwölf Uhr fort. Vier Wagen sind zu diesem Zweck bestellt, und das weiße Thor bleibt offen, damit man Sie aus der Stadt führen kann. Man bringt Sie nach Paris in das schreckliche Gefängniß der Tournelle, um Sie mit der großen Kette zu vereinigen, welche von da aus alle Jahre nach Marseille geht. Ich wollte Ihnen diese traurige Nachricht mittheilen, damit Sie nicht in Unruhe kommen wegen Ihrer Bestimmung, und damit Sie sich bereiten, standhaft diese neue Prüfung zu erdulden." Nachdem sie das gesagt hatte, verschwand sie ebenso unbemerkt, wie sie gekommen war. Dieses Fräulein war, wie Marteilhe später erfuhr, verlobt mit dem Sekretär des Verwalters und hatte sich beeilt, die Nachricht den Gefangenen mitzutheilen, sobald sie dieselbe durch ihren Bräutigam erfahren hatte. Ihre Angaben bestätigten sich vollkommen. In aller Stille geschah der Aufbruch von Havre, damit niemand aus der Stadt die Wegführung hintertreibe. Die Reise gieng zunächst nach Rouen. Dort wollte sie Anfangs kein Gefängnißwärter in sein Gefängniß aufnehmen, denn man hielt sie für eine Horde von Zauberern und Teufelsanbetern aus einem fernen Lande im Norden. Erst als die Gefängnißwärter sich überzeugten, daß sie gut französisch sprachen und sich geberdeten wie andere Leute, näherten sie sich ihnen und erfuhren von dem Hauptmann, der sie führte, daß sie Hugenotten und im Uebrigen ganz rechtschaffene Leute seien. Die Jesuiten hatten so schreckliche Gerüchte über sie verbreitet, um in Rouen die für den

Katholizismus so ärgerlichen Besuche der ehemaligen Reformirten zu verhüten. Aber sie erreichten ihren Zweck nicht. Der Gefängnißwärter erklärte, er liebe die hugenottische Religion nicht, aber er liebe die Leute, welche sich zu derselben halten, denn das seien brave Leute; und am folgenden Tag benachrichtigte er selbst ihre Glaubensgenossen von der Ankunft der Gefangenen, so daß ihr Gefängniß von Besuchen ganz angefüllt wurde, und der Vater jenes Fräuleins, das in Havre ihnen die Nachricht von ihrer Wegführung gebracht hatte, eine für sie gesammelte Steuer übergeben konnte. Die Reformirten in Rouen erboten sich sogar, die Gefangenen bei ihrer Abreise eine Stunde weit zu begleiten, um die Ketten derselben auf ihren Schultern zu tragen und sie dadurch zu erleichtern. Das Anerbieten aber wurde nicht angenommen, es war auch nicht nöthig, da man Wagen zur Weiterreise bestellt hatte.

Am 17. November 1712 kam der Transport in Paris an und wurde in dem Gefängniß der Tournelle, eines ehemaligen königlichen Lustschlosses, untergebracht. Obgleich Marteilhe sich allmählich an schauerliche Gefängnisse gewöhnt hatte, so ergriff ihn doch hier ein wahres Entsetzen, als er eintrat und die Gefangenen mit eisernen Halsbändern auf 2½ Fuß dicken Balken angekettet sah, die man beim ersten Anblick für Bänke halten konnte, auf denen sie aber nicht sitzen konnten, denn die Ketten waren so kurz, daß sie weder aufrecht stehen, noch sitzen konnten, und wenn sie lagen, so hatten sie den Kopf auf dem Balken, die Füße auf dem Boden. In dieser qualvollen Lage mußten manche Gefangene Monate lang bleiben, und es ist nicht zu verwundern, wenn nicht wenige hier starben oder unheilbare Leiden sich zuzogen. Namentlich für alte Leute war es eine schändliche Behandlung. Nach drei Tagen wurden unsre Freunde aus derselben erlöst, denn um Geld waren allerlei Begünstigungen zu haben. Ein reicher Kaufmann, der durch das Gitter die jammervolle Lage seiner Glaubensgenossen mit ansah und bemerkte, wie einige andere Gefangene nur an den Beinen gefesselt waren, fragte den Gouverneur, ob es denn nicht möglich sei, den 22 Hugenotten diese Erleichterung zu verschaffen. Darauf erhielt er zur Antwort, wer dieselbe genieße, bezahle etwas dafür. Der Kaufmann war sogleich bereit für sie zu bezahlen, und nun wurden ihnen, nachdem Marteilhe die Summe von 50 Thalern dem Gouverneur für die Zeit ihres Aufenthalts in Paris eingehändigt hatte, die Halseisen abgenommen

und zwei Ellen lange Ketten an den Beinen angelegt, so daß sie liegen, sitzen und aufrecht stehen konnten und sich damit sehr glücklich fühlten.

Am 17. Dezember mußten sie von Paris aufbrechen. Es war eine Kette von ungefähr 400 Mann. Der reiche Freund, welcher sich der reformirten Glaubensgenossen im Gefängniß angenommen hatte, verabredete auch mit dem Hauptmann, welcher sie führte, besondere Erleichterungen für sie auf dem Weg nach Marseille und spendete hiezu das Geld. Als der ganze Transport auszog, war eine große Menschenmenge in den Straßen der Hauptstadt versammelt, um die 22 bekenntnißtreuen Hugenotten zu sehen, welche, an ihren rothen Mänteln kenntlich, den Schluß der Kette bildeten. Viele ließen sich durch die Stöße der Landjäger mit ihren Flintenkolben nicht abhalten, die Brüder zu umarmen, und angesehene Leute riefen laut: „Seid muthig, ihr theuren Bekenner der Wahrheit! Leidet standhaft für eine so schöne Sache, und wir wollen nicht aufhören, Gott zu bitten, daß er euch durch seine Gnade unterstütze in euren schweren Prüfungen." Vier Herren folgten dem Zug nach Charenton, wo das erste Nachtquartier sein sollte, um den 22 Reformirten ein gutes Nachtessen zu bereiten und noch eine Weile mit ihnen allein zu sein; aber sie sollten dort nur ein neues Schauspiel der Grausamkeit mitansehen. Abends um sechs Uhr kam der Zug an. Trotz der schneidenden Kälte waren die Gefangenen erhitzt, denn jeder hatte an den Ketten eine schwere Last zu tragen. In dem Stall eines Wirthshauses fanden sie ihr Unterkommen, so eng zusammengepfercht, daß sie nur auf dem Mist der Pferde sitzen oder liegen konnten. Um neun Uhr Abends wurden sie hinausgerufen in den großen ummauerten Hof vor dem Wirthshaus und mußten hier alle ihre Kleider ausziehen, ganz nackt an die andere Seite des Hofes gehen und dort volle zwei Stunden in einem furchtbar kalten Nordwind stehen, bis die Landjäger ihre Kleider untersucht und ausgeplündert hatten. Als sie dann wieder auf die Seite herüberkommandirt wurden, wo ihre Kleider lagen, konnten die meisten nicht mehr gehen, denn ihre Glieder waren vor Kälte völlig erstarrt. Aber was half's? Die unbarmherzigen Peiniger suchten sie mit dem Stock oder mit dem sogenannten Ochsenziemer aufzujagen, und wenn sie trotzdem nicht aufstanden, so schleiften sie die Unglücklichen an ihren um den Hals befestigten Ketten herbei. An diesem Abend starben 18 von den 400 Gefangenen;

darunter war jedoch keiner von den Reformirten, denn diese durften es nicht bereuen, daß sie dem Hauptmann 100 Thaler gegeben hatten. Sie wurden zwar dafür noch grausam genug behandelt: sie mußten nackt in der Kälte stehen wie die andern, und anstatt daß sie nachher mit den vier Pariser Herren an einem Nachtessen sich hätten erlaben dürfen, wurden sie wieder in den Stall geführt, an die Raufe angekettet und erhielten ein Stück Brod, ein wenig Käse und einen halben Schoppen schlechten Wein. Der Hauptmann erlaubte nicht, daß ihnen die Herren das Geringste zur Erfrischung brachten, nicht einmal, daß dieselben in den Stall kamen, um sie zu sehen. Aber den Vortheil hatten die Reformirten vor den andern Gefangenen, daß sie bei jener Hetze im Hof nicht blutig geschlagen wurden, sondern daß die Landjäger sie führten oder trugen, wenn sie nicht mehr gehen konnten. Die Wärme des Stalls that ihnen nach dieser Erkältung so gute Dienste, daß sie nach der Unreinlichkeit nicht mehr viel fragten.

Das waren die gewöhnlichen Nachtlager auf der großen Strecke bis nach Lyon. Zur Weiterbeförderung wurden die Reformirten ohne Schwierigkeit auf Wagen geladen, wenn sie nicht mehr gehen konnten, aber die andern Gefangenen mußten vorher durch Schläge untersucht werden, ob sie wirklich nicht mehr gehen könnten, und wenn sie einen Laut der Klage hören ließen, wurden sie vollends getödtet und dem Pfarrer des nächsten Dorfes zur Beerdigung überlassen. In Lyon wurde der ganze Transport auf Schiffe geladen; von Avignon nach Marseille mußten sie wieder zu Fuß gehen.

Am 17. Januar 1713 kamen die Reformirten alle wohlbehalten in Marseille an, während von den andern Gefangenen viele unterwegs gestorben oder gefährlich erkrankt waren. Man theilte sie der Galeere la grande Réale zu, wo sie schon 20 Glaubensgenossen trafen. Diese Brüder empfiengen sie mit Thränen der Freude und des Schmerzens: sie freuten sich, daß sie gesund, standhaft und in den Willen Gottes ergeben angekommen waren, aber sie wurden von schmerzlichem Mitgefühl bewegt bei der Erzählung der Leiden, welche die Neuangekommenen ausgestanden hatten, und sie lobten Gott, daß Er sie in diesen langen, schweren Prüfungen bewahrt hatte.

Die katholische Geistlichkeit erneuerte jetzt ihre Anstrengungen, um die reformirten Galeerensklaven in den Schooß der römischen Kirche zurückzuführen, denn der Friede von Utrecht wurde zwar

am 11. April 1713 zur Beendigung des spanischen Erbfolgekriegs geschlossen, ohne daß eine Befreiung der Verfolgten zu Stande kam, aber die protestantischen Mächte unterhandelten noch mit der Königin Anna von England in dieser Angelegenheit, und nun gaben sich die Jesuiten alle Mühe, dem König Ludwig XIV vorzustellen, es gebe fast keine reformirten Galeerensträflinge mehr, sie werden in kurzer Zeit alle zur katholischen Kirche übergetreten sein. Da man aber in der That keinen zum Uebertritt bewegen konnte, so führten die Jesuitenmissionare in Marseille eine erbärmliche Komödie auf. Sie veranlaßten einige katholische Sträflinge, daß sie sich für Reformirte ausgaben, indem sie, während die Messe auf der Galeere gelesen wurde, keinen Theil daran nahmen, sondern gleichgiltig auf ihrer Bank lagen. Diese angeblich Reformirten meldeten sich dann zum Uebertritt; sie wurden feierlich aufgenommen, von der Strafe befreit und ihr Beispiel den andern zur Nachahmung vorgehalten. Der Pater Garcin erklärte auch den Reformirten, daß die katholische Kirche weit entfernt sei, jemanden um der Religion willen zu verfolgen; das würde dem Evangelium widersprechen. Marteilhe's Gefangennehmung sei nur ein politischer Akt, weil derselbe ohne königliche Erlaubniß das Königreich habe verlassen wollen; ein anderer Sträfling sei auf die Galeeren gekommen, weil er in einer Versammlung der Reformirten gebetet habe, das sei ebenfalls nur eine Uebertretung des königlichen Gebots, denn der König habe verboten, anderswo zum Gebet sich zu versammeln, als in den Kirchen des Königreichs. Ein dritter hatte auf seinem Krankenbett, als der katholische Pfarrer zu ihm kam und ihn fragte, ob er in der katholischen oder in der reformirten Religion sterben wolle, geantwortet: in der reformirten, und da er wieder genesen war, kam er auf die Galeeren; das sei ebenfalls nur eine Widersetzlichkeit gegen die Befehle des Königs, denn der König wolle, daß alle seine Unterthanen in der katholischen Religion leben und sterben. Die Kirche sei also bei allen diesen Strafen unbetheiligt, der Prozeß sei diesen Leuten ohne Wissen der Kirche gemacht worden. So sprach der Jesuit. Aber Marteilhe wußte ihn in seiner Rede zu fangen. Er gab sich den Schein, als ob er für die Ermahnungen des Paters nicht unzugänglich wäre, und wünschte nur zu wissen, ob er schon befreit werden könnte vor seiner Abschwörung. „Nein, gewiß nicht," sagte der Pater, „Sie werden niemals von den Galeeren befreit werden, ehe

Sie förmlich abgeschworen haben." — „Und wenn ich abschwöre," fuhr Marteilhe fort, „kann ich dann hoffen, bald befreit zu werden?" — „In vierzehn Tagen," sagte der Pater, „das versichere ich als Priester; denn Sie sehen, daß der König es Ihnen für diesen Fall verspricht." Nun warf Marteilhe die Maske ab und sprach in tiefem Ernst: „Sie haben sich bemüht, mein Herr, durch alle Ihre Sophistereien uns zu beweisen, daß wir nicht um der Religion willen verfolgt seien, und ich habe ohne alle Philosophie und Rhetorik durch zwei einfache Fragen Ihnen das Geständniß abgelockt, daß es die Religion ist, welche mich mit meinen Brüdern auf den Galeeren gefangen hält, denn Sie haben erklärt, daß wir, wenn wir abschwören, sogleich befreit werden, dagegen, wenn wir nicht abschwören, niemals eine Befreiung erwarten dürfen." Darauf wurde der Jesuit wüthend, brach das Gespräch schnell ab, schimpfte über diese Bösewichter und verbot dem Aufseher, ihnen irgend welche Erleichterung zu verschaffen.

5. Die Befreiung.

Noch einige Monate sollten die standhaften Dulder auf den Galeeren von Marseille den geistlichen und weltlichen Peinigern preisgegeben sein, dann schlug für sie wirklich die Stunde der Befreiung, welcher sie schon einigemal nahe zu sein glaubten, die ihnen aber bis dahin immer wieder in die Ferne gerückt wurde.

Der Marquis von Rochegude, ein französischer Edelmann, welcher um seines Glaubens willen sich in die Schweiz geflüchtet hatte, war von den reformirten Kantonen beauftragt worden, beim Friedenskongreß in Utrecht sich in Gemeinschaft mit den andern protestantischen Mächten für die Befreiung seiner verfolgten Landsleute zu verwenden. Als beim Friedensschluß nichts zu Stande gekommen war, gab er seine Bemühungen noch nicht auf; denn Ludwig XIV hatte durch seinen Uebermuth alle andern Mächte gegen sich aufgebracht, so daß am Ende seiner langen Regierung der Zustand seines Landes ein glänzendes Elend genannt werden konnte. Die freche Verhöhnung aller göttlichen und menschlichen Gebote, zu welcher dieser König den Ton angegeben, hatte einen Fluch über sein Haus und sein Land gebracht, dessen Folgen zwar erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts recht offenbar wurden, als der Herr die Misse-

that der Väter heimsuchte an den Kindeskindern, und die Flammen der Revolution über dem bourbonischen Königshaus zusammenschlugen, dessen Anfänge aber schon damals im spanischen Erbfolgekrieg hervortraten; denn abgesehen von den inneren Zuständen des Landes hatte England zur See ein bedeutendes Uebergewicht über Frankreich bekommen. So konnte die Königin Anna von England auch nach dem Friedensschluß Forderungen an Frankreich stellen, und Ludwig XIV wagte sie nicht zurückzuweisen, selbst wenn sie seinem Sinn ganz und gar zuwiderliefen. Der Marquis von Rochegude wandte sich deßhalb zuerst an die protestantischen Regierungen; er reiste bis nach Schweden, Dänemark und Preußen, um Empfehlungsschreiben für die Königin von England zu bekommen, in welchen derselben die Angelegenheit der französischen Galeerensklaven ans Herz gelegt wurde. Er kam mit einer Reihe solcher Schreiben von größeren und kleineren Staaten nach London, bat um eine Audienz bei der Königin, und nach 14 Tagen erhielt er von der Königin selbst auf einem Spaziergang im St. James-Park die Antwort: „Herr von Rochegude, ich bitte Sie, diese armen Leute auf den französischen Galeeren zu benachrichtigen, daß sie unverzüglich befreit sein werden." Er sorgte nun dafür, daß den Gefangenen über Genf die Nachricht zukam, noch ehe sie dieselbe von ihren Vorgesetzten erhielten. Bald darauf mußte von Marseille eine Liste der protestantischen Galeerensträflinge an den Hof eingesendet werden, und es kam der Befehl, 136 derselben, deren Namen bezeichnet waren, zu befreien. Warum nicht alle? Es waren im Ganzen über 300. — Der Grund dafür wird sich wohl darin vermuthen lassen, daß es dem König und seiner Umgebung außerordentlich schwer fiel, dieser Forderung Englands nachzugeben, und daß er die Mächte zu täuschen suchte durch eine theilweise Freigebung. Die Jesuiten sprühten Feuer und Flamme, da der König so weit nachgegeben hatte, und sie hatten den Intendanten in Marseille so weit in ihrer Gewalt, daß derselbe den königlichen Befehl den Sträflingen nicht bekannt machte, bis Antwort auf ihre Gegenvorstellungen von Paris gekommen wäre. Da diese Gegenvorstellungen nichts halfen, so wußten sie wenigstens bei der Art und Weise der Befreiung den Intendanten auf ihre Seite zu bringen. Die Gefangenen sollten vollkommene Freiheit haben, hinzugehen, wohin sie wollten. Dagegen erhoben die Jesuiten ihre Stimme und stellten dem Intendanten vor, wie gefährlich es wäre,

wenn diese Leute über das ganze Königreich sich zerstreuten; sie könnten nicht bloß die Neubekehrten, sondern selbst gute Katholiken verführen. So entschloß sich der Intendant, die Befreiung den Gefangenen unter der Bedingung zu ertheilen, daß sie sogleich zur See das Königreich verlassen, um nie mehr in dasselbe zurückzukehren, widrigenfalls sie abermals zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt würden. Es war eine feine und boshafte Politik; denn wie sollten sie zur See fortkommen? In dem Hafen war kein Schiff, das sie hätte nach Holland oder England führen können, und eines zu diesem Zweck zu miethen, dazu hatten sie die Mittel nicht.

Der Intendant ließ also die 136, darunter auch Marteilhe, in das Arsenal rufen und erklärte ihnen, daß der König auf die Fürsprache der Königin von England ihnen die Befreiung gewähre unter der Bedingung, daß sie zur See auf ihre eigenen Kosten das Königreich verlassen. Die Gefangenen stellten ihm vor, daß diese Bestimmung sehr lästig und beinahe unausführbar sei; aber sie bekamen zur Antwort: „Das ist eure Sache; der König will keinen Sou für euch ausgeben." Später wurden sie wieder vorgeladen und gefragt, wohin sie denn gehen wollten? Die Jesuiten hofften, die meisten würden sagen: „nach Holland" oder „nach England", und dann könnte man sie noch länger hinhalten, weil keine Schiffe von dort im Hafen seien. Aber durch Zufall oder vielmehr durch eine besondere Fügung Gottes wurden nun auch darin ihre bösen Absichten zu Schanden. Der erste von den 136 Gefangenen, welcher seine Erklärung vor der Marinekommission darüber abgeben sollte, hatte seine Verwandten in Genf und antwortete auf die Frage, wohin er gehen wölle: „nach Genf". Der folgende meinte, es müssen alle sagen: „nach Genf", und durch die ganze lange Reihe flüsterte einer dem andern zu, man müsse sagen: „nach Genf". Da sie alle dieselbe Antwort gaben, sagte der Kommissär, sie sollten sich nun nach Schiffen umsehen, die sie nach Italien bringen; denn durch Frankreich dürften sie ja nicht reisen.

Ein Steuermann, Namens Jovas, der eine Barke besaß, war bereit, die Freigelassenen in seinem Fahrzeug nach Villafranca, einem Hafen der Grafschaft Nizza, zu führen; von dort konnten sie durch sardinisches Gebiet ihre Reise bis nach Genf fortsetzen. Sie wurden mit ihm einig auf den Preis von sechs Thaler für die Person, und der

Mann hoffte dabei ein gutes Geschäft zu machen, da Villafranca nur 20—25 Stunden von Marseille entfernt ist. Dem Intendanten wurde die Anzeige davon gemacht; er war damit einverstanden und versprach, ihre Pässe zu besorgen. Sie erwarteten am folgenden Tag ihre Befreiung; doch die Jesuiten wußten noch einen Riegel vorzuschieben, indem sie dem Intendanten erklärten, Villafranca sei zu nahe an der französischen Grenze, und sie würden von da alle wieder nach Frankreich kommen; man müsse sie deßwegen nach Genua, Livorno oder Oneglia führen. Der Intendant wußte so gut wie die Jesuiten, daß die Verfolgten keine Lust hatten, nach Frankreich zurückzukehren, aber er gab nach und erklärte den Gefangenen, daß ihr Akkord mit dem Schiffer Jovas ungültig sei wegen der Nähe des Bestimmungsortes. Doch der gute Jovas tröstete sie, denn er war so erbost über diese Pfaffen, daß er sagte, jetzt führe er die Reformirten um den Preis von 6 Thalern für den Mann so weit als die Pfaffen wollten, und gienge es auch bis in das griechische Meer. Der Intendant war am Ende auch zufrieden, daß er auf diese Weise aus einer Verlegenheit kam, denn bei reiflicher Ueberlegung der Sache fürchtete er allmählig, es könnte ihm selbst schlimm gehen, wenn die Königin von England sich darüber beklagte, daß er die bestimmten Befehle des Königs nicht ausführe. Und dennoch konnte er den Jesuiten nicht widerstehen, als diese noch einen letzten Versuch machten, um die Abreise zu verhindern. Sie stellten ihm nämlich vor, die Barke des Jovas sei so klein, daß keine 136 Mann im untern Schiffsraum eingeschlossen werden könnten; man müßte es also dulden, daß ein großer Theil der Leute sich auf dem Verdeck aufhalte; dann seien sie Herren der Barke und werden den Jovas und seine Matrosen ins Meer werfen und fortsegeln, wohin sie wollten. Der schwache Intendant gab also noch einmal Gegenbefehl; doch der treue Jovas blieb bei seinem Wort, miethete noch zwei größere Schiffe, deren jedes 50 Mann im unteren Raume faßte, die übrigen 36 hatten in dem seinigen Platz, und erklärte, wenn er auch bei dieser Fahrt keinen Gewinn, sondern nur Verlust hätte, so wolle er doch seinen Vorsatz ausführen. Der Intendant bestimmte nun, daß die erste Partie, die 36, welche Jovas selbst führen sollte, in zwei Tagen abgefertigt würden, die zwei andern Schiffe in Zwischenräumen von drei Tagen nachfolgen sollten. Die Besitzer der Schiffe mußten unterschreiben, daß sie nicht in Villafranca, sondern in Oneglia, Genua oder Livorno ihren Transport ans Land setzen würden, widrigenfalls sie eine Strafe von 400 Livres und Konfiskation ihrer Schiffe zu erwarten hätten.

Der 17. Juni 1713 war der Tag der Freude, an welchem die Gnade Gottes sich so sichtbar an den Verfolgten offenbarte, indem sie ihre unversöhnlichen Feinde zu Schanden machte. An diesem Tag wurde Marteilhe, welcher zur ersten Partie gehörte, mit 35 seiner

Brüder in das Arsenal beschieden und von den Ketten befreit. Die Abreise wurde noch drei Tage verzögert durch stürmisches Wetter. Während derselben blieben die Freigelassenen mit Bewilligung des Kommissärs in der Stadt, aber es war ihnen doch unheimlich zu Muth, weil sie von den Jesuiten immer neue Hindernisse fürchteten. Sie baten daher ihren Schiffsherren, sobald man zum Hafen hinausfahren konnte, obgleich es draußen noch stürmte, die Reise zu wagen, denn sie wollten lieber in die Hände Gottes fallen, als in die der Menschen. Der Wind war ihnen zwar günstig, aber ihre Barke wurde so gewaltig geschaukelt, daß sie sich in die große Rhede von Toulon flüchteten. Dort wäre das Schiff beinahe von den Behörden untersucht worden, doch das Gesundheitszeugniß, welches das Schiff wegen der im Orient herrschenden Pest in Marseille bekommen hatte, lautete nur: „Man lasse 36 Menschen passiren, welche auf Befehl des Königs nach Italien gehen und gesund sind." Daraus schloß der Intendant glücklicherweise, daß das Schiff eine geheime Expedition des Königs enthalte, und untersuchte nicht weiter, sondern gab den Leuten Erlaubniß, sich nach Belieben in der Stadt aufzuhalten. Am folgenden Tag gieng die Reise weiter, und in drei Tagen lag ihr Schiff vor Villafranca. Da sie jetzt nicht mehr in Frankreich waren, baten sie den Schiffsherrn um die Erlaubniß, zur Erholung von der Seekrankheit auf dem Lande zu übernachten. Er war damit einverstanden, indem er das Vertrauen aussprach, daß sie seine Güte nicht mißbrauchen und nicht hier bleiben würden, denn dadurch könnten sie ihn in die größte Verlegenheit bringen. Er selbst hatte ein Geschäft in Nizza und wollte dort am folgenden Tag, einem Sonntag, die Messe hören. Marteilhe und drei seiner Freunde begleiteten ihn dorthin, um die Stadt zu sehen. Da wurden sie auf der Straße von einem vornehm gekleideten Herrn freundlich gegrüßt und gefragt, woher sie kommen. Wie derselbe erfährt, daß sie von den Galeeren kommen, ist er hoch erfreut, seine verfolgten Glaubensbrüder zu sehen. Herr Bonijoli, — so hieß der Mann, — ladet sie nun ein, mit ihm in sein prachtvolles Haus zu kommen, fällt ihnen um den Hals, ruft seine Frau und Kinder, daß auch sie die Brüder begrüßen. Dann knieen sie alle nieder, der Schiffsherr Jonas mit ihnen, und Herr Bonijoli betet so herzlich und inbrünstig, daß alle Anwesenden zu Thränen gerührt sind. Nach dem Gebet wird ein Frühstück bereitet, und sie ergehen sich in erbaulichen Gesprächen über die mächtige Gnade Gottes, durch welche diese Leute standhaft blieben und nun den Sieg davontragen durften über ihre Feinde. Herr Bonijoli war aus Nismes gebürtig, hatte sich nach der Aufhebung des Edikts von Nantes geflüchtet und durfte in Nizza unter dem Schutz des Königs von Sardinien unangefochten leben. Die Nachricht von der Befreiung der reformirten Galeerensklaven hatte er durch einen Korrespondenten in Marseille bekommen und war auf-

gefordert worden, wenn sie über Nizza kämen, sich ihrer anzunehmen. Er schlug nun vor, die Brüder sollten ihre Reise nach Genf von hier aus machen. Aber was sollte dann aus dem guten Jovas werden, wenn er nach Marseille zurückkehrte und dem strengen Befehl zuwider die Freigelassenen in Villafranca ausgeschifft hatte? — Herr Bonijoli wußte einen Rath. Es war seit dem Utrechter Frieden, da Nizza von Frankreich an Savoyen abgetreten worden war, noch ein französischer Kommissär in der Stadt, ein junger Mann, der sich gerne wichtig machte mit seinem Amt. Derselbe gab dem Jovas ein Schreiben mit, wornach er ihm im Namen des Königs von Frankreich befohlen hatte, seine Leute in Villafranca ans Land zu setzen, weil sein Schiff von neapolitanischen Seeräubern verfolgt und ohne Lebensmittel gewesen sei. Ebenso wurden auch die zwei andern Schiffe behandelt, so daß alle die 136 Brüder ihre Reise über Nizza und Turin nach Genf machen konnten.

Als sie die Stadt Genf vor sich sahen, war ihnen zu Muthe, wie den Israeliten beim Anblick des Landes Kanaan. Ihr Einzug daselbst war ein Triumphzug, denn die Obrigkeit und die ganze Bevölkerung der Stadt kam ihnen entgegen, um sie zu begrüßen. Auch auf der weiteren Reise wurde dem Marteilhe und seinen Gefährten, namentlich in Bern und in Frankfurt, ein feierlicher Empfang zu Theil; ebenso bei der Ankunft in Holland. Dort ließ Marteilhe sich nieder. Vorher aber nahm er an einer Gesandtschaft Theil, welche nach England gieng, um fürs Erste der Königin Anna für die geschehene Befreiung zu danken und sodann um die Befreiung der noch auf den Galeeren Befindlichen zu bitten. Die zwölf Abgeordneten der Befreiten mußten namentlich mit dem französischen Gesandten in London unterhandeln. Dieser fand es selbst auffallend, daß nur ein Theil der Reformirten befreit worden sei, und suchte den Grund darin, daß die andern vielleicht etwas besonders Strafbares begangen haben. Allein Marteilhe konnte ihm nachweisen, daß sein erster Leidensgefährte Legras, der aus der gleichen Ursache, wie er, auf die Galeeren gekommen sei, noch immer gefangen gehalten werde, während er befreit sei. Der Gesandte wurde von der Ungerechtigkeit dieses Verfahrens überzeugt. Sein Sekretär, ein Jesuit, suchte zwar die Sache zu hintertreiben, aber im folgenden Jahr kam doch durch wiederholte Fürsprache bei der Königin von England auch die Befreiung der Uebrigen zu Stande, und die Verbannten fanden bald in den fremden Ländern bei ihren Glaubensgenossen eine neue Heimat.

Redactor: Dr. A. Ostertag. — Druck von C. Schultze.

In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.

Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Adoa in Tigre, mit den Missionshäusern im Jahr 1838.

Erinnerung
an Missionar C. W. Isenberg

(geb. 5. Sept. 1806, gest. 10. Okt. 1864).

1. Der Beruf.

Als sich im Laufe des Jahres $18^{22}/_{23}$ in Wesel ein Missionsverein gebildet hatte, stellten sich dem dortigen Pastor Klönne zwei Jünglinge vor, welche sich mit Missionsgedanken trugen. Die Freunde beschlossen, vor vier Pfarrern und fünf Direktoren eine Prüfung mit ihnen anzustellen und denjenigen, welcher ihnen der tauglichste scheinen würde, auf ihre Kosten in Basel zum Missionsdienst ausbilden zu lassen. Am 10. Nov. 1823 wurde das Examen mit Gebet eröffnet. Die Herren fanden, daß der ältere Bewerber sich durch gründliche Kenntniß der h. Schrift auszeichne, auch von der Religionsgeschichte und dem christlichen Alterthum ziemlich viel wisse; er sei sodann namentlich in der Geographie, die er aus Missionsschriften kenne, wohlbeschlagen und lasse auch in der Weltgeschichte keine Hauptfrage unbeantwortet. Sie gestanden sich, ihre Erwartungen seien übertroffen, und schlugen einstimmig den 17jährigen Isenberg zum Präparanden vor. Als Stylübung hatte der Jüngling seinen Lebenslauf geschrieben, der (wenig abgekürzt) also lautet:

„Von unbemittelten, aber gottesfürchtigen Eltern, W. Isenberg und Louise geb. Stahl, wurde ich am 5. Sept. 1806 geboren zu Barmen, und aufgezogen in der Furcht und Vermahnung zum HErrn. Frühe wurde mir der Sinn gelenkt, zu suchen was droben ist. Ich lernte schon im vierten Jahre lesen. In der Schule wurde ich dann unartig, bis ich im zehnten Jahr von des HErrn Geist ergriffen wurde, nach dem ewigen Leben zu trachten und die Eitelkeit zu verlassen. Damals

bat ich oft Gott auf den Knieen, mich aus der Welt zu nehmen und in seine ewige Freude zu versetzen, und faßte den Entschluß, durch Seine Gnade ein anderer Mensch zu werden. Ich hielt mich nun zu wahren Christen, die mich zur Quelle wiesen; der HErr aber deckte mir eine Sünde um die andere auf. Pastor Döring, dem ich meinen Zustand klagte, gab mir den Rath, um Sündenvergebung zu bitten. Statt dessen gab mir der HErr meine Sünden so zu erkennen, daß ich ausrief: ich bin verloren. Ich schlug dann die Bibel auf und traf gleich die Stelle 1 Joh. 4, 1: 'Seht, welch eine Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir sollen Gottes Kinder heißen.' Da wollte ich meinen Augen noch nicht trauen und schlug noch einmal auf; nun traf ich auf die Stelle Röm. 8, 16: 'Derselbige Geist gibt Zeugniß unserm Geist, daß wir Gottes Kinder sind', — und wurde mit einer solchen Freude erfüllt, daß ich es nicht beschreiben kann. Ich meinte, ich müße es allen Menschen erzählen, was der HErr an meiner Seele gethan. Diese empfindliche Freude dauerte nicht lange; sie hörte zwar nicht ganz auf, wechselte aber mit dunklen Stunden; bald lobte und dankte, bald seufzte ich und befand mich in einem immerwährenden Kampfe zwischen Fleisch und Geist. Der HErr besuchte mich auch bald mit Krankheiten. Ein heftiges Auswerfen der Speisen mattete mich so sehr ab, daß ich nie wieder zu genesen hoffte." (Er beschreibt dann, wie er, nachdem diese Krankheit ein Jahr gedauert, monatelang von Krämpfen heimgesucht wurde, daß man ihm oft auf das Ende wartete;) „da haben mir meine Eltern sehr viele Bücher beisammen geholt, unter andern fand ich auch in den Basler Sammlungen reiche Nahrung. Da in denselben viele Nachrichten von Missionen enthalten sind, so wurde mein früherer Hang zum Studiren darauf gelenkt, wenn es des HErrn Wille wäre, daß ich wieder gänzlich gesund würde, ein wenn auch geringes Werkzeug zur Bekehrung von Heiden zu sein. Ich sollte darum zum Schullehrer gebildet werden und lernte fast ein Jahr lang allerhand Fächer, auch französisch; da sank ich wieder in die Zerstreuung zurück. Die Liebe zu Gottes Kindern nahm ab, und die Liebe zur Welt nahm zu. Endlich aber wurde ich, da wir anders keine Aussichten hatten, genöthigt, zu einem Klempner in die Lehre zu gehen (1. Juni 1820). Die ersten dreiviertel Jahre wurden mir sehr hart, und ich dachte nicht, daß ich es aushalten würde; allein es war des HErrn Wille, mich von der Welt ab und wieder zu sich zu ziehen. Durch starke Verkühlung zog

ich mir wieder eine Krankheit zu, von der ich bald genas, da mir der HErr herzliche Reue schenkte und mich wieder gnädig annahm. Hier nun erwachte die frühere Liebe zu Jesu und der Wunsch, Missionar zu werden. Diesen entdeckte ich Herrn Pastor Krall, bei dem ich darauf konfirmirt wurde; der billigte es und rieth mir, das Missionsmagazin zu lesen. Nun wurde ich erst mit den Schwierigkeiten dieses Amtes vertraut, zugleich aber auch mit dem Vertrauen erfüllt, der HErr werde seine Boten nicht verlassen. Ich schrieb nach Barmen, wo man bereit war, meinen Wunsch zu erfüllen, aber bis jetzt nichts that. Herr Gräber und Pastor Leipold schrieben nach Berlin und baten um meine Aufnahme; dort hielt man mich für zu jung wegen des Militärs. Ich bitte jetzt den HErrn, mich seinen Willen erkennen zu lassen, und wenn ich nicht tauge, mir den Wunsch zu benehmen und Hindernisse in den Weg zu legen, daß nichts daraus werde. Immer wieder schallten mir die Worte: Wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück ꝛc., wie Donnerworte in die Ohren, und ich erhielt neuen Trieb dazu. Freilich habe ich auch schon gedacht, daß dann mein Name in den Missionsnachrichten stehen werde, und bat Gott um die rechte Demuth. Um mich in dieser zu erhalten, hat Er oft zugelassen, daß ich strauchelte oder sogar fiel. Nun habe ich mich dem HErrn ergeben mit Leib und Seele. Ist es Sein Wille, daß ich auch nur Einer Seele zur Rettung helfe, so wird Er mir alles Nöthige dazu geben, daß die Ausbreitung Seines Reiches noch um ein klein wenig befördert werde. O HErr hilf, o HErr, laß Alles wohl gelingen!"

Den Freunden erschien der Jüngling als ein frommes Gemüth mit ernstem festem Willen, von starkem Körperbau und einem angenehmen, Zutrauen erweckenden Aeußeren, das er als offenen Empfehlungsbrief mitbekommen habe. Gräber in Gemarke, der ihn am besten kannte, konnte bezeugen, daß sein Betragen untadelhaft, seine Kenntnisse und gesunde biblische Ueberzeugung unter den schwierigsten Verhältnissen erworben seien. Er habe seine drei Lehrjahre bei einem katholischen Blechschläger treu ausgehalten, obwohl dieser Mann Gott nicht fürchte, und den armen Jungen um so mehr plagte, sobald er bemerkt hatte, daß derselbe fromm sein wolle. Da habe Isenberg natürlich seinen Zug zur Mission nicht offenbaren dürfen; dennoch habe er sich in wirklich staunenswerthem Grade mit allem, was in der Mission vorgehe, bekannt gemacht. Er wäre auch ganz bereit, in Basel auf

seinem Handwerk zu arbeiten, wenn er dadurch Gelegenheit bekäme, etliche Stunden am Missionsunterricht Theil zu nehmen. Wohl habe er keine glänzende, aber gute Talente, und sein glückliches Gedächtniß besonders für Sprachen habe sich schon erprobt. Dazu komme nun seine anhaltende Lernlust und großer Fleiß, verbunden mit einem milden Temperament. Fast möchte er all zu ruhig und besonnen erscheinen, indem etwas Gedrücktes in seinem Wesen liege und ihm mehr äußere Lebendigkeit zu wünschen wäre. Wohl stelle sich der Jüngling den Missionsdienst auch als etwas Ehrenvolles vor; Beleidigungen zu ertragen, werde ihm noch schwer werden, da er etwas Selbstgefälligkeit habe. „Doch hat er mit dem verkehrten Charakter seines Lehrmeisters eine gute Schule durchgemacht und viel Geduld gelernt und geübt, fast als hätte er sich die Aufgabe gestellt, diesem Manne gegenüber sein Christenthum zu beweisen. Seine Eltern geben gerne zu, daß er sich dem Missionsdienst hingibt. An Umsicht und Klugheit, wie an Lehrgabe fehlt es ihm gewiß nicht, doch ist Alles noch in der Entwicklung begriffen."

Auf Inspektor Blumhardts vorläufige Zusage, daß der Jüngling aufgenommen werde, wurde ihm (29. Nov.) in feierlicher Versammlung die Entscheidung kundgethan, worauf Isenberg tief bewegt dem HErrn und den väterlichen Freunden seinen herzlichen Dank bezeugte. „Wir alle," schreibt Klönne, „bekamen den tiefen Eindruck, daß der HErr etwas Rechtes aus ihm machen werde."

Als man aber eben den Zögling absenden wollte, kam der nähere Bescheid, daß es mit dem Eintritt nicht eile, da Isenberg das achtzehnte Jahr noch nicht hinter sich habe. Er möge sich einige Vorkenntnisse sammeln, während die Freunde sich bemühen sollten, die Befreiung von der militärischen Dienstpflicht für ihn auszuwirken. Der Jüngling benützte diese Wartezeit treulich, indem er die Anfangsgründe des Lateins, bald auch das Griechische und Englische erlernte. Dazu half ihm zuerst ein alter Rektor, dann ein Kandidat Schmitz, bei dem er gerade Wörterbücher und Sprachlehren kaufen wollte; sobald dieser vernahm, zu welchem Zweck das dienen solle, schenkte er die Bücher und erbot sich, dem Jüngling mit Lektionen an die Hand zu gehen. Wie freute sich dieser, als der HErr so eine Thüre um die andere öffnete. Nur die Freisprechung vom Militärdienst ließ sich nicht erwirken; der Minister, Altenstein, erklärte, Basler Zöglinge haben in Preußen kein Privilegium zu erwarten; indessen wollte Bischof

Eylert sich noch weiter in der Sache bemühen. Mittlerweile lernte der Jüngling eifrig, besuchte auch Kranke und übte sich im Auffassen von Predigten und Vorträgen. Männer wie Sander, Krummacher, Snethlage, Gräber, Döring, Rauschenbusch, de Valenti u. A. boten ihm dazu reichen Stoff. Auch eine Reise durfte er machen (Sept. 1824), auf der er das erste Mal verirrte und vor Duisburg im Freien zu kampiren hatte; eigenthümlich war es ihm zu Muth, wie da das Geld ausgieng und er, ohne es einem Menschen zu sagen, doch immer zur rechten Zeit Hilfe bekam. Damals hat er den Missionsaspiranten Wolters in Calcar besucht; ihre Wege giengen später weit auseinander, aber noch nach einem Menschenalter war beiden Missionaren jene erste Begegnung im lebendigsten Andenken. Zuletzt mußte Isenberg, um einen Paß zu bekommen, sich in Cöln einem Examen unterwerfen; er hatte seinen Lebenslauf in lateinischer Sprache zu schreiben, was schwach genug ausgefallen sein mag. Doch bestand er die Prüfung 'ziemlich gut' und durfte nun vorerst das Land verlassen. In feierlichen Zusammenkünften der Freunde in Wesel, so wie in Barmen wurde er verabschiedet und ließ sich auch zu einer Rede bewegen, welche allgemeine Rührung bewirkte. Dann gab ihm der treue Vater ein Heftchen voll der letzten Ermahnungen mit auf den Weg, und am 1. Dec. 1824 schied er aus der Heimat.

Es erregt ein eigenthümliches Gefühl, wenn man die Papiere dieses Knaben durchliest, Tagebücher vom elften Lebensjahre an, sammt Betrachtungen, Gedichten und Briefen. Man spürt ihm an, daß es ihm schon als Kind ein rechter Ernst war, Christo nachzufolgen und sein Kreuz zu tragen; die langwierige Krankheit, welche so frühe alles Spielen und Lernen unterbrach, hat ihm den Sinn für das Höchste und Ewige ungewöhnlich geschärft und vertieft. Dennoch vermißt man etwas Wesentliches an diesen theilweise lieblichen Aeußerungen des jungen Gemüths. Es ist eine Ausnahme, wenn er (Mai 1818) einmal schreibt: „Zum Lobe Gottes hat sich das Auswerfen der Speisen ein wenig gelegt. Ich half diesen Tag die Kartoffeln in die Erde pflanzen. Heute Morgen war es mir so angenehm; die Vögel sangen so lieblich, die Sonne schien so heiter, und es sahe Alles aus, als wenn es sich freute über die unaussprechlichen Schönheiten ihres Schöpfers. Sollten wir denn so stumm sein und nicht mit einstimmen in das Lob unsers Vaters?" Gewöhnlich beobachtet er nur sein armes Herz, wie es so lau und träg ist, weint

reuige Bußthränen, und betet auf den Knieen, bis er dann durch diesen oder jenen Spruch mit Licht und Freude erfüllt wird, „so daß ich wohl wollte laut gerufen haben, daß sie es eine Viertelstunde von hier gehört hätten." Dann lobt und dankt er, stärkt sich auch durch Tersteegens „geistliche Brosamen", oder an kräftigen Predigten und in Wupperfelder Versammlungen. Eine unnatürliche einseitige Frühreife läßt sich jedoch im Ganzen nicht verkennen; das Kind ist vor der Zeit Mann geworden, ist wohl auch zu bald Andern und sich selbst merkwürdig geworden. Wie Gräber es in seinem Zeugniß aussprach, mußte ihm jeder Einsichtsvolle etwas mehr äußere Lebendigkeit, mehr selbstvergessende Naivität wünschen. Und, „etwas Gedrücktes, das in seinem Wesen liegt," hat sich Zeitlebens nicht ganz verloren. Mochte sich auch der Blick des Mannes immer mehr erweitern, das Geschick zur Arbeit sich mehren, so blieb doch bei ihm die Gabe, Außenstehende frisch und frei anzufassen und neue Wege zu bahnen, immer im Rückstand gegen eine nicht minder werthvolle Ausrüstung mit Umsicht und Besonnenheit, mit Beharrlichkeit in der Pflege alles Angefangenen, so wie in jeder Pflichterfüllung, und mit unerschütterlicher Ausdauer im Leiden.

2. Die Vorbereitung.

Als Isenberg (8. Dec. 1824) in Basel eintrat, fand er sich etwas beengt durch die strenge Ordnung des Hauses, die namentlich den Neuling in die Stille bannte. Die „Brüder", d. h. die Zöglinge, schienen ihm kaum so gemüthlich zu sein wie die Freunde, von denen er sich eben verabschiedet hatte. Er folgte daher anfangs mehr, als sich mit der Hausfitte vertrug, dem Zug zu Jünglingen außer dem Hause, unter denen er auch Rheinländer traf, und brachte unter ihnen nach dem Vorbild seiner Heimat einen Jünglingsverein zu Stande. Am 1. Januar 1823 war der Barmer Verein gestiftet worden, am Neujahr 1825 trat der Basler Verein ins Leben. Doch bald hatte er sich in die neuen Verhältnisse eingelebt, nachdem er in den offenen, hie und da auch hitzigen Verhandlungen mit den Zöglingen seine Stellung deutlicher erkannt hatte. Er war doch ein ziemlicher Eigenbrödler gewesen, das Leben in so beständiger Gemeinschaft mußte erst gelernt werden. Und die Wohlthat dieser Versetzung wurde ihm täglich fühlbarer, nachdem er sich einmal in den engen Räumen ange-

wöhnt hatte. Namentlich hatte er von den Bibelerklärungen R. Stier's reichen Genuß und erwarb sich durch „frommen Wandel und treuen Fleiß" das volle Zutrauen seiner Lehrer.

Als sehr bildend hat er besonders die Jahresfeste und die darauffolgenden Vakanzreisen gerühmt, die ihn in neue Kreise einführten. So nahm ihn (Juli 1825) Schaffter mit sich nach Moutiers, Neuchatel und Bern, zu Christen und Momiers der verschiedensten Farben, Dissidenten, Wiedertäufern, Mystikern u. s. w., bei welchen allen sich Manches lernen ließ. Eine andere Reise führte ihn (1827) nach Württemberg, in den anregenden Calwer Kreis, den damals Barth und Osiander belebten, zu Ludwig Hoffaker und den durch ihn erweckten Gymnasiasten in Stuttgart, nach Kornthal, Königsfeld und Schaffhausen. Ueberall stellte sich ihm das Eine Evangelium in immer neuer Gestalt vor, und so fest er sein Wupperthaler Christenthum behauptete, er mußte doch auch in oft unerwarteten Formen den Geist Christi achten und lieben lernen.

Die liebste Vakanz war ihm die im Sommer 1826, da er auf einem Rheinschiff die Heimat wieder besuchen durfte und den treuen Vater zum letztenmale sah und genoß. Dem waren nun die Tage gekommen, „die voller Verdrießlichkeit sind, da sich krümmen die Starken, da das Gesicht dunkel ist und immer Wolken auf den Regen folgen;" da fand er es nöthig, auch den Sohn um seine Fürbitte anzugehen. Bis in den Herbst wurde dieser in Barmen hingehalten, ehe die Militärfrage ihre Erledigung fand, indem er wegen schiefen Bau's der linken Hüfte für halbinvalid erklärt wurde. Er durfte in jener Zeit die Gründung des Barmer Missionsinstituts erleben und freute sich über das rege Interesse, das demselben zu schnellem Aufblühen verhalf. Nach Basel zurückgekehrt, übte er sich nun im Predigen, erst im Missionshaus, dann auf den Kanzeln theurer Freunde in der Nachbarschaft; seine Concepte verrathen ein bedeutendes Maaß von Gedankenfülle und Formgewandtheit. Dann traf ihn schmerzlich genug, doch nicht unerwartet die Nachricht vom Heimgang des edlen Vaters (März 1827). Derselbe hatte noch die anwesenden Kinder gesegnet, und dann gerufen: „HErr Jesu, hier reiche ich dir die Hand, reiche du mir auch die deine und nimm mich hin in dein ewiges Reich." Da man ihn noch fragte, ob er etwas für seinen Karl auf dem Herzen habe, stammelte er: „Ach, der Karl ist gut" — — und gab den Geist auf.

Indessen nahte diesem das Ende seines Basler Aufenthalts. Hatte er schon die Vorlesungen der dortigen Universität sich zu Nutz zu machen verstanden, so wurde ihm nun die Aussicht eröffnet, seine Studien auf der Universität Berlin zu vollenden. Im Okt. 1827 gieng er dahin ab, mit dem Auftrag, namentlich in der Schrifterklärung sich zu vervollkommnen, damit er einst zum Uebersetzen der Bibel in irgend welche Sprachen tüchtig werde. Mehr als zwei Jahre brachte er dort zu, indem er sich besonders die Vorlesungen Neanders und Hengstenbergs zu Nutze machte, und in der Exegese sich tüchtigen Studien unterzog. Schleiermacher und Lachmann, auch Ritters Geschichte der Philosophie trugen bei, ihm den Blick zu erweitern, während eine Anzahl gleichgesinnter Jünglinge ihm näher trat, und durch herzliche Freundschaft ihm die Trennung von den Basler Brüdern ersetzte. Er sollte auch mit der Berliner Missionsgesellschaft genauere Bekanntschaft machen; die Verhältnisse jener Jahre waren übrigens vorwiegend unerquicklicher Art. Wohl fand er auch dort edle Kräfte; er erlebte noch den Abgang von Männern wie Riedel und Schwarz, welche damals über Rotterdam ihrer Bestimmung nach Celebes freudig folgten. Im Grund aber gieng das Jänickesche Institut damals augenscheinlich seinem Ende entgegen, da es ihm an der rechten Leitung mangelte. Zwischen all die peinlichen Erlebnisse, von denen er in jenem Kreise Zeuge sein mußte, traten ihm aber auch fröhlichere Zeichen einer neuen Zeit entgegen, wie die Predigerweihe des seligen Goßner. Im Ganzen jedoch fand Isenberg Grund genug, über seine Berliner Studienjahre ein scharfes Urtheil zu fällen; er hatte sich vielleicht über die Maßen von freieren Richtungen beeinflussen lassen, kam sich bei genauerer Prüfung lau und matt vor, konnte wohl von Christo zeugen, hatte aber in aller Stille die Welt lieb gewonnen und war gegen den Missionsberuf ziemlich gleichgiltig geworden. Aus dieser ihm selbst unerträglichen Lage riß ihn die Nachricht von der schweren Erkrankung eines Bruders, dem er zu Hilfe eilen mußte, ohne zu ahnen, daß dessen Pflege unter Umständen der schwierigsten Art ihn Monate lang in Barmen festhalten würde. Es war eine heiße Prüfungszeit, in der er aber unter Gebet und Flehen, in steter Geduldsübung den verlorenen Frieden wieder fand.

Als er den Bruder verlassen konnte, rief ihn (Febr. 1830) die Basler Kommittee als einstweiligen Lehrer des Griechischen in's Missionshaus zurück. Es war ihm eine liebe Aufgabe, die aber bald

zu Ende gieng; denn da die englisch kirchliche Mission einen Uebersetzer für ihre mittelländische Station Malta suchte, wurde Isenberg als der Geeignetste für diese Stelle vorgeschlagen. Der Eintritt in die englische Kirche machte ihm kein Bedenken, das sich nicht leicht heben ließ; er hat auch diesen Schritt niemals bereut. Im December 1830 fuhr er den Rhein hinab nach London, um sich durch arabische und äthiopische Studien für seinen neuen Beruf vorzubereiten und zugleich in der Arzneikunde sich einige Fertigkeit zu erwerben. Als dann Missionar Kugler in Abessinien durch einen Unfall unerwartet schnell weggerafft wurde, beschloß die englische Kommittee, dem dort allein gelassenen Gobat in Isenberg einen Mitarbeiter zu senden (Mai 1832), nachdem er die bischöfliche Ordination erhalten habe.

3. Aufenthalt in Egypten.

Neun lange Jahre der Vorbereitung lagen hinter ihm, als er endlich (Jan. 1833) in Alexandria landete, um den langersehnten Beruf nun wirklich anzutreten. War schon jene Zeit ihm oft lange genug erschienen, so sollte er auf seiner ferneren Laufbahn noch durch größere Geduldsproben geführt werden. Schien es doch lange sein besonderes Loos zu sein, immer sich zu rüsten auf eine geordnete Thätigkeit, nur um im Augenblicke, da sie eben sich vor ihm eröffnen wollte, wieder in das Ungewisse zurückgeworfen zu werden. So ist er nun in Cairo, und lernt Arabisch und Amharisch, in der Absicht, dem geprüften Gobat möglichst bald unter die Arme zu greifen. Aber dieser ist schon auf der Rückreise nach Europa begriffen, von wo seine Wiederkehr nach Egypten abgewartet werden muß. Doch diese Zeit ist nicht verschwendet. Isenberg sieht Gobat und hört von ihm das Wesentlichste über den harten Missionsboden, dessen Bebauung ihre gemeinschaftliche Aufgabe sein soll. Konnte ihm darüber das Herz schwer werden, so freuten ihn andrerseits die Vorboten eines neuen, künftigen Abessiniens, welche in Gobats zwei Begleitern ihm unter die Augen traten. Es waren das die zwei Jünglinge Hadara und Kiddâna Marjam, welche aus Abessinien mitgekommen waren, und herzliche Liebe zu Gottes Wort an den Tag legten.

Ihnen sich mit ganzer Seele zu widmen, war nun das erste eigentliche Missionswerk Isenbergs; mit ihnen trat er auch auf Gobats Rath (Juli 1833) eine Reise nach Jerusalem an, denn wie sollte

ein Abessinier sich in seinem Vaterlande sehen lassen dürfen, wenn er zwar Egypten besucht, die heilige Stadt aber bei Seite gelassen hätte. Und auch für den Missionar war es in Abessinien die beste Empfehlung, Jerusalem gesehen zu haben. So mußte denn die Pilgerfahrt unternommen werden, — Ibrahim Pascha's Eroberung hatte sie gefahrlos gemacht, sie gereichte den beiden Abessiniern zu hohem Genuß und blieb nicht ohne Frucht für ihren Mentor; denn überall, in Egypten und Jerusalem, in Galiläa und Beirut bot sich Gelegenheit, in den Geist und das Leben der Morgenländer tiefer einzudringen und oft in unerwarteter Weise werthvolle Samenkörner auszustreuen. Der Anblick des armen Jerusalem rührte ihn zu Thränen; er fand dort einen amerikanischen Missionar und trat in engere Beziehungen zu dem abessinischen Kloster. Natürlich wurden Bethlehem und der Jordan besucht; die Rückreise gieng über Nazareth, Tiberias und den Karmel durch die Städte Phöniciens. Isenberg begegnete dort einem enthusiastischen Landsmann, der die Pilgerfahrt, welche der junge Missionar vollendet, eben antreten wollte. Der Laie wunderte sich, wenn er nachher darauf zu sprechen kam, über die Ruhe des Geistlichen. Derselbe bekannte offen, ihm sei's auf Golgatha und beim heiligen Grab im Grunde ebenso zu Muth gewesen wie anderswo, und verwies ihn zur Nüchternheit. „Das arge Herz sei überall dasselbe, und auf Reisen scheine es ihm gefährdeter als in der regelmäßigen Berufsarbeit." Es ist das ein Zug, der den soliden Mann schon am Anfang seiner vielen Kreuz- und Querfahrten zur Genüge kennzeichnet.

Isenberg fand bei dieser ersten weiteren Reise durch seine medizinische Praxis da und dort Eingang, lernte gelegentlich auch mit andern als mit geistlichen Waffen umgehen, eine Uebung, die dem afrikanischen Reisenden einmal unentbehrlich ist, und durfte bemerken, daß seine Zöglinge von allerhand Ueberbleibseln des angeerbten Aberglaubens nachgerade freier wurden und das Wesen des Christenthums von menschlichen Zuthaten immer besser unterscheiden lernten. Hadara, der besonders gut deutsch lernte, ist später bis an den Rhein gezogen, wo er (in Beuggen 1838) ein überaus seliges Ende nahm.

Auch sonst war die Wartezeit in Cairo nicht fruchtlos. Außerdem, daß Isenberg sich an der englischen Predigt im Missionshaus betheiligte, richtete er einen deutschen Gottesdienst ein, zu welchem sich die wenigen Landsleute, meist Katholiken, gern einfanden, um den Römerbrief sich erklären zu lassen. Er machte da allerlei Bekannt-

schaften von Reisenden vieler Nationen, natürlich auch von Abenteurern und Betrügern, wie sie sich überall in der Levante umtreiben. Da war z. B. ein preußischer Lieutenant, aus Polen gebürtig, der durchaus evangelisch werden wollte; es kam aber an den Tag, daß er zu gleicher Zeit auch über den Uebertritt zum Islam in Verhandlungen getreten war. Grundehrlich dagegen war ein Dr. K., der in seinem Feuereifer die Muhammedaner straks zu bekehren trachtete, und sich eng an die Mission anschloß, aber am Ende in Geisteskrankheit verfiel und im Nil sein Grab fand. Das Hauptergebniß blieb die Uebung im Arabischen und Amharischen, welche nun endlich verwerthet werden sollte. Denn Gobat kündigte an, daß er bereit sei, von Beuggen, wo er eine Gattin gefunden hatte, nach Abessinien zurückzukehren, und daß auch Isenbergs Braut ihn begleiten werde. Diese, Henriette Geerling von Wesel, war eine Jugendfreundin des Missionars, welche durch seine erste Rede, gehalten noch vor dem Eintritt in die Basler Anstalt, mit zwei andern Freundinnen erweckt und später mit ihm verlobt, im Stillen der Zeit geharret hatte, da es ihr möglich würde, ihm ohne Verletzung heiliger Pflichten zu folgen. Jetzt war sie endlich frei geworden und durfte sich an die Gobats anschließen. Isenberg unternahm noch (Mai 1834) einen Ausflug auf den Sinai, in dessen Kloster er die Bücherschätze theils sah, theils ahnte, die Andere später heben sollten; dann rüstete er sich zum Empfang der Braut und ihrer Begleiter. Am 1. August trafen sie in Alexandrien ein, und Freund Kruse traute das Paar im dortigen englischen Konsulat (4. Aug.), worauf allmählich die Reise nach Abessinien angetreten wurde. Man hat jetzt Mühe, sich in die langsamen Bewegungen jener Zeit zurückzudenken, in die mühsamen Landreisen, die vielfach unterbrochenen Seefahrten auf elenden Segelschiffen, den schwerfälligen Verkehr mit Eingebornen, denen auf die Zeit nichts ankommt. Um so mehr Gewicht wurde damals auf die rechte Ausrüstung für den künftigen Beruf gehalten, auf gründliches Erlernen der Landessprachen und Eingehen in Geist und Sitte der fremden Völker; und hierin hatte Isenberg mit treuem Fleiß das Möglichste gethan.

4. In Tigre.

Langsam bewegte sich die Karawane nach Suez (Oct. 1834); in Dschedda mußte fast einen Monat Rast gehalten werden, ehe sich

ein Boot finden ließ, während doch der erste Besuch eines englischen Dampfboots die Zeit ankündigte, da auch das unberechenbare rothe Meer sollte durchflogen werden. Am 20. Dec. landete man endlich auf der Madreporen-Insel Massawa, und hörte nun das Nähere über die Lage des Landes, das zunächst besucht werden sollte. Hinter jenem heißen Ufer ragt 6— 7000′ hoch das weite Plateauland, welches die Abessinier bewohnen, und zwar zunächst die Provinz Tigre, wo Axum die Ruinen der ältesten Civilisation Aethiopiens birgt, das nähere Adoa aber als Handelsstadt noch am meisten im Flor steht. Der Fürst, Dedschadsch oder Herzog Ubie, hatte aber gerade so viel Aufstände zu bekämpfen, daß sich keine Karawane auf den Weg zu begeben wagte. Gobat erkrankte, und konnte, als nun die Reise möglich wurde, nur mit Mühe hinauf nach Halai, ins abessinische Grenzland gebracht werden. Im April 1835 endlich erreichte man Adoa, aber Gobat wurde immer kränker, und die schwierigen Verhandlungen mit der Regierung und den Priestern des Landes fielen fast ganz auf den Neuling. Er kam in große Noth, denn Ubie entwickelte eine grenzenlose Habsucht, nahm und forderte Geschenke ohne Ende, und zum Gegengeschenk gab er Korn, das man von den Leuten eintreiben mußte, während Alles den Missionar anbettelte und keinem Menschen zu trauen war, nicht einmal dem deutschen Knecht, der mitgekommen war. Centnerschwer lagerte sich das geistige Klima des Landes mit seiner unbeschreiblichen Lügenhaftigkeit und Zuchtlosigkeit um das kleine Häuflein, das sich unterwunden hatte, ihm entgegenzutreten. Isenberg wand sich durch, so gut ers vermochte; was er über die drei Geburten Christi denke, was er von der wichtigen Frage nach der Erkenntniß noch ungeborner Kinder halte, konnte er jedem ohne anzustoßen sagen. Dann lehrte er etliche wissensdurstige Jünglinge das Griechische, hatte Viele ärztlich zu berathen, und beschäftigte sich emsig mit der Tigre-Sprache, in welche ein Debtera (Matthäus) unter seiner Aufsicht das N. Testament zu übersetzen unternahm.

Wäre Gobat im Stande gewesen zu handeln, so hätte wohl sein Plan, dem Kampf mit der in Adoa besonders argwöhnischen Priesterschaft dadurch auszuweichen, daß sich die Missionare zuerst im kleineren Axum niedergelassen hätten, Manches für sich gehabt; man hätte dann, wie er wünschte, in den ersten Jahren sich mit allgemeinem christlichen Unterricht begnügt und die besondere Kirchenform

nicht an den Tag gelegt. Isenberg aber, der nach seinem Gewissen handeln mußte und von Natur zu methodischem Verfahren geneigt war, zog vor, den offensten Weg einzuschlagen: er bat Ubie um Religionsfreiheit und erhielt auch die Zusage derselben (21. Oct), nur daß die Priester aus Landesgesetz gebunden sein sollten. Darauf wagte er es, die erste kirchliche Handlung zu verrichten, indem er den Jüngling Kiddāna mit einem abessinischen Dienstmädchen, die ihm zum Fallstrick geworden war, in protestantischer Weise traute. Eine gewagte Handlung, die ihm nicht mehr vergessen wurde; hieß es doch soviel als kirchliche Rechte über einen Abessinier ansprechen.

Im Febr. 1836 kamen nun zuerst zwei Franzosen ins Land, Tamisier und Combes, saint-simonistische Abenteurer, welchen bald zwei ihrer Landsleute folgten, deren Sitten die abessinischen womöglich an Schamlosigkeit überboten und dem Namen der Europäer große Schmach anhängten. Es fiengen damit politische Intriguen an, welche die schon bestehende Spannung nur vermehren konnten, ohne daß die Missionare ihnen besondere Aufmerksamkeit schenkten. Gobats Gesundheit war so zerrüttet, daß er (1. Sept. 1836) mit dem wandernden Judenmissionar Wolff nach Dschedda zurückkehren mußte, von wo er sich weiter nach Europa begab; er war der abessinischen Mission für immer entrissen. Ein schwerer Verlust, da Gobat in seltenem Grade das Vertrauen auch der Priester besaß und mit einem reicheren Maaß von Initiative und Biegsamkeit für kritische Lagen ausgerüstet war als seine Nachfolger.

An seine Stelle trat (Jan. 1837) C. Blumhardt, und beide Missionare beschlossen nun, sich niederzulassen, indem sie den Platz zu einem Missionshaus kauften und sich ernstlich ans Bauen machten, ohne zu ahnen, welche Handhabe zur Verläumdung diese Unternehmung darbieten sollte. Die Priester wurden nämlich immer feindseliger, weil die von den Missionaren unterrichteten Jünglinge offen gegen den Bilderdienst gezeugt hatten; sie wußten, daß Isenberg die englische Liturgie in die Volkssprache übersetze und im Hausgottesdienst brauche, und erhoben das Geschrei: nicht nur solle eine neue Kirche dem Lande aufgedrängt werden, sondern ein unterirdischer Weg werde vom Missionshaus direkt nach Massawa gegraben, auf welchem britische Rothröcke insgeheim einmarschiren und sich aus dem unheimlichen Hause über das ganze Land ergießen werden.

Als Isenbergs Kindlein — ihrer drei wurden ihm in Adoa

geboren — nach einander wegstarben, versagte man ihnen das Begräbniß auf dem Kirchhof, angeblich, weil sie nicht in der Kirche, sondern nur im Hause getauft seien; der Vater mußte sie im anstoßenden Garten bestatten. Immer lauter wurde das Murren der Priester gegen die Fremdlinge, welche weder die Kirche besuchen noch fasten, sondern regelmäßig die englischen Gebete im eigenen Hause lesen. Gerade das, was Isenberg für die nächste und wichtigste Aufgabe hielt, die Darstellung einer Gemeinde Gottes im eigenen Hause, war den Abessiniern ein nie endendes Aergerniß. Wie man wagen könne, das Abendmahl an einer Stelle zu feiern, da Mann und Weib zusammenleben, konnte auch Ubie nicht begreifen; das 'Brodbrechen hin und her in den Häusern' und andere christliche Entschuldigungsgründe wollten bei ihm nicht haften: „Heißt ihr euch Christen," war immer die Klage, „so machts wie wir; seid ihr Muhammedaner, so baut euch eure Moschee; oder Falaschen, so beobachtet deren Gebräuche." Mit dem Geschenk einer Doppelflinte war dann wohl für den Augenblick ein günstiges Resultat zu erzielen, aber von einer öffentlichen Untersuchung der Frage, in wie weit der protestantische Glaube schriftgemäß und darum auf Duldung berechtigt sei, wollte der Fürst nichts hören. Je mehr sich auch Freunde der Missionare, selbst unter Mönchen, hervorthaten, desto eifriger arbeiteten die Priester; und die Drohung, das Land werde von Europäern unterjocht werden, da die Fremden sich zusehends mehren, fieng an bei Ubie zu haften.

Als Hauptfeind betrachteten die Missionare den Oberpriester (Alaka) der Madhâna Alam Kirche in Adoa. Dieser Mann hatte sich gegen Gobat so freundlich gestellt, daß dieser, als er zum erstenmal das Land verließ, sein Eigenthum in jener Kirche, die als unverletzlich galt, niederlegte. Der Priester aber hatte es sich zugeeignet und, als Gobat wieder ins Land zurückkehrte, die Kirche in Brand gesteckt, damit seine Unredlichkeit verborgen bleibe. Natürlich war von einem solchen Mann bei aller äußeren Zutraulichkeit das Schlimmste zu gewarten, namentlich wenn ihm die ungewohnten Fenster eines europäischen Hauses in die Augen stachen.

Neue Maßregeln wurden allmählich gegen die Fremden ins Werk gesetzt. Der Botaniker Schimper, der würtembergische Lieutenant Kielmaier, Miss. Krapf (Dec. 1837) langten nach einander in Adoa an; sie mußten alle ihre Habe durchsuchen lassen, ob sich nicht etwa — Kanonen darunter befänden; hauptsächlich aber suchte man ihnen ihr

Geld nachzuzählen. Krapf wurde jedoch von Ubie, dem er (Jan. 1838) sich vorstellte, noch scheinbar freundlich empfangen. Aber am Epiphanienfest wurde vom Oberpriester der Bann ausgesprochen über alle, welche die Missionare in ihrem Hause besuchen würden, eine Verordnung, welche Ubie wohl wieder rückgängig machte, als er den Rath der Missionare wegen der Abordnung einer Gesandtschaft nach England und Frankreich nöthig hatte. Doch war das nur eine kurzlebige Laune. Nachdem am 1. März die Herrn d'Abbadie sammt einem römischen Pater Giuseppe Sapeta, einem Manne von schlechtestem Rufe,*) in Adoa angekommen waren, neigte sich schnell das Zünglein der Wage gegen die protestantische Mission; am 9. März wurden die Missionare sammt den übrigen Deutschen, sechs an der Zahl, zum Oberpriester beschieden, der ihnen ankündigte, sie haben sogleich das Land zu verlassen; Ubies Geduld sei erschöpft, er wolle keine Leute von fremdem Glauben, keine Volksverführer länger bei sich dulden. Es zeigte sich nachher, daß der Oberpriester durch ein Geschenk von 100 Thalern den Sendlingen Roms geneigt geworden war, während Ubie erklärte, er selbst habe nichts gegen die Missionare, könne sie aber gegen das Gerede ihrer Feinde nicht mehr schützen. Am 12. März traten die Missionare unter militärischer Wache die Rückreise an, begleitet von dem Wehklagen der Armen, deren viele die Humanität und Dienstfertigkeit der Ketzer in diesen drei Jahren erfahren hatten.

Der französische Konsul G. Lejean hat neulich in einer viel gelesenen Zeitschrift**) eine interessante Darstellung der neuesten abessinischen Geschichte gegeben, welche auch der protestantischen Missionsversuche in einer Weise gedenkt, die hier nicht unbesprochen bleiben darf. Er bezeichnet erstlich Gobat als einen wackern, aufopferungsvollen und geschickten, dabei aber eiteln und leichtgläubigen Mann, der die abessinischen Verhältnisse durch eine ganz falsche Brille angeschaut habe (jamais voyageur n'a vu l'Abessinie à travers un jour plus faux que Mr. Gobat). Isenberg dagegen hat in spätern Jahren über Gobats Tagbuch das Urtheil gefällt, es habe die gute Aufnahme, die es gefunden, wohl verdient. Zwar habe man Gobat der Uebertreibung zu Gunsten des abessinischen Volks beschuldigt, jedoch gewiß mit Unrecht; denn wo er zu rühmen scheine, erzähle er nur Thatsachen, die

*) „Einen jovialen Kapuziner, gewandt, kühn und wohlunterrichtet" nennt ihn Herr Lejean.

**) Revue des deux mondes 1. Nov. 1864.

er, sein Nachfolger, sich so oft habe wiederholen sehen, daß er sie nur unterschreiben könne, wenn auch sein (Isenberg's) Urtheil im Ganzen etwas strenger ausfalle.

„Nach Gobat," fährt dann Herr Lejean fort, „kamen mährische Brüder [!] ins Land, ehrenwerthe Leute, aber ungeschickte Sektirer, die sogleich einen brutalen und plumpen Krieg (une guerre brutale et grossière) gegen alle Traditionen Abessiniens eröffneten. An einem Fasttag tödteten sie eine Kuh und vertheilten das Fleisch an Jeden, der des Wegs kam; ein gemeiner Spott (propos cynique) über die h. Jungfrau machte sie den Tigreern verhaßt und Ubie gewann durch ihre Verjagung die Gunst des Volks." Dergleichen Reden über die Missionare, die bekanntlich Deutsche im Dienst der englisch kirchlichen Mission waren, mögen wohl aus den Kreisen, in denen Herr Lejean sich bewegte, ihm zu Ohren gekommen sein; darum sind sie doch falsch. Zunächst vermischt Lejean in seiner obenhin gemachten Bemerkung die erste Vertreibung der Missionare im J. 1838 mit der schließlichen Ausweisung im J. 1843; daher wir uns hier auf die Abweisung solcher Vorwürfe beschränken, welche sich auf den ersten der beiden Akte beziehen mögen. Isenberg bedauert in seinem Tagebuch, daß die Leute von seinem Gesinde im Disputiren mit Priestern und Anderen nicht zu rechtfertigende Ausdrücke gebraucht haben, die übel vermerkt worden seien, z. B. die Kirchen des Landes seien Götzentempel, Maria sei nichts, die Heiligen seien nichts u. s. w. Solche Worte seien schon ohnehin zu stark und können, wenn in fleischlichem Eifer vorgebracht, nur aufregen und schaden. Eben darum habe er — trotz mangelhafter Kenntniß der Sprache — alsbald (im April 1836) angefangen, allabendlich mit seinen Leuten die Schrift zu lesen, damit sie von unfruchtbarer Polemik zu den Grundlehren des Christenthums sich wenden möchten. Was dann die Sage vom Kuhschlachten betrifft, so ist sie jedenfalls von später Erfindung, denn in den weitläufigen Verhandlungen über die Austreibung der Missionare im März 1838 findet sich noch keine Ahnung davon, so vielerlei den Abessiniern ärgerliche Punkte auch darin berührt sind. Ferner ist die Thatsache nicht außer Augen zu lassen, daß es bei allen Disputen mit den Priestern sich nicht um Lehren oder Gebräuche handelte, welche die Missionare dem Volke aufdringen wollten, sondern um die Rechtfertigung ihrer Freiheit vom abessinischen Herkommen. Weil aber doch das Fasten dem Abessinier eine Hauptsache war, so sei hier erwähnt,

daß einer der Missionare es für seine Pflicht hielt, dem unwissenden Volke zu lieb selbst die Fasten zu beobachten, nur daß er immer erklärte, er thue das aus freier Wahl, nicht weil ihre Kirchengesetze es vorschreiben. Wie dann Isenberg von der Jungfrau Maria redete, wird später geschildert werden. Die Missionare haben sicherlich nicht in allen Stücken fehlerlos gehandelt; aber die Darstellung, die der aufgeweckte Franzose von ihrem Auftreten gibt, ist eine durchaus verfehlte. Waren sie doch weder sanguinische noch diplomatische Naturen, sondern ernste, ehrliche Deutsche, die nach bestem Vermögen sich unter dem ausgearteten Volke heimisch und ihm dienlich zu machen suchten, obwohl sie vom ersten Anfang an der Schwierigkeit und Unsicherheit ihrer Stellung sich vollständig, ja peinlich bewußt waren und es bis zum Ende blieben.*)

Die Vorliebe für literarische Beschäftigungen, welche Isenberg auszeichnete, hat ihn in diesen drei Jahren bedeutenden philologischen Stoff sammeln und Werke verfassen lassen, die auch bei den Orientalisten Deutschlands eine günstige Aufnahme gefunden haben und für Abessinien ein, ob auch erst theilweise eröffneter, doch bleibender Segen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Stimmen aus der Mission über den Aufstand in Jamaika.

Nachdem nun die Kommission, welche die britische Regierung nach Jamaika sandte, um die Ursachen des Aufstands und die Nothwendigkeit der von Gouverneur Eyre zu seiner Unterdrückung ergriffenen Maßregeln zu untersuchen, auf der Insel gelandet ist, dürfen

*) Verschieden freilich von diesen Deutschen war der unberechenbare Joseph Wolff, dessen kurzer Besuch in Abessinien oben erwähnt wurde. Ihm schien namentlich Isenberg nicht rührig genug und zu wenig englisch, während er selbst allerwärts gern Lärm schlug und oft nur seiner mangelhaften Sprachkenntniß und der den Orientalen eigenen Achtung vor allen tollen und excentrischen Geistern sein straffloses Durchkommen zu verdanken hatte. So hatte Wolff in einer Kirche

wir in Bälde einem eingehenden Bericht über die ganze traurige Thatsache entgegensehen. Weil aber die Feinde der Mission über die scheinbare Niederlage derselben sehr unzeitig triumphiren zu müssen glauben, hören wir mittlerweile, wie die Missionare der Insel sich über Morantbay und die dortigen Ereignisse äußern.

Eine Stimme aus dem Lager der Independenten*) glaubt die Ansicht des besten Theils der britischen Nation auszusprechen, wenn sie dem Gefühl der Demüthigung über das schauerliche Rachegericht, das durch britische Hände vollzogen wurde, Worte leiht. „Wer von uns hat nicht geschaudert, als er hörte, daß für 18 ermordete Weiße 400 Neger niedergeschossen oder gehenkt wurden. Nun aber zweifelt Niemand mehr, daß der Getödteten volle 2000 sind; ein Augenzeuge erklärt, diese Zahl werde sich als viel zu nieder gegriffen erweisen. 'Die Truppen schossen nach allen Seiten in den Busch und keiner dachte nur daran, den Verwundeten die geringste Hülfe zu leisten oder die Erschlagenen zu zählen.' Die Zahl der Opfer wird nie ermittelt werden können. Das Schauerlichste aber an der Sache ist, daß Soldaten und Offiziere ihre Lust daran hatten, ohne alle Belästigung Männer niederzuschießen, die keinen Widerstand leisteten und arme Weiber dem Hundert nach zu peitschen. Viel ist geredet worden von einer allgemeinen Verschwörung, während alle Thatsachen beweisen, daß unter den Negern keinerlei Organisation stattfand und eine bewaffnete Macht nirgends zum Vorschein kam; daß die viel besprochene Verschwörung die Ermordung aller Weißen zum Ziel hatte, ist vollends unglaublich, nachdem sich nun herausgestellt hat, daß am Tage des Aufstands die Frauen und Kinder der Weißen, die Aerzte und wer nur irgend den Schwarzen Freundlichkeit erwiesen hatte, von der aufgeregten Menge verschont wurden. Und am 15. Oktober, es war der Sonntag nach dem unglücklichen Mittwoch, berichtet der Gouverneur, der Aufstand sei unterdrückt und nun erst beginnen die Kriegsgerichte ihre blutige Arbeit! Warum nicht die Verdächtigen den gewöhnlichen Gerichten übergeben, nachdem doch anerkannt ist, daß keinem der Soldaten auch nur die Haut geritzt wurde?

---

in Hamassien von den armen Leuten, die seine freien Bewegungen anstaunten, geradezu gefordert, sie sollten ihn als Heiligen knieend verehren und ihm die Füße küssen, weil er dreimal in Jerusalem gewesen sei!

*) The Jamaica Commission, in Evang. Magaz. Jan. 1866.

„Neben Morantbay liegt eine Pflanzung, von welcher die Neger sich auch am Aufstand betheiligten; das heißt: sie brannten und plünderten mit. Dennoch thaten sie ihrem englischen Aufseher zu wissen, es solle ihm kein Leid geschehen, so wenig als seiner Familie, wenn sie sich ruhig verhielten. Er zog sich eine Strecke von der Pflanzung zurück und blieb unbeunruhigt. An jenem Sonntag war schon aller Lärm vorüber; so gieng er entschlossen in die Pflanzung zurück, hielt dort wie gewöhnlich einen Gottesdienst und redete den armen Leuten ans Herz, wie thöricht und sündlich ihr Treiben sei; sie möchten doch zur friedlichen Arbeit zurückkehren. Dieser Rath wurde so gut aufgenommen, daß er schon am Montag Morgen sich wieder auf die Pflanzung begab, um die Neger zu ihren Arbeiten zu vertheilen. Aber während er hingieng, hört er schießen, und sieht den ersten Schwarzen im Blute liegen. Das Dorf findet er von Soldaten besetzt, denen kein Offizier zur Seite steht; und ohne jegliche Untersuchung schießen diese nach allen Seiten, während ein Polizeidiener mit den Fingern deutet: dort ist ein Aufrührer und hier einer. So trieben sie es an Ort und Stelle, tödteten die Männer, peitschten die Weiber und verbrannten die Häuser; ebenso auf dem Marsch. Leute, denen man in keinem Gerichtshof auf ihren Eid hin geglaubt hätte, machten sich ein Vergnügen daraus, die 'Schuldigen' anzuzeigen und sich auf diese Weise ihrer Feinde zu entledigen. — In vielen Generationen hat sich nichts ereignet, das unsere Ehre so tief berührt, wie dieses Spiel mit dem 'Standrecht'; während zu gleicher Zeit die Zukunft eines Völkchens, für dessen Erziehung wir die Verantwortlichkeit vor Gott und Menschen übernommen haben, dadurch aufs schwerste gefährdet ist. Denn wie viele Jahre der gerechtesten und edelmüthigsten Verwaltung werden erforderlich sein, bis der Haß und das Mißtrauen, welche dieses Blutbad gesäet hat, in den Herzen der Schwarzen ausgerottet sind!"

Ein Missionar der Brüdergemeinde schreibt (6. Nov.): „So groß auch die allgemeine Furcht ist, so kann ich doch sagen, daß wir dieselbe nicht theilen. Ich habe das Vertrauen zu den Negern im Allgemeinen, daß sie sich ruhig verhalten werden, und glaube, daß wenn wir angegriffen würden, unsere Kirchleute uns beschützen würden. In allen übrigen Theilen der Insel herrscht vollständige Ruhe."

Im November durfte man auf der Insel noch keine den Negern günstig scheinende Ansicht aussprechen, daher dieser Missionar in Be-

treff des Strafgerichts, das über die Neger ergieng, sich nur ein kurzes Wort erlaubt: „Ohne Zweifel waren auch viele Unschuldige unter der Zahl (der 500 Hingerichteten)." Erst im Dezember hatten sich die Weißen soweit von der allgemeinen Angst erholt, daß das Parlament (Assembly) der Insel die ehrerbietige Frage an den Gouverneur zu richten wagte: wozu die fürchterliche Metzelei eigentlich dienen solle. Seine Antwort lautete im Wesentlichen etwa: „Waret ihr denn nicht ebenso erschrocken über den Aufstand wie ich?"

Freier reden die Sendboten der U. Presbyterianischen Kirche.*) Sie hatten am 6. Dezember sich mit Wesleyanischen und Baptistischen Predigern in St. James vereinigt, das Ministerium um eine besondere Kommission zu bitten, welche über die Ursachen und Folgen des Aufstandes in Morantbay eine Untersuchung anstellen und zugleich die Gründe ausfindig machen möge, „welche für die unbegreifliche Behauptung beigebracht werden könnten, daß die schwarze Bevölkerung im Allgemeinen aufrührerische und mörderische Absichten hege." Sie erklären, warum sie sich nicht früher geregt haben: „Noch im November wäre es kaum gefahrlos gewesen, hätte irgend Jemand auch nur angedeutet, das Strafgericht sei übertrieben scharf oder ungerecht ausgefallen. Wir aber halten es für eine boshafte Lüge, wenn man behauptet, die Schwarzen im Allgemeinen hassen die Weißen. Gerade das Gegentheil ist die Wahrheit. Ich sage mit Ueberlegung, daß ich zum Mindesten eben so viel Vertrauen in die Schwarzen setze, als in diejenigen Bewohner der Insel, welche von meiner Farbe sind. Meine Hausthüre ist nie geschlossen, unsere Fenster stehen Nachts offen wie am hellen Tag. Nie fühlte ich auch nur ein augenblickliches Mißtrauen oder Unbehagen in Betreff der Negerbevölkerung. Mit allen ihren Fehlern sind sie ein friedfertiges Völklein, das manche liebenswürdige Eigenschaften besitzt. Gleichwie ich sie liebe, so glaube ich, daß sie mich lieben; und ich kann nicht zusehen, wie sie verläumdet und zu vielen Hunderten unschuldig gepeitscht und gemordet werden, ohne meine Stimme gegen dieses Unrecht zu erheben. Ich füge bei, daß ihr stilles Benehmen, so frei von Rachedurst, sie in diesen zwei Monaten in meiner Achtung gehoben hat; wie schämen wir uns, wenn wir es mit dem Verfahren Anderer vergleichen, von denen Besseres erwartet werden konnte!

*) United Presb. Miss. Record, Jan. Febr. 1866.

„Uebrigens ist kein Kirchspiel dem Einfluß der Mission ferner gestanden als das so hart betroffene St. Thomas in the East. Dagegen besaß es nicht weniger als sechs Geistliche der Staatskirche, und wir sehen, was diese daraus gemacht haben. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.“ (Thomson.)

„Die Neger sind dort im Ganzen viel unwissender als bei uns (in Manchester); so wurden sie leicht irregeleitet von Leuten, die mehr Verstand hatten als sie. Hier ist die Bevölkerung ruhig und geordnet und vollauf mit der Ernte beschäftigt. Freilich haben wir auch Müßiggänger und Nichtswisser, die gefährlich werden könnten. Aber es ist der größte Unsinn und eine nichtswürdige Verläumdung der Neger, von einem allgemeinen Aufstand zu reden.“ (Hogg.)

„Die Vorfälle im östlichsten Kirchspiel sollen also beweisen, daß der Neger einmal ein unbildsames und unbekehrbares Geschöpf sei, und daß die dreißigjährige Missionsarbeit auf Jamaika geradezu als weggeworfene Mühe angesehen werden müsse. Nichts weniger als das. Die Leute dort haben keine Schulen, die den Namen verdienen, wie der Bericht des Schulinspektors ausweist. Nur zwei kleine Dörfer ausgenommen (in welchen ein wesleyanischer Missionar arbeitete), ist dort kein europäischer Sendbote auf 36 Stunden längs der Küste. So sind die Leute dreißig Jahre auf eine Freiheit ohne Unterricht und ohne den Einfluß christlicher Liebe beschränkt geblieben.

„Was man gegen die Menschheit des Negers vorbringt, wird gerade in der Mission durch Hunderte von Stimmen als nichtig erwiesen. Unsere Schulen z. B. zeigen ihn als Knaben erfolgreich im Wettkampf mit den Weißen, die Preise vertheilen sich gleich zwischen Weißen und Farbigen von gleichem Alter. Unsere Akademieen weisen Neger auf als Primi sowohl in Sprachen als in Mathematik. Zu Tausenden finden wir sie in unsern Gemeinden so wahrheitsliebend, so treu und fleißig, so gottesfürchtig und Christo Ehre bringend, als in irgend welcher Kirche der Welt. Unsere geordneten Missionskirchen sind, jede an ihrem Orte, wie Lichter, die Jamaika's lange sittliche Nacht unterbrechen, und meilenweit um diese Missionsstationen her fühlt man den Einfluß des Evangeliums in friedlichen, wohlgeordneten Familien, in denen Sittenreinheit herrscht nebst geistigem Streben und biederer Treuherzigkeit; wo die Dämmerung jedes Morgens und Abends mit Gesang und Gebet bewillkommt wird; wo das bienenartige Gesumme der Dorfschule und die üppigen Saaten der Neger-

felder den Fortschritt der Civilisation ankündigen; wo die Sonntagsglocke von den herrlichen Thälern, den reichen Waiden und erhabenen Bergen dieser großartigen Insel Tausende versammelt, um Gott anzubeten in seinem Sohne, im Geist und in der Wahrheit. Wohl haben wir, wie in Europa, den Leichtsinn der Einen, die Rückfälle Anderer, die Gleichgültigkeit Vieler und den Abfall nicht Weniger zu beklagen; dennoch dürfen wir uns über das christliche Wachsthum und beharrliche Wohlverhalten von so Vielen freuen, daß wir laut behaupten können: wer die Mission in Jamaika für mißlungen erklärt, macht sich einer elenden Verläumdung schuldig, deren Widerlegung in von der Welt anerkannten Aktenstücken bereits enthalten ist."

Gouverneur Eyre hatte die Ansicht ausgesprochen, der Aufstand habe seinen Ursprung in den gefährlichen und aufregenden Vorträgen von native Baptists, selbsteingesetzten Predigern von schlechter oder keiner Erziehung, die zu träg, um mit den Händen zu arbeiten, lieber umherziehen und dem Haufen zu Gefallen schwatzen. Um diese Leute in Zukunft niederzuhalten, brachte er (November) einen Gesetzesvorschlag ein, der — die englische und schottische Staatskirche, sowie die römisch-katholische ausgenommen — alle andern Gemeinschaften vom 1. Januar 1866 an einer überaus kostspieligen und spitzfindigen Kontrolle unterwarf. Es war ein Donnerschlag für alle diese Missionen, daher die Prediger von vier Gemeinschaften in Kingston in aller Eile zusammentraten und sowohl in den Zeitungen als auch vor dem Gouverneur gegen diese Hemmung jedes christlichen Unterrichts protestirten. Sie erklärten ihm, daß, ehe sie sich diesem unduldsamen Gesetz unterwürfen, sie lieber Kirchen und Schulen schließen und an das britische Parlament appelliren würden. Die Regierung erkannte, daß sie zu weit gegangen war; Stimmen in der Assembly erklärten: im Gegentheil wäre es wünschenswerth, die Verwilligung für die Staatskirchen zu vermindern und jedem der Dissentergeistlichen 100 Pfd. Sterl. Gehalt auszusetzen; denn für die wahre Volksbildung werde doch durch diese das Meiste gethan; gehören ja $^9/_{10}$ der Bevölkerung den Dissenter-Gemeinschaften an! Die Regierung gab nach und ließ ihren Gesetzesentwurf fallen.

In diesen Verhandlungen mit dem Gouverneur haben aber die Missionare anerkannt, daß sie mit ihm über den Charakter vieler Prediger der native Baptists völlig gleich denken. „Diese Leute sind eine wahre Pest. Sie haben allen unsern Kirchen Abbruch ge-

than, die Religion verächtlich gemacht und stehen jedem Fortschritt im Wege. Viele von ihnen sind durchgefallene Studenten, entlassene Klaßführer, wegen Unsittlichkeit abgesetzte Schullehrer, Leute, die sich der Kirchenzucht durch die Flucht entzogen haben und nun anderswo mit leichter Mühe sich ein Ansehen verschaffen wollen." Daß dem Treiben solcher selbsteingesetzter Lehrer durch weise Maßregeln ein Ziel gesteckt werde, dagegen haben natürlich alle Missionare so wenig einzuwenden, daß sie vielmehr eine derartige Beschränkung der bisherigen Lehrfreiheit für eine Wohlthat achten würden.

Nur die Baptisten in England*) halten auch eine solche Maßregel für unnöthig. „Weil ein Schwarzer für gut findet, ohne europäische Oberaufsicht zu predigen oder zu lehren, soll er darum weniger Freiheit haben als der Europäer? Wenn er Aufruhr predigt, kann ihn doch das bisherige Gesetz erreichen. Warum einen gehässigen Unterschied zwischen den Rassen machen, als bedürfe der Neger strengerer Aufsicht denn andere Leute? Die Freunde der Religionsfreiheit in England werden einer jeden solchen Maßregel aufs entschiedenste entgegenarbeiten." Wir können uns weder für einen abstrakten Begriff von Religionsfreiheit begeistern, noch wissen wir genau anzugeben, in welcher Weise der eingestandene Schaden, den eine unbegrenzte Lehrfreiheit in Jamaika gestiftet hat, am besten geheilt und für die Zukunft vermieden werden kann, ohne zugleich das Gute zu hindern; daher beschränken wir uns darauf, die von den Missionaren selbst ausgesprochenen Ansichten neben einander zu stellen.

Die baptistischen Missionare schreiben an ihren Direktor Underhill: „Daß Sie sich der Sache der Armen angenommen haben, ist ein Verbrechen, das Ihnen nie mehr vergeben werden wird. Mit bitterm Haß wird immer dem vergolten werden, der es wagt, dem Neger darzuthun, wie er sich besser stellen könne als durch die Arbeit auf einer Zuckerpflanzung für sechs Groschen oder einen Franken des Tages! Uebrigens sind die sogenannten Underhill-Versammlungen, mit zwei Ausnahmen, nicht in Baptistenkapellen gehalten, noch weniger von Missionaren angeregt worden; vielmehr haben obrigkeitliche Personen den Vorsitz geführt. In allen Kirchspielen, wo die Missionare Einfluß haben, ist die Bevölkerung nicht bloß ruhig, sondern wirklich verlangend, ihre Treue gegen die Regierung und

*) Missionary Herald, Jan. Febr. 1866.

ihren Abscheu gegen das Treiben der Aufrührerischen an den Tag zu legen.

„Aber wie schauerlich ist das Gericht, das über jenen östlichen Distrikt ergieng. Oberst Hobbs Berichte zeigen, wie Leben und Eigenthum des schwarzen Mannes so gar gering geachtet wurden, auch wo kein Schatten von Schuldbeweis vorlag. Noch jetzt (21. Nov.) ist Alles wider uns, weil wir Mitleid mit den Negern haben. Alle unsere Schritte werden bewacht, unsere Briefe erbrochen und die Zeitungen sind — eine ausgenommen — alle bitter gegen uns. Wer ein Wort zu Gunsten der friedlichen Bevölkerung sagt, riskirt gefangen gesetzt zu werden. Dennoch werde ich fortfahren, die Leute, die sich irgend zu uns halten, gegen jede Verläumdung zu vertheidigen.

„Wie es in St. Thomas zu einem solchen Aufstand kommen konnte, ist uns Allen sehr erklärlich. Erstlich wurden die Arbeiter dort überaus gedrückt. Dann ließ man sie ohne religiösen Unterricht; unsere wesleyanischen Prediger strengten sich zwar nach Kräften an, doch waren ihrer nur zwei unter vielen Tausenden; die anglikanische Geistlichkeit aber war leider, was ihre Brüder in englischen Dörfern vor sechszig Jahren waren. Drittens bestund ein großer Theil der Bevölkerung aus neu eingewanderten Afrikanern, denen noch kein Unterricht zu Theil geworden war. Und endlich berichtet der Schulinspektor, daß der ganze Distrikt geradezu als 'schullos' bezeichnet werden kann.

„Die schauerliche Heuchelei, deren man Herrn Gordon beschuldigt hat, ist noch unerwiesen. Daß er im Assembly-Haus und außerhalb desselben ein Agitator war, steht freilich fest; daß er aber durch andere als gesetzliche und friedliche Mittel den Uebelständen abhelfen wollte, dafür mangelt jeder Beweis.*)

*) Das ganze Verhör des unglücklichen Gordon ist jetzt in den englischen Zeitungen veröffentlicht. Wie man ihn des Hochverraths schuldig finden konnte, ist darnach geradezu unbegreiflich. Daß er oft unvorsichtig redete, erhellt freilich klar genug; aber am Ende drehte sich die ganze Frage nach seiner Schuld um den Grund seines Wegbleibens von der Rathssitzung am verhängnißvollen 11. Oktober. Er behauptete, ein Anfall von Katarrh und Dysenterie habe ihn allein abgehalten, wie sein Arzt, Dr. Major, bestätigen würde. Die Richter aber nahmen an, er habe um den bevorstehenden Ausbruch der Volkswuth gewußt und sich nur darum fern gehalten, und ließen sich nicht bewegen, das Zeugniß des Arztes einzuholen. Jetzt hat der schottische Arzt Dr. Fiddes seine Krankheit bescheinigt. In seiner Vertheidigung sagte Gordon unter anderem: „Ich bin

„Jetzt ist das Volk niedergeschmettert; 'unerhört in der Geschichte ist,' wie sich der Gouverneur ausdrückt, 'die Unterdrückung einer so gefährlichen Empörung binnen drei Tagen.' Ein Pflanzer freut sich schon, daß der Aufstand gute Frucht bringe, da die Leute 'für irgend welchen Lohn, den man ihnen biete, zu arbeiten geneigt seien.' Die Nothwendigkeit, das Standrecht zu verkündigen, wird aber noch bewiesen werden müssen. Der Gouverneur hätte es gerne

---

unter Europäern aufgewachsen und habe unter ihnen meine innigsten und vertrautesten Freunde. Ich habe selbst europäische Arbeiter auf meine Pflanzungen eingeführt, damit sie die Schwarzen in Handwerken unterrichten; und statt solche von der Insel auszutreiben, habe ich immer gewünscht, ihre Zahl vervielfältigt zu sehen. Meine ausgedehnten Besitzungen mußten mir doch den Wunsch nahe legen, mein Eigenthum gesichert zu sehen; daher ein Aufruhr meinen Gedanken so fern als möglich liegen mußte. Ich habe beständig das Volk zum Ausharren in Geduld aufgefordert, und erkläre vor meinem Schöpfer, daß ich weder durch Paul Bogle, noch durch sonst jemand von einem bevorstehenden Ausbruch in Kenntniß gesetzt wurde. Ich wußte nichts davon, bis mir ein Polizeidiener in Kingston die erste Nachricht davon gab. Bogle war freilich in politischen Dingen mein Freund; ich bedaure, daß er ein Führer des Aufstands wurde; denn sein Amt verpflichtete ihn zum Frieden und Wohlwollen gegen alle Menschen; aber seine Schritte zu leiten, war ich außer Stand. Der ermordete Baron (von Ketelholdt) war mein alter Freund; und obgleich wir politische Gegner wurden, wünschte ich ihm nie etwas Böses. Bei der letzten Wahl kam es zu unruhigen Bewegungen; da sagte ich ihm: 'wir stehen zwar nicht mehr auf freundschaftlichem Fuße, aber ich hoffe, er werde die Sache einen ruhigen Verlauf nehmen lassen', und ebenso ermahnte ich das Volk, sich doch ruhig zu verhalten. Nie habe ich mir gegen den Gouverneur eine unehrerbietige Aeußerung erlaubt. Ich hoffe, der Gerichtshof wird noch weitere Erkundigungen einziehen, und da keine Klage gegen mich vorliegt, an irgend welchem Aufstand mich betheiligt zu haben, mich den regelmäßigen Gerichten in Kingston übergeben." Statt dessen erklärte das Kriegsgericht die Anklage für bewiesen und verurtheilte ihn zum Tode! Doch auch in seiner Vertheidigung blickt die ungesunde Denkweise des armen Gordon durch. Zu der Behauptung: Rachegedanken lagen mir immer fern, gesellt er den bezeichnenden Ausspruch: I was a most chastened spirit, ich war ein sehr gezüchtigter, in Gottes Zucht gehaltener Geist! Wie wenig kannte er doch sein eigenes Herz! Nur wenige Wochen vor dem Aufstand hatte er z. B. in Watsonton eine seiner politisch-religiösen Versammlungen gehalten und dazu, ohne den Missionar Rowden auch nur zu fragen, die Kapelle der Wesleyaner benützt. Die Folge seiner aufregenden Reden war, daß die Leute ihren bisherigen Lehrern abhold wurden und der Schulbesuch von 45 auf 5—3 herabsank, während fast Niemand mehr Sonntags zur Kapelle kam. Gordon mochte das nicht beabsichtigt haben, aber welche Plage für die Insel ist doch der begabte, wohlmeinende, zuletzt wie uns scheint, etwas geisteskranke Mann geworden!

noch länger fortbestehen lassen, aber er mußte der allgemeinen Stimme nachgeben; und nun werden die gefangenen Prediger nach einander entlassen, indem man ihnen ruhig sagt, es liege nichts gegen sie vor. Allein die Assembly hat ihm das Recht zuerkannt, nach Belieben irgendwo das Standrecht zu proklamiren; und so lange dieses Gesetz gilt, sind wir unsers Lebens nicht sicher. In der Stadt wagt kaum Jemand, seine Ansicht gegen seinen nächsten Nachbar zu äußern; auf dem Lande steht es besser, doch lassen wir noch die Missionsstunden ausfallen, um jedem bösen Schein auszuweichen."

Der schwarze Baptistenprediger Palmer war am 20. Oktober in Kingston verhaftet worden. Ohne ihm nur die Anklage gegen ihn mitzutheilen, wurden ihm die Stiefel ausgezogen, die Haare abgeschnitten, die Hände gebunden, worauf man ihn erst in die Kaserne, dann auf ein Kriegsschiff brachte, um ihn mit andern in Fesseln zu legen. Wenn er natürlicher Bedürfnisse halber sich vom Vordertheil des Schiffes hinabließ, warf man ihm einen Strick um den Hals, den ein Offizier so fest zuhielt, daß dem Prediger fast der Athem ausgieng. Am 2. November führte man alle Gefangenen nach Morantbay, wo einige sogleich gepeitscht, die andern in elenden Zellen eingesperrt wurden, bis sie alle erkrankten und einer an den Folgen der Mißhandlung starb. Täglich führte man sie an den Galgen, um den Hinrichtungen in Masse zuzuschauen, und versicherte sie, die Reihe werde bald an sie kommen. Alles, ohne daß Palmer sich auch nur auf einen Grund besinnen konnte, außer etwa, daß er geäußert hatte, Dr. Underhills Beschreibung vom Zustand der Insel sei wahrheitsgetreu. Erst am 21. Dezember wurde ihm und andern angekündigt, sie können jetzt nach Hause gehen!

Am strengsten sprechen sich die Wesleyaner*) über den Charakter der Neger in Morantbay aus. Sie hatten fünf Agenten im Osten der Insel, darunter nur Einen weißen Prediger, Foster, der etliche Tage vor dem Aufstand Krankheitshalber abgereist war. Von den andern wird mit Bedauern anerkannt, daß auch einige ihrer Glieder sich von der rohen Masse der Aufrührer so weit anstecken ließen, daß sie mit ihnen zu Grunde giengen. Ihre wirkliche Schuld oder Unschuld werde wohl nie ans Tageslicht gebracht werden können. Der farbige Prediger Foote, der freilich auf die erste Drohung hin

*) Miss. Notices. Jan. Febr. 1866.

floh, ist so entmuthigt, daß er seine 25jährigen Bemühungen, „in den Schwarzen ein christliches Gewissen herzustellen", — einige wenige gelungene Bekehrungen und selige Heimgänge, die er erleben durfte, abgerechnet — geradezu für verfehlt ansieht. Andere, wie Parnther, waren glücklich im Retten bedrohten Lebens; er brachte mit einigen seiner Leute den anglikanischen Geistlichen, Cooke, und Ketelholdt's Wittwe in Sicherheit. Die Missionshäuser und Kapellen wurden von den Aufrührern verschont.

Daß die ungebildeten native Baptists eine große Schuld tragen, steht bei den Wesleyanern fest. Einer dieser selbstgeschaffenen Prediger soll einmal gesagt haben: „Ich bin schwarz und ihr seid schwarz und ihr solltet für eure Farbe einstehen. Die Schwarzen sind gegen die andern wie sieben gegen Einen, und sie sollten die Insel haben." Auch wurden Gerüchte verbreitet, als wünsche die Königin, die großen Pflanzungen würden endlich vertheilt und den Schwarzen übergeben. Der Haufen der Aufrührerischen bestand übrigens aus den schlechtesten Sonntagsentheiligern, Säufern und Obiamännern, dem Abschaum der Neger.

Harding, der noch im Oktober an der Grenze des unruhigen Distrikts hinreiste, machte dort liebliche Erfahrungen von der Anhänglichkeit seiner Neger. „Wie teuflisch," konnte Einer sagen, „die Schwarzen gegen die Weißen aufzuhetzen, das kommt von denen, die sich selbst zu Predigern machen. Wir wissen nichts mehr von Farbe; für Schwarzmann und Weißmann dasselbe Gesetz. Was wollen die Wühler? Gesetzt, alle Weißen wären ermordet, was sollten wir thun? Wir können ebensowenig ohne die Weißen leben, als sie ohne uns. Gott sei Dank für unsere Kirche und den Unterricht, und für die Regierung, die uns schützt!" Ein Anderer: „Jene wollen, die Königin sollte uns Geld schicken. Und wie, wenn sie es thäte? Würden sie es nicht bald aufbrauchen und mehr verlangen? Kann die Königin Jedermann in allen Ländern zu essen geben? Die Bibel sagt, wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Die Königin schützt unser Leben und Eigenthum, was brauchen wir mehr?" Wieder Einer: „Dieß Ding muß aufhören; wir ruhen nicht, bis jeder Funke ausgetreten ist." Diese Leute patrouillirten die Grenze entlang Tag und Nacht ohne Unterbrechung, bis alle Gefahr vorüber war, und Harding fühlte sich unter ihnen so ganz zu Hause, wie bei den Seinigen.

„Uebrigens dürfe man zweifeln," schreibt Edmonson im Novem-

ber von Kingston, „was schlimmer sei, die Krankheit oder die Arznei. Sechs von den Unsern wurden hingerichtet, die Meisten, weil sich etliche geplünderte Gegenstände bei ihnen fanden. Aber 44 weitere Namen mußte ich von den Klaßlisten streichen, die von den Soldaten auf ihrem Marsch durch die Dörfer erschossen wurden! Ach warum?! Sehr viele treue Mitglieder haben große Verluste erlitten durch die Zerstörung ihrer Häuser, die Wegnahme ihrer Kleider und aller ihrer Habe; denn die Soldaten und Maronen thaten ihr Zerstörungswerk, ohne viel Unterschied zu machen." — „Die Arbeiter der Hordley-Pflanzung, welche ihren Aufseher, Harrison, sammt seiner Familie und etlichen Damen so entschlossen vertheidigten (s. Miss.-Mag. 1866, S. 45), sind Glieder unserer Gemeinde in Bath. Die Eigenthümer der Pflanzung haben ihnen durch ein besonderes Geschenk ihren Dank abgestattet, wie sie auch schon vor zwei Jahren zum Bau eines Schulhauses freigebig beigesteuert haben. Wir können nur Gott danken, daß unsere Leute hier herum sich so gut gehalten haben."

Im Ganzen erklären auch die Methodisten: „Keine Rede davon, daß die Mission an den Negern als fruchtlos anzusehen wäre! Wir haben lebendige Briefe genug um uns, abgesehen von so vielen durch ein gutes Zeugniß verklärten Todtenbetten, um solche Reden zu widerlegen. Nur das ist bewiesen, daß ein Sklavenvolk nicht in einer Generation völlig umgewandelt werden kann, und daß Jamaika noch immer als ein Missionsfeld zu betrachten ist. Möge auch dieser traurige Aufstand, indem er die allgemeine Aufmerksamkeit auf Jamaika lenkt, am Ende wie Pauli Gefangenschaft nur mehr zur Förderung des Evangelii gerathen!"

Die kirchliche Missionsgesellschaft, die früher volle 22 Stationen auf der Insel errichtet hatte, sah sich schon im Jahre 1842 veranlaßt, dieselben aufzugeben, worauf die meisten ihrer Missionare Pfarrer unter der Aufsicht des anglikanischen Bischofs wurden. Man hätte denken können, nach all den Wechseln von 23 ereignißreichen Jahren werde diese Arbeit unter den Negern Jamaika's nahezu verschollen sein. Aber noch im Mai 1865 machten sich die dankbaren Schwarzen auf und sandten der kirchlichen Mission einen Beitrag von 960 fl. Ein Neger konnte z. B. seinem Pfarrer 2 fl. bringen mit der Erzählung: „Prediger, in den letzten zwei Jahren ist mir's nicht gut gegangen. Ich hatte Händel mit meinen Nachbarn und das Wenige, das ich durch den Verkauf meines Kaffees gewann, gieng

im Proceß auf. So wurde ich unwillig und hörte auf zur Kirche zu gehen. Jetzt aber merke ich, daß man einen Segen davon hat, den Missionaren zu helfen; ich sagte zu meiner Frau: 'Wir haben keinen Segen, sondern ein Fluch ruht auf uns. Wir hatten schon bessere Zeiten und sollten die alten Tage zurückzubringen suchen. Also müssen wir uns zusammennehmen und etwas für die Missionare geben.' — Aber, meinte sie, wir haben ja nichts im Hause, keinen Sechstelsthaler. — 'Doch haben wir Yams auf dem Acker,' erwiederte ich; und so giengen wir, etliche auszugraben, die haben wir gestern verkauft, und da sind die gelösten 2 fl."*) — Ebenso berichtet ein Missionar der Ausbreitungsgesellschaft**) von lieblichen Erfahrungen, die er in 18jährigem Dienst auf der Insel machen durfte. Als er seine Arbeit begann, bestand noch kein Hausgottesdienst in irgend einer Familie seiner Gemeinde; zuletzt konnte er keinen Morgenritt mehr machen, ohne die fröhlichen Stimmen des Gebets und Lobgesangs zu vernehmen. Schulhäuser und Kirchen erstanden da und dort durch die Gaben der Gemeinde. Ihm steht der Satz fest: „Der Missionssinn ist doch einer der besten Beweise für den Zustand irgend einer Bevölkerung." Wenn man also bedenke, was der Stand der Dinge unter der Sklaverei gewesen sei, müsse man bekennen, daß auf Jamaika Großes geschehen sei.

Damit glauben wir unsere Ueberschau über das bedauernswerthe Ereigniß schließen zu können. Wir erwarten kaum, daß der Eindruck, den diese Berichte zu machen geeignet sind, durch das schließliche Urtheil der Kommission eine wesentliche Veränderung erleiden werde.

An eine allgemeine Verschwörung der Neger glauben wir nicht. In Tinneweli sagte schon vor Jahren ein Missionar zu einem frommen Beamten, mit dem er in einer Landgemeinde zusammentraf: „Sie sehen, wie vertraulich die Leute mit uns verkehren; Eines sollten doch auch Ihre ungläubigen Kollegen als eine Frucht der Mission anerkennen: wo unser Werk Wurzel geschlagen hat, ist wenigstens eine bedeutende Verschwörung gegen die Regierung nicht mehr denkbar." Der Beamte drückte ihm die Hand und erwiederte: „Da haben Sie einmal recht. Wollte Gott, wir könnten auch wie Sie mit dem Volke verkehren oder machten uns wenigstens die Erfahrungen der Missionare

*) Ch. Miss. Intelligencer, Oct. 1865.
**) Mission field, Oct. 1865.

besser zu nutz." Eine allgemeine Verschwörung auf Jamaika, von der die Missionare nichts wüßten, ist geradezu eine Unmöglichkeit.

Doch hat auch die Mission etwas aus diesen Vorgängen zu lernen. Wir gehören nicht zu denen, welche sich vor unbeschränkter Religionsfreiheit fürchten; gewiß aber liegt es im Interesse des Evangeliums, daß neben und mit der Freiheit der Sinn für Zucht und Ordnung gepflegt und entwickelt, daß der Zersplitterung der evangelischen Kirchen durch gemeinsame Maßregeln aller Redlichen, vor allem auf dem Missionsfelde, entgegengearbeitet werde. Wo, wie in dem gesegneten Westen der Insel, die Missionen einigermaßen dick gesäet und unter sich eng verbunden sind, kann dem Treiben selbstgeschaffener und selbstsüchtiger Freiprediger mit Erfolg entgegengearbeitet werden. Möge auch am Ostende die Mission mit neuem Ernste eintreten und mögen alle, die sich daran betheiligen, ihr Werk in der Einigkeit des Geistes treiben!

Zwei langsam Bekehrte.

„Sehet an, lieben Brüder, euren Beruf: nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen. Sondern was thöricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schanden mache, und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er zu Schanden mache was stark ist; und das Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählet, und das da nichts ist, daß er zu nichte mache was etwas ist, auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme." Mit diesen Worten beschreibt der Apostel die Wirkung der ersten christlichen Missionen. Gleich einer Schlingpflanze, die sich zuerst um das Fundament einer Säule windet, sich dann aber höher und höher an derselben hinaufrankt und endlich den Schmuck und die Zierde des Kapitäls bildet, findet auch in unsern Tagen noch das Christenthum seinen ersten Stützpunkt in den untersten Schichten eines Volkes, in den Elenden und Gedrückten, aber allmählich erfaßt es alle menschlichen Gefühle und entfaltet seine Blüthen auch auf den Höhen der menschlichen Gesellschaft. Gewiß

ist es eine schöne Ausgleichung, daß denen, welche die meiste äußere Trübsal haben, zuerst das göttliche Geheimniß geoffenbart wird, das den rechten Trost bringt in aller Trübsal, und daß Gott „die Armen auf dieser Welt erwählet hat, die im Glauben reich sind, und Erben des Reichs, welches er verheißen hat denen, die ihn lieb haben." So waren es auch in Indien die niedern Kasten und einfache, rauhe Volksstämme, unter denen das Christenthum zuerst Wurzel faßte. Die meisten der bis jetzt Bekehrten sind aus den Schanars in Tinneweli, den Sklaven von Travankor, den Bauern von Krischnagarh, den Kols in Tschota Nagpur und den Karenen in Barma gesammelt worden. Man hat dieß den neueren Missionen schon wiederholt zum Vorwurf gemacht, anstatt vielmehr eine Aehnlichkeit mit dem apostolischen Zeitalter und somit einen Beweis ihrer Aechtheit darin zu erkennen. Aber obgleich niedrig in seiner Erscheinung soll das Christenthum dennoch auch die Starken zum Raube haben; und es fehlt nicht an Zeichen, daß für Indien die Zeit gekommen ist, in der es seinen Einfluß auf die gebildeteren und intelligenteren Volksklassen auszudehnen beginnt. „Es hat ihre Aufmerksamkeit erregt, ihre religiösen Gefühle wach gerufen, tiefe Befürchtungen und heftigen Widerstand erzeugt und da und dort eines ihrer Glieder zum Gehorsam der Wahrheit gebracht." Für diese letztere Behauptung mögen zwei Beispiele sprechen. Das eine — schon siebzehn Jahre alt — hat seine Aechtheit bereits bewährt; das andere — von neuerem Datum — sei mit den lieblichen Hoffnungen, die sich daran knüpfen, der fürbittenden Theilnahme unserer Leser empfohlen.

I.

In der dem Hindu heiligen Stadt Benares*) steht an einem Zufluß des Ganges und nur fünf Minuten von dem heiligen Strome selbst entfernt, ein massives Haus, dessen Fenster und Thüren nach orientalischem Styl auf den geschlossenen Hofraum gehen. Ein Tempel in der Mitte des Hofes versammelt die Familie zu ihren Andachtsübungen, die in Reinigung der Bilder mit heiligem Wasser, Opfern von Reis, Blumen u. dgl. und der Wiederholung heiliger Namen und heiliger Sprüche bestehen. Reizend ist die Lage dieses Besitz-

*) Das Folgende aus Dwij, by Rev. W. Smith, Ch. Miss. Record Nov. 1865 und Ch. Miss. Intelligencer Febr. 1866.

thums am Südende der goldenen Stadt mit ihren tausend Tempeln, zwischen denen die vergoldeten Kuppeln zahlreicher Moscheen in den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne wunderbar erglänzen, während so weit das Auge reicht, an den schönen Treppen der Badeplätze (Ghats), Tausende mit aufgehobenen Händen die Erscheinung des Gottes begrüßen und ihm in tiefer Ehrfurcht das Wasser der Ganga darbringen, deren Ursprung ihrer Meinung nach im Himmel ist. Am jenseitigen Ufer des göttlichen Stromes dehnt sich unabsehbar eine schöne, wellenförmige und wohl angebaute Landschaft aus, reich besät mit Dörfern, zwischen denen sich schlanke Dattel- und Fächerpalmen erheben, und geschmückt mit der fürstlichen Residenz und den Gärten des Radscha von Benares.

In jenem Hause wohnte vor etwa zwanzig Jahren mit seinen beiden Söhnen ein verwittweter Mahratta-Brahmane, das Haupt einer größeren Familie. Er hatte, obgleich er das Gehöfte nicht verließ, der Welt entsagt, und verbrachte seine Zeit mit Andachtsübungen und Betrachtungen über göttliche Dinge. Sein Bruder, ein schlauer, thätiger Mann, besorgte die Familien-Angelegenheiten und war zugleich Almosenpfleger eines indischen Fürsten, dessen Freigebigkeit alle armen Mahratta-Brahmanen speiste, die sich mit einer einzigen Mahlzeit des Tags begnügten. Sein jüngerer Sohn, ein Knabe von zwölf bis vierzehn Jahren, besuchte die Missionsschule von Benares. Der ältere, Dwidsch (Zweigeborner), erhielt seine Ausbildung nicht in der großen, von der Regierung unterhaltenen Sanskritschule, deren Kosten aus einem von dem früheren Radscha von Benares eigens hiezu gestifteten Fonds bestritten werden, sondern wie die meisten jungen Männer, die das vermögen, durch einen Privatlehrer. Körperlich nicht gerade stark, war er von sanfter Gemüthsart und vereinigte mit glücklichen Anlagen und bedeutenden Kenntnissen in der Sanskritsprache, die er schrieb und sprach, Wißbegierde und großes Selbstvertrauen.

Wie die seiner Familie, so war auch seine besondere Schutzgottheit Mahadew (Schiwa); durch längeres Nachsinnen irre an ihr geworden, erwählte er sich jedoch später Wischnu. Darnach kam ihm in den Sinn, welch ein verdienstliches Werk es doch wäre, die Missionare durch geschickte Einwendungen zum Schweigen zu bringen und sie dann aufzufordern, daß sie das Land verlassen oder aber sich auf den Unterricht der Christen beschränken.

In dieser Absicht betrat er das Haus von Missionar Smith, doch nicht, um wie er geträumt, es in stolzem Siegesbewußtsein zu verlassen. „Was sind wohl die Ursachen des menschlichen Elends? Wie ist dieses Leben überhaupt zu betrachten, als ein Stand der Prüfung oder in anderer Weise?" auf diese Fragen erbat er sich am folgenden Tage schriftlich die Antwort vom christlichen Standpunkte aus. Sie wurde ihm gegeben, aber elf Monate verstrichen und der Missionar hörte nichts mehr von seinem Besuch. Es hatten schon so Manche ähnliche Fragen an ihn gemacht und waren dann weggeblieben, daß er jene einmalige Erscheinung beinahe vergessen hatte, als im April 1845 Dwidsch wieder vor ihm stand, um von nun an seine Besuche häufiger zu wiederholen. Smith widmete ihm einen großen Theil seiner Zeit und glaubte manchmal zu spüren, daß das Herz des jungen Hindu von der Wahrheit getroffen und sein Glaube an die Götterlehre seines Volks erschüttert sei. Aber lange und hartnäckig vertheidigte Dwidsch die Burg seines Unglaubens. Auch nachdem er den Hinduismus bereits als unhaltbar aufgegeben hatte, weigerte er sich noch immer, das Christenthum als die einzige Hoffnung des Sünders anzunehmen; und der Missionar hätte an der schweren Aufgabe, dem Jüngling aus dem endlosen Labyrinth seiner Zweifel und Spitzfindigkeiten herauszuhelfen, verzagen müssen, hätte er nicht gewußt, daß was bei den Menschen unmöglich ist, Gott möglich ist, und sich der theuren Verheißung getröstet: „Die Blinden will ich auf dem Wege leiten, den sie nicht wissen; ich will sie führen auf den Steigen, die sie nicht kennen; ich will die Finsterniß vor ihnen her zum Licht machen und das Höckerichte zur Ebene. Solches will ich ihnen thun und sie nicht verlassen." O welche Ermuthigung war es ihm bei den vielen heißen und oft auch peinlichen Unterredungen, als Dwidsch einst das Geständniß entschlüpfte, daß er angefangen habe zu beten! In der Missionsschule, wo die meisten Zusammenkünfte mit Dwidsch stattfanden, las er dann einmal die Bergpredigt durch (es war im November) und erkannte die Macht dieser Worte aufrichtig an. Aber noch immer las er die heilige Schrift, wie so viele Christen in unsern Tagen, mit dem geheimen Wunsche, Widersprüche in ihr zu entdecken zur Entschuldigung seines Unglaubens; noch immer wollte sein Herz sich nicht beugen unter den Gehorsam der Wahrheit. Wäre in jener Zeit schon Colenso's Werk über die fünf Bücher Mose geschrieben gewesen und ihm in die Hände gefallen, so hätte der Geist des Un-

glaubens, der in ihm um die Herrschaft rang, daraus reiche Nahrung gesogen. —

Dwidsch las und las und kam endlich an das Kleinod des ganzen Evangeliums, an die Rechtfertigung allein durch den Glauben an Jesum Christum, „welchen Gott hat vorgestellt zu einem Gnadenstuhl durch den Glauben in seinem Blut." Ohne besondere göttliche Bewahrung ist ein im Hinduismus aufgewachsener Gelehrter immer in großer Gefahr, über dieses unbegreifliche Geheimniß so lange zu grübeln und zu philosophiren, bis sich ihm der Geist und die Kraft desselben verflüchtigt. Nun aber war für Dwidsch die Zeit gekommen, in der der gute Hirte sein verlorenes Schaf suchte und es fast gegen seinen eignen Wunsch und Vorsatz aller List und Macht des Satans zum Trotz in seine Hürde brachte. Er bekannte offen, daß er seine Sündhaftigkeit fühle — freilich mehr nur im Herzen als mit der That; aber wenn die böse Quelle bei ihm nicht wie bei den gröbsten Verbrechern hervorgebrochen sei und alle Schranken niedergerissen habe, so sei das nur, weil ihn Gott in günstigere Verhältnisse gestellt oder körperlich anders organisirt habe, also lauter „Gnade". Bald zeigte sich's nun, daß das Christenthum bereits sich tiefer in sein Herz gesenkt hatte, als er selbst es wußte. Er konnte nicht länger schweigen, suchte seine Freunde von ihren Irrthümern zu überzeugen, und führte zwei junge Brahmanen, Pandits wie er selbst, bei Miss. Smith ein. Was er für Andere that, scheint das Mittel geworden zu sein, ihn selbst von der letzten Fessel des alten Unglaubens zu befreien. Freudig erklärte er jetzt, alle seine Zweifel seien verschwunden, und er sei fest entschlossen, ein Christ zu werden.

Damit begann für ihn die Feuerprobe häuslicher Verfolgungen, welche alle Hindu's höherer Kaste bei ihrer Bekehrung zu bestehen haben, und womit gleich auf der Schwelle ihres Glaubenslaufes ihre Festigkeit geprüft wird. Der weltentsagende Vater stand der Familie ziemlich ferne; eine um so hervorragendere Stelle nahm aber der Onkel ein. Sobald dieser von dem Entschluß seines Neffen hörte, rief er alle Freunde aus der Stadt zusammen, um ihn wo möglich auf den rechten Weg zurückzuführen. Dwidsch's Guru oder geistlicher Führer, verhindert selbst zu kommen, sandte seinen Sohn. Was wußte dieser nicht alles vorzubringen! Sollte es wirklich möglich sein, daß ein vernünftiger Mann die Thorheit begienge, ein Christ zu werden, und dadurch sich selbst ins Verderben zu stürzen und seine

Familie mit Schmach zu bedecken! Welch Uebermaß von Stolz und Hochmuth gehörte doch dazu, sich einzubilden, man verstehe mehr von Religion als die ganze übrige Welt! Hielt sich Dwidsch vielleicht für weiser als die göttlichen Lehrer, die Rischis, daß er daran dachte, die alten Wege, die sie gepriesen, als falsch zu verlassen? — „Beweise mir, daß sie richtig sind und das Christenthum falsch, so will ich gerne bei euch bleiben," erwiederte dieser.

„Du mußt in diesen Dingen dein eigenes Urtheil aufgeben und in den Wegen wandeln, die deine Väter vor dir gegangen sind."

„„Du erlaubst mir für alle weltlichen Dinge meinen Verstand zu gebrauchen und mein eigenes Urtheil zu haben; meine Seele und mein ewiges Wohl aber soll ich einzig der Leitung Anderer anvertrauen, und zwar der Leitung Solcher, die mit sich selbst und Andern in fortwährendem Widerspruch stehen. Ist das nicht hart?""

„Ich bin diesen ganzen Weg in der Hitze hergelaufen, um dich zur Vernunft zurückzubringen, und du hörst nicht einmal, was ich sage. Geh augenblicklich, wirf dich deinem Onkel zu Füßen, bekenne dein Unrecht und deine Thorheit und versprich ihm Besserung."

In dieser Weise gieng die Unterredung fort, bis des Guru's Sohn endlich wüthend das Haus verließ. Erst gegen neun Uhr Abends kehrte der Onkel heim. Lange schien er Dwidsch nicht zu beachten, dann redete er ihn in mildem, freundlichen Tone an. Er sagte ihm, wie er ihn als sein eigen Kind liebe, bat ihn, nicht nur an sich allein zu denken, sondern auch an Alle, die ihm theuer seien, und deren Herzen er brechen werde durch den Schritt, den zu thun er im Begriff sei. Tief bewegt antwortete der junge Gläubige, er könne nicht anders, er müsse thun, was er vor Gott als recht erkenne, und er selbst, der Onkel, werde ja nicht wollen, daß er heuchlerisch seine Ueberzeugung verläugne und was nicht seine Ueberzeugung sei bekenne. — Nein, das sollte er allerdings nicht, aber eine eigene Ansicht über göttliche Dinge haben sollte er nach des Onkels Meinung eben so wenig. „Wie! sind denn alle Pandits und Weisen ausgestorben, daß du zu den Engländern gehst, um Religion zu lernen?" rief er zornig, und Verwünschungen über Verwünschungen auf das Haupt des Missionars häufend, gerieth er endlich in solche Wuth, daß Dwidsch ihm erschrocken zu Füßen fiel und ihn mit aufgehobenen Händen um einen oder zwei Tage Bedenkzeit bat.

Das waren bange Tage für den Missionar. „Ich fürchte, daß

Dwidsch zögert und zögert, bis sein Herz wieder hart wird und der Geist Gottes von ihm weicht. O Gott! sei ihm gnädig um Jesu willen!" schrieb er damals.

Nun verrieth aber ein falscher Freund, für dessen Bekehrung Dwidsch große Hoffnung gehabt hatte, dem Onkel, daß dieser ihm schon wiederholt seinen festen Entschluß erklärt habe, ein Christ zu werden. Der Zorn des Onkels über diese Eröffnung kannte keine Gränzen. Er schlug den Neffen erbarmungslos, schloß ihn in ein Zimmer ein und zwang ihn durch seine schonungslose Härte endlich, das Haus zu verlassen und in einem andern Theil der Stadt ein Obdach zu suchen. Seine Frau durfte ihm nicht folgen, und nur um so heftiger tobte jetzt der häusliche Sturm. Alles das ließ Dwidsch mit christlicher Sanftmuth über sich ergehen, es war, als dächte er an nichts und als fühlte er nichts als seine eigene Sündenhaftigkeit. Doch war ihm noch eine andere, schwerere Probe vorbehalten.

Einer der beiden jungen Pandits, die Dwidsch bei Miss. Smith eingeführt hatte, schien so ergriffen von der Wahrheit des Christenthums, daß er seine Verwandten verließ, um das Loos seines Freundes zu theilen; plötzlich aber kehrte er wieder zu seinem Volk und seinen Göttern zurück. Das war die Stunde, in welcher Satan den Schwergeprüften, Niedergeschmetterten zu sichten begehrte; und eine Zeitlang stand es auf der Wage, ob er nicht dem Beispiel des Freundes folgen werde. Die natürlichen Gefühle erwachten mit neuer Macht und stritten gegen die zu bringenden Opfer und gegen die Trennung von Allem, was ihm auf Erden theuer war. Der letzte Blick seines Vaters, jener kummervolle, vorwurfsvolle Blick voll Todesschmerz gieng ihm nach bei Tag und Nacht; wachend und schlafend konnte er es nicht los werden, das Bild des trauernden, unglücklichen Vaters. „Ich muß, ich muß zurück!" erklärte er endlich dem Missionar.

Und er kehrte zurück, aber nicht im Frieden. Der Herr hatte ihn zu lieb, um ihn Ruhe finden zu lassen ferne von sich. Während Smith auf einer Reise nach England des noch Schwankenden mit heißen Gebeten vor Gott gedachte, und sein Onkel ihn bereits als wiedergewonnen betrachtete, reifte in ihm der Entschluß, den entscheidenden Schritt endlich zu wagen und sich taufen zu lassen. Er bat den Missionar nur, daß es in Dschanpur und zwar schnell geschehen möchte. Am 12. März 1848 fuhren sie zusammen in einem Ochsenwagen nach dieser Stadt und Dwidsch erhielt in der heiligen Taufe den

Namen Nehemia Nilakanth, unter dem er seither als lebendiger Christ Vielen bekannt geworden ist. Einige Tage nachher erschien in der Hindustani Zeitung von Benares folgende Notiz: „Am 12. dieß gieng der Sohn eines sehr geachteten Mannes von hier nach Dschanpur, gerieth dort irrthümlicher Weise auf einen verderblichen Weg und hat mit den Christen gegessen und getrunken."

Er hat sich seither durch seine Forschungen über die philosophischen Systeme der Indier*) auch bei europäischen Gelehrten Anerkennung erworben; der Maharadscha Dalip Sing nahm ihn 1855 mit sich nach England, wo er sich auch mit deutscher Denkweise bekannt machte und befreundete; einmal drang es ihn, auch nach Irland überzusetzen, einzig um mit dem gelehrten Erzbischof Whately über einige theologische Fragen, die ihn anfochten, sich zu besprechen. Mit erweitertem Gesichtskreis und gleich warmem Herzen kehrte er in sein Vaterland zurück. Seine besondere Lust und Gabe aber blieb der Umgang mit denkenden Jünglingen und Männern, die durch allerhand Irrgänge doch dem Lichte zustreben, aber sich mit keinem Schritt übereilen wollen.

II.

Drei Jahre etwa sind nun verstrichen, seit Nehemia die Stadt Dschabalpur in Central-Indien besuchte, und dort einen jungen muhammedanischen Gelehrten kennen lernte, der sich so ziemlich in dem gleichen Zustande religiöser Zweifel und Bedenken befand, in dem er selbst geschwebt hatte, und dem er werden durfte, was Miss. Smith einst ihm war. Er führte seinen neuen Freund auch bei Miss. Champion ein, der gleichfalls mit großer Theilnahme auf dessen innere Kämpfe eingieng und ihm mit dem Worte Gottes bewaffnet treulich zur Seite stand. Doch wir müssen die nähere Bekanntschaft dieses zweiten Forschers nach Wahrheit machen.

Safdar Ali hatte die ersten zwanzig Jahre seines Lebens im väterlichen Hause in Agra verbracht, wo ihm der Wohlstand der Familie erlaubte, seine ganze Zeit dem Studium zu widmen. Sein Vater selbst und andere gelehrte Männer waren seine Lehrer; zuletzt besuchte er auch noch die Regierungsschule in Agra. Neben den gewöhnlichen Unterrichtsgegenständen der Muselmanen machte er auch viele Religionsbücher der Hindu's, die ins Arabische übersetzten Werke

*) S. Miss. Mag. 1865, S. 162.

griechischer Philosophen und die Bücher der Dehriya oder Atheisten zum Gegenstand seines Studiums. Bald fielen ihm die Widersprüche zwischen dem Koran und den mündlichen Ueberlieferungen einerseits und den Resultaten der Wissenschaft auf, die er andrerseits nun als unumstößlich betrachtete. Doch beruhigte er sich damit, daß die praktischen Vorschriften des Islam immerhin besser seien, als die der andern Religionen, mit denen er bekannt geworden war. So beschloß er denn, den Anforderungen seiner väterlichen Religion treu nachzukommen; sein Zustand in der andern Welt konnte ja dadurch jedenfalls nur gewinnen. Wohl wußte er auch etwas von dem Dasein und Leben der Christen in seiner Nähe; zwei Engländer liehen ihm sogar einige ihrer Bücher, aber das Christenthum galt ihm von vorne herein als eine von dem Islam überwundene und beseitigte Religion. Er nahm sich gar nicht die Mühe, jene Schriften mit aufmerksamem, prüfendem Geist zu lesen, und hielt kurz darauf einen seiner Freunde, in dem ein Suchen erwacht war, von tieferem Forschen in denselben ab. Als Schul-Inspektor nach Rawal Pindi (im Pandschab) befördert, wurde er dort mit vielen Bekennern der Mystischen (Süfi) Philosophie bekannt. Es erwachte in ihm eine große Liebe zu ihren Lehren, und er studirte ihre Bücher Tag und Nacht. Er fieng an, sich in der stillen Betrachtung, der Haupttugend dieser Sekte und ebenso in der der Fakirs, der Selbstpeinigung zu üben, ohne jedoch seine besondern muselmanischen Pflichten darüber zu vernachlässigen.

Aber das dauerte nicht lange. Eine Stimme in seinem Herzen sagte ihm, daß alle diese Uebungen der Frömmigkeit nur äußerlicher Art seien, und er innerer Reinigkeit bedürfe. Allmählich behielt er sie nur noch als leere Formen bei, und die große Frage, die seine Seele bewegte, war die: „Wie kann ich selig werden?" Nach der rechten Antwort hierauf war nun sein ganzes Sehnen und Suchen gerichtet.

Ernstlicher und sorgfältiger als bisher vertiefte er sich aufs Neue in die alten Ueberlieferungen und die Schriften der Weisen. Vieles darin schien ihm Wahrheit, manches auch Irrthum. Wenn z. B. die Sufi's erklären, sie können durch stille Betrachtung zum Anschauen der Gottheit gelangen, so sind das doch nur leere Worte. Eine Behauptung jedoch der Sufi's sowohl als der Fakirs (Weltentsager) leuchtete ihm ein, nämlich daß ohne Führer und Lehrer die Vollkommenheit unerreichbar sei. Einen solchen begann er nun nach allen

Seiten hin zu suchen. Er durchwanderte Kreise und Provinzen, um Weisheit zu schöpfen bei den Lebenden wie bei den Todten, deren Andenken noch an ihrem frühern Wohnort geehrt wurde; er verkehrte mit Vielen, die im Rufe der Heiligkeit standen und Tausende von Jüngern um sich gesammelt hatten, aber in den meisten fand er bloß weltliche Heuchler und nur wenige schienen ihm von dem Wunsche beseelt, ihren Schöpfer kennen zu lernen. Keiner aber war der untrügliche Führer, den er suchte; keiner konnte ihm die Ursache der Krankheit seiner Seele enthüllen oder ein sicheres Heilmittel dafür bieten. Viel beschäftigte er sich mit dem Vers eines Freundes, der also lautete:

Gib nicht die Hand in jede Hand so leicht,
Da Satan auch als Mann sich oft verkleidet.
Der ächte Guru dem Schwertfeger gleicht,
Der eines Lebens Rost im Nu ausscheidet.

Um diese Zeit wurde er von seiner Stelle im Pandschab auf eine ähnliche in Dschabalpur versetzt. An seinem neuen Wohnort erwachte in ihm das Verlangen nach einem Busenfreunde, dem er seine innere Unruhe anvertrauen könnte. Man rieth ihm, eine Pilgerfahrt nach Arabien, dem Sammelplatz so vieler Gelehrten, anzutreten, wo seine Zweifel gewiß eine leichte Lösung finden werden. Der Rath gefiel ihm. Er nahm für einen Monat Urlaub, um vorerst noch seine Vaterstadt Agra zu besuchen. Von dort wollte er dann um einen sechsmonatlichen Urlaub einkommen, und mit einem andern Maulawi über Bombay nach Arabien reisen. Doch er entdeckte, daß er durch die Erbauung eines Hauses in Schulden gerathen war, und da kein Moslem nach Mekka pilgern darf, ohne zuvor alle seine weltlichen Obliegenheiten bereinigt zu haben, mußte er die Ausführung seines Planes verschieben. Und damit hatte ihn Gott unerwarteter Weise an einen Wendepunkt seines Lebens geführt. Während seines Aufenthalts in Agra fiel sein Auge, indem er seine Bücher durchsah, auf des nun verewigten Pfanders berühmtes Pamphlet Mizan-al-Haqq und auf einen Theil des Neuen Testaments. Da besann er sich, daß, obgleich das Christenthum nicht Wahrheit sei — denn darüber stand seine Ansicht fest — er doch vor seiner Reise nach Arabien auch diese Religion mit der äußersten Unparteilichkeit prüfen und dadurch seinem Glauben an den Islam eine unerschütterliche Grundlage geben sollte. Er las die beiden Schriften

und noch viele andere, die er sich von den verschiedensten Seiten her verschaffte. Allmählich schwanden seine Vorurtheile gegen das Christenthum, die Pilgerfahrt nach Mekka wurde vertagt und die beiden nächsten Jahre (1861 — 62) einer sorgfältigen Vergleichung desselben mit dem Islam gewidmet.

Er wurde nun mit unserm Freund Nehemia bekannt, als dieser 1862 Dschabalpur besuchte. Dieser forderte ihn auf, sich doch lieber die ganze Bibel zu verschaffen, und Safdar Ali bat Miss. Champion um eine solche. In ihr studirte er nun so viel als möglich, und da wurde ihm klar, daß der Koran und die Tradition (Hadās) nicht Gottes Wort, Muhammed nicht sein Apostel sein könne. Aber zu den Selbstpeinigungen der Fakirs neigte sich sein Herz noch immer, und er hätte gewünscht, durch ihre Nachahmung die Heiligung erlangen zu können. Doch je mehr er in der Bibel die lang ersehnte Erklärung seiner Seelenschmerzen, sowie ihrer Ursachen und möglichen Heilung fand, desto mehr erschien ihm der Hinduismus in seiner volksthümlichen und philosophischen Gestaltung nur noch als ein leeres Phantasiegebilde solcher, die ob gelehrt oder ungelehrt, über der Betrachtung der Schöpfung und aller Gestaltungen und Kräfte dieser sichtbaren Welt den großen Schöpfer vergessen haben. Täglich erkannte er klarer die Vorzüge des Christenthums vor allen andern Religionen und den blos menschlichen Ursprung der letzteren; aber dennoch blieben in seiner Seele so manche Zweifel über das Christenthum zurück, daß jede kleine Einwendung gegen dasselbe mit furchtbarem Gewicht auf ihm lastete. Er fühlte sich so unglücklich, daß er weder essen noch schlafen mochte. Ein körperliches Unwohlsein, das ihn um diese Zeit befiel, vermehrte seinen Kummer, denn er hatte keine Hoffnung nach dem Tode. In persischer Sprache machte er seinen Gefühlen durch folgende Strophe Luft:

„Ich bin nicht Hindu, nicht Moslim, nicht Christ, nicht Jude,
„Was wird das Ende sein von allem diesem?"

In dieser Zeit hatte Nehemia den entscheidendsten Einfluß auf seine Entwicklung. „Wohl die Hälfte aller meiner Bedenklichkeiten," bekannte er später, „hat dieser Freund beseitigt." Zugleich öffnete er nun sein Herz zwei Freunden, Kāsim Bachsch und Kāsim Khān, von denen der Eine wie er Lehrer, der Andere sein früherer Schüler war. Beide faßten den Entschluß, die Bibel auch zu lesen und zu prüfen.

Während eines sechsmonatlichen Urlaubs sammelte Käsim Bachsch alle muhammedanischen Streitschriften gegen das Evangelium, die er bekommen konnte; aber die Zeit war vorüber, in der sie irgend einen Eindruck auf Safdar Ali zu machen vermochten. Im Laufe der Zeit wurde seine Gemüthsverfassung allgemein bekannt, schon weil er nie mehr in die Moschee kam. Seine Bekannten bestürmten ihn mit Bitten, er möchte doch von weiterem Forschen abstehen, denn keine Religion der Erde sei so vollkommen wie er es wünsche. Aber er ließ sich nicht irre machen und tröstete sich mit dem Gedanken, daß wenn Gott für alle Bedürfnisse des Leibes gesorgt habe, er auch den unsterblichen Geist nicht ohne Heilmittel für seine Krankheit und Befriedigung für sein Sehnen gelassen haben könne. Miss. Champion sah, wie er von Woche zu Woche weiteren Fortschritt in der Erkenntniß machte. Als Champion einmal zu einer Missionskonferenz nach Benares reiste, bat ihn Safdar Ali beim Scheiden: Fordern Sie doch die Missionare auf, für mich zu beten!

Seine beiden Freunde gelangten auf den gleichen Standpunkt wie er. Monate lang lagen sie ihrem himmlischen Führer mit Flehen und Thränen an, daß er sie in die Wahrheit leiten möchte. Er hörte ihre Bitten; ein Zweifel nach dem andern schwand, und am Ende überkam sie eine völlige Gewißheit von der Wahrheit des Evangeliums. Während einer Inspektionsreise faßte Safdar Ali den Entschluß, die heilige Taufe nun nicht länger zu verschieben. Ohne daß er es wußte, war zur selben Zeit sein Freund Käsim Khän zu dem gleichen Entschluß gekommen. Wie groß war seine Freude, als ihm dieser schriftlich mittheilte, er könne nicht mehr warten, er müsse sich ohne ihn taufen lassen, wenn er noch zögere! Der Missionar hörte von ihrem Entschluß, während er selbst auf einer Reise war. Kaum nach Dschabalpur zurückgekehrt, wurde er von Safdar Ali besucht und aufgefordert, sie mit der Taufe nun nicht hinzuhalten; weitere Prüfung oder Taufunterricht ward auch nicht für nöthig befunden. Am Christfest 1864 wurden die Beiden durch Untertauchung (wie sie ausdrücklich wünschten) in die Gemeinde Christi aufgenommen; Käsim Bachsch hatte noch einige Bedenken, aber nach etlichen Wochen folgte er, von allen Zweifeln los, dem Beispiel seiner Freunde (15. Jan. 1865.)

Dies ist die anspruchslose Erzählung, in der Safdar Ali selbst, ohne Nennung seines Namens, in dem „Allahabad Pionier" die

Geschichte seines frühern Lebens veröffentlichte. Es bleiben uns aus den Berichten Miss. Champions nur die Erfahrungen unmittelbar vor und nach seiner Taufe zu ergänzen, die er selbst um so mehr unerwähnt lassen mußte, je tiefer sie seine innerste Seele bewegten.

Sobald er anfieng, seine christlichen Ueberzeugungen offen zu bekennen, drohten ihm seine Verwandten, seine Frau von ihm zu nehmen. In diesem wichtigen Zeitpunkt kam Nehemia zum zweiten Male nach Dschabalpur und erleichterte Safdar Ali durch seine dringenden Vorstellungen den letzten, entscheidenden Schritt. Unmittelbar nach seiner Taufe kehrte er nach Hause zurück, theilte in einem kurzen Schreiben seiner Familie mit, daß nun, was er längst in sich bewegt habe, geschehen sei, übergab das Blatt seinem Schwiegervater und wohnte dann dem zweiten Gottesdienste bei. Er hatte gehofft, seine Mittheilung werde die Seinen kaum überraschen, da sie längst seine Hinneigung zum Christenthum kannten; doch der Erfolg bewies das Gegentheil. Wie von einem Blitzstrahl niedergeschmettert, warf sich sein Weib auf den Boden. Tagelang lag sie da, alle Nahrung verschmähend, und kein Entgegenkommen von seiner Seite vermochte sie, ein Wort mit ihm zu sprechen. Vergeblich bemühte er sich, den andern Gliedern der Familie auch nur eine Silbe zu entlocken. Einen Tag zuvor waren sie ihm mit Liebe, Vertrauen und Achtung begegnet, jetzt betrachteten sie ihn Alle bis zum untersten Diener hinab mit Widerwillen und Mißtrauen. Da stand er, noch immer in ihrer Mitte, aber nicht mehr von den Ihren; was ihm wichtig war, berührte sie nimmer. Am vierten Tag endlich ließ sich seine Frau überreden, wieder Speise zu sich zu nehmen; doch benützte sie ihre wiederkehrende Kraft nur, um ihn als einen treulosen Gatten mit Vorwürfen zu überschütten. Vergeblich hoffte der mit dem heftigsten Schmerz ringende Safdar Ali von Tag zu Tag auf eine Milderung ihrer Stimmung; sie wurde im Gegentheil immer bitterer und endlich erklärte sie, sie wolle nicht länger mit ihm leben. Er selbst hielt es zuletzt fürs Beste, sie ziehen zu lassen und sandte sie mit ihrem Vater und seinem Töchterlein nach Agra zurück, wo er freigebig für ihren Unterhalt sorgt. Ob sie je zu ihm zurückkehren werden, wer weiß es?

Auch in weiteren Kreisen erregte Safdar Ali's Bekehrung viel Aerger und Verdruß. Ihn unlauterer Beweggründe zu zeihen, war unmöglich. Als angesehener Schulinspektor mit einem monatlichen Gehalt von 150 Rupies war er über jeden Verdacht eigennütziger

Nebenabsichten erhaben. Der gelehrte und als ein verständiger Mann allgemein geachtete Maulawi wurde jetzt als ein alberner Thor betrachtet. Seine Freunde schlugen einen andern Weg ein, wenn sie ihn kommen sahen; die wenigen Edleren ersparten ihm auch nicht verächtliche Blicke und Worte. Die schwerste Probe außerhalb des eigenen Hauses aber hatte er zu bestehen, als er zum erstenmal wieder auf dem Amtszimmer des Regierungskommissärs zu erscheinen hatte, und nicht umsonst ermahnte ihn damals Nehemia, das Kreuz des Herrn Jesu männlich auf sich zu nehmen. Ihre Feindschaft verhehlend, beklagten seine muhammedanischen Amtsgenossen mit heuchlerischer Theilnahme den unüberlegten, thörichten Schritt, den er gethan; hätte er sie um Rath gefragt, so hätten sie schnell seine Zweifel zerstreut. Und wie um ihm zu zeigen, daß in ihren Reihen durch seinen Austritt keine Lücke entstehe, erzählten sie ihm von einem Europäer, der eben jetzt das Christenthum mit dem Islam vertauscht habe. Selbst die Hindu's, die ja kein besonderes Interesse dabei hatten, stimmten mit den Moslems ein in Bejammerung seiner Thorheit.

Von seinen englischen Vorgesetzten dagegen durfte er manche Ermuthigung erfahren. „Mein lieber Safdar Ali," schrieb ihm einer derselben, der durch Dritte von seiner Taufe gehört hatte, „empfangen Sie den Ausdruck meiner innigen Theilnahme, und seien Sie versichert, daß ich Gott bitte, Er möge Ihnen den Frieden geben, der höher ist als alle Vernunft." Ein anderer reichte ihm die Hand und sagte ihm, daß, wenn er ihn schon vorher geliebt habe, er ihn nun als Bruder betrachte. Ein Dritter schrieb ihm: „Mit inniger Freude und mit Dank gegen Gott höre ich, daß Sie in den Tod Jesu getauft worden sind. Da Er in Seiner Gnade und Barmherzigkeit Ihre Zweifel zerstreut und uns Beiden das wahre Licht gezeigt hat, lassen Sie uns darnach trachten, in unserm täglichen Leben uns nicht nur dem Namen nach, sondern auch mit der That als Christen zu beweisen." Eine weitere ermunternde Zuschrift lautete: „Mein lieber Safdar Ali, wie freue ich mich, daß Sie durch den Glauben an Jesum Trost gefunden haben! Ich höre, daß Sie jetzt mancherlei Trübsal haben; aber Sie kennen ja die Worte: 'Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr.' Ich bitte den Herrn, daß Er Sie aus allen Ihren Nöthen erlöse."

Der vielgeprüfte Mann konnte solche Worte theilnehmender Liebe wohl brauchen. Seine äußere Stellung sowohl als sein untadeliger Charakter machte es seinen Feinden unmöglich, ihn offen anzugreifen oder mit einem einzigen Schlag zu vernichten; die tausenderlei kleinen Plackereien, mit denen man ihn verfolgte, waren aber vielleicht schwerer zu tragen als das. Seine Briefe wurden erbrochen und gelesen, oder gelangten nicht an ihre Bestimmung; seine Pläne wurden vereitelt, seine Druckarbeit (er hat eine Druckerpresse) getadelt, seine Gläubiger gegen ihn aufgehetzt, seine Bevollmächtigten veranlaßt nimmer für ihn zu handeln. Als sein altes Uebel wiederkehrte — ein Herzleiden, das er sich ohne Zweifel durch die strenge Beobachtung des Gebrauchs der Sufi's, den Athem unglaublich lange anzuhalten, zugezogen hatte, da wurde es schadenfroh als die erste Frucht seiner Bekehrung gedeutet und begrüßt. Daß er grober Beschimpfungen und wirklicher Lebensgefahr entgieng, verdankt er nur der englischen Herrschaft in Indien, denn der Geist des Islam ist noch immer derselbe wie vor Zeiten. Als Safdar Ali einst unbemerkt dem Gespräch zweier Muselmanen zuhörte, die sich über seine Bekehrung unterhielten, fragte der Eine: „Was ist mit solchen Leuten anzufangen?" und die Antwort lautete: „Nichts, als sie aus dem Wege zu räumen." Die unerhörte Taufe dreier Muselmanen hatte natürlich das Gemeinwesen der Stadt Wochen lang in größter Aufregung erhalten. Siebzehn angesehene Muselmanen beriethen sich, was nun zu thun sei; einige meinten, es würde sich denn doch schicken, die Sache gründlich zu untersuchen; die Mehrzahl aber hielt es für gerathener, so still als möglich über den Vorfall hinwegzugehen.

Nach einiger Zeit schien sich der Sturm ein wenig zu legen. Bald aber brach er mit erneuerter Heftigkeit los, weil einige Muhammedaner den Neubekehrten besuchten und sich über religiöse Gegenstände mit ihm besprachen. Seine Feinde erwiesen ihm die Ehre, sein Haus die „christliche Festung" und ihn selbst den „Christenmacher" zu nennen. Aber mit vereinter List sannen sie auch auf Mittel, ihn zu Grunde zu richten. Niemand sollte ihm Hilfe leisten, Niemand auch nur seinen Arbeitern eine Pfeife oder einen Trunk Wassers reichen, die Herbeischaffung der Lebensmittel für seinen Haushalt aber sollte wo möglich abgeschnitten werden.

Unter allen diesen schweren Proben hat nach den letzten, vom 25. Juli 1865 datirten Nachrichten, Safdar Ali seinen Lauf treu und

eifrig fortgesetzt, und wie der Apostel Paulus Alle, die zu ihm kamen, aufgenommen und ihnen vom Reiche Gottes und von dem Namen Jesu Christi gepredigt.

Missions-Zeitung.

Einem Aufruf der Brüdergemeinde entnehmen wir die betrübende Nachricht von einem furchtbaren Orkan auf der Moskito-Küste, der in der Nacht vom 18. auf den 19. October 1865 fünf Stationen, alle außer Ephrata, verwüstet hat. „Durch die Gnade des Herrn sind alle unsre Geschwister vor Schaden an Leib und Leben bewahrt geblieben; wenn aber unser dortiges schönes Missionswerk im Gang erhalten werden soll, so wird es großer Opfer an Mitteln zum Wiederaufbau der zerstörten Stationen bedürfen. Daß diese Mission fortbestehe, kann Jeder, dem das Reich Gottes am Herzen liegt, nur um so dringender wünschen, da unsre Mission in jenem Ländchen Central-Amerikas die einzige ist, das einzige Rüstzeug des Herrn zur Bedienung der Indianer, der Schwarzen und Braunen, sowie der dort sich ansiedelnden Europäer mit Wort und Sakrament, und da der Segen des Herrn bisher schon so augenscheinlich die Arbeit unsrer dortigen Brüder begleitet hat."

Br. Lundberg schreibt 8. November aus Bluefields, dem Hauptort des Ländchens:

Die Nacht vom 18./19. October war wohl die schrecklichste, welche unser Land seit Menschengedenken gesehen hat. Ich fuhr am 18. mit Schw. Jürgensen (die auf einige Tage von Rama zur Pflege der leidenden Schw. Renkewitz hierher gekommen war) nach Rama, und dachte dabei freilich nicht, daß ich Bluefields und seine schöne, grüne Umgebung bei meiner Rückkehr nicht mehr also wiederfinden würde. Als wir in Rama uns gegen 10 Uhr zur Ruhe begeben wollten, wehte der Sturm bereits mit so heftigen Stößen, daß wir die Fenster und Läden festnagelten. Gegen 11 Uhr war schon das Dach von unserm Hause weggerissen, und wir standen in der unteren Stube im Wasser und mußten so die Nacht zubringen. Fürchterlich anzuhören war das Heulen und Brausen des Sturmes, mit Blitz und Donner und wiederholten Erdstößen. Das Haus krachte und bebte, aber wo sollten wir hin? Mit großer Mühe gelang es uns, zwei in der Kirche schlafende Kinder noch zu uns zu holen, bei welchem kurzen Gang wir kaum Athem schöpfen und uns auf den Beinen erhalten konnten. Die Nacht wurde uns sehr lang, wir konnten aber nichts thun, als uns und unsre Lieben dem Herrn empfehlen.

Als nun endlich der Morgen kam, welch ein Anblick! Welche Zerstörung um uns her! Die schöne

neue Kirche, wie das Wohnhaus, ohne Dach, alle Bäume niedergeworfen, alle Hütten auf der Insel, mit Ausnahme von drei kleinen, dem Erdboden gleich gemacht.

Um 9 Uhr Vormittags wagte ich es, nach Hause zu fahren, obgleich die Lagune noch Wellen hatte wie die See, und der Wind noch stark blies. Als ich Bluefields zu Gesicht bekam, kannte ich es nicht mehr. Von dem ganzen Ort standen nur noch acht Häuser, und auch diese beschädigt. Welche Gnade des Herrn jedoch: das Missionshaus war in der Mitte der Menge von Trümmern stehen geblieben. Ein Theil des Daches war allerdings weggerissen und in allen Räumen stand das Wasser. Die Kirche aber, das Schulhaus, das Boothaus, die Küche, u. s. w., alles war über den Haufen geworfen. Das neue, für den Schullehrer erbaute Haus war 10 Fuß weit fortgetragen worden. Im Ganzen standen 700 Einwohner bei strömendem Regen ohne Obdach da. Mit Hülfe einiger deutscher Familien, die bei uns Zuflucht suchten, gelang es uns, zunächst das Dach wieder so weit durch Bretter zu verschlagen, daß wir doch einigermaßen vor dem Regen geschützt waren.

Zwei Tage später kam ein Boot von Magdala. Dort sieht es ebenso aus, Kirche und Haus sind sehr beschädigt, doch nicht ganz umgeworfen; das Indianerdorf Reitapura ist vom Wasser weggeschwemmt worden. Ebenso die neue Station Bethania, die von den Wellen der hochgestiegenen See, bis auf einen einzigen Pfosten, welcher stehen geblieben, völlig hinweggespült worden ist. Br. P. Blair rettete sich mit seiner Familie unter großer Lebensgefahr in seinem Boot. Auf Corn-Island sind alle Häuser und die Kokosnußbäume umgerissen worden, nnd auch Joppe liegt in Trümmern. Geschw. Hoch bergen sich unter dem umgeworfenen Dach der Kirche. Ein Indianerknabe, der bereits seit 3 Jahren bei Hoch's war, ist durch eine zusammenbrechende Mauer erschlagen worden. Hier in Bluefields hat ein junger Mann in gleicher Weise sein Leben eingebüßt, und Andre sind in Folge des Schreckens und der Erkältung gestorben, darunter ein alter Abendmahlsgenosse, einer der ersten, die sich hier der Mission anschlossen, welcher sich mit seiner Frau am Seestrand befand, um Kokosnußöl zu kochen, und dort nach dem Einsturz seiner Hütte die ganze Nacht im Wasser lag, bis sein Schwiegersohn ihn am nächsten Tage dort fand und hierherbrachte, wo er nach großen Schmerzen in der Seite bald verschied.

Am Morgen nach der Schreckensnacht waren wir alle starr von Kälte, aber es war kein trockenes Stückchen Holz zum Feuermachen zu haben. Der Regen war überall, fast auf räthselhafte Weise, eingedrungen; kein Platz im Hause war trocken geblieben, selbst Blechbüchsen mit Deckel, Lampen u. s. w. waren von Wasser angefüllt. Auch unser Zaun um den ganzen Missionsplatz ist zerbrochen. Im Ganzen haben wir einen Schaden erlitten, der wohl auf mehr als 8000 Thlr. zu schätzen ist.

Bei dem Einsturz des Boothauses

ist unser schönstes Boot zerschlagen worden. Dazu kommt, daß der „Friedensbote“ (der Missions-Schooner) vom Anker losgerissen und weit fortgeschleudert worden ist, wobei das Steuerruder Schaden gelitten hat, so daß eine große Reparatur erforderlich sein wird. Das ist um so betrübender, da wir dadurch auch außer Stand gesetzt sind, den Geschwistern auf den andern Plätzen zu Hülfe zu kommen, denn ein anderes Fahrzeug, das wir miethen könnten, ist nicht vorhanden. So ist auch unsre schöne Kirchenglocke entzwei und das Harmonium, das wir in der Kirche gebraucht haben, in viele Stücke zerbrochen.

Ephrata scheint allein verschont geblieben zu sein, wenigstens haben Indianer, welche vom Guamwattla-Fluß, 6 deutsche Meilen von Ephrata, gekommen sind, ausgesagt, daß sie in dortiger Gegend keinen Sturm gehabt hätten.

Das Herz möchte uns zerspringen, wenn wir alles das Elend ansehen. Die allgemeine Noth wird noch durch das anhaltende Regenwetter vermehrt. Die Leute haben nicht einmal Blätter zum Decken der Hütten, da der Orkan die Bäume entlaubt hat. Die Masse der todten, an den Strand der Lagune geworfenen Fische verbreitet einen fürchterlichen Geruch. Dankenswerth ist für den Augenblick, daß die Einwohner von Greytown zwei Boote mit Lebensmitteln für die hiesigen Einwohner geschickt haben, deren Austheilung ich jeden Sonnabend zu besorgen habe. Bittet für uns, daß unser Glaube nicht zu sehr geprüft werde.

Schw. Lundberg schreibt:

Gegen Abend des 18. October wehte der Wind immer heftiger und der Regen strömte vom Himmel. Ich hatte natürlich viel Sorge um meinen Mann. Gegen 9 Uhr wurde der Wind zum tobenden Sturm von Nordwest. Ich schloß die Fenster so fest als möglich, und versuchte mich zur Ruhe zu legen, stand aber bald wieder auf, da das ganze Haus von den Windstößen erbebte, und zündete eine Laterne an, weil der Luftzug durch alle Räume schon so groß war, daß kein Licht mehr brennen wollte. Nun begab ich mich zu Geschw. Renkewitz, die sich in ihre vordere Stube geflüchtet hatten. Der Regen drang, vom Sturme gepeitscht, schon allerwärts ein, das Haus krachte in allen Fugen; die Mühe, die sich Br. Renkewitz gab, die Fenster-Jalousieen fest zu nageln, war vergeblich. Unsre größte Sorge war nun, wie wir die kranke Schwester in den untern Stock hinunterbringen sollten; die Bademutter hatte das Kind, aber Br. Renkewitz und ich waren nicht im Stande, die Kranke zu tragen. Jetzt krachte es unten, der Sturm hatte die hintere Thüre der Halle aufgerissen. Zugleich kamen auch unsere 3 Indianerknaben aus dem Hinterhaus ganz durchnäßt und verängstet herbei. Nach äußerster Anstrengung gelang es mir, die Thüre wieder zuzunageln, der Sturm hatte aber indessen schon die vorderen Fenster herausgerissen und an Festnageln war da nicht mehr zu denken.

Jetzt kam ein befreundeter Deutscher mit Frau und Kind, um bei

uns Schutz zu suchen. Sein Haus war bereits zu Grunde gegangen und er hatte, wie er sagte, wohl eine Stunde gebraucht, um sich von dort bis zu unserm höchstens 10 Minuten entfernten Haus hindurchzuarbeiten. Mit ihrer Hülfe und der des Schullehrers, der ebenfalls mit seiner Braut zu uns flüchtete, gelang es uns, Schw. R. hinunter zu tragen. Sie lag nun unten im Bett, ich saß, bis an die Kniee durchnäßt, zu ihren Füßen, neben mir die Bademutter mit dem in eine wollene Decke gehüllten Kind, bei dem Bett saß Br. Renkewitz. Es krachte über uns und um uns her, das Wasser strömte durch die Decke, so daß wir glaubten, das Dach müsse schon fortgerissen sein. Br. Renkewitz betete zu wiederholten Malen inbrünstig um die gnädige Hülfe des Herrn, und so überließen wir uns denn seiner Führung, ohne ans Fliehen zu denken, was auch schon nicht mehr möglich gewesen wäre.

Zwischen 3 und 4 Uhr war das Toben der Elemente am schrecklichsten. O wie sehnlich harrend zählten wir die Viertelstunden! Endlich dämmerte der Morgen und brachte uns einen traurigen Anblick, alles umher war verwüstet, — nur unser zweistöckiges Haus, das dazu auf einer Anhöhe steht, von keiner Seite geschützt, stand noch, wenngleich sehr beschädigt, doch wie durch ein Wunder erhalten da!

Noch ehe es Tag war, füllte sich unser Haus mit obdachlosen Frauen und Kindern, welche die schreckliche Nacht im Freien verbracht hatten. Leider war es auch nicht möglich, Feuer zu machen, weil kein trockenes Holz zu haben war. Ach es sah schrecklich aus; kein Haus stand mehr, die Kirche, Schule, Lehrerwohnung, die Nebengebäude, alles lag in Trümmern; die Dächer waren weit fortgeführt, die schönen Brodfrucht- und Kokosnußbäume abgebrochen oder entwurzelt, der Wald hinter dem Ort niedergeweht, so daß wir einen Hügel erblickten, den wir früher nie hatten sehen können. Auch im Hause sah es traurig aus. Oben waren die Fenster zerbrochen, Tisch und Kanapee nach der andern Seite hingeworfen, die Stutzuhr, die Bilder in tausend Stücken; aus der Kinderbettstelle waren Matratze und Strohsack, die ich eben zurecht gemacht hatte, durchs Fenster weit fortgeführt und alles durchnäßt.

Am ersten Tage war man wie betäubt, man gieng nur hin und her und staunte über die Verwüstung. Wie froh war ich, als ich gegen 2 Uhr meinen Mann zurückkommen sah, und wir konnten bei allem Schmerz doch zusammen dem Heiland danken, daß Er uns Alle am Leben erhalten, ja auch ein Obdach bewahrt hatte. Was wäre aus uns geworden, wenn auch das Missionshaus zertrümmert worden wäre! In den ersten Wochen war unser Haus wie ein Wirthshaus, zwei deutsche Familien waren ganz bei uns, Abends kamen viele Mütter mit ihren Kindern, um hier zu schlafen, sowie auch alte Leute, bis sie endlich wieder Hütten zum Obdach aufgebaut hatten. Der Sonntagsgottesdienst wird in unserm Hause gehalten, wo der Platz allerdings sehr beschränkt ist.

(Schluß folgt.)

Frèmona, portugiesisches Kloster bei Adoa.

Erinnerung
an Missionar C. W. Isenberg

(geb. 5. Sept. 1806, gest. 10. Okt. 1864).

(Fortsetzung.)

5. In Schoa.

Südlich von Tigre, getrennt durch einen von muhammedanischen Galla's bewohnten Landstrich, erstreckt sich eine andere christliche Provinz, Schoa, damals von Sahela Salassieh beherrscht und scheinbar besser geordnet als die nördlichen Länder des abessinischen Plateaus. Mit diesem Fürsten hatte Isenberg korrespondirt und ihm die Zwecke der Mission offen geschildert. Während nun die Missionare an den Ufern des rothen Meeres über ihre weiteren Schritte beriethen und Krapf nach Mocha, die übrigen sich nach Cairo wandten, waren Boten des Schoafürsten nach Adoa gekommen, mit Maulthieren, um die weißen Lehrer in sein Land einzuladen. Einer der Franzosen hatte diesen Wink benutzt und in Schoa einen guten Empfang gefunden. In Cairo, wo der Verkehr mit pilgernden Abessiniern nie stockte, hörte nun Isenberg von diesen Bewegungen wie von den großen Planen der Brüder d'Abbadie, begegnete auch schon den ersten katholisch gewordenen Abessiniern, bereits auf dem Weg nach Rom, und entschloß sich mit Krapf den Eingang in Schoa zu versuchen, ehe auch diese Pforte verschlossen würde. Im December 1838 kam dieser Plan zur Reife, obschon die Kommittee es für genügend hielt, wenn Krapf allein den Versuch wagte, während Isenberg in Cairo seinen literarischen Beschäftigungen obläge und der dortigen Mission unter die Arme griffe. Während nun Blumhardt nach Ben-

galen übersiedelte, nahm Isenberg Abschied von seiner Gattin und ihrem im August 1838 geborenen Töchterlein Peregrina, und begab sich mit Krapf und einem deutschen Diener, Ernst Trilof, auf die neue Reise. Ein halbarmenischer Abessinier, Warkie, dessen zwei Söhne seit 1836 in Bombay eine englische Erziehung genossen, begleitete die Missionare.

Mit türkischen Pilgern fuhren sie nach Dschedda und erreichten im April 1839 die ärmlichen Hafenstädte Zeila und Tadschurra, beide unter egyptischen Gouverneuren, die nun, da die Briten von Bombay aus das gegenüberliegende Aden gerade besetzt hatten, ernstlich bemüht waren, sich das Wohlwollen der Engländer zu erwerben; nur bangte ihnen, diese werden dem einträglichen Sklavenhandel ein Ende zu machen suchen. Die Reisenden konnten wenigstens versichern, daß sie mit dieser Angelegenheit sich nicht befassen werden. In fürchterlicher Hitze gieng es endlich weiter, mit Kameelen, über die Salzseen des Dankali- (oder Afer-) Landes, vorbei an Elephantenheerden, Straußen und Raubthieren, bewahrt vor den Ueberfällen der räuberischen Galla's, bis am 28. Mai jenseits des Hawasch-Flusses die Berge Schoa's deutlich vor ihnen lagen. Noch wenige Tage Steigens, und man hatte den Grenzort Dinomali erreicht, wo sich die ersten Christen sehen ließen und alsbald mit den Europäern Freundschaft schlossen. Für diese stand schon eine Sklavin bereit, vom Fürsten mit andern Gaben entgegengeschickt; natürlich konnten die Missionare dieses Geschenk nicht annehmen.

Die Schönheit des Landes, dessen Klima einem steten Frühling gleicht und der stolze Anblick der wie auf einem Zuckerhut hochgelegenen Hauptstadt Ankober füllte ihr Herz mit Entzücken. Der König nahm sie freundlich auf und schien bereit, ihnen Knaben oder Jünglinge zur Erziehung anzuvertrauen, hauptsächlich aber wünschte er für sein Volk geschickte Handwerker, für sich Flinten und allerhand ärztliche und Zaubermittel. Das Wort „für mein Volk" erwies sich bald genug als leere Phrase; Sahela Salassieh dachte bei allem was er begehrte oder ausführte nur an sich selbst. So hatte er durch einen Griechen eine Brücke über den wilden Bergstrom bei der Hauptstadt bauen lassen, aber auch in der Regenzeit durfte sie niemand benützen, als der Fürst selbst; was kümmerte es ihn, wenn beim Uebersetzen jährlich etliche Unterthanen ertranken. Derselbe Grieche, Demetrius, hatte eine Mühle errichtet; sie mahlte natürlich nur des Königs Korn. Jährlich bekriegte dieser die Galla's, um Sklaven zur

Ausfuhr zu haben; und allen Handel erstickte er durch maßlose Zölle. Dennoch galt er für einen tüchtigen Fürsten, Schoa für den bestregierten Theil Abessiniens. Nach und nach fanden sich Priester und Knaben ein, die einigen Wissensdurst zeigten; man lehrte sie Geographie, biblische Geschichte und etwas Weltgeschichte. Unterredungen mit allerhand Besuchern und Patienten füllten die Zeit, welche von Lehrstunden und literarischen Arbeiten übrig gelassen wurde.

Nun aber wurde beschlossen, daß Isenberg sich nach Europa begeben und dort seine schriftlichen Werke dem Druck übergeben solle, um mit Schulbüchern und anderen wissenschaftlichen Apparaten zurückzukehren; der König erlaubte ihm zu gehen und wünschte vor allem, daß Isenberg ihm einen Prägstock für seine Münze mitbringe. Im November verabschiedete sich Isenberg von Krapf, der ihn bis an die Grenze des Landes begleitet hatte und nun schweren Herzens in seine einsame Wohnung zurückkehrte. Krapfs Einsamkeit wurde einigermaßen durch einen französischen Reisenden, Rochet, gewürzt, einen lustigen Kameraden, der große Pläne schmiedete und einmal Krapf versprach, ihn zum Cultminister in seinem neuen afrikanischen Reiche zu machen. Nach Europa zurückgekehrt, schrieb er ein Buch (1841), in welchem er die Gründung einer katholischen Mission in Schoa befürwortete; eine solche müßte auf die Bekehrung des Königs hinarbeiten, welcher die seiner Unterthanen von selbst folgen würde. „Man müßte aber vermeiden, gegen die methodistische Mission irgendwelche Eifersucht oder Bitterkeit an den Tag zu legen, vielmehr dürfte ihr weises Vorgehen zum Vorbild dienen; denn die kleinste Unvorsichtigkeit könnte alle Aussichten für den Katholicismus in Abessinien vernichten." Natürlich sind diese methodistischen Missionare dieselben, welche Rochets Landsmann „mährische Brüder" nennt; tadelt dieser ihr plumpes Verfahren, so lobt jener ihre weise Zurückhaltung. Beides ohne genügenden Grund; denn auch in Schoa wie in Tigre haben Isenberg und Krapf sich offen als protestantische Missionare bekannt, welchen vor Allem daranliege, in friedlicher Weise biblische Erkenntniß zu verbreiten, so weit ihnen der HErr den Zugang zu den Herzen öffnen wolle.

Isenberg aber trat über Aden, wo er sich einer eben errichteten Judenmission kräftig annahm, die Rückreise nach Europa an. Am 15. Febr. 1840, nach mehr als zwölfmonatlicher Trennung, begrüßte er seine Gattin im Lazaretto von Malta, das ihn noch einige Wochen

festhielt, ehe er mit ihr ins Vaterland zurückkehren durfte. Ueber Marseille und Basel reiste er nach Barmen, wo er am Charfreitag die Mutter begrüßte und ein fröhliches Osterfest mit der Gemeinde feierte. „Was ist es doch," ruft er aus, „um den Segen einer lebendigen Gemeinschaft mit Christen! Nur der weiß ihn zu schätzen, der Jahrelang unter Todtenbeinen verweilt hat." Am letzten April erreichte er endlich London, wo seiner heiße Arbeit im Studirzimmer wartete, die freilich durch häufiges Predigen in englischen Kirchen, durch durchreisende Barmer und Basler Missionare, denen mit Rath und That beizustehen war, und andere Zwischenfälle vielfach unterbrochen wurde. In London war's, daß ihm (29. Nov. 1840) der Sohn geboren wurde, welcher, nachdem der Vater zu seiner Ruhe eingegangen war, ihm im Missionsberufe folgen sollte. Dort sah er auch seinen geliebten König Friedrich Wilhelm IV, der ihm für übersandte äthiopische Manuscripte aufs freundlichste dankte und sich in zwei Audienzen (Jan. und Febr. 1842) über die Mission angelegentlich erkundigte. Er mußte bei Bunsen mit dem Könige speisen. Und auch sonst wurden Verbindungen angeknüpft, die für die Zwecke der Mission von Bedeutung waren. Hatte Isenberg sich bisher nur als Deutscher gefühlt und durch seine englische Korrespondenz den Freunden über dem Kanal hie und da ein Lächeln abgenöthigt, so war er nun auch in britischen Kreisen heimisch geworden und hatte die vielseitige Reichsthätigkeit, die in der großen Weltstadt wurzelt, besser erkannt und herzlich liebgewonnen.

6. Dritter Versuch in Abessinien.

Die amharischen Werke (Grammatik, Lexikon, Lesebuch, Heidelberger Katechismus, Geographie, Weltgeschichte, Bibel- und Kirchengeschichte, englische Liturgie) waren endlich gedruckt, und damit diese Tochter der äthiopischen Sprache auch den Gelehrten Europa's zugänglich gemacht. Die Tigre Uebersetzung des N. Testaments, der Psalmen u. s. w. aber sollte erst dem Druck übergeben werden, wenn jene Provinz sich der Mission wieder erschließen würde. Das ist seither nicht geschehen.*) Begleitet von den Segenswünschen der Ge-

*) Doch schreibt jetzt Dr. Krapf (im März 1866): „Die Tigre Evangelien sind endlich gedruckt."

sellschaft kehrte Isenberg (Mai 1842) nach Deutschland zurück, um seine Familie in Barmen anzusiedeln, während er selbst nach Schoa reisen würde. Die Gefahren dieser Reise waren jetzt erst recht offenbar geworden, da ein Mordanfall in Tadschurra die zwei neuen Missionare Mühleisen und Müller (1841) unverrichteter Dinge nach Aden zurückgetrieben hatte.

Indessen hatte Krapf viele Gelegenheit, in Schoa eine bessere Einsicht in das Wort Gottes zu verbreiten; auch Priester wurden unruhig über das große Verderben, das in die abessinische Kirche eingedrungen war. Seine Schule von zehn Knaben, die er erzog, gedieh über Erwarten und mit den heidnischen Galla's ließ sich manche viel versprechende Verbindung anknüpfen. Der König sandte einen Brief nach Aden, um mit den angloindischen Behörden freundschaftlichen Verkehr einzuleiten, worauf (Juli 1841) eine englische Gesandtschaft unter Major Harris nach Ankober kam, welche — auf dem Papier — einen schönen Handelsvertrag zur Unterdrückung des Sklavenhandels u. s. w. zu Stande brachte. Mit einem Silbersäbel, dem Abzeichen eines Gouverneurs beehrt, verließ endlich Krapf (März 1842) das Land, um seiner Braut entgegenzureisen, welche Isenberg ihm zuführen sollte. Er wurde aber von den Wollogalla's ausgeplündert, und bettelte sich mit Mühe nach Massawa durch.

Jetzt war er in Egypten und wartete sehnlich auf Isenberg, der in Malta unerwartet aufgehalten, noch einmal fröhliche Tage mit seinem ersten Mitarbeiter Gobat verlebte, dann aber seiner Bestimmung zueilte und am 18. Sept. in Alexandrien landete. Nach Krapf's Hochzeit lud Dr. Lepsius (15. Oct.) die Deutschen nach den Pyramiden ein, das Geburtsfest seines guten Königs mitzufeiern; ein vergnügter Tag, an dem auch Isenberg eine Tochter geboren wurde, von deren Erscheinen er freilich erst nach einem halben Jahre benachrichtigt werden sollte. Denn nun giengs rasch nach Aden, von wo ein Boot die drei Missionare (Nov.) nach Tadschurra brachte, um dort und in Zeila Monatelang zu harren und Geduld zu lernen. Es zeigte sich, daß es Rochet gelungen war, die Engländer bei dem Könige von Schoa anzuschwärzen, und durch Geschenke der französischen Regierung, die er als seine eigenen übergab, sowie durch allerhand Kunststücke, mit denen er eine heimliche Krankheit des Fürsten zu heilen versprach, für eine Zeit dessen ausschließliche Gunst zu gewinnen. Der Wiedereintritt in Schoa wurde den Missionaren aufs strengste

untersagt, und alle Bemühungen, den Befehl rückgängig zu machen, waren umsonst. Auch die britische Gesandtschaft zog, enttäuscht und mißmuthig, von Schoa ab. Nach dieser trüben Wartezeit, in der die Beiden sich mit den Sprachen der Dankali (Schoho) und der Somali beschäftigten, freilich ohne Aussicht auf Missionsarbeit unter diesen streng muhammedanischen Stämmen, wandten sie sich wieder nach Massawa, um von dort aus irgendwie ins nördliche Habesch zu gelangen. Am 4. April 1843 langten sie in diesem Hafen an, und fanden bei dem würdigen Consul Frankreichs, de Goutin, eine freundliche Aufnahme.

Der unruhige Zustand des Landes hatte sich seit der Vertreibung der protestantischen Mission nicht gebessert. Der italienische Bischof de Jacobis, der 1840 den ausschweifenden Kapuziner ablöste, hatte freilich durch seine vollendete Klugheit und Geschmeidigkeit sich bald bei Ubie so einzuschmeicheln gewußt, daß dieser Mann, vor dem ganz Tigre erzitterte, vom Pferd abstieg, wenn er an der Thüre des römischen Bischofs vorbeiritt. Lejean, der uns dieß erzählt, fügt jedoch bei, Jacobis Fehler sei gewesen, daß er mehr an die Wirksamkeit diplomatischer Querzüge glaubte, als an die Fruchtbarkeit evangelischen Unterrichts. Er brachte es zunächst so weit, daß Ubie, der mit Egypten zerfallen war, den Römer beauftragte, ihm einen Patriarchen (Abuna) von Cairo zu holen; eine Aufgabe, der sich der gewiegte Staatsmann mit eigenthümlichem Gusto unterzog. So fein er sich aber dabei benahm, wurde er dennoch von der koptischen Geistlichkeit überlistet. Der Abuna, den sie wählten, war ein von Miss. Lieder erzogener Jüngling, Salâma, leider ohne geistliches Leben, jedoch ein erklärter Gegner des Romanismus. Kaum war dieser (1841) in Adoa angekommen, als er durch strenge Maßregeln die katholischen Convertiten (z. B. Dabtera Matteos) wieder in die abessinische Kirche zurückführte. Jacobis zwar wußte sich zu halten, indem er fleißig die Madhâna Alam Kirche besuchte und sich das Ansehen eines guten Abessiniers gab, während er mit den Eingeweihten (darunter auch Hr. Schimper) in aller Stille zu Hause seine Messe las. Der arme Abuna, der mit seinem Nebenbuhler in der Heiligkeit der Sitten schwer wetteifern konnte, suchte sich sodann durch das Verbot des Tabakrauchens „bei Strafe des Kirchenbanns" ein geistliches Ansehen zu geben; man wußte aber allgemein, daß er sich selbst nur den öffentlichen Gebrauch des verpönten Unkrauts versagte.

Was nun ihre Aussichten auf Zulassung in Tigre oder Gondar betraf, darüber gaben sich die Missionare Isenberg und Mühleisen keiner Täuschung hin; doch ehe sie dem armen Habesch für immer den Rücken kehrten, galt es, für die Verbreitung von Gottes Wort in der Volkssprache noch einen Schritt zu wagen. Sie hatten während ihres früheren Aufenthalts in Tigre wohl 4000 Schrifttheile unter das Volk gebracht, in Schoa hatte Krapf Gelegenheit gefunden, andere 2000 zum Theil weit über die Grenzen des von Sahela Salassieh beherrschten Gebiets zu verbreiten. Sie wählten dießmal (April 1843) einen neuen Weg durch die Provinz Serāwe und fanden überall Leute, welche nach Gottes Wort begierig waren und wenigstens einige Handvoll Gerste für Evangelien in amharischer Sprache darbrachten. Wo das Amharische nicht verstanden wurde, war doch nach der altäthiopischen Schrift bedeutende Nachfrage, so daß der mitgenommene bedeutende Büchervorrath bald erschöpft wurde.

Die Botschaft, welche Isenberg an Ubie voraussandte, erreichte ihren Zweck nicht. Der Fürst erwiederte: man habe ihn wohl benachrichtigt, wie Isenberg Haus auf Haus (zwei Stockwerke), Festung auf Festung gebaut und mittelst unterirdischer Kanäle große Kriegsvorräthe ins Land eingeführt habe, um es dereinst für den König von England in Besitz zu nehmen. Auch habe er sein Haus zur Kirche gemacht, in demselben getauft, getraut, das Abendmahl ausgetheilt und begraben, was ungesetzlich genug sei, um seine Ausweisung zu rechtfertigen. Der Römer Jacobi, der dasselbe thue, werde wohl auch noch verbannt werden müssen. Indessen möge Isenberg nach Adoa kommen, wo er sein Haus, so weit es der Regen nicht beschädigt habe, noch im alten Zustande wieder finden werde. Aber er solle sich dort ruhig verhalten, bis seine ganze Angelegenheit untersucht werden könne und offenbar werde, ob er seine Natur geändert habe. — Das klang nicht ermuthigend. Dennoch freuten sich die Missionare über jeden Aufschub, der ihnen gewährt wurde, und zogen (21. Mai) mit klopfendem Herzen der Hauptstadt zu. Unterwegs begegnete ihnen zuerst der wohlbekannte Dabtera Mattheos, der Isenberg bei der Uebersetzung des N. Testaments, der Genesis und Psalmen in die Tigre Sprache die wichtigsten Dienste geleistet hatte. Dann zog die Geistlichkeit, durch Geläute von Steinplatten versammelt, sammt den Beamten der Stadt den Missionaren entgegen unter Schellengeklingel und Vorausstragung der Kirchenheiligthümer. Allerhand alte Freunde

und viele Armen traten aus dem Volkshaufen hervor und bewillkommten die Deutschen auf dem Markt.

Nach einer halben Stunde Rast forderte der berüchtigte Oberpriester, der Alaka Kiddâna Marjam, Isenberg auf, feierlich zu erklären: Ob er seinen Glauben verändert habe? ob er das Kreuz und die Kirche küsse? ob er die Verwandlung von Brot und Wein glaube? ob er sich an die Fürbitte der Maria und der Heiligen halten wolle? — Da alle Bemühungen, einer Kontroverse auszuweichen, sich vergeblich zeigten, mußte Isenberg sich offen über den Zweck seiner Sendung aussprechen. „Wir kommen," sagte er, „wie Gobat und Kugler, mit einer Botschaft der Liebe von einer befreundeten Kirche. Diese will euch den besten Schatz der ganzen Gemeine Gottes, Sein Wort mittheilen; sie verlangt nicht, daß ihr eure Gebräuche ändert, aber eben so wenig solltet ihr verlangen, daß wir den unsern entsagen. Unser Glaube ist nicht von gestern her, daß wir ihn etwa heute mit einem andern vertauschen könnten; sonst wäre er ja nur ein Scheinglaube. Ob er ächt ist, möget ihr aus unsern Werken beurtheilen; ihr kennt uns doch genügend von unserm dreijährigen Leben unter euch. Haben wir nach dem Evangelium gewandelt in Liebe, Geduld und Reinheit der Sitten, so gebt Gott die Ehre und lasset unsern Glauben für biblisch gelten. Ueber den Glauben eures Landes aber haben wir nicht zu richten; das Urtheil darüber steht nur Gott zu, der einen Jeden nach seinem, nicht nach fremdem Glauben richtet."

Befragt über seine Abendmahlslehre, ob er an die Verwandlung glaube, sagte Isenberg: „Eure Lehrer bedienen sich des Worts Verwandlung, das wir als unbiblisch nicht zu brauchen wagen; indessen kommt ihre und unsere Lehre in der Hauptsache auf dasselbe hinaus. Denn sie sagen ja nicht, wie die Römer, daß das Brot seine Brotnatur, der Wein seine Weinnatur verliere, sondern lehren nur 'eine Verwandlung in der Kraft und Wirkung'; ebenso lehren wir, daß jeder wahre Gläubige im h. Abendmahl Theil nimmt am wahren Leib und Blute Christi."

„Glaubt ihr an die beseligende Kraft des Kreuzes? Wollt ihr es küssen?" Die Antwort fiel natürlich unbefriedigend aus. Konnte Isenberg auch sagen, er brauche das Kreuzeszeichen in der Taufe, und verdamme die nicht, welche das Kreuz küssen; so mußte er doch begründen, warum seine Kirche besorge, über der dem Kreuz angethanen

Ehre komme die Verehrung des Gekreuzigten zu kurz. Aehnlich verhält sichs mit dem Küssen der Kirchen.

Doch das größte Gewicht legte der Alaka auf die Fürbitte der Jungfrau Maria. Isenberg betrachtete sie wohl als die größte und begnadigtste unter allen Weibern, und gab ihr sogar den Namen „Mutter Gottes", als vom Concil zu Ephesus festgesetzt. Von ihrer Fürbitte aber wisse er nichts, da die Schrift darüber schweige; und sie um eine solche anzugehen, wäre ihm Sünde, da sich sein Gebet nicht auf den Glauben stützen würde. Christus allein sei der allgenugsame Mittler, und die Anrufung anderer Vermittler könne Ihn nur beleidigen. — Der Alaka wurde bitter: „Ihr hört, daß er Maria und die Heiligen nicht kennt," und fügte einige Worte bei, die Isenbergs Worte verdrehten. — Dieser wandte sich an die Versammlung, um den Hauptinhalt seiner Rede gemessen zu wiederholen und bot ihnen die rechte Hand der Gemeinschaft auf der Grundlage des nicänischen Glaubensbekenntnisses, sprach auch laut das apostolische Symbolum aus. Er schloß mit den Worten: „Sagt euch unser Dableiben auf diesem Grunde nicht zu, so werden wir das Land verlassen, um andern Völkern zu dienen."

Demetrius, ein griechischer Schneider, rieth nun: man möge doch jeden Menschen nach seinem Verhalten behandeln, nicht nach seinem Glauben, wie ja Muhammed Ali in Egypten Niemanden um seiner Religion willen beläftige. Viele Abessinier stimmten dem bei. Die Priesterschaft aber forderte den Alaka auf, die Deutschen sofort zu excommuniciren, was er alsobald that, indem er ihnen die Stadt und ihr Haus zu betreten verbot, als unverbesserlichen Ketzern. Sobald sie, protestirend und an Ubie appellirend, der Versammlung den Rücken zugewandt hatten, sprachen die Priester feierlich den Bannfluch aus, indem sie ihre Seelen dem Satan, ihre Leiber den Hyänen, ihr Eigenthum den Dieben übergaben und jeden, der ihnen nahe kommen würde, excommunicirten. Doch nöthigte sie das Volk, die Excommunication derer, welche Isenberg dienen würden, wieder aufzuheben.

Zunächst kehrte sich niemand an diesen Fluch; eine ganze Volksmasse folgte ihnen zu ihrer Lagerstätte und alte Freunde brachten Vorräthe und Lebensmittel in reicher Menge zum Geschenk ins Zelt. Am Morgen ritt dann Isenberg in die Nähe seines Hauses, das er der Thüren und Fenster beraubt fand; die Gräber seiner drei Kinder

waren vom Alaka zerstört und ein kleines Haus auf die Stätte gebaut worden. Freunde suchten nach Kräften zu vermitteln; es gab angesehene Priester, die sich aus Jes. 63, 16 die Nutzlosigkeit des Anrufens der Heiligen gern darthun ließen, aber meinten, wie Jacobis und um des guten Zweckes willen, dürften die Missionare wohl so weit gehen, zum Schein mit den Abessiniern zusammenzustimmen. Es wäre ja nur für den Anfang, und alle guten Dinge schreiten stufenweise vorwärts. Daß Isenberg bei solchem Verfahren den göttlichen Segen zu verlieren befürchtete, konnten sie nicht begreifen. Der Alaka wollte sich endlich auch verstehen, Isenberg im Lande zu lassen, wenn er es halten wolle wie Gobat, der keinerlei Unterricht ertheilt habe. Isenberg konnte leicht nachweisen, wie Gobat nur durch seine Krankheit beim zweiten Besuch am Lehren verhindert worden sei, während er im Uebrigen bereit war, sich Gobat als Muster gefallen zu lassen.

Bis Ubies Entscheidung eintreffe, suchte sich nun Isenberg eine Miethwohnung, die ihm der Gouverneur trotz des Bannes verschaffte, und Mühleisen reiste nach Massawa zurück, weitere Büchervorräthe ins Land zu bringen. Besucht von vielen Freunden, nützte Isenberg die Zeit nach Kräften aus, setzte auch dem Abuna in einem Briefe auseinander, wie er in Habesch keine andre Wirksamkeit anspreche als die, welche seine (des Abuna's) Freunde in Cairo unter den Kopten ausüben. Er sende die Liturgie seiner Kirche mit, damit der Abuna sich über ihre Gebräuche genau unterrichten könne. Uebrigens handle es sich nicht darum, in Abessinien eine englische Kirche aufzurichten; vielmehr werde er keinem Abessinier das h. Abendmahl reichen, aber er bitte für die Missionare um die Erlaubniß, im eigenen Hause die eigenen gottesdienstlichen Formen beobachten zu dürfen.

Durch prachtvolle Geschenke vom Papst und vom Könige von Neapel hatte mitlerweile Jacobis von Ubie das Versprechen ausgewirkt, ihm für seine Partei eine Kirche einzuräumen. Vom Versprechen zur Erfüllung war natürlich noch ein weiter Weg; übrigens benützte Jacobis die gute Stimmung des Fürsten, um ihm zu versichern, mit der protestantischen Kirche sei es nun auch in Europa bald aus, schon seien fünf Millionen Evangelische zur katholischen Kirche zurückgekehrt! Der Alaka wurde immer bitterer gegen Isenberg und begnügte sich nicht mit der Excommunikation seiner Freunde, sondern legte ihnen auch schon größere Steuern auf. Alle Hebel

wurden angesetzt, um Ubie feindlich gegen die Deutschen zu stimmen. Daher reiste endlich Isenberg (20. Juni) selbst zu dem Fürsten, für den er ein nothdürftiges Geschenk zusammenbrachte, und ließ sich durch den besten Baal Daraba (Einführer der Fremden), den er unter Ubies Umgebung auftreiben konnte, bei dem Monarchen eines Abends (22. Juni) anmelden. Der brauste, betrunken wie er war, auf, Isenberg möge nur gleich nach Europa zurückkehren. Diese Antwort wurde auch am nächsten Morgen — in nüchternem Zustande — wiederholt, und zwar mit der Begründung: weil Isenberg auf dem Markt von Adoa die h. Jungfrau gelästert habe, wie ihm ein Weib, die gegenwärtig gewesen sei, hinterbracht habe. Auch wollte er Isenberg weder erlauben nach Gondar zu gehen, noch zu seiner Rückkehr nach Massawa ihm irgend welchen Schutz angedeihen lassen.

In der wunderschönen Natur von Hauazēn, wo auch eine aus einem Granitblock ausgehölte Kirche Isenbergs Aufmerksamkeit beschäftigte, empfieng er diesen Bescheid, der ihm die Thüre zu dem heißgeliebten Habesch für immer verschloß. Er reiste nach Adoa zurück und verabschiedete sich in tiefer Wehmuth von seinen Freunden, unter denen die hoffnungsvollsten jene zwei Söhne des alten Warkie waren, die in Bombay bei Dr. Wilson eine gründliche Erziehung genossen hatten (siehe S. 178). Gabru und Meretscha, so hießen sie, waren nun mit bedeutender Erkenntniß und vielen guten Vorsätzen in ihr Vaterland zurückgekehrt; die einzige amharische Bibel, die Isenberg in Adoa los werden konnte, hat er ihnen geschenkt. Doch blickte er mehr mit Schmerz als mit Hoffnung auf diese jungen Seelen, die sich vorerst in ihrem Vaterlande natürlich gar nicht zu Hause fühlten und bei aller Aufrichtigkeit und Gutmüthigkeit nichts von der christlichen Unbeugsamkeit besaßen, ohne welche auch der Fremde, geschweige denn der Einheimische, sich in Habesch bald an die Landessünden gewöhnt. Wer die Sache des Evangeliums in Abessinien weiter führen sollte, war vorerst in tiefes Dunkel gehüllt. Unter einem schweren Selbstgericht, — denn wer hat auch je all die Liebe und Geduld und Himmlischgesinntheit an den Tag gelegt, die ihm in Christo durch den Glauben aufgethan war? — gebrochen und doch getrost, indem er seine Sache in des HErrn Hand legte, schied Isenberg von Adoa (27. Juni).

Doch auf dem Rückweg durch Serāwe traf er mit Mühleisen

und Krapf zusammen, die auch eigene Schicksale gehabt hatten; bei gemeinschaftlicher Berathung wurde für das Beste gehalten, in dieser, der nordöstlichen Ecke des Landes noch so viel Schriften als möglich zu verbreiten. Unter solcher Beschäftigung warteten sie geduldig die Antwort des Abuna von Gondar ab, die auch bald eintraf und so verlegen und nichtssagend als möglich ausfiel. „Es sei doch klar, daß die Abessinier einmal nicht lernbegierig seien; wenn aber der Fürst die evangelischen Missionare ausweise, so werde er, der Abuna, darauf dringen, daß den Katholischen dasselbe Loos bereitet werde; nur fürchte er sich, für einen Freund der Engländer gehalten zu werden; vielleicht gelinge es letztern, den Jacobis auszutreiben ꝛc." Darauf wurde beschlossen, das Land zu räumen, und am 19. Juli 1843 demselben Lebewohl gesagt; Krapf wandte sich nach Aden, um einen längstgehegten Plan, die Errichtung einer Mission an der ostafrikanischen Küste, ins Werk zu setzen; die andern fuhren auf Landesschiffen nach Dschedda und Kosseir in wunderlich gemischter Gesellschaft, von Pilgern bis aus dem fernen Darfele, worauf sie nach einer erquicklichen Reise, vorbei an den Wundern Oberegyptens, am 11. Okt. 1843 wieder in Cairo eintrafen.

Damit war die Missionsarbeit in Habesch einstweilen geschlossen. Isenberg hatte zum Abschied dem Abuna einen langen Brief geschrieben und ihm noch einmal ans Herz zu reden gesucht; namentlich verwahrte er sich gegen die Zumuthung, zur Ausweisung der katholischen Mission irgend beitragen zu sollen: eine andere Waffe, als das Schwert des Geistes, das Wort Gottes, sei ebenso unzulässig als unwirksam gegen solche Gegner. In demselben liege auch das einzige Heilmittel für die Schäden Aethiopiens ꝛc. Bei dem armen Abuna konnten solche Vorstellungen natürlich nicht verfangen. Lejean erklärt ihn für ein elendes Exemplar des koptischen Klerus, stolz und unwissend, geizig und heftig zugleich, der mit Sklaven handle, Kirchengefäße nach Egypten verkaufe, und neun Maitressen halte, darunter zwei Nonnen. Er hat es jedoch durchgesetzt, daß Ubie den römischen Bischof Jakobis vertrieb, doch so, daß er in Halai auf der Grenze seinen Sitz nehmen durfte. Dort begegnete ihm Krapf zwölf Jahre später, als er die Arbeiter der Chrischona in Abessinien einführte; Jakobis mußte gerade vor Theodorus flüchten, und der Abuna schien entzückt über diesen Sieg und froh an den evangelischen Sendlingen, die Krapf ihm ankündigte. Wir wissen aber, daß seine Freundschaft

ein Rohrstab ist, vor dem man sich fast noch mehr zu hüten hat, als vor der Gunst des stolzen Theodorus (S. Miss. Mag. 1864, S. 481 ff.). Dennoch können wir bei diesem Scheiden von Abessinien das Gefühl nicht unterdrücken, daß trotz aller Trübsal, die über die frühere, wie über die jetzige Missionsarbeit in jenem Lande ergangen ist, oder vielmehr eben wegen dieser mannigfachen Trübsal, die Aussichten für dieses Volk obwohl nicht glänzend, sich doch merklich besser gestaltet haben. An der großen Langmuth, womit Gott es trägt, sollen auch die Missionsfreunde Geduld lernen.

Langsam kehrte Isenberg nach Europa zurück, da ihm die Quarantänen von Syra und Triest reiche Gelegenheit boten, alle seine Erfahrungen gehörig zu verarbeiten; erst am 8. December traf er bei den Seinigen in Barmen ein. „Ich muß gestehen," ruft er aus, „ich bin des beständigen Hin- und Herreisens bald müde, und sehne mich darnach, wenn es dem HErrn gefallen möchte, eine Stelle im Missionsfelde zu bekommen, wo ich Ihm mit meinem Hause in Ruhe dienen und Seinen Namen verherrlichen könnte." Und doch würde man sehr irren, wenn man meinte, Isenberg habe nun dem ungastlichen Lande frischweg den Rücken zugekehrt. Abessiniens gedachte er fortan mit inbrünstiger Liebe; er empfahl es in Reden und Vorlesungen der Theilnahme deutscher Christen und hat auch durch eine Schrift, welche er nun herausgab, die Kenntniß des Landes und Volkes bedeutend gefördert. Sein „Abessinien und die evangelische Mission; Bonn 1844", von Dr. Nitzsch freundlich bevorwortet, enthält die werthvollsten Resultate einer zehnjährigen liebevollen Beschäftigung mit diesem Missionsgebiet. Man sieht daraus, wie es ihm ans Herz gewachsen war. Volle sechszehn Jahre nach dem Abschied von dem Lande seines ersten Berufs konnte er doch gestehen, „das Heimweh nach Abessinien habe ihn noch nicht verlassen, er komme sich in Indien wie ein Verbannter vor und fürchte, da nie ganz Wurzel zu schlagen; wenn er heute dürfte, würde er nach Habesch zurückfliegen; je länger er davon entfernt sei, desto lieblicher, ja zauberischer klingen ihm die Töne der amharischen Sprache in Ohr und Herz." Und auch die Abessinier haben ihren treuen Freund nicht so schnell vergessen. Als Krapf 1855 wieder nach Adoa kam, da redeten die Leute dort von Isenberg als „dem einzigen Manne, der es wohl mit ihnen gemeint und furchtlos Allen die Wahrheit gesagt habe."

Dem Liebgewordenen wieder und wieder abzusterben, ist einmal die Aufgabe der meisten Missionare. Doch in so wiederholter und schmerzlicher Weise wie Isenberg haben wohl wenige sie zu lösen bekommen. Ein Freund schrieb ihm nach dieser Rückkehr: „Du bist mir immer das Bild eines vom HErrn berufenen Missionars und kannst nicht den ersten Punkt finden, etwas Ordentliches auszurichten. Ein Anderer geht vielleicht zehnmal dürftiger ausgestattet hinaus, und der Herr krönt sein Werk und läßt ihn auf Einem Punkte seine Arbeit für sein ganzes Leben finden." Eben darnach gelüstete es jetzt unsern Isenberg. Und zu gleicher Zeit beschloß die kirchliche Missionsgesellschaft, die Arbeit an den gefallenen Kirchen des Morgenlandes aufzugeben, und sich hinfort ganz dem Dienst der Heiden zu widmen. Mit Freuden vernahm er ihre Weisung, daß er sich nach Bombay zu begeben habe.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tinnewely-Mission.

Von diesem bedeutendsten Missionsfeld Vorderindiens, dessen wir schon vielfach gedachten (zuletzt 1865, S. 90 ff.), gibt ein Bericht des Bischofs von Calcutta, Dr. Cotton, eine lebendige Schilderung, der wir die folgenden Züge entnehmen.*) Wir erlauben uns dabei, Einiges kürzer zu fassen, schalten auch hie und da eine Berichtigung oder Ergänzung ein, ohne ängstlich des Bischofs Zeugniß zu unterscheiden, wo Solches nicht besonders nöthig scheint. Er berichtet:

Dr. Caldwell erzählt, daß er in einem englischen Pfarrhause einst Mann und Frau in heißem Streit über die Frage getroffen habe, wo Tinnewely liege, indem die Frau behauptete, es sei in Indien, ihr Gemahl aber darauf bestand: nein, in Süd-Afrika. Die wenigsten unserer Leser werden einer dahin zielenden Belehrung bedürfen, wohl aber läßt sich aus manchen Anzeichen schließen, daß

*) Ch. Miss. Intelligencer, May 1865, aus Calcutta Review.

viele derselben kaum einen Begriff haben von der Art und Ausdehnung des dortigen Werks. Theilweise tragen die Schuld davon gewiß die Missionare, deren Berichte oft nicht anziehend und lebendig genug geschrieben sind; aber der größere Theil derselben liegt doch an der Gleichgiltigkeit der Leser, die wohl von spannenden Erzählungen einen Eindruck behalten, aber einer auf vielen Punkten betriebenen, ruhig verlaufenden Arbeit geringe Theilnahme zuwenden und der Mehrzahl nach sich auch bei sorgfältig ausgearbeiteten statistischen Verzeichnissen wenig zu denken vermögen. Da finden dann (englische) Schriftsteller, die im Eisenbahn- und Telegraphennetz das einzige Heil Indiens sehen, leichten Eingang und brauchen sich kaum vor Zurechtweisungen zu fürchten, wenn sie mit eigenthümlicher Lust den Charakter der Missionare anschwärzen und den Erfolg ihrer Arbeit verkleinern. So durfte eine gelesene Zeitschrift die Behauptung aufstellen, die Zahl der eingebornen Christen in ganz Nord-Indien belaufe sich nur auf 8000 Seelen, während doch aus Dr. Mullens genauer Statistik der indischen Missionen zu ersehen ist, daß außer jenen im Bericht der kirchl. Gesellschaft genannten 8000 Seelen noch mehr als 18,000 in der Pflege anderer Gesellschaften stehen. Daher möchte es wohl der Mühe werth sein, einen Ueberblick über eine der gesegnetsten Missionen zu geben. Unsere Mittheilungen sind theilweise die Frucht von Gelesenem, theilweise von selbst Gesehenem. Und das dürfen wir jedenfalls versichern, daß indem wir eine Widerlegung derjenigen unternehmen, die ohne Prüfung das Missionswerk in diesem Lande unterschätzen, wir uns ernstlich hüten werden, es unsererseits nicht zu überschätzen. Wir werden durchaus nichts sagen, wovon wir nicht Augenzeugen waren, oder wofür wir uns nicht auf glaubwürdige Autoritäten berufen können.

Für Jemand, der nicht selbst in Tinnewely war, ist es schwer, sich einen richtigen Begriff von dem eigenthümlichen Charakter der Landschaft zu machen. Wenn der Reisende einen der Kirchthürme besteigt, die jetzt über das Land hin zerstreut sind, sieht er vor sich eine wellenförmige, feuerfarbige Ebene mit steifen, gerade aufstrebenden, dünnbewipfelten Fächer-Palmen besetzt, und nur da und dort durch einen Gürtel von reichem, frischem Grün unterbrochen. Diese unfruchtbaren Regionen werden Têri's genannt. Ein Têri ist nämlich ein sanft ansteigender rother Sandhügel, der keine andere Vegetation trägt als die Palmyra-Palme. Am Fuße des Hügels reichen unter-

irdische Quellen nahe an die Oberfläche herauf und machen es dem Landmann möglich, einen üppigen Garten von Bananen anzulegen, der dem sonst trostlosen Anblick der Gegend einigen Reiz verleiht. Diese Beschreibung paßt indeß nicht auf die ganze, sondern nur auf den südlichen Theil der Provinz, die durch den Tāmraparni in zwei Hälften getheilt wird. Auf den Ghats entspringend, fließt derselbe zwischen der alten Hauptstadt Tinnewely (die der Provinz den Namen gab und sich ihres großen Schiwa-Tempels rühmt) und der englischen Station und Festung Palamkotta durch und ergießt sich endlich ein wenig südlich von Tutikorin in den bengalischen Meerbusen. Da seine Quellen, durch beide Monsune gespeist, immer reichlich fließen, zieht sich an seinen Ufern zwischen dem Norden und Süden der Provinz ein reicher Streifen Landes hin, der zwei volle Reisernten des Jahres erzeugt. Nördlich von diesem befruchtenden Strom verliert sich der oben geschilderte Charakter der Landschaft und wir befinden uns auf einem im Sommer geborstenen, im Regen lehmig zähen, schwarzen Boden, von dem aus sich jetzt unaufhörlich Massen von Baumwollenballen nach Tuticorin drängen, wo sie auf die harrenden Europaschiffe gebracht werden.

Der Schauplatz des Werks, das wir zu schildern haben, ist aber auf die Sandregionen im Süden des Tamraparni beschränkt. In Nord-Tinnewely gibt es vergleichungsweise nur wenige Christen und die Organisation der Kirche ist noch unvollkommen. Diejenigen, welche es für ein Unrecht halten, wenn Missionare unter guten Dächern wohnen, und die darüber klagen, daß sie „nur in die Fußstapfen ihrer Vorgänger treten und keine neuen Versuche wagen", werden kaum auf die Nachricht gefaßt sein, daß in diesem Theil des Landes seit 1854 eine Mission ins Leben trat, die sich ganz auf Reisepredigt beschränkt. Die Missionare haben buchstäblich keine feste Heimat. Sie wandern — natürlich unverheirathet — mit ihren Zelten neun Monate des Jahres über eine Fläche von wohl 250 Quadratmeilen von Ort zu Ort; nur während der Regenzeit suchen sie ein Obdach bei ihren Brüdern. In dieser Weise war 1862 das Evangelium schon 300,000 Seelen in 1400 Dörfern verkündet worden. Vier Häuflein Bekehrter waren getauft und viele nach Wahrheit fragende Seelen fanden sich fort und fort ein. Xaver selbst gab kein glänzenderes Beispiel von Selbstaufopferung als der geniale und demüthige Ragland, der Gründer dieser Reisepredigt, der nach vierjähriger rastloser Arbeit

sein Haupt niederlegte in Ausübung des Werks, um dessen willen er die akademischen Ehren und alle die äußeren Vortheile verließ, die er als Fellow einer Universität genoß.

Ein bemerkenswerther Zug in dieser Reisemission ist, daß die Kirche Süd-Tinnewely's sie reichlich unterstützt, indem sie ihr jeden Monat aus der Zahl ihrer Gemeindeglieder einige Katechisten zuschickt, um unter der Anleitung der englischen Reiseprediger zu arbeiten, und deren Unterhalt aus der Kasse einer Missionsgesellschaft von eingebornen Christen bestreitet.

Und hiemit kehren wir zu den christlichen Niederlassungen zurück, die den Hauptgegenstand dieser Darstellungen bilden sollen. Sie liegen, wie schon bemerkt, im Süden des Tamraparni und sind aus verschiedenen Gründen so verwachsen mit dem Anbau der Fächerpalme, daß Dr. Caldwell sagt: „Wo Palmen stehen, da sind auch Christengemeinden und Schulen, und wo die Palmen fehlen, hören meistens auch die Zeichen des christlichen Fortschritts auf." Der Schanar-Kaste nämlich, die die Fächerpalme baut, wurde das Evangelium zuerst gepredigt, und in ihr ist sein Wachsthum am schnellsten und ausgebreitetsten gewesen. Diese Schanar oder Palmbauern, die sich kaum über die Grenzen von Tinnewely und Süd-Travankor hinaus verbreiten, sind nicht arischen Ursprungs, sondern gehören zu den dravidischen Ureinwohnern Indiens und sind als solche den Ungarn, Finnen und Lappen verwandt. Ihre Sprache, das Tamil, ist die am meisten klassische und ausgebildete und die weitverbreitetste aller dravidischen Zungen. Als die Brahmanen nach Süd-Indien kamen, brachten sie den Eingebornen ihre höhere Civilisation und reihten ihre Geschlechter in die Kastenordnung ein. So zerfallen denn die Tamiler in zwei scharf abgegrenzte Gruppen. Die höhere derselben umfaßt die verschiedenen Kasten, welche durch den gemeinsamen Namen Sudra bezeichnet werden. Ihr gehört der Mittelstand des Südens an, der den wichtigsten Theil der Bevölkerung bildet: Kaufleute, Gutsbesitzer und Krieger. In der zweiten Gruppe, welche hauptsächlich aus einfachen Landleuten und Handarbeitern besteht, sind ohne alle Frage die Schanars die Ersten. Nach ihnen kommen mehrere niederere Stufen, welche die Paria's und Reissklaven und selbst die wandernden Zigeunerstämme noch mit einbegreifen. Obgleich es nun hauptsächlich die Schanars sind, unter denen Bekehrungen vorkommen, hat das Christenthum doch auch bei den untersten Kasten Eingang

gefunden, während auf der andern Seite jetzt auch Sudra's und Brahmanen seinen Einfluß zu spüren beginnen, und einige aus ihrer Zahl bereits getauft und in die Kirche aufgenommen worden sind. Für unsern Zweck genügt es indeß, unser Augenmerk nur auf die Schanars als den bei weitem größten und wichtigsten Theil der Tinnewely-Christen zu richten. Alle pflanzen, die meisten ersteigen auch die Fächerpalme; die reicheren Glieder der Kaste sind die Besitzer der Bäume; die ärmeren arbeiten für sie; manche sind auch Besitzer und Arbeiter in einer Person. Die Fächerpalme, so nützlich sie ist, läßt sich an Schönheit mit dem Kokosbaum oder den prachtvollen Schirmpalmen nur gar nicht vergleichen. Sie erhebt sich kerzengerade wie ein Schiffsmast 60 — 90 Fuß hoch und trägt oben einen Büschel fächerförmig aneinander gereihter Blätter. Ihr Holz wird zu Balken und Sparren gebraucht, ihre jungen Wurzeln sind eßbar, ihre unreife Frucht enthält eine erfrischende und labende Gallerte. Ihre dürren Blätter bilden in Tinnewely die Dächer der Häuser und lassen sich zu Matten und Körben verweben; die jüngeren dienen den Eingebornen als Schreibmaterial, auf das sie mit eisernen Griffeln ihre Buchstaben eingraben. Aber das köstlichste Erzeugniß der Fächerpalme ist ihr Zuckersaft, der sechs Monate lang aus dem abgeschnittenen Blüthenkolben quillt und ganze Gegenden mit Nahrung versorgt. Frisch vom Baume herab wird er als Frühstück, zu einer harten schwarzen Masse eingekocht als Mittagsmahl genossen. Dieses schwarze Brod, Tschakkara genannt, bildet auch einen Handelsartikel, um dessen Erlös der zum Nachtessen gewünschte Reis und Karri gekauft wird. Doch leben ganze Familien monatelang nur von Tschakkara. Zu weißem Zucker raffinirt, wird dieses auch für den europäischen Markt gesucht, und zu Kandis krystallisirt sieht man es oft zwischen den gierigen Zähnen eingeborner und europäischer Kinder. Gegohren, wird der Saft zu Palmwein, mit dem sich nur zu oft die niederen Kasten — aber nie die streng mäßigen Schanars — berauschen. Um ihn zu gewinnen, muß man den Baum täglich zweimal ersteigen. Jeden Morgen versieht sich der Palmbauer mit seinem Stab, an dem sich oben ein kleines waagrechtes Stück Holz befindet, mit seinen Gefäßen, Messer und anderem Werkzeug, das er in einem um den Leib befestigten Sack trägt. Dann stemmt er seinen Stab gegen den Baum, stellt sich oben darauf, bindet seine Füße zusammen und erklimmt, indem er den Stamm bald mit seinen Händen, bald mit seinen gebundenen

Füßen umfaßt, in schnellem Schwunge dessen Spitze, wo er die Blüthenscheiden beschneidet und klopft und einen seiner Töpfe daran befestigt oder in seinen Blättereimer den über Nacht gesammelten Saft ausleert. Jeder Baum muß täglich wenigstens zwei-, oft auch dreimal erstiegen werden, theils um die Wunde der Blüthenscheiden offen zu erhalten, theils um den ihnen entströmten Saft zu sammeln; denn wenn er zu lange in dem kleinen Topf gelassen wird, geräth er unfehlbar in Gährung. Das ist ein ziemlich arbeitsvolles Leben; denn die meisten Palmbauern wiederholen dieses Geschäft Tag für Tag während acht Monaten des Jahres an nicht weniger als 50 Bäumen. So ist denn mancher Schanar in seinem Leben viele Meilen weiter an Palmenstämmen auf- und abgestiegen als auf dem Boden gewandelt. Allabendlich kann der Reisende in Tinnewely ihre außerordentliche Gewandtheit bewundern, wenn er bei Sonnenuntergang seinen Spaziergang um das Dorf macht, und die Erinnerung daran bleibt als eines der lebendigsten Bilder aus jener Gegend in der Seele haften.

Die Religion der Schanars war, ehe christliche Missionare zu ihnen kamen, der Dämonendienst. Ihr Aberglaube stimmt so ziemlich mit dem Schamanismus der alt-mongolischen und tatarischen Stämme überein und herrscht auch in Ceylon, dort jedoch in seltsamer, unreiner Vermischung mit dem edleren Buddhismus, denn weder Brahmanen noch Buddhisten waren je unduldsam gegen andere Religionen, sobald es ihnen gelang, dieselben in ihr System einzufügen, das lediglich die Befestigung ihres eigenen unumschränkten Einflusses bezweckt. Ist dieser gesichert, dann mag der fremde Aberglaube als Nebenglaube oder Familienreligion fortbestehen. Der Dämonendienst ist ganz nur eine Religion der Furcht: blutige Opfer werden dargebracht, um den Zorn der bösen Geister zu besänftigen, deren Freude es ist, die Ernte zu zerstören, den Regen zu verhindern, Seuchen unter das Vieh zu schicken und den Menschen Sonnenstiche und epileptische Anfälle. Man erbaut ihnen keine Tempel, ehrt sie aber durch genünchte Pyramiden von Erde oder offene Buden, die mit häßlichen Gestalten von Ungeheuern mit Stierköpfen oder kinderverschlingenden Scheusalen besetzt sind. Ein solcher Bau heißt ein pei kowil oder Teufelshaus, und um ihn her sieht man von Zeit zu Zeit die Anbeter sich zu einem Teufelstanz vereinigen.

Diese Tänze sind der wichtigste und bezeichnendste Theil des

Dämonendienstes. „Der Priester, der den Dämon darzustellen sucht, tanzt sich in einen Zustand wahnwitziger Wuth hinein und bringt so das Volk auf den Gedanken, er sei von dem Dämon des Orts oder des Stamms besessen; dann theilt er denen, die ihn befragen, die erhaltenen Offenbarungen mit. Der schwärmerische Taumel, den der Teufelstanz erregt, ist die Hauptmacht und der Hauptzauber dieses Systems und besonders verführerisch für die dumpfen Vorstellungen roher und halbcivilisirter Volksstämme. Seine Anhänger sind gewiß die ehrlichsten aller abergläubischen Indier. In den geistvolleren Religionen der höheren Klassen ist mehr Schein, aber wenig Aufrichtigkeit; die Teufelsanbeter dagegen glauben wirklich 'und zittern'. In Krankheitszeiten, namentlich wenn die Cholera herrscht, ist es zum Erstaunen, mit welchem Ernst, welcher Inbrunst und Angst die niedern Klassen ihre Dämonen anbeten."

Unter diesen Dämonen denkt man sich die Geister verstorbener Personen, die während ihres Lebens durch große Verbrechen oder großes Unglück berühmt waren. Bekannt ist, daß an einem Ort der Geist eines im Kampfe gefallenen englischen Offiziers, welcher einst der Schrecken des Bezirks war, für den einflußreichsten Dämon gehalten und in einem Pei kowil durch Opfer von Cigarren und Branntwein verehrt wird. Man sieht daraus, welche Hindernisse dem Fortschritt des Christenthums nur zu oft durch seine sogenannten Bekenner bereitet werden.

Wie ist nun ein großer Theil dieses einfältigen Geschlechts vom Dienst der Teufel und Gespenster zur Anbetung des Herrn Jesu gebracht worden? Die Väter der evangelischen Christenheit in Indien sind die deutschen Missionare von Halle, deren erster, Bartholomäus Ziegenbalg, von dem edlen Dänenkönig Friedrich IV 1706 nach Trankebar gesandt wurde. Das Werk, das sie begannen, erregte nach vielen geduldig ertragenen oder muthig überwundenen Schwierigkeiten endlich einige Theilnahme in England und wurde von dortigen Gesellschaften unterstützt. Im Jahr 1756, als das erste Jubiläum der Mission gefeiert wurde, zeigte es sich, daß im Ganzen 3000 Hindu's zum christlichen Glauben gebracht worden waren, und daß sich das Werk von Trankebar nach Madras, Kudalur, Nagapatnam, Sirangam, Tritschinapalli und Tandschaur ausgebreitet hatte. Letztere Stadt ward der Hauptschauplatz der Wirksamkeit des sel. C. F. Schwartz, der am 17. Juli 1750 in Indien landete und als der Gründer der

Tinnewely-Mission betrachtet werden darf; denn dieser große Bote des Evangeliums beschränkte seine Thätigkeit nicht auf die Provinz, mit der sein Name unauflösbar verknüpft ist. Auf seinen häufigen Reisen kam er auch nach Palamkotta. Jetzt, da das Saamenkörnlein, das er pflanzte, zum stattlichen Baum geworden ist, haben die ersten Bemerkungen über Ort und Leute, die sich in seinem Tagebuche finden, ein mehr als gewöhnliches Interesse erlangt. Wir führen hier einen Auszug aus demselben vom Jahr 1771 an:

„In der Festung Palamkotta wohnt einer unsrer Christen, Savarimuttu, der Heiden und Römern Gottes Wort vorliest; auch ein englischer Sergeant, dessen Gattin unserer Gemeinde angehört, nimmt sich einigermaßen der Sache an. Ein junger heidnischer Schreiber fand Gefallen an der Wahrheit; er hatte sie schon in Tritschinapalli gehört und wollte sich noch weiter unterrichten lassen, worauf ihn der Sergeant die fünf Hauptstücke des Katechismus lernen ließ und ihm dann die Taufe ertheilte. Es thut uns leid, daß er den jungen Mann so schnell taufte, ehe er das Christenthum gründlich kennen lernte. Möge Gott in Gnaden allen Anstoß abwenden!"

Im Ganzen machte Schwartz drei Besuche in Tinnewely. Es gelang ihm, in der Festung eine kleine Gemeinde zu bilden, die er unter die Leitung Jänicke's, eines andern Missionars im Dienste der Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß, und eines eingebornen Katechisten, Namens Satjanaden, stellte, den er später nach lutherischem Ritus ordinirte. Satjanaden gewann viele Seelen aus den Schanars, und diese gründeten selbst zu gegenseitigem Schutz mitten im Palmenwalde ein eigenes Gemeinwesen und ein Dorf, das sie Mudal-ur oder „erste Stadt" nannten, in der Hoffnung, daß noch viele andere christliche Städte erstehen werden. Mit seiner geräumigen Kirche, deren primitive Häßlichkeit in auffallendem Gegensatz steht zu dem schönen Stil der später erbauten Gotteshäuser der Provinz, ist es noch jetzt eine Station der Ausbreitungsgesellschaft. Satjanaden wurde indeß nach Tandschaur zurückberufen, und die Mission blieb längere Zeit völlig liegen, bis 1815 der vortreffliche Kaplan Hough in Palamkotta die Christen in Mudalur besuchte und der Ges. zur Verbr. christl. Erkenntniß einen in hohem Grade ermuthigenden Bericht gab von der Ordnung und Festigkeit, die er bei ihnen und ihren bekehrten Nachbarn fand. Doch diese Mittheilung wurde zu Hause wenig beachtet und leicht hätte die englische Kirche das

Werk ganz aus den Händen gelassen, wäre nicht die kirchliche Missionsgesellschaft, von der allmählich neues Leben ausgieng, ins Mittel getreten, indem sie Missionar Rhenius aussandte, um das von Schwartz begonnene Werk fortzuführen.

„Einen tüchtigeren, einsichtsvolleren, praktischeren und eifrigeren Missionar als Rhenius (1814—1838) hat Indien kaum je gesehen" (Caldwell). Während er die ziemlich lauen und lahmen Gemeinden von Mudalur und Nazareth neu belebte, wandte er doch seine Hauptaufmerksamkeit den Heiden zu und hatte bald in weiten Kreisen sich Zutrauen erworben und das Verlangen nach Wahrheit und Gerechtigkeit angeregt. Er blieb immer so sehr Missionar, daß er baldmöglichst die Sorge für die gesammelten Gemeinden an einheimische Pastoren abzugeben wünschte, um nur immer mehr Zeit für die Heidenpredigt zu gewinnen. Aber er wünschte diese Pastoren selbst zu ordiniren und fand für sich und seine Gemeinden keine bischöfliche Leitung nöthig. „So kam es, daß nach sechszehnjähriger Arbeit wegen seiner unabhängigen Handlungsweise in Sachen der Kirchenleitung seine Verbindung mit der englischen Kommittee sich in bedauerlicher Weise löste, jedoch nicht ehe er in eigener Person oder durch seine Gehilfen 10,000 Seelen zu der Gemeinde Christi hinzugethan hatte. Wir glauben fest, daß die Punkte, in welchen er freie Hand begehrte, ihm nicht gewährleistet werden konnten ohne Verletzung der charakteristischen Grundzüge der anglikanischen Kirche; dabei aber sollte nie vergessen werden, daß sein Kirchenregiment das Erwachen eines regen kirchlichen Lebens in der Mission und die Durchführung von Einrichtungen zur Folge hatte, deren Werth von aufrichtigen Gliedern der englischen Kirche besonders hochgehalten wird. Er war es, durch den die Erziehung des weiblichen Geschlechtes kräftig gefördert, unter den Eingebornen Gesellschaften für religiöse und gemeinnützige Zwecke gestiftet und in jedem Christendorfe tägliche Gebetsversammlungen zu gemeinsamer Morgen- und Abendandacht in der Kirche veranstaltet wurden. In Einem wesentlichen Punkte stand er sogar über Schwartz: er war der erste unter englischer Leitung arbeitende Missionar, der die Kaste systematisch bekämpfte. Seine Hülle ruht auf dem Kirchhof von Palamkotta, und so sehr wir auch die eigenthümliche kirchliche Richtung bedauern mögen, durch welche seine sonstige Nutzbarkeit beschränkt wurde, so gibt es doch kaum irgend einen Missionar, dessen wir mit herzlicherer

Dankbarkeit gedenken sollten, denn er war der eigentliche Urheber des größten Sieges, den das Evangelium in Indien erfochten hat.

„Rhenius' Wirksamkeit darf aber nicht bloß nach ihrem unmittelbaren Erfolg beurtheilt werden. Auch mittelbar war sie von unberechenbaren Nutzen, indem sie die Ausbreitungsgesellschaft aus ihrem Schlummer aufrüttelte. Im Jahr 1835 wurde ein Missionar ausgesandt, um die Leitung der Schafe zu übernehmen, 'die ihrem Schicksal in der Wüste überlassen worden waren;' und es liegt ein starkes Zeugniß für die Realität des Christenthums der Schanars in der Thatsache, daß er mehr als 3000 Personen fand, welche an der Anbetung Gottes in Christo Jesu festgehalten hatten, obgleich sie ein ganzes Menschenalter hindurch von ihren englischen Glaubensbrüdern verlassen, von ihren heidnischen Nachbarn verfolgt und dazwischen hinein von einer Seuche heimgesucht wurden, die den sechsten Theil der Bevölkerung von Süd-Tinnewely hinwegraffte." *) Seither hat nun eine erneute Thätigkeit in England das Werk kräftig und ununterbrochen gefördert, so daß Dr. Caldwell, selbst einer der Vorkämpfer desselben, im Jahr 1857 von dem Fortschritt, den es innerhalb 22 Jahren gemacht hatte, folgendes Zeugniß ablegte:

„Neue Arbeiter folgten von Jahr zu Jahr, denn die Kirche in der Heimat war erwacht; die Ausbreitungsgesellschaft war erwacht; die Kommittee dieser Gesellschaft in der Diöcese von Madras war gleichfalls erwacht; und wenn ich mich jetzt in Tinnewely umsehe, erblicke ich statt der zwei Sprengel von Mudalur und Nazareth, die bei meiner Ankunft vorhanden waren, jetzt mit Freuden sieben, von denen jeder nicht nur unter wirksamer Leitung steht, sondern mehr oder weniger auch die Bedingungen der Ausdehnung und des Fortschritts besitzt. Auch die kirchliche Missionsgesellschaft hat fortwährend ihre Seile länger und ihre Pfosten fester gemacht, so daß sie jetzt dreizehn oder vierzehn Missionsbezirke hat statt der sechs, die ich fand, als ich kam. Zudem hat sie ein Reisepredigtsystem in dem nördlichen und noch weniger vom Christenthum berührten Theil der Provinz ins Leben gerufen."

*) Der Bischof übersieht, daß Rhenius bis zu seiner Trennung von der kirchl. Missionsgesellschaft auch die Aufsicht über diese „Schafe" geführt hatte. Die Ausbreitungsgesellschaft hatte ihn damit betraut; sie hat ihm auch, als er Freimissionar geworden war, für seine nun nicht mehr nöthigen Dienste höflich gedankt.

Eine weitere Quelle der Freude für den Besucher Tinnewely's ist es, daß wenn er aus den erhitzten theologischen Kreisen Englands die Ansicht mitgebracht hat, die Ausbreitungsgesellschaft sei hoch- und ihre Schwestergesellschaft niederkirchlich, wenn er vielleicht schon einen ängstlichen Stiftsherrn über die letztere den Kopf schütteln sah wegen Vernachlässigung kirchlicher Principien, oder einen feurigen Redner die andere der Verkennung des Evangeliums beschuldigen hörte, er nun die Missionare beider Gesellschaften in der vollkommensten Eintracht neben einander arbeiten und ohne jeden andern Wetteifer als den in guten Werken sich gegenseitig durch den Austausch ihrer Erfahrungen, durch christliche Theilnahme und durch Fürbitte unterstützen sieht in dem Gefühl, daß inmitten der Pagoden und Teufelstänze Kirche und Evangelium am besten gefördert werden durch ein herzliches Zusammenwirken in der Predigt des gekreuzigten Heilands und der Gründung der Gläubigen in dem gesunden Geiste des alten Kirchenbuchs.

So schritt denn das Werk fort, schlaff und langsam betrieben und unter vielen Unterbrechungen während etwa sechzig, kräftig und mit Eifer gefördert seit ungefähr dreißig (eher vierzig) Jahren. Bald ist ein Jahrhundert verflossen, seit Schwartz seine Hoffnungen und Befürchtungen über den einen zweifelhaften Bekehrten in Palamkotta niederschrieb und jetzt finden wir in Dr. Mullens Statistik (vom J. 1862) 45,361 eingeborne Christen in Tinnewely verzeichnet; von da hat sich das Wort des Lebens über die Ghats westwärts in das unabhängige Königreich Travankor verbreitet, wo die Mission der Kongregationalisten im Süden 22,788 Christen zählt, auch meistens Schanars. Die Tinnewely-Gemeinden stehen unter der Pflege von 24 europäischen Missionaren und 14 ordinirten Eingebornen neben einer beträchtlichen Zahl von Katechisten und Schullehrern. Nur Eine Ausnahme ist diesem Bericht von Fortschritten beizufügen. Wie es der Herr vorausgesagt hat, daß Aergernisse kommen müssen; wie der Apostel Paulus von Rotten spricht, die in der Gemeinde sein müssen, auf daß die, so rechtschaffen seien, offenbar werden, wie Johannes klagt, daß viele falsche Propheten ausgegangen seien in die Welt, so wurde auch die junge Kirche Tinnewely's durch eine Spaltung gesichtet. Wir vermeiden es, näher auf die Ereignisse einzugehen, die zu dieser Spaltung führten, weil wir dadurch nur in eine peinliche und unfruchtbare Kritik derer hineingezogen würden, die in jenen schwierigen Streit verwickelt waren. Nur so viel: hauptsächlich wegen

einiger die Kaste betreffenden Fragen, die nur zu oft über die Schanars auch nach ihrer Bekehrung zu dem Glauben, in dem alle „Einer sind in Christo", noch eine große Macht behält, trennten sich mehr als 1000 eingeborne Christen in den Distrikten von Nazareth und Meignanapuram von der Kirche und bildeten eine eigene Gemeinde, in der die Kastenregeln wieder hergestellt wurden. Sie sind, wie wir hören, in verschiedene Verirrungen gerathen und haben namentlich gegen alles Europäische einen fanatischen Haß gefaßt, so daß sie sogar den jüdischen Sabbath statt des christlichen Sonntags einführten in der sonderbaren Voraussetzung, die Europäer haben willkührlich die Heilighaltung des ersten statt des siebenten Tages der Woche festgesetzt. Doch hat auch diese traurige Verkehrtheit noch einen Beweis liefern müssen von der Realität ihrer christlichen Ueberzeugung, denn trotz vieler Abweichungen von der Lehre, die sie von ihren Vätern im Glauben überkamen, ist unter ihnen doch nicht die mindeste Neigung zur Rückkehr ins Heidenthum zu Tag getreten. Wir hörten vielmehr kürzlich, etwa die Hälfte von ihnen sei schon ihrer getrennten Stellung müde geworden, und man nährte die Hoffnung, es werde dem Einfluß des verdienten (nun ältesten) Missionars Thomas von Meignanapuram, der kürzlich wieder aus England auf sein Arbeitsfeld zurückkehrte, gelingen, sie zum Wiedereintritt in die Kirche zu bewegen. Wir haben die feste Zuversicht, daß diese Hoffnung bald in Erfüllung gehen wird oder schon erfüllt ist.

Unsere Leser wünschen nun vielleicht, wenn sie die Geduld gehabt haben, uns bis hieher zu folgen, auch etwas von dem zu hören, was der Reisende in Tinnewely heut zu Tage sieht, und welchen Eindruck er von dem Thun und Treiben in einem Christendorfe bekommt. Vieles erinnert auf den ersten Blick an eine blühende, wohlorganisirte englische Pfarrgemeinde. Da steht eine Kirche, manchmal, wie z. B. in Meignanapuram, ein gothischer Bau von wirklicher architektonischer Schönheit; da ist das Bangala des Missionars, eine reinliche, anspruchslose Pfarrwohnung in einem hübschen Garten und gewöhnlich mit einem köstlichen Schwimmbad versehen; da sind Knaben- und Mädchenschulen, meist mit einfachen, aber luftigen Räumlichkeiten für solche, die Kost und Wohnung da haben; da sind endlich die Hütten der Eingebornen, meist in regelmäßigen Straßen aneinandergereiht und in der Mitte des Dorfs ein großer Baum, unter dem der Ortsvorsteher Recht spricht, denn die Tinnewely-Christen haben die ange-

borne Liebe zur Gemeinde-Verfassung nicht verloren. Dieses System, vielleicht der hervorstechendste Zug des gesellschaftlichen Lebens in Indien, hat der Befestigung des Christenthums im Süden bedeutenden Vorschub geleistet. Wenn ein Dorf zum Christenthum übertritt, bildet es sogleich ein christliches Gemeinwesen, in dem Kirche und Staat aufs engste verschmolzen sind. Der Katechist wird der Rathgeber des Ortsvorstehers und der auf der Hauptstation des Distrikts wohnende Missionar der Inspektor aller rings umher zerstreuten Gemeinden. Wie unbedingt diese seine Oberleitung anerkennen, trat in recht komischer Weise aus den Antworten der Kinder in einer von der Regierung unterstützten Schule hervor, die von einem Regierungs-Schulinspektor über ihre politischen Kenntnisse examinirt wurden. „Wer", fragte er, „hat die höchste Gewalt in diesem Lande?" „Die Königin," erwiederten die Kinder, wie sie es pflichtgemäß in ihrem Katechismus gelernt hatten. „Aber sie ist 4000 Stunden von hier weg, wer führt die Regierung in diesem Lande selbst?" „Die Königin schickt ihre Befehle den Missionaren." „Den Missionaren!" rief der entsetzte Schulinspektor aus. „Lebt denn nicht in Madras ein vornehmer Mann, der diesen Theil von Indien regiert?" „Ach ja," antworteten die Kinder, „der Bischof."*) — Die Ortsvorsteher befassen sich nicht nur mit der Schlichtung bürgerlicher und geselliger Streitigkeiten in ihrem Dorfe, sondern dringen auch auf christliche Ordnung und Kirchenzucht, auf regelmäßigen Schulbesuch von Seiten der Kinder, auf fleißige Benützung des Gottesdienstes von Seiten der Gemeinde und helfen überdieß die Beiträge für religiöse und wohlthätige Zwecke einsammeln. Sie werden von der Gemeinde gewählt und ihre Ernennung vom Missionar bestätigt; das Amt ist übrigens meistens erblich, obgleich es einem unwürdigen Gliede einer geachteten Familie nicht übertragen würde. Macht sich im Dorfe irgend ein Uebelstand fühlbar, so wendet sich der Missionar an die Ortsvorsteher und diese thun dann, was in ihrer Macht steht, demselben abzuhelfen, bald indem sie persönliche Besuche von Haus zu Haus machen, bald indem sie die Leute unter den großen Baum zusammenrufen und da eine Ansprache an sie halten. Wer mit dem Ausspruch des Ortsvorstehers unzufrieden ist, kann sich an den Missionar wenden; da und dort, wie z. B. in Caldwell's Sprengel in Edeyenkudy, ist eine

*) An den Gouverneur kam natürlich diesen Kleinen kein Gedanke.

Art Appellationsgericht eingesetzt worden, um den Missionar der Nothwendigkeit zu überheben, zu Tische zu dienen, und es ihm möglich zu machen, seine ganze Zeit der Arbeit im Wort zu widmen. Nicht so förderlich wie der Befestigung christlicher Gemeinden ist diese nationale Angewöhnung an die Gemeindeverfassung für die Einführung des Evangeliums; denn wenn die Botschaft von der göttlichen Liebe zuerst in ein Dorf gebracht wird, macht sehr oft der Ortsvorsteher bedeutende Anstrengungen, ihr zu widerstehen. Hat sich dann ein Theil der Dorfbewohner dem Christenthum zugewandt, so bildet er eben darum meist ein getrenntes bürgerliches Gemeinwesen, das gewöhnlich unabhängig neben dem andern fortbesteht, zuweilen auch es glücklich in sich aufnimmt.

Jedem Ortsvorsteher nun ist ein Katechist beigegeben, eine Art Mikado neben dem Taikun des Dorfs; mancher hat dort seine Stätte gefunden, seit die ersten Einwohner, 3 bis 4 Hausbesitzer, scheu heraustraten und christlichen Unterricht begehrten. Der Katechist war es dann, der sie die Elemente christlicher Wahrheit lehrte und die Herzen vom Dienst der Dämonen und andern väterlichen Sitten zur Nachfolge Christi heranzog. Wenn das Evangelium erstmals in einem heidnischen Dorfe verkündet wird, so ist natürlich noch keine Schule und Niemand da, der lesen kann. Folglich wird ein eingeborner Lehrer, welcher in einem der beiden Seminare gründlich auf sein Amt vorbereitet worden ist, dorthin gesandt, um die Leutlein täglich im Worte Gottes zu unterweisen, ihnen Anleitung zu einer christlichen Lebensweise zu geben, sie auf die Taufe vorzubereiten, sie zu täglichem Morgen- und Abendgottesdienst zu versammeln und auch unter ihren heidnischen Nachbarn Saamenkörner auszustreuen. Zuerst hat er auch den Unterricht der Kinder zu besorgen, mehrt sich aber die Zahl der Christen, so wird ihm diese Arbeit abgenommen und einem Schulmeister übertragen. Der Sprengel eines ordinirten Missionars besteht aber aus einer beträchtlichen Zahl solcher halb-heidnischer und christlicher Dörfer. So hat Dr. Caldwell 24 Christengemeinden unter seiner Leitung und Missionar Schaffter in Suviseschapuram beinahe 40. Dessen ungeachtet scheinen sie genau bekannt mit dem geistlichen Zustand von jeder derselben und vollkommen befähigt zu sagen, welche „lau" ist, welche „eine kleine Kraft hat und das Wort Christi behält", welche „die erste Liebe verlassen hat" und welche „in Liebe und Dienst und Glauben je länger je mehr thut", und somit jeder

angedeihen zu lassen, was sie von Rath, Ermahnung oder Tadel bedarf. Diese Außenstationen werden bis jetzt regelmäßig vom Missionar besucht; es ist aber zu hoffen, daß bald eine größere Zahl von Katechisten zu Predigern vorrücken und, fast ausschließlich von ihren eigenen Gemeinden erhalten, die selbständige Leitung derselben wird übernehmen können. Die Grundsteine zu Errichtung eines einheimischen Predigtamtes sind gelegt, aber trotz der Ungeduld mancher liebevollen und mancher bitteren Tadler in der Heimat wäre es doch sehr verkehrt, seinen Ausbau zu überstürzen, indem man Nationalgehilfen zur Ordination zuließe, deren Charakter und Tüchtigkeit nicht durchaus erprobt ist; denn wenn ein untauglicher oder unwürdiger Geistlicher schon in einer längst gegründeten Kirche ein kaum zu ertragendes Uebel ist, so wäre er in einer erst ihrer Selbständigkeit entgegenreifenden christlichen Gemeinschaft ihrem Wachsthum in der Gnade sowohl als ihrer weiteren Ausbreitung geradezu verderblich.

Das Interessanteste jedoch, was man in Tinnewely sehen kann, ist ein Sonntag auf einer der Haupt-Missionsstationen. Wohl wird in jeder Kirche täglich zweimal ein kurzer Gottesdienst gehalten, bei dem Morgens fast nur Frauen anwesend sind, weil die Männer da ihre Palmen ersteigen, und Abends nur Männer, weil die Frauen mit der Zubereitung der Mahlzeit beschäftigt sind; Sonntags aber, wenn sich Alle zugleich versammeln, ist es wirklich ein lieblicher und erhebender Anblick. Versetzen wir uns einmal nach Meignanapuram in die schönste Kirche Tinnewely's. Da sitzen auf dem Boden 1400 dunkle Eingeborne, die Katechisten und Schullehrer ganz in Weiß, die ärmeren Leute nur in ein Hüftentuch, die Frauen mitunter in freundliche, aber nicht schreiende Farben gekleidet, die Schulkinder in zwei Vierecke zusammengedrängt, alle mit tiefer Aufmerksamkeit dem Gottesdienste folgend, während der Gebete andächtig knieend und begierig der Verkündigung des Wortes lauschend, die oft in die katechetische Form übergeht. „Könnt ihr mir die angefangenen Bibelworte vollends sagen?" oder: „Von was soll der zweite Theil meiner Predigt handeln?" fragt etwa der Missionar, und in vollem Chor tönt ihm die Antwort aus dem Theil der Kirche entgegen, an den er sich wandte. Der intelligentere Theil der Versammlung schreibt auch auf Palmblättern die Worte des Predigers nach; und zu Zeiten kann das Gekritz der Eisengriffel für den Ungewohnten störend werden. Trifft es sich gerade, daß ein Katechist von einer der Außenstationen

anwesend ist, so dienen ihm die so gemachten Notizen gewöhnlich zur Grundlage seiner nächsten Predigt. Sanft, melodisch, voll Andacht erklingt dazwischen der wirklich vortreffliche Gesang, begleitet von einem ausgezeichneten Harmonium, und all das zusammen gibt dem Zuhörer, selbst wenn er kein Wort von der Tamilsprache versteht, den Eindruck von einer Frische, einem Ernst, einer Wahrheit des religiösen Lebens, der ihm in sehr vielen vornehm gleichgiltigen Versammlungen der europäischen Heimat nicht wird.

Die beiden Gottesdienste sind jedoch nicht die einzige Sonntagsarbeit des Missionars. Im Laufe des Tages hält er meistens auch eine Schule für Erwachsene, bei der ihm zuweilen die Kinder und Enkel seiner Schüler helfen; denn sehr oft hat nur das jüngere Geschlecht regelmäßigen Unterricht genossen. Die jetzt im mittleren Lebensalter Stehenden wurden aus den Heiden gewonnen, als die eigentlichen Schuljahre schon hinter ihnen lagen, und haben zwar theilweise lesen gelernt; vielen von ihnen sind aber auch nur durch mündliche Wiederholung Stellen aus der h. Schrift und dem Katechismus und die Grundzüge der biblischen Geschichte und Lehre eingeprägt worden. „Mit wirklich staunenswerther Geduld und Freundlichkeit," sagt Dr. Caldwell, „lassen sich die älteren Leute von ihren jugendlichen Lehrern unterrichten. Obgleich sie von diesen die Worte lernen, die sie fort und fort wiederholen, bis sie sie auswendig können, trifft sich's doch manchmal, daß sie den Sinn des Gelesenen weit besser verstehen, als ihre jungen Lehrmeister. Diese kleben gar oft nur am Buchstaben, während dem Schüler der h. Geist jene Worte schon ins Herz geschrieben hat. Ich hatte einst einen uralten Mann zu prüfen, der nach der h. Taufe verlangte, und fragte ihn unter Anderm gewohnheitsgemäß, ob er mir das apostolische Glaubensbekenntniß hersagen könne, das er, wie ich wußte, auswendig gelernt hatte. Er probirte es, aber nachdem er einige unzusammenhängende Sätze gestottert hatte, gab er traurig den Versuch auf. Endlich aber erhob er seine Hand und sprach: „Ich will Ihnen kurz den Sinn davon sagen. Wir sind Alle Sünder, und der Herr Jesus hat unser Aller Schuld getragen, und wenn wir an Ihn glauben, so werden wir selig. Das weiß ich, und das ist Alles, was ich weiß."

Auch die Woche hindurch werden verschiedene Gottesdienste und Stunden zur Förderung christlicher Erkenntniß gehalten. Mittwoch Mittag, wenn die Arbeit in den indischen Dörfern ruht, ist oft eine

kurze Predigt; der Freitag ist nicht selten der Weiterbildung der Katechisten gewidmet, die sich auf der Hauptstation einfinden, um von dem Missionar theoretisch tiefer ins Studium der h. Schrift eingeführt und praktisch durch schriftliche und mündliche Predigtübungen geschult zu werden. Im Ganzen sind Lehre und Zucht, Kirchen- und Schulbesuch so ununterbrochen und bindend, daß ein Tinnewely-Dorf in einem für Engländer (die z. B. nichts von Schulzwang wissen) vielleicht unerträglichen Grade unter dem Einfluß seines Seelsorgers steht. Der Gedanke liegt in der That nahe, der Bogen könnte möglicherweise etwas zu stark gespannt sein, und bei einer weiteren Verbreitung des Christenthums und zunehmender Bildung unter den reicheren Klassen, dürften daraus noch mancherlei Schwierigkeiten erwachsen. Im gegenwärtigen Augenblick jedoch stimmt das Volk dieser strengen Ordnung noch von Herzen bei und findet sie ganz natürlich. Die Missionare unserer Generation werden wohl schwerlich die Aufgabe zu lösen haben, wie in jenen jungen Gemeinden ein der alten, europäischen Christenheit annähernd ähnlicher Stand der Dinge einzuführen wäre, obgleich sie gewiß wohl daran thun, derselben ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Besonders wünschenswerth scheint es uns, daß sie sich ernstlich davor hüten, unschuldigen Volksgebräuchen nahe zu treten und ihren Bekehrten ein Joch von englischen Sitten aufzubürden, das ja nichts zu thun hat mit christlichem Denken und Handeln. Natürlich sind die einzelnen Missionare in solchen Punkten oft verschiedener Ansicht, obgleich sie nirgends so weit auseinandergehen wie die holländischen Brüder in Java, deren einige bei ihren Bekehrten sogar den europäischen Hut einführten, während Andere die beliebten dramatischen Vorstellungen verchristlichend fortsetzten.

Außer der wachsamen Fürsorge für die älteren Gemeindeglieder haben die Missionare dem Unterricht der Jugend beider Geschlechter große Aufmerksamkeit geschenkt. Nach den statistischen Tabellen von Dr. Mullens zählen sämmtliche christliche Schulen der Provinz 12,044 Schüler, worunter eine beträchtliche Anzahl Heiden. In den meisten dieser Schulen wird der Unterricht, der außer Lesen, Schreiben und Rechnen die h. Schrift, den Katechismus, Geographie und ein wenig hochtamilische Poesie umfaßt, in der Landessprache ertheilt. Ein glücklicher Umstand ist es, daß es eine ganz respektable Tamil-Literatur gibt, die durch Uebersetzungen oder Umarbeitungen der Missionare fortwährend neuen Zuwachs erhält, so daß es den Schülern nicht

an geistiger Nahrung fehlt. Außer diesen Volksschulen sind indeß, wie schon bemerkt, einige höhere Lehranstalten vorhanden, unter denen sich die für Mädchen in Edeyenkudy nicht nur durch die Schönheit der Spitzen auszeichnet, die hier nach europäischen Mustern verfertigt werden, sondern ungleich mehr noch als ein Seminar für Lehrerinnen, „in dem die hoffnungsvollsten Töchter der eingebornen Christen eine Erziehung erhalten sollen, die sie befähigt, der ganzen Gemeinde als ein Beispiel von dem vorzuleuchten, was wahre Christinnen sein sollen." Zu diesem Zwecke werden sie schon sehr jung in das Seminar aufgenommen und von dem Missionar und seiner Familie nicht nur „in allerlei nützlichen Kenntnissen, sondern auch in christlicher Sitte und Ordnung unterwiesen".

Den Glanzpunkt des ganzen Erziehungswesens in der Provinz bilden fünf Anstalten, von denen vier in Palamkotta unter der Pflege der kirchlichen Missionsgesellschaft stehen, eine aber im Dörflein Sawyerpuram (5 St. von Tutikorin) der Ausbreitungsgesellschaft angehört. Die vier Anstalten in Palamkotta sind eine blühende englische Schule, die von mehr heidnischen als christlichen Knaben besucht wird, ein Katechisten- und ein Schullehrer-Seminar, und die „Sarah-Tucker-Anstalt" zur Heranbildung von Lehrerinnen. Die englische Schule, die seltsamer Weise unter der trefflichen Leitung eines blinden Lehrers steht, ist schon das Mittel zur Bekehrung mehrerer Heiden aus den wohlhabenderen Ständen geworden. Das Seminar in Sawyerpuram zeichnet sich außer anderen Verdiensten durch die Leistungen seiner Zöglinge in der Musik aus. Es war uns ein wahrer Genuß, ihrer Aufführung von englischen Hymnen und Arien beizuwohnen, und als wir diese braunen Tamil-Knaben Melodieen singen hörten, die uns an die Kirchen und Konzertsäle der Heimat erinnerten, fühlten wir, daß auch der Kunst wie dem Christenthum eine bedeutende Macht inne wohnt, die Nationen zusammen zu bringen.

Ein charakteristischer Zug des Lehrerseminars in Palamkotta ist der Eifer, mit welchem die Zöglinge desselben dem Turnen und andern körperlichen Uebungen obliegen. Leute, die eine Missionsanstalt seither beinahe als ein nach puritanischen Grundsätzen geleitetes Trappistenkloster zu betrachten gewohnt waren, würden sich sehr wundern, wenn ihnen einmal das „Programm der athletischen Spiele" zu Gesicht käme, für die in der letzten Weihnachtsvakanz die künftigen

Schulmeister Tinnewely's in Gegenwart aller auf der Station anwesenden Herren und Damen Preise erhielten.*) Einigen möchte die Liste von etlichen Dutzend Körperübungen zu lang erscheinen, Andre werden den Hindu-Jünglingen Glück dazu wünschen, daß sie von einem muntern Lehrer (Spratt) zu europäischen Erheiterungen angehalten werden. Mag die leibliche Uebung im Vergleich mit der Kräftigung von Seele und Geist wenig nütze sein, bei einem bisher verdumpften, von der Kaste starr auseinander gehaltenen Volke behält sie ihren unleugbaren Werth.

Sehr unenglisch war bisher dieses Seminar in Palamkotta nach Einer Seite hin. Während nämlich in der Sawyerpuram-Anstalt der Unterricht vorwiegend in englischer Sprache ertheilt wurde, war diese in Palamkotta geradezu ausgeschlossen. Spratt fürchtete, die fremde Sprache möchte die Jünglinge entnationalisiren; sie werden dadurch aufgeblasen und begnügen sich weniger leicht mit der untergeordneten Stellung eines Dorfschullehrers. Indessen darf man doch die heranzubildenden Volkslehrer nicht von den Mitteln ausschließen, welche ihnen der Zutritt zu einer großen christlichen Literatur eröffnet, und da das Englischlernen unter den Heiden immer weiter um sich greift, dürfte es kaum gerathen sein, den Wissensdurst der Christen auf ein geringeres Maaß zu beschränken. Umgekehrt hilft ein bloß englischer Unterricht den meisten Lehramtskandidaten wenig zur Lösung ihrer künftigen Aufgabe, indem sie zwar viele neue Begriffe erhalten, dieselben aber den Eingebornen mitzutheilen noch nicht befähigt sind. Also ist Spratt entschlossen, das Englische mehr als eine fremde Sprache zu lehren (2 Stunden des Tags), dagegen Rechnen, Geometrie, Erdkunde und andere Wissenschaften doch nur in Tamil zu lehren, damit die Jünglinge für alle die neuen Gegenstände auch gleich die rechten Tamilnamen haben.

„Stehen diese südlichen Christen nun aber wirklich sittlich höher als ihre heidnischen Nachbarn? Haben sie beim Verlassen ihrer väterlichen Religion unzweideutige Zeichen davon gegeben, daß sie sich

*) Da wurden alle möglichen Wettrennen und Kampfspiele, mit Klettern, Schwimmen und Ballschlagen abgehalten, drei und vier Stunden hindurch an zwei Nachmittagen, und ein Feuerwerk beschloß die Unterhaltung. Obgleich die kühlste Jahreszeit Tinnewely's, stand doch der Thermometer im Schatten auf 24° R. und die weißen Zuschauer wunderten sich über die Ausdauer der wetteifernden Jünglinge im vollen Sonnenschein draußen.

von Herzen zu Gott bekehrt und nicht nur ein anderes Glaubensbekenntniß angenommen haben?" frägt vielleicht der eine oder der andere unserer Leser. Der Beantwortung dieser Frage und der kaum minder wichtigen Betrachtung der Ursachen, welche einen so gewaltigen Umschwung herbeiführten, sei der Schluß dieser Seiten gewidmet.

Thatsache ist, daß die Schanars und andere Bewohner des Südens, die jetzt evangelische Christen sind, einst dem Dämonendienst ergeben waren, daß sie sich zu ihren Pei kowils drängten und nun in die Kirchen strömen, und daß sie in göttlichen und weltlichen Dingen gleich unwissend waren bis die Missionare mit ihren Schulen, Predigten und Bibelklassen kamen. Ein so großer äußerer Wechsel schließt aber nothwendig auch eine innere Umwandlung in sich: ohne eine tiefgehende Veränderung seines Geschmacks und seiner Gefühle kann ein Volk nicht die einfachen, sanften Lieder der Christen den wilden Orgieen der Teufelstänze vorziehen; und schon die sichtbaren und greifbaren Wirkungen dieser Veränderung sind nichts weniger als bedeutungslos. Der bildende Einfluß des Christenthums zeigt sich schon in der Sauberkeit und Ordnung, welche die Christendörfer auszeichnet, in der Reinlichkeit der Christen dem Schmutz und der Nachlässigkeit der heidnischen Schanars gegenüber, in der geselligen Stellung des weiblichen Geschlechts, im Glück und in der Veredlung des häuslichen Lebens und auf den fröhlichen, offenen Gesichtern der Schulkinder. Er zeigt sich nicht in einer Abnahme der Trunksucht, denn dieses Hinderniß hat glücklicherweise das Christenthum unter den Schanars nicht zu bekämpfen, aber er zeigt sich in recht augenfälliger Weise in der Freigebigkeit der Bekehrten. Die Summen, welche sie für religiöse und gemeinnützige Zwecke zusammenlegen und ihre warme Theilnahme für dieselben sind tief beschämend für nur zu viele europäische Namenchristen. Diese arme Arbeiterbevölkerung hat ihre Kirchenbau-, Missions-, ihre Traktat-, Bücher- und Bibelgesellschaften und Vereine zur Unterstützung nothleidender Christen. Die Verwendung ihrer Liebesgaben wird in einer öffentlichen Versammlung (Dharmasangam) berathen, und so groß ist die allgemeine Theilnahme für solche Werke der Mildthätigkeit, daß, als einst wegen des heftigen Regens die Frauen eines gewissen Dorfes von einem solchen Sangam zurückbleiben mußten, die Männer über den angeschwollenen Fluß schwammen, um nicht dabei zu fehlen. Jenes Dorf aber war über vier Stunden vom Ort der Versammlung entfernt, so daß jene Männer

zu einem durchaus uneigennützigen Zwecke acht Stunden zurücklegten und zweimal den Gefahren des Stromes trotzten. Sämmtliche Geldbeiträge der Tinnewely-Christen beliefen sich im Jahr 1861 auf 23,191 fl., eine Summe, die wirklich beträchtlich erscheint, wenn man bedenkt, daß ein guter Arbeiter wöchentlich nur etwa 40 kr. verdient, und daß im ganzen Distrikt von Edeyenkudy kein einziger eingeborner Christ ist, dessen wöchentliches Einkommen 3 fl. übersteigt.

So erfreulich nun aber im Ganzen der Zustand der Christengemeinden in Süd-Indien ist, wäre es doch thöricht, zu erwarten, daß alle Fehler des Hindu-Charakters in der ersten oder zweiten Generation schon verschwunden sein sollen. Die Civilbehörden der Provinz klagen, daß die Christen nicht frei seien von Prozeßsucht, und daß es auf einem Gerichtshof nicht gerathen wäre, ihrem Zeugniß unbedingt zu trauen; derselbe Fehler klebt auch den bekehrten Kols in Tschota Nagpur an. Wir glauben diesen einzigen, von unparteiischen Engländern gegen die Schanar-Christen vorgebrachten, und von den Missionaren und nachdenklicheren Bekehrten eingestandenen Tadel erwähnen zu sollen; aber wir glauben nicht, daß ihm zu viel Gewicht beigelegt werden, oder daß er unsere Theilnahme für unsere braunen Brüder und unsern Glauben schwächen darf, daß Gott eine durchgehende, tief eingreifende Veränderung in ihnen bewirkt hat. Der wichtigste Theil jener Anklage, der Mangel an Wahrheit, ist theils der Schüchternheit des indischen Charakters zuzuschreiben, theils der Lügenhaftigkeit und Habgier der indischen Unterbeamten, durch deren Ränke der englische Richter sich oft mit unendlicher Mühe, unter Verdruß und Ekel aller Art durchzuwinden hat. Sodann darf nicht vergessen werden, daß nur die schlechteren der eingebornen Christen vor den Gerichtshöfen erscheinen, die edler und geistlicher Gesinnten sich aber nie dort einfinden. Doch auch, wenn wir über alle diese Entschuldigungsgründe hinwegsehen und die Sünde in ihrer schlimmsten Gestalt ins Auge fassen, dürfen wir diesen anererbten Hang unserer indischen Mitchristen nicht zu streng tadeln, wenn wir mit Scham und Beugung der Trunksucht gedenken, welche bei unserem Volke unter den Armen herrscht, und der selbstsüchtigen Weltlichkeit unter den Reichen. Dr. Caldwell hat den Unterschied zwischen der christlichen Kirche in Europa und der in Tinnewely in folgenden Worten treffend geschildrrt:

„In der alten Christenheit, besonders in unsern von Menschen wimmelnden Städten, betreten viele von denen, die sich Christen nennen, nie ein Gotteshaus, beugen nie ihre Kniee im Gebet vor Ihm, öffnen nie Sein Wort und brauchen Seinen Namen nur, um dabei zu fluchen. Solche Leute haben kein Recht an den Christennamen, und wenn sie ihn dennoch tragen, so heißt das nur so viel, daß sie keine Muhammedaner oder Buddhisten sind. Anders in Tinnewely: dort würden ihre Namen aus dem Kirchenregister gestrichen und die Gemeinden kämen in Verruf, wenn sie solche Glieder zählten. Wenn wir in Tinnewely von Namenchristenthum sprechen, so verstehen wir darunter etwas, was noch immer ein gewisses Recht an den Christennamen hat. Unsere Namenchristen kommen in die Kirche, schicken ihre Kinder in die Schule, steuern zu den verschiedenen mildthätigen und religiösen Zwecken bei, und unterwerfen sich mit erstaunlicher Willigkeit der Kirchenzucht; um es kurz zu sagen, viele unserer „Namenchristen" würden in manchen Gemeinden Englands für sehr gute Christen und wackere Glieder der Kirche gelten. Wenn wir sie dennoch nur Namenchristen nennen, so thun wir das, weil wir in ihnen nicht „die Kraft der Gottseligkeit", nach der unser Herz sich für sie sehnt, und nicht das „neue Leben" des wahren Christenthums sehen, und es daher nöthig finden, sie von der weit kleineren, aber ungleich wichtigeren Klasse derjenigen eingebornen Christen zu unterscheiden, deren Wandel zeigt, daß sie aus Gott geboren sind."

Die Frage, wie wir sie anfangs aufstellten, ob bei dem Verlassen des Heidenthums die Tinnewely-Christen sich wirklich von ganzem Herzen zu dem lebendigen Gott bekehrt haben, und statt deren Beantwortung wir zunächst nur einige äußere Zeichen christlicher Sitte und Bildung anführten, ist vielleicht zu ernst und groß, um überhaupt von Menschen gestellt und beantwortet zu werden. Denn eine wahre Herzensbekehrung zu beurtheilen, ist kaum unsere Sache. Wir können mit Bezug auf die soeben angeführten Worte Dr. Caldwells nur wiederholen, daß die Missionare, die sicherlich weder Schwärmer sind, noch alles um sich her in rosiger Farbe erblicken, sondern vielleicht eher dazu neigen, von ihren Bekehrten zu nieder zu denken, unter vielen Schmerzen und Entmuthigungen, wie sie auch der Apostel Paulus in seinen Gemeinden zu erfahren hatte, dennoch der festen Ueberzeugung sind, daß in jedem Christendorfe Gott

sich eine kleine Heerde erweckt hat, die durch ihre treue Benützung aller Mittel zum Wachsthum in der Gottseligkeit, durch ihren Eifer in guten Werken, durch die Beständigkeit in ihrem Wandel, durch den Frieden, der ihre Wohnungen heiligt, durch ihren Sieg über nationale Vorurtheile und Fehler und durch ihren innigen Glauben an Gottes Liebe die Echtheit ihrer Bekehrung beweist. Wir hoffen, auf dem Denkzettel, der vor dem Herrn geschrieben ist, wird eine schöne Anzahl von Namen solcher Tinnewelier stehen, die Ihn fürchten und an Seinen Namen gedenken.

Fragt man zum Schluß, welche menschlichen Mittel haben wohl am meisten beigetragen, diese Erfolge herbeizuführen? so läßt sich hierauf nur sehr vorsichtig eine Antwort wagen. Von den Karenen mag wohl behauptet werden, daß sie ein für das Evangelium besonders vorbereiteter Volksstamm waren; von den Kols in Ranschi, daß sie wenigstens nicht die Vorurtheile des Hinduismus hegten. Der Dämonendienst ist im Ganzen ein barbarischeres, widerlicheres System als die Anbetung von Kali und Krischna, die sich noch mit allerhand höheren Wahrheiten und jedenfalls mit großen Nationalerinnerungen vermengt hat; darum mag er auch wohl schon einem verhältnißmäßig schwachen Strahl des wahren Lichtes weichen. Wer einigermaßen ahnt, daß Gott die Liebe ist, kann sich mit dieser Religion der bloßen Furcht nicht länger abspeisen lassen.

Immerhin haben auch die Schanars ihre Vorurtheile, die ihnen den Uebertritt zu einer Religion der Gleichheit und Brüderlichkeit erschweren. Sie sind sicherlich zähe Anhänger an ihr Kastenwesen, wie sich noch bei dem letzten Schisma in Nazareth zeigte. Da tauchte unter ihnen die sonderbare Ansicht auf, sie seien eigentlich ein fürstliches Geschlecht wie die Radschputs, und ihre Stammeltern seien palmenbesteigende Könige gewesen. Man fand in Tinnewely da und dort venetianische Zechinen, welche den Bischofshut und Hirtenstab auf ihrem Gepräge zeigen. Nun glauben viele Schanars, diese Zeichen bedeuten den Steigstock und Gerätheſack, welche ihnen beim Ersteigen der Palmen so nöthig sind; und einige Aehnlichkeit läßt sich nicht verkennen. Also müssen diese Zechinen die Münzen ihrer fürstlichen Stammväter gewesen sein. Und diejenigen Christen, welche sich von den Missionaren getrennt haben, begünstigen alle diese tollen Einfälle und wehren sich hartnäckig gegen alles, was einer Einfuhr aus der Fremde gleichsieht.

So läßt sich denn hier nicht von einem für den guten Samen besonders vorbereiteten Erdreich reden. Mehr Gewicht möchte dem Umstand zuzuschreiben sein, daß die Missionare sich nicht an die Bevölkerung großer Städte wendeten, wo der Einfluß des tüchtigsten Missionars gegenüber dem Ansehen der Brahmanen und der Macht der Kaste ein völlig verschwindender ist, sondern gleich ins Herz des Landes und in die Mitte seiner Bauernschaft eindrangen. Wir wissen, daß in Städten oder großen Gemeinden Indiens oft schauerliche Verfolgungen ins Werk gesetzt wurden, um Bekehrungen zu verhindern; da fanden denn die Missionare in Tinnewely einen minder schwierigen Boden. Sie besuchten die Bauernhütten, errichteten ihren Kindern Schulen, machten sich mit den Alten und ihren Bedürfnissen bekannt und gewannen ihr Zutrauen, bis sie als Rathgeber und Freunde, ja als von Gott gesandte Lehrer anerkannt wurden. Persönlicher Einfluß, so nöthig zu jedem guten Werk, richtet bei den Hindu's das meiste aus (und selten, fügen wir das bei, ist einem Manne mehr von dieser guten Gabe geschenkt worden, als dem seligen Rhenius). Auf den Einfluß des Missionars und seiner Familie folgte sodann alsbald der Einfluß, welchen die kleinen Gemeinden ausübten, der Anblick des christlichen Gottesdienstes, die Früchte des Schulunterrichts, die zunehmende Bildung, Wohlhäbigkeit und Respektabilität derer, die den neuen Weg einschlugen. Gerade jetzt, sagen die Missionare, lasse sich die Warnung unsers Herrn, daß des Menschen Feinde seine eigenen Hausgenossen sein werden, auf Tinnewely am wenigsten anwenden; so gar häufig seien die Fälle, da der Einfluß Eines Mannes die ganze Familie, ja ein ganzes Dorf zu Christo herüberziehe, durch die mächtige Wirkung, die von Einem christlichen Haushalt auf die umgebende heidnische Finsterniß ausgehe.

Es ist neulich wieder einmal die Ansicht ausgesprochen worden, als ob die Massen Indiens nur durch ein System der strengsten Weltentsagung seitens der Missionare fürs Christenthum elektrisirt und gewonnen werden könnten.*) Die Tinnewely Missionare bieten hie-

*) „Christliche Nänaks, englische Guru Göwindas (d. h. Männer, wie die Stifter der Sikh-Sekte) wären die Leute, in Indien eine Flamme neuer Begeisterung zu wecken. Wir brauchen christliche Fakire (Mönche), wilde, rauhe, feurige Naturen, nicht die nüchternen, geschniegelten Herren der anständigen Routine, wie sie aus der Schule der weißen Halsbinde hervorgehen ꝛc.." Calcutta Rev., vol. XXX and Macmillan's Magazine Vol. X.

für keinen Anhaltspunkt. Weder sind sie nach Art der Jogis durch das Land gelaufen, noch haben sie allen Annehmlichkeiten christlicher Civilisation entsagt. Sie haben sich schon von dem Panka (Fächer) über dem Eßtisch fächeln lassen und verschmähen nicht einmal ein Glas Wein oder Bier; wahre Bedürfnisse für die Gesundheit, wie uns scheint, in diesem Klima. Sie halten es für keine Sünde, „zweimal des Tages zu baden und ihre Wäsche zu wechseln"; im Gegentheil, sie haben sich zu dem Luxus der Schwimmbäder verstiegen, und wer etwas von Bazarpredigt an einem heißen staubigen Tag Indiens erfahren hat, wird es dem Prediger nicht übel nehmen, wenn er gern in frischem Hemd sich ans Abendessen setzt. Was wir vor einigen Jahren unserer Geistlichkeit über diesen Einfall sagen zu müssen glaubten, möge hier eine Stätte finden.

„So weit meine Beobachtung reicht, ist der Vorwurf, daß die Missionare ein üppiges Leben führen, völlig grundlos. Ich fürchte vielmehr, daß hier (in Kalkutta) bei den hohen Preisen aller Lebensbedürfnisse und ihren geringen Besoldungen es ihnen nicht immer möglich ist, sich auch nur alle die Bequemlichkeiten zu verschaffen, die in Indien zur Erhaltung der Gesundheit und zu wirksamer Arbeit erforderlich sind; und auf dem Lande habe ich noch in keinem Missionshause irgend etwas gesehen, was sich nicht mit der Stellung eines Mannes vertrüge, dessen Beruf es ist, das Reich Christi unter den Ungläubigen aufzubauen, und der daher auch die klar vorgezeichnete Aufgabe hat, ein einfaches, selbstverläugnendes Leben zu führen. Aber wenn man von euch fordert, ihr sollet christliche Fakirs werden, dürft ihr getrost antworten, daß Möncherei kein Bestandtheil des Evangeliums ist; daß, was ihr auch in dieser Richtung versuchen möchtet, doch nimmer den Thaten des muhammedanischen Fakirs und des indischen Jogi gleichkommen würde; daß der Versuch, die Frömmigkeitsübungen der Eingebornen nachzuahmen, schon von Robert de Nobili und den Jesuiten-Missionaren des siebenzehnten Jahrhunderts gemacht worden ist, ohne solche Erfolge nach sich zu ziehen, wie sie zu einer Wiederholung dieses Versuchs ermuthigen könnten. Suchet dagegen in einem höheren und wahreren Sinn als sie, wenn auch nicht in selbstverläugnenderer Weise, was kaum möglich wäre, den Seelen, an denen ihr arbeitet, durch eure Hingebung an euer Werk, eure Anstrengungen, in ihre Bedürfnisse und Gefühle einzudringen, eure Bereitwilligkeit, ihnen in ihren Nöthen beizustehen, und die völlige

Uebereinstimmung eures Wandels mit der Lehre, die ihr verkündet, einen Eindruck von der Realität eurer Sendung und der göttlichen Schönheit des wahren Christenthums zu geben. In Cyprians Zeiten breiteten die Verkündiger des Evangeliums den christlichen Glauben in Karthago nicht dadurch aus, daß sie es den Geweihten Baals und der Astarte gleich zu thun suchten, sondern indem sie trotz blutiger Verfolgungen während der Pestilenz die Kranken besuchten und die Todten begruben, und so durch Wohlthaten feurige Kohlen auf die Häupter ihrer Feinde sammelten."

Kein Zweifel, daß ohne Selbstverläugnung kein lebendiges Christenthum denkbar ist; sie wurde aber auch von den Missionaren Süd-Indiens nicht vernachlässigt, obgleich sie die Hindu's nicht durch Nachahmung ihrer eigenen Heiligen zu bekehren, sondern eine Gemeinde von Christen aufzubauen suchten, die da tüchtig wären, Gott einen vernünftigen Gottesdienst darzubringen, und die da wüßten, daß sie nicht klugen Fabeln folgten, indem sie sich zu Jesu wandten. Viele jener Missionare könnten recht wohl ihren Platz in den Reihen der Gelehrten und Prediger in der Heimat ausfüllen und alle Freuden einer feinen und geistig anregenden Gesellschaft reichlich genießen. Aber sie ziehen es vor, im dumpfen Palmenwalde zu wohnen, um die in dieser argen Welt zerstreuten Schafe Christi zu suchen; sie schrecken nicht davor zurück, wo es Noth thut, auch in den Hütten der Eingebornen zu schlafen, von der Speise der Eingebornen zu essen und in der heißen Junisonne und unter den gefährlichen Ausdünstungen des Septembers zu Fuß von Ort zu Ort zu gehen, um den Arbeitern auf dem Felde und den Weibern am Brunnen von der Liebe Jesu zu erzählen. Auf der andern Seite aber betrachten sie es auch als eine praktische Verkündigung des Evangeliums, wenn sie in einem halbbekehrten Dorfe in ihrem eigenen Hause das Muster eines christlichen Familienlebens darstellen, aus dem so mancher Segen und so manche Tröstung in die Hütten der armen Nachbarn ausgehen kann. Und da soll Ein Vortheil, den die Missionare hatten, nicht verschwiegen werden. Kaum ist eine Provinz Indiens von europäischem Einfluß weniger berührt als Tinnewely. Viele Bauern haben dort noch keinen europäischen Soldaten, Beamten oder Pflanzer gesehen und stellen sich unter einem Weißen fast nothwendig einen Missionar vor. So übte denn auch das Christenthum, das den Eingebornen nur in so reiner, edler Gestalt entgegentrat, eine besondere Anziehungskraft aus

und die Missionare hatten wenig mit den Hindernissen zu kämpfen, welche in dem Schandleben von Namenchristen dem Evangelium sich entgegenthürmen. Irgendwie hat die Arbeit der Missionare das Siegel des göttlichen Segens erhalten und ihr großer und fortwährender Lohn ist es, daß sie allmählich ihre Ernte einthun dürfen; denn verschieden vom übrigen Indien ist es hier dem gleichen Manne, der den Samen ausstreute, gestattet, auch die Ernte reifen zu sehen. Jedes Jahr tritt eine Schaar Neubekehrter in die Reihen der Streiter Christi ein, und wer immer Ihn als seinen Herrn erkennt, darf Ihm danken für die herzliche Frömmigkeit, die Sein Geist durch die Arbeit dieser treuen Diener in die Herzen so vieler tausend einfacher Landleute in Tinnewely und Travankor gepflanzt hat.

Missions-Zeitung.

Aufruf der Brüdergemeinde.

(Schluß.)

Aus Magdala schreibt Br. Grunewald:

Die September-Sonntage waren reich gesegnet; ein junger Mann bekannte öffentlich: Ach, ich war verloren, aber der Herr hat mich gefunden! Am 1. Oct. war die feierliche Einweihung des Kirchleins in Reitapura; ein festlicher Tag! Viele Geschwister von hier waren im Boot mit herzugekommen und freuten sich, daß die Indianer ein so schönes Bethaus bekommen haben. Auch unser liebes Magdala sah so freundlich aus, es hatte eben einen weißen Anstrich bekommen, Haus und Kirche und Alles war gut hergestellt worden. Alles ging in der besten Ordnung, so gut es eben hier sein kann. Da kam der verhängnißvolle 18. October und ein furchtbarer Orkan hat Alles zerstört!

Schon am Morgen war der Himmel trübe, ein heftiger Nordwind wehte mit Regen, aber Niemand ahnte, was da kommen würde. Die Abendversammlung mußte des Regens wegen ausfallen. Um 8 Uhr wurde das Toben des Windes heftiger, mit immer gewaltigeren Stößen gegen unser Haus. Wir versammelten uns zum Gebet, in welchem wir den Herrn um Seinen Schutz anflehten, weckten unsre Kinder, die bereits schliefen, und machten uns fertig, das Haus zu verlassen. Da stürzte schon das Dach zusammen, und die starken Pfosten wichen aus ihren Fugen. Nur mit des Herrn Hülfe kamen wir glücklich in die Kirche. Auch diese zitterte und bebte in allen Fugen. Mit dem Lehrer Beckford vereinigten wir uns wiederum im Gebet. Das Toben des Sturmes

ward unterdessen immer furchtbarer, wir hörten die Glocke vom Sturme bewegt läuten, dann brach das Gerüst. Es war Mitternacht. Mehrere Familien flüchteten in die Kirche, aber plötzlich brachen die Stützen und noch ehe wir zur Thüre hinausgeflohen waren, stürzte das Dach über uns zusammen. Wohin sollten wir nun fliehen? Da kamen 4 Männer und sagten, sie kämen uns abzuholen. Diese waren uns wie Boten Gottes. Draußen tobte es fürchterlich, wir konnten kaum stehen. Die Männer zogen uns mit aller Gewalt, mehrmals fielen wir in die Gräben, nur dann und wann erhellte das grelle Licht der Blitze die stockfinstere Nacht. Da sahen wir dann den Gräuel der Verwüstung. Alle Häuser waren zusammengestürzt, die großen Kokosnußbäume lagen umgebrochen da und versperrten uns den Weg. Endlich, nach einer halben Stunde, kamen wir ganz durchnäßt in das kleine Häuschen, das uns Zuflucht bot, ein Weg von 4 Minuten. Es war schon gedrängt voll Menschen. Hier mußten wir nun stehend in nassen Kleidern die lange bange Nacht zubringen, froh, daß wir wenigstens eine trockene Stätte gefunden hatten. Der Sturm aber tobte immer fürchterlicher und auch dies kleine Haus, in welchem gegen 40 Leute beisammen waren, drohte jeden Augenblick einzustürzen. Oft ging das Licht aus, und es dauerte lange, ehe wir wieder Feuer machen konnten. Bange fragten wir: „Hüter, ist die Nacht schier hin?“ Endlich kam der Morgen des 19. Octobers.

Das Tageslicht zeigte uns nun den ganzen Umfang der Zerstörung. Der Orkan hatte gegen 8 Uhr Morgens ausgetobt, aber Sturm und Regen hielten noch an. Demohngeachtet entschlossen wir uns, mit den Kindern unser Haus wieder aufzusuchen. Welch ein trauriger Anblick aber bot sich uns jetzt dar! Sämmtliche Indianerhäuser zu Boden gerissen, die Bäume entwurzelt und über den Weg geworfen. Endlich kamen wir zu unserm Haus, aber es war keine Zufluchtstätte mehr, alle Thüren und Fenster und die obere Decke waren zerbrochen, so daß der Regen in Masse hereingeströmt war. Alle unsere Kleider, Wäsche, Bücher u. s. w. waren durchnäßt, so daß wir viele Tage zu trocknen hatten, und Vieles ist verdorben. Der Zaun war niedergebrochen, ebenso unsre Kirche und die Nebengebäude. Das Boothaus war ganz weggeschwemmt und die Boote weithin in den Busch getrieben, doch Gottlob nicht zertrümmert, während die meisten Boote in English Bank zerbrochen waren. So ist nun unser Magdala eine Ruine. Den Schaden kann ich mindestens auf 1400 Thaler anschlagen. Dazu kommt, daß die neuerbaute Kirche in Reitapura ganz zerstört ist; nicht ein Pfosten, nicht eine Bank ist gerettet, ja das ganze Dorf, da es niedrig und gegen Norden offen liegt, ist von dem mit furchtbarer Gewalt andringenden Wasser weggeschwemmt worden. Die armen Leute haben nichts gerettet, ihre Boote sind zertrümmert, die Bäume umgeworfen, die Anpflanzungen zerstört. Es ist ihnen nichts,

als das nackte Leben geblieben. Und doch hat der Herr gnädig mit uns gehandelt. Auf einer der Perl-Inseln hat eine Familie, Thomson mit 4 Kindern, in jener Nacht ihr Grab in den Wellen gefunden. Die ganze Insel war reingewaschen, nichts als weißer Sand zurückgeblieben. O, es sieht traurig und öde aus auf der Moskito-Küste und trauriger noch ist der Blick in die Zukunft, da alle Plantagen zerstört sind. Ja, des Herrn Hand liegt schwer auf uns, Er hat uns gezüchtigt, das fühlen wir alle tief. In einer kleinen Stube, die noch übrig geblieben war, haben wir 8 Tage mit den Kindern und den Hausleuten gewohnt.

Einige Brüder (Zimmerleute) halfen uns sodann mit Brettern vom Wohnhaus ein kleines Haus bauen. In zwei Tagen war es fertig und am 26. Octbr. zogen wir ein mit den Worten: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist Seinen heiligen Namen!“ Wir sind sehr dankbar, daß wir nun doch ein trocknes Plätzchen haben. Leider ist auch die Schule, die unter Br. Beckfords Leitung recht aufblühte, nun für lange Zeit aufgehoben. In Tasba pauni oder Bethania sieht es auch gar traurig aus. Br. Cuthbert war eben beschäftigt, das Wohnhaus aufzusetzen. Da kam jener Orkan und zwar am Meeresufer mit solcher Fluth, daß alle Häuser im Dorfe und zuletzt auch die Kirche von den Wogen umgerissen und fortgetrieben wurden. Br. Blair hatte sich mit seiner Familie im Boot zu retten gesucht; sie mußten die lange bange Nacht ohne Obdach auf einem großen Baumstamm sitzend verbringen. Am nächsten Morgen war Alles fortgeschwemmt, die Bretter und Balken in den Busch getrieben. Dort fanden sie nach und nach einen Theil ihrer Sachen und haben sich nun ebenfalls eine Hütte erbaut.

Leid thut es mir auch um unsre schöne Kirchenbibel, wie um so manche meiner Bücher! Da muß ich noch erwähnen, daß ein Schulknabe, als er von seinen Eltern zur Flucht angetrieben wurde, zuerst seine Bibel nahm, sie gut bewahrte und sich nicht von ihr trennen wollte. O daß doch bald unsre Kirche könnte aufgebaut werden, damit die Schule und die Versammlungen wieder in den rechten Gang kämen!

Auf Corn-Island ist Alles zerstört, das Wohnhaus ein Trümmerhaufen, kein Baum ist stehen geblieben.

Br. Jürgensen in Rama hatte eben einen Brunnen ausgemauert und dachte nun für eine Weile mit äußeren Arbeiten Ruhe zu haben, — aber wie bald war es damit zu Ende! Das Dach der Kirche wurde gänzlich hinweggerissen und nur der untere Theil des Gebäudes blieb stehen. Ebenso war es mit dem Wohnhaus. Das Wasser strömte auf uns herab, doch war es dankenswerth, daß die Fenster in unsrer Stube nicht zerbrachen. Eine schauderhafte Nacht hatten wir zu durchleben, wie ich in den 12 Jahren meines Wohnens im Mosquito-Lande noch keine erlebt hatte. Jede Minute wurde gezählt. Eine besondere Bewahrung unsres lieben Herrn war es,

daß 2 große Kokosnußbäume, welche ganz in der Nähe des Hauses standen und umgerissen wurden, nach einer andern Seite hinfallen mußten. Unser Boothaus wurde niedergeworfen. Durch den Regen sind auch unsre Sachen meist zu Grunde gerichtet worden, namentlich alle Bücher.

Auf der ganzen Insel blieb nur ein Haus nebst zwei Küchen stehen. Unsere Leute standen obdachlos ohne Licht und Feuer im Walde da. Dicht neben einer Frau und ihrem auf einem Kasten liegenden Kind fiel ein großer Baum nieder, ohne sie zu beschädigen; ein andrer Baum riß im Fallen durch seine Aeste ein Haus um, doch so, daß die Leute sich retten konnten; wäre der Stamm auf dasselbe gefallen, so wären sie alle des Todes gewesen. Wie dankbar waren wir bei allem Unglück, daß doch kein Mensch umgekommen ist! Zunächst wurden nun Hütten aufgerichtet, wobei ich mithalf; unser Haus versah ich mit einem nothdürftigen Dach, was ich natürlich allein machen mußte, da jeder für sich selbst zu thun hatte. So der Herr will, soll nun auch der Wiederaufbau der Kirche in der nächsten Woche beginnen, wozu ich freilich die Hülfe der Indianer bedürfen werde. Sehr traurig aber ist, daß die Anpflanzungen der Indianer alle verwüstet sind. Auch die Austern-Bänke sind dahin, die Fische liegen in großen Haufen todt am Strand und verbreiten einen entsetzlichen Verwesungsgeruch. Die wilden Schweine im Wald sind zu Grunde gegangen, das Trinkwasser verdorben.

Dazu bemerken die Missionsvorsteher: Diese Heimsuchung steht nicht vereinzelt da. Vor kurzem hat der Herr ein ähnliches Unglück über unsre Station Baziya in Südafrika geschickt; auch dort wurden durch einen Orkan in wenig Minuten die neuerbaute Kirche und sämmtliche Gebäude dem Erdboden gleich gemacht. — Was der Wiederaufbau aller dieser Gebäude dort und auf der Moskitoküste kosten wird, läßt sich vor der Hand noch gar nicht berechnen. (Auf 10,000 Thaler berechnen die Brüder ihren Verlust.) Und daß sie wieder aufgebaut werden müssen, wenn das Werk des Herrn nicht Schaden leiden soll und zwar möglichst bald, ist klar. Aber woher die Mittel nehmen? Unsre letzte Jahresrechnung hat mit einer Mehrausgabe von 24,452 Thalern abgeschlossen. Wir haben damals geschwiegen, weil wir glaubten noch zusehen zu müssen, ehe wir unsre Freunde zu außerordentlichen Anstrengungen aufforderten, so einverstanden wir auch damit waren, daß ein solcher Hülferuf aus der Mitte der Gemeine ohne unser Zuthun ergangen ist, der auch bereits, wie wir mit Dank anerkennen, seine Früchte getragen hat. Jetzt aber nach diesen zweifachen ernstlichen Mahnungen des Herrn dürfen wir nicht länger schweigen. Sollen wir unsre Thätigkeit einschränken? ein schon begonnenes Arbeitsfeld abbrechen? jetzt, wo wir eben in Tibet sehen dürfen, daß unsre jahrelange Arbeit keine vergebliche war? oder sollen wir den heidnischen Aukanern in Suriname, die unserm Boten erklärten, sie würden ihn vor dem

Thron seines Gottes einmal verklagen, wenn er nicht wieder zu ihnen komme, sagen: Wir kommen nicht, denn wir haben kein Geld dazu? Das könnten wir nicht verantworten. Sollen wir das aber nicht, dann brauchen wir Eure kräftige Unterstützung, damit die durch jene außerordentlichen Heimsuchungen steigende Schuldenlast unsern Arm nicht lähme. Fragen wir, was der Herr uns Allen mit diesen ernsten Heimsuchungen sagen wolle, so wissen wir wenigstens Eine Antwort: Er will unsern Glauben, aber auch unsere Opferwilligkeit für Seine Sache prüfen. Er wolle beides, den Glauben und die Opferwilligkeit, uns Allen selber geben und unsre an Euch gerichtete Bitte offne Herzen und Hände finden lassen!

Livingstone über Indien.

In einem Brief aus Bombay vom 4. Dez. 1865 sagt Dr. Livingstone: „In einer kirchlichen Konferenz, von der ich neulich einen Bericht las, sprach einer der Redner, dem zu meinem Bedauern das Wort entzogen wurde, über die Hoffnungslosigkeit der Missionsarbeit in diesem Lande, weil nämlich ein spitzfindiger Brahmane auf die Spaltungen in unserer heimischen Kirche hinweisen könne, um daraus darzuthun, wie wenig das Christenthum unter uns selbst zu einer Macht geworden sei. Wäre ich dabei gewesen, so hätte ich, so wenig mich's auch verlangt, Reden zu halten, jenem Redner doch gerne meine Theilnahme ausgedrückt (d. h. an der Zerspaltung der Kirche Christi hat auch Livingstone keine Freude). Höchst wahrscheinlich schien ihm von seinem Standpunkt aus seine Beweisführung eben so unumstößlich, wie einst Dr. Lardner die seine gegen die Möglichkeit der Dampfschifffahrt auf dem Weltmeer; wir finden aber, wie solche theoretische Einwendungen gegen die Erfolge der Mission in der Wirklichkeit in Nichts zerrinnen. Ein pfiffiger Brahmane kann ohne große Mühe Einwendungen gegen das Christenthum aufbringen, die viel schwerer zu widerlegen sind als die fragliche; aber meiner Erfahrung gemäß nehmen sich aus der Ferne die Spaltungen unter den Christen in der Heimat aus, wie alle Gegenstände, die man durch ein verkehrtes Teleskop betrachtet. Ich glaube, dieß ist die gemeinsame Erfahrung aller Missionare, und wäre der Herr Redner an Ort und Stelle gewesen, so hätte er die Beobachtung machen können, daß ein „spitzfindiger Brahmane" oder ein „aufgeweckter Zulu" und andere Notabilitäten, von denen man viel Aufhebens macht, unbewußt noch andere Ansichten eingesogen hätten, nicht aus indischer oder afrikanischer Erfahrung oder Forschung, sondern aus der Sucht zu gefallen, die sie befähigt, die Gefühle Herrn Sahib's oder Herrn Umfundisi's sehr geschickt zu errathen und ihnen entgegen zu kommen. (Livingstone will sagen, Leute wie Bischof Colenso, den

die Zulu's Umfundisi, d. h. Lehrer, nannten, oder wie die ungläubigen Angloindier, welche der Hindu als Sahib, Herr, anredet, locken erst durch ihre Reden diese Einwürfe der Eingebornen hervor, ohne daß diese selbst die Wichtigkeit ahnen, die man dann in Europa solchen Einfällen beilegt.)

Eine andere Einwendung, mit der ich hätte übereinstimmen können, ist die Sittenlosigkeit vieler Namenchristen; gewiß ist sie ein großes Uebel und kann dem bloßen Theoretiker wohl als ein unübersteigbares Hinderniß der Bekehrung erscheinen. Es ist aber die Frage, ob sie in Wirklichkeit auch nur eine einzige Bekehrung verhindert hat. So lange ich als Missionar in Kolobeng arbeitete, kamen zwei englische Offiziere dorthin, deren Benehmen offenkundig unsittlich war. Ich kam darüber in große Noth und erwartete nichts anderes, als daß man mir auf dem Versammlungsplatz sämmtlicher Bewohner, den ich jeden Abend besuchte, den geringen Einfluß vorhalten werde, den unsere Religion auf meine eigenen Landsleute ausübe. Ich suchte mich auf die besten Gründe zu besinnen, die ich zur Vertheidigung des Christenthums vorbringen könnte. Aber kaum hatte ich die Sache berührt, als mir gesagt wurde, sie sei schon besprochen worden, und man sei darüber zu dem Schluß gekommen, daß es unter den Weißen Thoren gebe gerade wie unter den Schwarzen. Auf meine Bemerkung, ich fürchte, es könnte dadurch auf unsere Religion ein Schatten fallen, wurde erwiedert: ja vielleicht nehmen das Einige zum Vorwand, um sie zu verwerfen, gerade so, wie jetzt Viele die Redensart gebrauchen: „Das ist unsere Sitte," was aber ganz und gar nichts heißen wolle. Darauf hin beruhigte ich mich. Andere sind vielleicht nicht so glücklich gewesen in ihrem Verkehr mit den Eingebornen; bei der großen Verderbtheit vieler Christen auch innerhalb der Kirche müßte ja aber unsere Religion längst von der Erde verschwunden sein, wenn solche Widersprüche den Lauf des Evangeliums aufhalten könnten.

Es ist eine unläugbare Thatsache, daß in Indien mit der Masse des Volks gegenwärtig eine große Veränderung vorgeht. Mir scheint das der Sauerteig, der allmählich den ganzen Teig durchsäuern wird. Der Einflüsse, die diesen Wechsel bewirken, sind viele. Unsere Regierung ist, im Ganzen genommen, auf das Wohl des Volks bedacht. Wir haben weise und billige Gesetze, die mit Gerechtigkeit gehandhabt werden. Viele der Beamten sind Eingeborne und können in den meisten Zweigen der Verwaltung so hoch steigen als irgend ein Europäer. Keine andere Nation hätte Indien so gut regiert wie wir, und den Gefühlen und Vorurtheilen der Eingebornen so zarte Rücksichten angedeihen lassen. In letzterer Hinsicht sind wir eher über das Maß unserer Pflicht hinausgegangen. Mir scheint, die Angabe eines Hindu in London, daß seine Landsleute herumgestoßen werden, wenn sie nicht vor jedem Europäer sich verbeugen, müsse irrig sein. Sehr wenige Eingeborne nehmen im Vorübergehen

irgendwelche Notiz von den Europäern, wenn es nicht zufällig Bekannte sind. Hier in Bombay sind beinahe alle eleganten, schnell dahinfliegenden Gefährte im Besitz der Eingebornen, und von den darin sitzenden Herrn und Damen wird nicht mehr Höflichkeit erwartet und gespendet als unter uns selbst üblich ist. Ebenso fand ich es in allen Theilen Indiens, die ich besuchte, und ich glaube, kein anderes Volk würde für die unterworfene Nation so viel thun und so wenig von ihr fordern, wie wir. In den afrikanischen Besitzungen der Portugiesen darf sich kein Eingeborner den Weißen anders als mit entblößtem Haupte nahen.

Der Umschlag der öffentlichen Meinung, der gegenwärtig stattfindet, ist unverkennbar. Unterricht wird so allgemein, daß Sir Bartle Frere (Gouverneur von Bombay), der genauer als irgend Jemand mit dem Zustand des Landes bekannt ist, die alten Lehnsherrn und den niedrigeren Adel ernstlich darauf anfmerksam machte, daß Macht und Einfluß ihren Händen entschlüpfen werden, wenn sie nicht eilen, sich selbst auch europäische Bildung anzueignen, indem sonst die niederen Klassen sie bald überflügeln werden. Als er einst in Puna bei einem alten Sardar einsprach, stellte ihm dieser, nach dem bei feierlichen Besuchen üblichen Empfang mit reichen Blumenkränzen, Besprengung mit Rosenöl u. s. w., seinen Sohn vor, um Seine Exellenz hören zu lassen, wie gut er englisch lese. Dann sieht man das Umsichgreifen der Bildung auch aus der überhandnehmenden Geringschätzung der Kaste. Einen Mann, dessen Töchter einigen Unterricht genossen haben, empört der Gedanke, sie mit unwissenden Brahmanen zu verheirathen. Man sehnt sich allgemein nach einem gesellschaftlichen Fortschritt, welcher die Unterrichteten von dem Joch der Unwissenden und Abergläubischen frei mache. Ein Brahmane, der mich vor einigen Tagen Abends in seinem Wagen nach Hause führte, bekannte aus eigenem Antrieb, die Kaste sei ein Fluch für Indien und müsse jedes Nationalitätsgefühl im Keime ersticken. Morgen Abend werde ich bei einem andern Eingebornen von hoher Kaste den Thee trinken, der seine Töchter so erziehen ließ, daß sie alle englisch lesen und sprechen. Das wäre noch vor wenigen Jahren nicht geduldet worden. Ich könnte noch manche andere Beispiele anführen, und obgleich nicht Alles den Missionaren zugeschrieben werden darf, haben sie doch ihr redlich Theil dazu beigetragen. Die Wirkung der Eisenbahnen und der freien englischen und einheimischen Presse ist unberechenbar. Jedes Thal, durch das eine Eisenbahn führt, erschließt eine Ader materiellen Wohlstandes, und Leute, die vorher nie reisten, werden haufenweise dahin und dorthin gelockt. Eine Dame sah einen eingebornen Banquier aus einem Wagen dritter Klasse aussteigen, so viel stärker zog in diesem Fall die Liebe zum Geld als die zur Kaste. Ein Brahmane hat nun die erste Wittwe geheirathet, und nach dem neuen Gesetz Herr Maine's dürfen heidnische Weiber, welche ihre (getauften) Männer ver-

lassen, hinfort durch folgsamere Gattinnen ersetzt werden. Das hätte in den Tagen der alten ostindischen Compagnie Niemand auch nur geträumt.

Neben den Veränderungen, welche das Resultat fortschreitender Bildung, einer weisen Regierung nnd materieller Neuerungen sind, ist der Einfluß der Mission beachtenswerth. Die bloße Anwesenheit selbst eines schwachen Missionars muß das Volk zu einigem Nachdenken über seine Religion auffordern; sind aber die Missionare der Mehrzahl nach Männer von Kraft und Einsicht, so wird ihre Wirksamkeit in eben dem Maße eine bedeutendere. Ehe ich hieher kam, hatte ich oft die Ansicht aussprechen hören, daß bei einem Hindu sein Bekenntniß zum Christenthum meistens ein Beweis von Charakterlosigkeit sei. So sagten mir Personen, welche mit dem Abschaum der Stadtbevölkerung und des Heeres in Berührung gekommen waren, und ich meinte wohl, die Spreu werde von dem Waizen schwer zu unterscheiden sein, ohne doch zu zweifeln, daß Einige es auch aufrichtig meinen und redliche Menschen sein werden. Es ist jedoch ein großer Irrthum, wenn man eingeborne Christen in den Lagern und andern Sammelplätzen schlechter Sitten zu finden erwartet. Ich habe solche auf verschiedenen Missionsstationen gesehen, und muß die Ansicht, als gleiche der ganze Schlag der bekehrten Hindu's irgendwie denen, die sich selbst als zu „Masters Kaste" gehörig*) bezeichnen, als durchaus falsch zurückzuweisen. In Ahmedabad, Borsad und an andern Orten war ich ganz betroffen von der Veränderung im Ausdruck und der ganzen Haltung der bekehrten Hindufrauen gegenüber von der Unzufriedenheit, die auf den Gesichtern der Heidinnen aus den niedern Kasten zu lesen ist. Sie waren wirklich lieblich anzusehen, und es sind nun 200,000 Christen in ganz Indien. Diese Zahl, so beträchtlich sie auch ist, gibt indessen keinen Maßstab für die ganze Wirksamkeit der Missionare. Ihr Antheil an dem großen Durchsäuerungsproceß, der gegenwärtig stattfindet, ist viel höher anzuschlagen als die Kosten für denselben. Mit allem Recht dürfen sie als der Grund und Ursprung alles dessen betrachtet werden, was jetzt vor sich geht, und diejenigen, welche theoretische Bedenken gegen ihr Werk haben, würden wohl daran thun, einmal herauszukommen und die Sache an Ort und Stelle ruhig und besonnen zu prüfen.

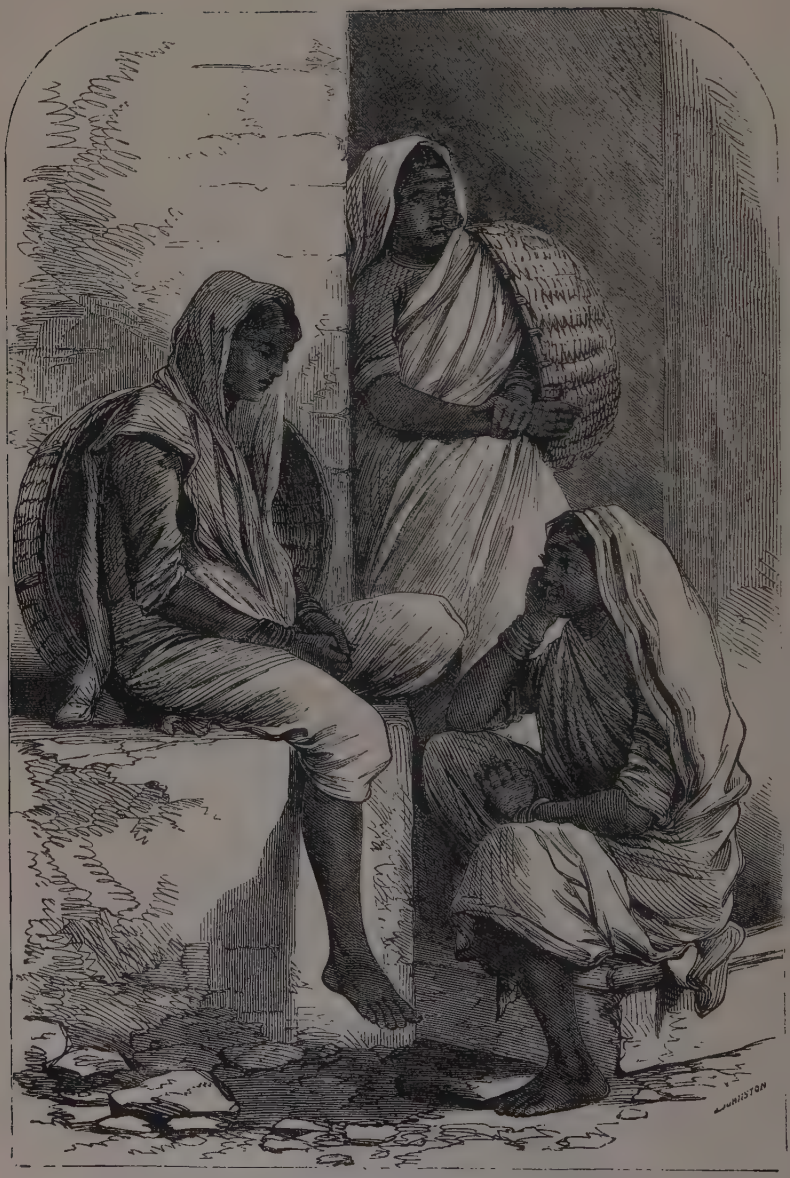
(Ev. Christendom.)

*) Hinduchristen, welche von ihrer Religion keine bessere Beschreibung zu geben wissen, als jener Knecht, der auf die Frage nach seiner Kaste antwortete: „Ich gehöre zu Master's (Ihrer) Kaste." Ja wie denn? „Nun, ich esse und trinke alles was Sie essen und trinken, Schweinefleisch, Rindfleisch, Wein, Bier u. dgl."

Aus der Kol-Mission.

(Brief von Miss. Bohn. Ranschi, den 17. März 1865.)

„Dem Herrn sei Lob und Dank, die Kols kommen noch immer mit Haufen. Seit Neujahr sind schon wieder gegen 500 Seelen durch die heil. Taufe in die Gemeinde aufgenommen; fast jeden Sonntag steht eine Schaar bereit, um dem Teufel, der Sünde und der Welt zu entsagen, und sich Christo zu ergeben mit Leib und Seele. Am letzten Sonntag wurde mir die Gnade zu Theil, 37 Seelen in Christi Tod taufen zu dürfen; am vorletzten 120 Seelen. Gestern kam der Lehrer Samuel aus dem Dorfe Urikel mit einer kleinen Schaar von 81 Seelen, die er außer den Schulstunden für die heil. Taufe vorbereitet. Heute kamen zwei Katecheten, Tobias und Nawin; Beide waren seit einem Monat in ein paar Dörfern gewesen, hatten Taufunterricht gegeben. Mit ihnen sind 131 Seelen gekommen, um die heil. Taufe zu empfangen. Freilich werden diese nun noch Alle erst von uns geprüft, und die wir für untüchtig und der Taufe unwerth erkennen, werden zurück gestellt; doch dazu findet sich selten Veranlassung, die Aeltesten haben sie zuerst, und zwar oft schon seit langer Zeit unter ihrer Aufsicht gehabt; die Katecheten haben sie wieder und wieder in ihren Häusern besucht und während des Unterrichts beobachtet, so daß wir uns gewöhnlich in der Lage befinden, wie Petrus im Hause des Cornelius und nur mit ihm ausrufen können: 'Mag auch Jemand das Wasser wehren, daß diese nicht getauft werden?' Am letzten Sonntag feierten wir das h. Abendmahl; gegen 300 Kommunikanten nahmen daran Theil; unter denen befanden sich 40, die zum Konfirmanden-Unterricht gekommen waren: Jünglinge, Jungfrauen, Männer und Greise wie der Herr hinzu thut täglich, die da selig werden. Wenn sie die h. Taufe empfangen haben, gehen sie in die Dörfer zurück und bereiten sich zum h. Abendmahl vor, indem sie das fünfte Hauptstück des Katechismus lernen; da kommen dann manche früher, manche später zum Konfirmanden-Unterricht. Besonderer Grundsatz ist, daß kein Brautpaar öffentlich verlobt und anerkannt wird, wenn nicht beide Theile Kommunikanten sind, viel weniger werden sie eher getraut. Diesmal hatten sich also auch einige 40 eingefunden, unter welchen manche liebe Seelen waren. Du meinst, es müsse recht glaubensstärkend sein, so Früchte seiner Arbeit zu sehen. Gewiß ist es, das Herz wird einem ordentlich warm, wenn man es den Seelen abfühlt, wie aufrichtig sie es mit ihrem Herrn meinen. — Wenn man dann auf einen todten Christen stößt, — welch ein Unterschied! Leider haben wir auch solche, da predigt man tauben Ohren. Hätten wir es aber mit den Nachfolgern des falschen Propheten oder mit den schlauen Hindu's zu thun, da würde es viel schwieriger sein, doch unsere Kols wissen nicht, was Verstellung ist, die platzen gleich mit der Wahrheit heraus."



Mahratha = Frauen.

Erinnerung
an Missionar C. W. Isenberg

(geb. 5. Sept. 1806, gest. 10. Okt. 1864).

(Fortsetzung.)

7. In Bombay.

Nach einem längern Aufenthalt in Barmen, wo die Kinder aus einer Krankheit in die andere fielen, als wollten sie die Eltern nicht mehr ziehen lassen, waren endlich die Vorbereitungen zur Uebersiedlung nach Indien ins Reine gebracht. Isenberg fand einen theuren Freund in Altwied, dem er seine beiden Kleinen mit voller Freudigkeit anvertrauen konnte; dann trennten sich die Eltern von ihnen (2. August 1844). Nur die zweijährige Maria sollte die Reise mitmachen; ihre Erkrankung nöthigte aber in Egypten zu einem unliebsamen Aufenthalt, und in Folge davon wurde die Gattin schon im Hafen von Aden von dem gefürchteten Stündlein überrascht (31. Okt.). Das Dampfschiff mußte verlassen werden. Es war ein trüber November, den die geprüften Eltern dort auf dem heißen Fels unter Fremden zuzubringen hatten. Da haben durchreisende Missionsgeschwister, voran die Weitbrechts, die eben nach Bengalen zurückkehrten, die müden Seelen gelabt und sich ihrer kräftig angenommen. Aber innerhalb dreier Tage starben ihnen die Kindlein weg, erst das freundliche, von schweren Leiden erschöpfte Mariechen, dann auch das neugeschenkte Töchterlein. Wie wohl that da die Theilnahme lebendiger Christen, welche die Missionsfamilie ins Haus aufnahmen und mit einem Eifer pflegten, der sie selbst hernach einer Erholungsreise bedürftig machte. Am 2. Dez. erst konnte die

Reise nach Bombay fortgesetzt werden, dießmal in Gesellschaft einer Karawane von Basler Geschwistern, die nach Mangalur fuhren, und am 14. Dez. landete man in der großen Handelsstadt. Isenberg hatte für sich selbst erst eine Wohnung zu suchen, doch half er auch schon damals zur Einquartierung der durchreisenden Landsleute. Es ist das bis zum Schluß seines Wirkens in der Hafenstadt seine besondere und nicht leichte Aufgabe geblieben, der er sich mit ebenso großer Zuvorkommenheit als Aufopferung unterzog. Namentlich die Arbeiter der Basler Mission, frisch hinausgesendete oder krank heimkehrende, hatten nun eine sichere Stätte für den oft längeren Aufenthalt in dem kostspieligen Bombay; Isenberg kannte das Herz des Missionars in der Fremde und lud Alles was zur Mission gehörte zu sich ein, wie er schon im ersten Brief nach Basel schrieb: „je mehr desto besser."

Und nun sah er sich auf dem neuen Arbeitsfeld um, denn ehe noch die Gesellschaft ihm hier eine bleibende Stellung angewiesen hatte, war er darüber ins Klare gekommen, daß er mit Rücksicht auf seine Gattin besser daran thue, in die Wechselfälle, denen eine Mission unter den Galla's oder sonst irgendwo auf der ostafrikanischen Küste ausgesetzt wäre, sich nicht mehr zu begeben. Schon hatte Krapf dort seine heroische Gehilfin begraben, er selbst suchte noch einen festen Wohnsitz; Isenberg aber fühlte das Bedürfniß, sich nun mit ganzer Seele in eine feste Arbeit zu werfen. Und die Mission in Bombay bedurfte einer kräftigen Hilfe. Miss. Mellon hatte in der letzten Regenzeit seine Gattin verloren und war selbst so entkräftet, daß ihn sein älterer Mitarbeiter, G. Valentine, zur Heimreise auf den Postdampfer bringen mußte. Dieser wurde aber durch Stürme am fünften Tag in den Hafen zurückgetrieben, und als Mellon landete, fand er das Missionshaus leer. Der treue Valentine war von der Cholera hinweggerafft worden! Nach wenigen Tagen begab sich auch Mellon wieder aufs Schiff und die Mission war verwaist.

Mit einem tiefen Gefühl seiner Unzulänglichkeit machte sich Isenberg an die neue Aufgabe. Es war ihm aus der Seele gesprochen, was die befreundete Schwester Barnstein aus Borneo in jenen Tagen seiner Gattin schrieb, da sie dieselbe bei der Versetzung auf ein um etwas näher gerücktes Missionsgebiet begrüßte: „Wie dachte man sich früher im Vaterlande Alles so ganz anders! Wie wenig können wir im Ganzen ausrichten!" Auch Isenberg hatte von dem, was ein einzelner Mann leisten könne, immer geringer denken gelernt.

Aber eine Thatsache trat ihm ermuthigend entgegen. Es war denn doch in dem großen, geschäftereichen Bombay trotz aller Großartigkeit des weltlichen Treibens ein guter Grund für das Reich Gottes gelegt worden.

„Besonders wohlthuend ist es, daß unter den hiesigen Freunden des Gottesreiches so viel Einigkeit des Geistes herrscht, und die verschiedenen Missionen hier sich durchaus nicht reiben, vielmehr das Bewußtsein ihrer höhern Verbindung zu bewahren suchen. Wenn die Freischotten z. B. in der amerikanischen Kapelle ein Jahresfest feiern, so betheiligen sich daran auch die andern Missionare und ein freier Anglikaner erklärte sich bei dieser Gelegenheit über sein Kirchenthum dahin: 'Ich gehöre zu derselben Armee, nur zu einem andern Regiment.'" Es war dieß einer der ersten Eindrücke, die unserm Landsmann auf dem neuen Boden entgegentraten; warm und herzlich wurde er von den Brüdern der andern Missionen empfangen, wie es auch ihm ein Hauptanliegen war und blieb, eng verbunden mit allen Christen den vielgetheilten Heiden eine gemeinsame Front zu bieten. Er hat deßhalb, als im Jahr 1846 die evangelische Allianz sich bildete, mit Freuden seinen Beitritt erklärt, ohne abzuwarten, wie sich die Mehrzahl der anglikanischen Geistlichkeit zu dem neuen Einigungsversuch stellen werde. Der freundliche Bischof von Bombay, Dr. Carr, schüttelte dazu den Kopf, ließ sich aber Isenbergs ausführliche Rechtfertigung seines Standpunkts gefallen.

Erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit gab es in Bombay wirkliche Christen. Noch war kein Menschenalter vergangen, seit die ersten (amerikanischen) Missionare, von Erlassen des Generalgouverneurs verfolgt, aus Bombay verjagt worden waren (Miss. Mag. 1865, S. 438); dieselben Männer waren doch unter Gottes gnädiger Hand die Anfänger eines neuen Lebens für diese Präsidentschaft geworden. Zwar in der englischen Kirche war zuerst noch Alles todt. Drei Kaplane repräsentirten ihre ganze Wirksamkeit im westlichen Indien; zwei derselben bedienten die Garnisonen in Surat und Puna, während der Prediger der Hauptstadt seine Sonntagsarbeit auf Einen Gottesdienst beschränkte und während jeder heißen Jahreszeit die Kirche schloß, „zum Behuf des Ausweißens und Reinigens". Im Jahr 1820 aber begann die kirchliche Mission ihre Arbeit durch den treuen Kenney, einen schon gedienten Prediger, der Schulen eröffnete und Uebersetzungen ins Mahrathi ausführte, nach sechs Jahren aber sich zur

Heimkehr ins Vaterland genöthigt sah, nachdem er schon im ersten Jahre seine kranke Gattin hatte zurücksenden müssen. Nach seiner Entfernung litt die Arbeit unter einer Reihe von neuen Anfängen und unvorhergesehenen Unterbrechungen, während die schottischen Presbyterianer durch ausgezeichnete Kräfte, wie Dr. Stevenson, Dr. J. Wilson, R. Nesbit, die Mitchells ꝛc. allen Mitarbeitern den Vorrang abgewannen und die eingeborne Jugend für englische Schulbildung zu begeistern wußten. Ein neuer Anlauf wurde der kirchlichen Mission durch die Hilfe der treuen Laien geschenkt. Hochgestellte Beamte, wie J. Farish (zuletzt Gouverneur von Bombay) und R. Money thaten, was in ihren Kräften stund, den Eingebornen die Schätze christlicher Bildung zuzuwenden und den Namen Jesu frisch und frei zu bekennen. Als Money starb (1835), stifteten seine Freunde zu seinem Andenken einen Fond, aus welchem die Money-Schule hervorgieng, welche dann Miss. Valentine mit großer Treue sechs Jahre lang leitete. Sie war nach seinem Tode ein halbes Jahr lang von untergeordneten Lehrern nothdürftig fortgeführt worden; jetzt sollte Isenberg ihre Leitung übernehmen.

Dieß war nun seine Hauptarbeit. Am 1. Mai 1845 eröffnete er die Schule mit 123 Knaben und Jünglingen, meist Hindu's und Muhammedanern, aber auch Israeliten, Parsi's und (portugiesischen) Christen. Sie theilten sich in fünf Klassen, denen fast nur schwache Lehrer vorstanden. Da mußte er nun selbst Hauptlehrer der beiden obersten Klassen werden in täglichen sechs Stunden, eine Aufgabe, die ihm in seinem Alter wahrlich nicht leicht wurde. Hätte er nur seine Freistunden der Vorbereitung auf die Lektionen widmen können! Denn diese war unbedingt nothwendig, da die Ansprüche an englische Lehranstalten, namentlich in den ihm ungewohnten Fächern der Mathematik und Naturwissenschaften, durch die Leistungen der schottischen Missionare in ihren beiden großen Instituten bedeutend gestiegen waren. Aber auch diejenige Zeit des Tags, die ihm vom Unterricht übrig blieb, mußte vielfach vertheilt werden; denn da waren noch sechs Mahratha und zwei hebräische Schulen unter nicht christlichen Lehrern, welche der redliche Proselyt Sargon zwar regelmäßig besuchte, aber kaum kräftig zu fördern im Stande war. Ein bekehrter Parsi, Sorabdschi, nahm sich in ähnlicher Weise der Guzerathi Schule an, aber auch er bedurfte einer fördernden Aufsicht. Nur an den Mädchenschulen, die von Miß White, einer ebenso bescheidenen als tüchtigen

Indobritin, in aller Stille fortgeführt wurden, konnte man eine unbedingte Freude haben. Dann waren da und dort Bekehrte der Mission zu finden; aber wie verloren in der weitläufigen Stadt, wie getrennt durch die vielen Sprachen, wie vernachlässigt in Folge des beständigen Kommens und Gehens in dieser schwierigen Mission! Und nirgends war ein Mittelpunkt für alle die zerstreuten Elemente; eine Missionskapelle bestand nicht, eine regelmäßige Mahratha-Predigt am Sonntag mußte erst eingeführt werden, natürlich vorerst im Schulgebäude. Dazu fanden sich etwa zwanzig regelmäßige Hörer ein. Dann war für die Heidenpredigt im strengsten Sinn noch immer nichts gethan, die Erlernung des Mahrathi noch nicht einmal in frischem Zug. Und wenn Araber oder Abessinier Besuche abstatteten wenn es galt einen Kaufmann aus Maskat oder einen arabisch redenden Neger auf die Taufe vorzubereiten, wie schlug da unserem Freunde die Arbeitsmasse oft über dem Kopf zusammen! Nicht nur ordnen müsse man die Station, war der Eindruck, den sie ihm nach dem endlich gewonnenen Ueberblick machte, sondern geradezu neu anfangen. Er bat den Bischof und die Kommittee seiner Gesellschaft dringend um Verstärkung, indem er auseinandersetzte, wie die Money-Schule allein zwei europäische Missionare verlange, wenn sie ihrem Zweck entsprechen und den tüchtigen Anstalten der freikirchlichen und nationalkirchlichen Schotten, deren jede von drei und vier erfahrenen Schulmännern geleitet wurde, sich einigermaßen an die Seite stellen solle. Für eine Mission aber, die einmal stiefmütterlich behandelt worden ist und eben darum nur wenige Frucht bringt, also auch keine allgemeine Theilnahme in Anspruch nehmen kann, läßt sich nur in besonders glücklichen Zeiten die wünschenswerthe Verstärkung erlangen. So mußte Isenberg sich damit zufrieden geben, daß er thue, was er könne, manchmal auch mehr als er vermöge, und die ganze Last tragen, ja auch noch (1846) das Sekretariat der durch seine Anstrengungen neu gestifteten Hilfskommittee übernehmen, bis ihm nach drei heißen Jahren in Miss. Jerrom ein Nachfolger für die Money-Schule gesandt wurde.

Erst jetzt wurde die Art und Weise seiner Thätigkeit eine für ihn selbst erquicklichere und lohnendere. Wohl hatte er auch schon einige Hindu's getauft; der 1. Jan. 1847 war ihm ein festlicher Tag geworden, da er die ersten Heiden in die Kirche Christi aufnehmen durfte. Aber nun, da Jerrom ihm die schwere Last des täglichen Schulhaltens

abnahm (Dez. 1847), schien sich zugleich eine Thüre aufzuthun, welcher sein Herz freudig entgegenpochte. Der Dampfer Zenobia hatte nämlich im Oktober den arabischen Sklavenschiffen im persischen Golf eine Anzahl junger Afrikaner abgenommen, es waren 43 Mädchen und 12 Knaben aus den Galla- und Suaheli-Ländern, von Guragne, Zimschero u. s. w., deren Ankunft für die Behörden in Bombay eine wirkliche Verlegenheit war. Isenberg wurde gerufen, sie auszufragen, und fand unter ihnen eine große Anzahl solcher, die amharisch redeten. Sogleich war er entschlossen, sie mit Hilfe christlicher Freunde unterzubringen und ihnen regelmäßigen Unterricht zu ertheilen. So wäre am Ende auch in Bombay noch etwas für die Förderung der afrikanischen Mission zu thun? Die Sache war im besten Zug; allein im letzten Augenblick weigerte sich die Regierung, diese Sklaven der Mission zu überlassen. Die traditionelle Furcht der Kompagnie-Beamten vor jeder Ermuthigung der Missionsbestrebungen trug noch einmal den Sieg davon. Die Form, in welche die Ablehnung des Anerbietens gefaßt wurde, war charakteristisch: was werden auch, hieß es, die Araber denken, wenn sie hören, daß diese Heidenkinder statt Muhammedaner nun gar Christen werden mußten? Die nächste Folge wird sein, daß die Sklavenschiffe, wenn sie sich von einem Kriegsschiff verfolgt sehen, ihre Ladung ins Meer werfen, nur um einen solchen Ausgang zu verhindern! So wurden denn die wenigen Knaben in die Handwerkschule geschickt oder als Schiffsjungen in der indischen Flotille untergebracht; die Mädchen aber vertheilte man an muhammedanische und Hindu-Familien, welche sich um solche Dienstboten bewarben, und eine Ausnahme wars, wenn auch die Anerbieten etlicher christlicher Familien angenommen wurden. Im Fortgang der Zeit ergab sichs aber doch, daß viele solcher junger Sklaven in christlichen Familien, namentlich auch bei etlichen Deutschen Aufnahme fanden; sie aufzusuchen, zu unterrichten und für die Taufe vorzubereiten, war Isenberg ein heiliges Anliegen, und am Ende hat er, wie wir hören werden, die Besten derselben auch für den afrikanischen Missionsdienst heranbilden dürfen. Einmal (1849) hat er fünf Abessinier von Adoa, die ein französischer Kapitän auf sein Schiff mitzukommen beredet hatte, zumal in sein Haus aufgenommen. Es machte sich zuletzt wie von selbst, daß Afrikaner, die in der fremden Weltstadt sich nicht zurechtfanden, irgendwie in seinen Bereich geführt wurden, und so vereinzelt auch die günstigen Erfolge blieben, für ihn hatten

sie immer etwas überaus Süßes. War es doch, als wollte der Herr ihm nachträglich noch beruhigende Antworten auf die bange Frage geben: wozu denn eigentlich die scheinbar vergebliche Arbeit der ersten zehn Jahre dienen sollte?

Doch Mahrathi war mittlerweile die Sprache geworden, in der er vorzugsweise das Wunder der Erlösung verkündigen sollte. Sobald er sich in dieser frei bewegen konnte, unternahm er auch größere Missionsreisen. Die erste begann im August 1848. Da bereiste er das Hochland hinter der Westküste, und besuchte sowohl die vereinzelten Missionsstationen, als auch eine lange Reihe heidnischer Ortschaften mit dem Wort des Lebens. In Puna, der Hauptstadt der Provinz, wurde ihm Gelegenheit verschafft, auch den Engländern die kirchliche Mission warm ans Herz zu legen. Ein reichliches Missionsopfer (von 326 fl.) zeigte ihm, daß sein Wort guten Anklang fand. Er hat damals alle Stationen seiner Gesellschaft bereist, Malligam, Nasik, Dschunir, und denn doch mehr Frucht gefunden, als er erwartet hatte; nämlich nicht blos in den gesammelten Gemeinen, sondern in so vielen angeregten und halbunterrichteten Mahratha's, mit denen er unterwegs und in Dörfern zusammentraf. Besondere Freude wurde ihm in Astagam, einem kleinen Dorfe bei Ahmednagar, zu Theil. Miss. Farrar hatte daselbst von Nasik aus eine Schule unterhalten; und in Folge der Bekehrung eines 16jährigen Jünglings, Godabschi, war vielfache Nachfrage entstanden. Zwar die Schule gieng über dieser Bewegung zu Grunde; aber fünfzehn Seelen waren nach und nach getauft worden, die für ihren jungen Glauben große Opfer brachten. Ein Bruder der oben belobten Indobritin White wurde ihnen als Lehrer zugesandt, und eine Zeitlang ließ sich alles aufs Beste an. Isenberg brachte dort fröhliche Tage zu unter den einfachen, bis jetzt sehr verwahrlosten, aber der Wahrheit zugewandten Landleuten. Männer und Weiber waren gleich unwissend und gleich begierig nach Unterricht. In allen Häusern wurde nun vom Evangelium geredet. Der Missionar fühlte, wie leicht hier Alles vor sich gienge, wenn er nur geradezu im Dorfe niedersitzen könnte.*) Er unterrichtete die Angeregten eine Woche lang und konnte am 27. August vier von ihnen taufen, während er mit den früher gewonnenen in innigen Herzensverkehr trat. „Das war ein Tag," schreibt er,

*) Unser Bild stellt uns einfache Mahratha-Frauen der Landbevölkerung vor.

„an dem ich mich wirklich als Missionar fühlte." Am 3. September reichte er ihnen allen das Abendmahl, und schied von dem Häuflein in der sichern Hoffnung, daß es sich bald noch weiter mehren und fröhlich wachsen werde. Wie wenig aber sollte die schöne Hoffnung sich erfüllen! Es trat bald ein Stillstand ein; die Taufbewerber zogen sich allmählich zurück. Die Briefe der jungen Christen wurden einsilbig, die des Lehrers unbefriedigend. Die weite Entfernung erlaubte keine regelmäßigen Besuche. Endlich rückten die Christen mit schweren Klagen gegen den armen White heraus; der unbefestigte Mensch war durch seine Einsamkeit in allerlei Sünden gefallen, und zuletzt übte eine herrische Muhammedanerin eine Art Zaubergewalt über ihn aus, bis er selbst ihr die standhaftesten Jünger verfolgen half. Darauf zerstreuten sich diese nach den nächsten Missionsstationen. Im Jahr 1855 stand Isenberg wieder auf dem liebgewordenen Plätzchen. Nun war es öde und leer geworden, keine Blüthen und Früchte mehr zu sehen, nur Stoppeln! Zwei der ehmaligen Christen wohnten noch an Ort und Stelle, aber beide abgefallen. Der eine hatte eine Heidin geheirathet und hielt sich ferne. Der andere, Gowinda, klagte, seine Seele sei dahin, der Friede für ihn nicht mehr zu finden. Und der arme Lehrer schnell hingerafft, ehe er für sich selbst wieder den Weg der Buße suchen, geschweige denn das gegebene Aergerniß gut machen konnte. Wie oft verkehren sich doch solche ersten Freuden des Missionars in die bittersten Leiden! Genug, wenn er darunter die Hand küssen lernt, die auch ihm die Züchtigung nicht erspart.

Die meiste Zeit verwendete Isenberg neben der Aufsicht über siebzehn Volksschulen auf den Unterricht der vielsprachigen Nachfrager und Christen in der Hauptstadt selbst. Als Bischof Wilson im Jahr 1849 auf einer Rundreise durch Indien auch Bombay besuchte, war die Zahl der eingebornen Christen, die Isenberg ihm vorstellte, auf 59 gestiegen. Eine kleine Schaar, über deren Schwächen sich niemand weniger täuschte, als Isenberg selbst. War sie doch aus wenigstens sieben Nationalitäten zusammengebracht worden und bestand der Mehrzahl nach nicht aus Mahrathen und Guzerathen, sondern aus Tamil- und Malabar-Christen, die vom Süden Indiens herauf gekommen waren, während auch Afrikaner, Israeliten und Chinesen darin nicht fehlten. Da hatte nun jeder seine besondern Vorurtheile und Schwächen. Ein chinesischer Schuhmacher z. B. war wirklich ein ehrlicher Christ geworden; aber bei einem Besuche fand Isenberg, daß derselbe im

Einklang mit chinesischer Weitherzigkeit für seine heidnischen Knechte ein Götzenbild im Hause gelassen hatte. Er war schwer davon zu überzeugen, daß sich das für einen christlichen Hausvater nicht schicke. Auch bei der deutschen Kolonie in Bombay fand Isenberg einige Arbeit. So wurde er mit einer katholischen Jungfrau von der Eifel bekannt, die in Indien erst zu biblischer Erkenntniß und geistlichem Leben kommen sollte. Isenberg nahm sie in die evangelische Kirche auf; und einige Jahre später heirathete sie den bekehrten Parsi, Hormasdschi Pestondschi, einen Prediger der schottischen Freikirche.

Als Sekretär der kirchlichen Gesellschaft lag es Isenberg an, das Interesse für ihre Mission in weiteren Kreisen anzuregen. Dazu schien ihm der geeignetste Weg die Herausgabe einer Monatschrift, welche denn vier Jahre lang (1848—51) unter dem Namen Bombay Record ihre Erscheinung machte. Isenberg war für diese Aufgabe in mancher Beziehung besser ausgerüstet als irgend ein Redakteur indischer Zeitschriften; denn er führte eine ausgebreitete Korrespondenz, namentlich mit England und den drei Kreisen seines deutschen Lebens, die sich durch die Namen Barmen, Basel und Berlin hinlänglich charakterisiren. Dann aber stand er auch mit Ostafrika und dem Kaplande, wie mit den Missionaren in der Nähe bis Borneo und China hinein, in lebhaftem Verkehr. Es schien ihm, als nähmen die englischen Freunde zu wenig Notiz von dem, was in deutschen Missionen geschehe; so mußte denn sein Blatt auch die Resultate dieser Arbeiten dem angloindischen Publikum vorlegen, und Freunde, die in Indien ihr Tagewerk vollbracht hatten, und nun in Großbritannien oder seinen Kolonieen weilten, interessirten sich für dessen weitere Verbreitung. Und wie er nun immer den deutschen Missionen dienen konnte, durch Einrückung und Empfehlung ihrer Jahresberichte, Eröffnung von Subscriptionen in besondern Nothfällen, Uebermittlung von Beiträgen u. s. w., da that er es in hingebendster Weise. Es ist eine Freude, in dieser bunten Korrespondenz des Mannes, von der natürlich nur kleine Bruchstücke in seinem "Record" erschienen, sich einigermaßen umzusehen; doch will es unser Raum nicht gestatten.*)

*) Ein interessanter Vorfall, den ihm ein Augenzeuge, ein alter Angloindier, aus dem Kommittee-Zimmer seiner Gesellschaft in London schrieb, möge doch hier in Kürze seine Stätte finden, wenn gleich schon früher (Miss. Mag. 1858 S 49) erwähnt. Um dieselbe Zeit, da Dr. Harding Bischof in Bombay wurde, trat

Ueberaus ehrend für beide Theile ist namentlich der Ton, der im brieflichen Verkehr mit der Kommittee herrschte; voll Vertrauen in seine Erfahrung und Weisheit, legte sie allerhand schwierige Verhandlungen in seine Hand.

Die Arbeitsmasse war aber allgemach über seine Kraft hinausgewachsen. Hatte er bisher durch große Mäßigkeit und getroste Gemüthsverfassung den Einflüssen des Klimas in merkwürdiger Weise Trotz geboten, so zeigte sich gegen das Ende des Jahres 1851, daß er seine Aufgabe in bisheriger Weise nicht mehr zu lösen vermöge. Er legte daher das Sekretariat und die Redaktion seiner Zeitschrift nieder und suchte zuerst durch eine Küstenfahrt nach Mangalur hinab seine Gesundheit aufzufrischen. Dort hat er an der Weihnachtsfeier der Missionsschulen mit Freuden Theil genommen und sich an dem Fortschritt des ihm so theuren Werks seiner Landsleute unter dem Tulu-Volke gelabt. Eine mehrmonatliche Missionsreise ins Innere, meinte er, werde die Kur vollenden. Sie griff ihn aber so an, daß er zuerst auf die kühlen Berghöhen von Mahabaleschwar sich zurückziehen

---

auch im Oberbefehl der indischen Flotte ein Wechsel ein. Sir Henry Leeke wurde dazu ernannt und besuchte vor seiner Abreise das Missionshaus zu London, um dort seine Dienste für etwaige Fälle anzubieten (31. Okt. 1851). Wie er eben im Kommittee-Zimmer verhandelte, trat auch Samuel Crowther von Abeokuta herein. „Samuel Crowther?“ fragte der Kommodore bewegt und sprang auf, dem Neger die Hand zu schütteln. Vor 29 Jahren hatte er einen Kreuzer an der afrikanischen Küste befehligt und das Sklavenschiff, welches den 13jährigen Adschai, später Samuel genannt, von Afrika fortnahm, fiel in seine Hände. Damals gieng Leeke selbst an Bord, um die Sklaven zu befreien und fand da auf dem Verdeck eine Anzahl schwarzer Knaben. Einen von diesen ließ er durch die Matrosen waschen, zog ihm ein Hemd an und nahm ihn mit sich auf sein Schiff, den Myrmidon, um ihn seiner Frau und den Kindern zu zeigen. Es war Adschai, welcher denn bald durch sein fröhliches Spiel den Kindern des Kapitäns das Herz abgewann. Die geistliche Freiheit hat übrigens der Neger — in Sierra Leone ausgeschifft und dort erzogen — bälder gefunden als sein Befreier, der erst im vollen Mannesalter zu einem ganzen Glauben durchdrang. Als sie sich so plötzlich wiedersahen, rührte Gottes Güte beide Männer zu Thränen. Sir Henry bestand darauf, der Neger-Prediger müsse mit ihm fahren und Lady Leeke und die Kinder wiedersehen, mit denen er einst gespielt. Seinen Pfarrer aber bat er, am Sonntag dem Neger die Kanzel einzuräumen, was auch zu allgemeiner Befriedigung geschah. — In Bombay aber, das verstand sich von selbst, hatte hinfort die Mission sich nicht mehr über Erschwerung des Zutritts zur befreiten Afrikanerjugend zu beklagen.

und endlich vor dem Eintritt der Regenzeit eine Erholungsreise nach Europa unternehmen mußte. Am 3. Mai 1852 schiffte er sich mit seiner Gattin und den in Indien gebornen vier Kindern nach Suez ein und lag dann lange in Düsseldorf krank. Die Mutter traf er nicht mehr am Leben, sie war schon vor zwei Jahren (Aug. 1850) in Barmen selig entschlafen. Um so wichtiger war ihm die Wiedervereinigung mit den beiden älteren Kindern, die er nun, wie kurz oder lang sie auch währen möchte, aufs Beste zu benützen sich angelegen sein ließ.

Wir können uns nicht bei Isenbergs Arbeit im Vaterlande aufhalten, denn natürlich fand sich, sobald er sich einigermaßen erholt hatte, auch in Deutschland Aufforderung genug zum Wirken für das Reich. Und er war darin nicht wählerisch, sondern that treu und besonnen, was ihm eben vor die Hand kam. Nur erwähnt sei, daß er dießmal auch mit Engländern, die sich in den Rheinlanden aufhielten, engere Beziehungen anknüpfte, und dann, daß er mit großem Interesse an den Berathungen und Vorarbeiten Theil nahm, welche die Erneuerung der abessinischen Mission durch Handwerkerbrüder der Chrischona-Anstalt unter Bischof Gobats Aufsicht einleiteten. Er hat damals sich längere Zeit in Riehen bei Basel aufgehalten und die Zöglinge in der amharischen Sprache unterrichtet. Dann aber trieb es ihn, zu geordneter Thätigkeit zurückzukehren. Er verpflanzte seine Kinder nach Kornthal bei Stuttgart, wo sich ein völlig befriedigendes Asyl für sie finden ließ, und schied von ihnen am 2. Nov. 1854, ohne zu ahnen, daß zehn Jahre später sein müder Körper dort zur Ruhe gelegt werden sollte.

(Schluß folgt.)

Ein kurzer Reisebericht
durch den Süden Ostindiens.*)

Am 5. Dezember 1864 trat Miss. Leupolt von Benares eine längere Reise in den Süden Indiens an, über die er schreibt:

*) Miss. Leupolt, der uns eine kurze Skizze seiner Reiseerlebnisse mittheilt, im 27. Report of the Benares Provincial Church Missionary Association,

„Seit Jahren war es mein Wunsch gewesen, zu sehen, was der Herr in Süd-Indien gethan hat. Es wird so oft gefragt, ob durch die Missionare auch schon irgend etwas geleistet worden sei und ob sie jetzt auch was Ordentliches schaffen. Wir können auf diese Frage antworten, daß im Norden Indiens allerdings etwas geschehen ist und noch geschieht, und können dabei auf Hunderte eingeborner Christen hinweisen, die von Kalkutta bis Peschawer zerstreut sind; aber die Missionare im Süden könnten auf Tausende solcher hinweisen. Durch die Güte der Kirchl. Miss. Gesell. wurde es mir möglich gemacht, die südlichen Missionen nicht nur unserer eigenen, sondern auch anderer Gesellschaften zu besuchen, und nun, nachdem ich sie gesehen, kann ich in Wahrheit bezeugen, daß der Herr in ihnen Großes gethan hat durch die Arbeit Seiner Knechte.

Auf dem Weg nach dem Süden besuchte ich mit unserem Sekretär Stuart die blühende Mission der goßnerschen Brüder in der Provinz Tschota Nagpur. Die Hauptstation derselben ist bekanntlich Ranschi. Dort begann die Arbeit vor etwa zwanzig Jahren und einige der Gründer leben und arbeiten noch unter dem Volk. Die Bewohner dieser Provinz sind Urau's und Mandari's, gewöhnlich Kols genannt. Sie sind als ein betriebsamer, hart arbeitender Volksstamm bekannt, haben wenig Kaste und keine Tempel, brauchen auch keine, da ihr Gottesdienst nur darin besteht, die abgeschiedenen Geister von Eingebornen oder Europäern zu begütigen. „Gott sei gut und freundlich und thue Niemand was zu leide," sagen sie; „aber die Geister böser Menschen gehen umher und seien die Ursache aller Uebel, die sie befallen, daher müssen diese versöhnt werden."

Der Herr hat die Arbeit Seiner Diener unter diesen Stämmen reichlich gesegnet. Die Zahl der zu der Mission gehörigen Christen beträgt an 6000 Seelen. Das Christenthum hat das Volk nicht nur geistig, sondern auch seinen äußern Umständen nach gehoben. Die eingebornen Christen bestreiten selbst die Hälfte der Schullehrer-

---

hat von den Missionen, die er besuchte, hauptsächlich auch von Tinnewely, seine Eindrücke in frischer unverarbeiteter Weise gegeben. Sie mögen als ein von Bischof Cotton's Aufsatz (Miss. Mag. 1866, S. 190) völlig unabhängiges Zeugniß hier ihre Stelle finden, als der Ausdruck von den Gedanken, die einem Veteranen der Mission in diesen bisher nur vom Hörensagen bekannten, ihm ferner gelegenen und doch so nahe verwandten Gebieten des großen Reichs aufgestiegen sind.

besoldungen und tragen im Verhältniß zu ihrer Armuth freigebig zum Unterhalt der Mission bei. Es ist nicht zu erwarten, daß Alle, die sich in diesem Lande zum Christenthum bekennen, wirklich lebendige Christen seien, aber gewiß ist eine große Zahl wahrer Knechte und Mägde Christi unter ihnen. Der Umgang mit den Missionaren war uns ein rechter Genuß und an dem Volk hatten wir große Freude. Ihre gothische Kirche ist eine der schönsten, die ich in Indien gesehen habe, und der Gesang, bei dem ein Eingeborner das Harmonium spielt, ausgezeichnet. Ihr herzlicher Gruß „Jisu sahäi" (Jesu helfe!) und der warme Druck, den ich von mancher harten, schwieligen Hand erhielt, war mir eine Wonne.

Von dort eilten wir nach Kalkutta und besuchten unterwegs die Station Burdwan. Hier stieß meine Frau zu mir. Neunundzwanzig Jahre waren verflossen, seit sie in Burdwan zuerst in den Missionsdienst trat, und noch sind einige Personen da, die sie damals kannten. Wir feierten den Tag des Herrn, besuchten Montag Nachmittag mit Geschw. Stern die Gemeindeglieder und reisten dann nach Kalkutta weiter, um dort das Madras-Dampfboot zu besteigen.

Bei unserer Ankunft in der Präsidentschaft Madras in der letzten Dezemberwoche fanden wir alle Schulen geschlossen. Unser edler Sekretär Gray zeigte uns indeß alles, was gesehen werden konnte. Wir lernten den Bischof, seinen Kaplan, den Archidiakonus und manche andere Freunde kennen. In der ersten Woche des Jahrs nahmen wir an einigen der täglichen Gebetsversammlungen Theil und wohnten der Einweihung des (Memorial Hall) Betsaals bei, der zum Andenken an die Rettung Indiens von den Christen erbaut worden ist. Es war eine der köstlichsten Versammlungen, von denen ich je in Indien Zeuge war.

Bis hieher waren wir auf der Eisenbahn, im Gefährt, Palankin oder Dampfboot gereist, jetzt hatten wir die südliche Fahrgelegenheit, einen gewöhnlichen bedeckten Ochsenwagen ohne Federn, Bandy genannt, zu versuchen. Das ist eine unvergleichliche Art zu reisen, eine Kur sollte ich meinen für schwere Verdauung, da sie Bewegung genug und guten Appetit verschafft und Geduld lehrt; denn die Ochsen legen kaum eine Wegstunde in einer Stunde Zeit zurück. Als wir aufbrachen, sagte man mir, ich sollte mich nicht wundern, wenn wir uns Morgens in einem Graben statt in einem Bangala (Reisehaus) befänden, denn wir reisten bei Nacht. Dennoch legten wir die

250 Stunden, die wir im Ochsenwagen machten, Gott Lob! ohne jeglichen Unfall zurück.

Die erste Mission, die wir besuchten, war die der Leipziger Lutheraner, deren Hauptstation Trankebar ist. Auf dem Wege dorthin kamen wir durch die französische Kolonie Ponditschery, wo wir in dem Hause eines Eingebornen die Wahrnehmung machten, daß die kaiserlichen Majestäten von Frankreich in die Zahl der Götter aufgenommen und ganz wie Wischnu, Schiwa, Rama und Hanuman verehrt wurden; ein Theil der dargebrachten Opfer hieng noch an den Rahmen ihrer Bildnisse.

Wir sahen nahezu alle Stationen der Leipziger Mission. Sie ist die einzige in ganz Indien, welche die Kaste beibehält, und man könnte demnach vermuthen, ihre eingebornen Bekehrten gehören fast ausschließlich den höhern Kasten an; dieß ist jedoch nicht der Fall.

In Mayaweram haben sie einen neuen Zuwachs an Bekehrten; doch gehören dieselben alle zu der Klasse der Paria's. Die Missionare sind alle vortreffliche Leute, und die Zahl der mit ihnen verbundenen Christen beläuft sich auf beinahe 6000. Am Sonntag wohnten wir dem Morgengottesdienst in der ältesten protestantischen Kirche Indiens bei, die im Jahr 1718 von Miss. Ziegenbalg in Trankebar erbaut worden ist; Nachmittags nahmen wir an dem in Poreiar Theil, wo der Missionar die Versammlung katechisirte. Ich war überrascht von der Fertigkeit, mit der die kastenlosen Männer antworteten.

Wir besuchten auch das Seminar, die Schule und die kleine Industrie-Anstalt, aber ich fürchte, daß die Kaste ihrer Arbeit nicht förderlich ist. Durch die Bekanntschaft mit dieser Mission bin ich von einem Irrthum geheilt worden, nämlich von der Meinung, als brauchten wir nur die Kaste zu dulden, um halb Benares sich zum Christenthum wenden zu sehen. Es ist das ein ähnlicher Irrthum wie das Gerede, daß wenn einmal ein „ganzer Pandit" Christ würde, Tausende aus dem Volk ihm wie Schafe nachfolgen würden. Nichts von alle dem! Hier ist eine Mission, welche die Kaste duldet und pflegt, aber wo sind die Leute von hoher Kaste, die Christen werden? Wir (in Benares) haben den „ganzen Pandit," (unsern Nehemiah, siehe S. 165); aber bis auf diese Stunde folgt ihm das Volk noch nicht nach.

Nachdem wir den Missionaren und ihren Frauen ein herzliches Lebewohl gesagt, zogen wir weiter südwärts nach Negapatam.

Unterwegs kamen wir durch eine zweite französische Niederlassung, (Karikal) und wurden deßhalb Morgens von zwei Polizeidienern, die Hindustani sprachen, im Namen der Regierung ihrer britischen Majestät beordert, unsere Bandy's zu verlassen, damit man dieselben durchsuchen könne. Wir hielten, und da meine Frau seit einigen Tagen unwohl war und ich nicht wünschte, daß sie gestört würde, versicherte ich, daß wir außer unsern Bettstücken nichts in dem Wagen hätten, in dem wir schliefen. Doch da ich in diesem Augenblick das Hauptstück der Hindustani-Grammatik vergaß, in welchem diese und viele andern Leute zu Hause sind, nämlich das Zeitwort „ich nehme, du nimmst, er nimmt", und nur mit Worten kam statt mit einem Geldstück, waren meine Einwendungen fruchtlos. Meine Frau mußte aussteigen, um Ihrer Majestät Diener zu überzeugen, daß ich die Wahrheit spreche. Nachdem sie heraus war, warf aber keiner auch nur einen Blick in die Bandy hinein. Gut philosophisch suchten wir uns mit Ihrer Majestät Regierung zu vertragen und setzten unsern Weg nach Negapatam fort, wo wir von Herr und Frau Döderlein herzlich bewillkommt wurden. Er ist der Sohn des verstorbenen Professors in Erlangen und so zu Hause in der Literatur auch des Rationalismus, daß er leicht nachweisen könnte, aus welchen Schriften Colenso seine Einwendungen gegen die h. Schrift geschöpft hat. — Die Christen von Negapatam sind fast alle an der Eisenbahn angestellt.

Nach einem lieblichen vierundzwanzigstündigem Aufenthalt schieden wir von unsern Freunden, um nach einer Eisenbahnfahrt von etlichen Stunden das berühmte Tandschaur zu erreichen. Ein Gefährt erwartete uns und brachte uns nach wenigen Minuten in das Haus des Miss. Guest von der Ausbreitungsgesellschaft. Hier sahen wir das Fort und das Denkmal des sel. Miss. Schwarz. Die Inschrift, welche ihm sein früherer Zögling, der Radscha von Tandschaur, setzte, zeugt von dessen Ehrfurcht für seinen Lehrer.

Den Tag über besuchten wir die Schulen; Abends sahen wir einen Theil der Gemeinde, unter anderen die Familie des christlichen Dichters von Tandschaur. Die hiesige höhere Schule ist gut, aber mir scheint, ihre Leiter haben den Hauptzweck der Mission, die Kinder zu Christo zu bringen, aus den Augen verloren, und sie trachten in erster Linie darnach, die Zöglinge auf das Examen für die Universität in Madras vorzubereiten. Man wird wohl auch darauf hinarbeiten müssen, aber die Hauptsache sollte darüber nicht zur Nebensache ge-

macht oder außer Acht gelassen werden. Hr. Nailers Seminar in Vedierpuram trägt einen durchaus christlichen Charakter.

In Tritschinapalli, unserer nächsten Station, wurden wir nicht minder herzlich aufgenommen, aber da die Schulen geschlossen waren, konnten wir nicht viel sehen. Wir besuchten hier den berühmten Tempel Srirangam, aber in denselben einzutreten, wurde uns nicht erlaubt; seit Jahren war es überhaupt keinem Europäer gestattet worden, seinen Fuß ins Innere zu setzen, bis die Brahmanen miteinander in Streit geriethen über die Gerechtsame des Tempels und der Magistrat die Sache zu schlichten hatte. In den Bandy's, die unser gütiger Wirth, Hr. Adams uns verschaffte, traten wir die Weiterreise nach Madura an. Den Sonntag brachten wir in einem Bangala zu, denn ich sehnte mich nach einem Ruhetag. Montag früh langten wir in Madura an, wo wir von den amerikanischen Geschwistern Rendall liebevoll aufgenommen wurden. Etwa 5000 eingeborne Christen stehen in der Pflege dieser Mission. Miss. Rendall führte mich in einige Dörfer; in jedem derselben hielten wir eine Versammlung, wobei ich sprach und er übersetzte.

Das Seminar in Pasumalei unter der Leitung von Miss. Tracy ist in der schönsten Ordnung, aber was mir als besonders ausgezeichnet auffiel, war die Mädchenschule. Die Schülerinnen beantworteten mit großer Fertigkeit biblische und geographische Fragen und lösten ihre Aufgaben nach der Regel-de-tri merkwürdig schnell. Die Gesellschaft für christliche Volkserziehung hat auch hier neuerdings ein Lehrerseminar unter der Leitung Hr. Yorks eröffnet, der ein überaus tüchtiger Pädagog zu sein scheint. Die Zöglinge, etwa zwanzig an der Zahl, gaben gute Antworten für die kurze Zeit seit ihrem Eintritt.

In Madura ist der größte Tempel, den ich je sah. Er ist der Minatschi, der „fischäugigen" Gattin des Schiwa geweiht. Längs der Mauern sind im Innern des Tempels Malereien, welche die Kämpfe der Brahmanen und Buddhisten in alten Zeiten darstellen. Die Pagoden dieser Stadt sind noch schöner als die berühmten Pagoden von Tschidambaram.

Wir schieden von dieser Mission, um nun vom Norden her die Provinz Tinnewely zu betreten. Am 4. Febr. 1865 gegen 10 Uhr Morgens erreichten wir Schiwakasi und wurden von Miss. Meadows und und seiner Frau herzlich bewillkommt. In einem so engen Rahmen, wie der, in den ich meinen Bericht fassen muß, einen

genauen Ueberblick über diese ausgedehnte Provinz und größte Mission Indiens zu geben, ist ebenso unnöthig als unmöglich, da das gesegnete Werk dort schon so oft beschrieben worden ist.

Noch am Tage unserer Ankunft besuchte ich mit Miss. Meadows den Bazär. Es war leicht zu sehen, daß er den Leuten kein Fremdling war. Ich war natürlich der Löwe des Abends. Hatte ich doch über 30 Jahre im ächten „Kasi", im heiligen Benares verlebt und kam eben jetzt dorther. Da mußten ja sogar meine Kleider heilig sein. Ich erzählte den Leuten etwas von Benares und wie nun das Evangelium im Herzen der heiligen Stadt ertöne und in Schiwa's Residenz eine christliche Kirche sich sammle.

Am Sonntag predigte ich Morgens und hielt Nachmittags eine Ansprache an die Kinder, verdollmetscht durch Miss. Meadows. Hier gieng der theure Reiseprediger Ragland heim. Wir sahen das Zimmer, in welchem er verschied, und standen an seinem Grab. Er war ein treuer Knecht Christi. Der Herr wollte ihn droben haben und Sein Diener durfte nicht säumen.

Montag Morgen führte uns Meadows auf drei Außenstationen, sehr sehenswürdige Plätze, wo wir zwei eingeborne Geistliche, Cornelius und Vedanayagam, kennen lernten. Auf der Station des Letzteren trennten wir uns von Miss. Meadows und wandten uns nach Surandei. Wir verloren den Weg, kamen aber doch endlich über Felder und Gräben, und durch und durch gerüttelt und geschüttelt, vor dem Hause des Miss. Honiß an.

Er und seine Frau empfiengen uns so warm und herzlich als nur möglich. Wir brachten zwei glückliche Tage bei ihnen zu und zwei weitere bei Miss. Clarks in Nallur. Dort sah ich den einzigen bekehrten Muhammedaner der Tinnewely-Mission. Er ist ein junger nach höherem Unterricht verlangender Christ, und Miss. Clark spart keine Mühe mit ihm. Dieser, ein früherer Zögling von St. Marys Hall in Brighton, hat etwas von dem Geist dieser Anstalt und von ihrer Sauberkeit auf seinen ganzen Posten verpflanzt. Am Montag Morgen erreichten wir Palamkotta, wo uns Miss. Sargents freundlich aufnahmen. Dieß ist der Mittelpunkt der nach der Provinz benannten Mission; denn in der nahen Stadt Tinnewely selbst ist kein Missionar. Hier befinden sich ihre zwei Haupt-Seminare, die Katechistenschule unter Sargent, und die für Schullehrer unter Miss. Spratt. Beide Anstalten sind so verschieden wie die Eigenthümlichkeit ihrer

Vorsteher, jede aber ist vortrefflich in ihrer Art. Nachdem ich beide gesehen und mit beiden Brüdern lange gesprochen hatte, konnte ich nur sagen: „Gott sei Dank, daß Er uns solche Männer und so viele Schüler gegeben hat, an denen sie arbeiten können." Es gelüstet uns, einige von Miss. Spratts gymnastischen Uebungen in unsere Normalschulen zu verpflanzen. Von hier aus brachte ich zwei Tage bei dem eingebornen Prediger Perianayagam in Alwarneri zu, sah alle seine Schulen und predigte zwei und dreimal des Tags in seinen Dörfern. Da ihr Diener nach Tinnewely gegangen war, übernahm Frau Perianayagam, obgleich selbst etwas unwohl, das Geschäft des Kochens und scheute keine Mühe, mich aufs Beste zu versorgen. Doch ich mußte weiter. Von Palamkotta brachen wir nach Paneiwilei auf, wo wir bei Miss. Simmonds einsprachen, weil Miss. Tucker auf die Berge gegangen war. Da wir hier auch Miss. Mac Donald trafen, konnte ich viel über die Art der Reisepredigt in diesem Distrikt hören, der sich diese beiden Männer widmen. Tuckers Mission dagegen ist schon eine consolidirte. Ein Besuch in Sawyerpuram, einer Station der Ausbreitungsgesellschaft, lohnte reichlich die Mühe. Während Spratt's Seminar alle Unterrichtsfächer in der Landessprache lehrt, ist die Anstalt in Sawyerpuram durchaus englisch; doch wird jetzt auch die Landessprache mit eingeführt, und soll es in Zukunft immer mehr werden, wie andrerseits Spratt bei seinen Zöglingen künftig das Englische in umfassender Weise zu lehren beabsichtigt. Geschw. French zeigten uns, was sie nur immer konnten; der Gesang hier war so gut als irgend einer, den wir auf unserer Reise hörten.

Spät nach Paneiwilei zurückgekehrt, machten wir uns am folgenden Morgen auf den Weg nach Nazareth und wurden dort von Miss. Brotherton, von der Ausbreitungsgesellschaft, und seiner edlen Schwester herzlich bewillkommt. Das Werk hier ist so ziemlich das gleiche wie an den andern Orten. Den Tag darauf giengen wir nach Meignanapuram, der größten unserer Missionsstationen mit etwa 10,000 eingebornen Christen und der stattlichsten Kirche der Provinz, wenn nicht ganz Indiens. Wir brachten den Sonntag da zu, und es war mir eine wahre Freude, zu einer Hindu-Gemeinde von mehr als tausend Seelen sprechen zu dürfen. Montag sahen wir etwas von den Schulen und viele der Katechisten. Miss. Thomas' Plan (siehe S. 121), eine Anzahl der besten Katechisten zu ordiniren, ohne

ihren Gehalt zu erhöhen, und dadurch unabhängige Kirchen zu gründen (denn diese Katechisten werden jetzt von ihren Gemeinden unterhalten), scheint ebenso ausführbar als richtig. Diese eingebornen Geistlichen werden immer noch einiger Leitung und Berathung bedürfen, die ihnen aber (von den Nachbargeistlichen) leicht gegeben werden kann. Es soll mich freuen zu hören, daß dieser Plan gelingt. Frau Thomas ist eine Mutter in Israel.

Nach einem warmen Abschied von der ganzen Familie eilten wir weiter nach Christianagaram, wo uns Miss. Kennett, den ich 1832 als Student in Kalkutta gesehen hatte, begrüßte und mit einem Theil seiner Gemeinde bekannt machte. Eine Nachtfahrt brachte uns nach Edeienkudy, wo Dr. Caldwell verreist, seine Frau und Kinder aber zu Hause waren. Da sahen wir das Spitzenklöppeln in seiner Vollkommenheit, und während meine Frau in dieses Geschäft vertieft war, machte ich einen Besuch bei Miss. Schaffter in Suwiseschapuram, dessen Vater ich in Basel kannte. Ich sah seine Schulen und einige Katechisten und Bibelleser. Es ist eine Bewegung in seinem Sprengel, und eine Anzahl Leute sind herbeigekommen und haben um Unterricht gebeten. Dergleichen Regungen wären auch auf den andern Stationen erwünscht, denn im Zuwachs der Gemeinden durch Neubekehrte ist ein gewisser Stillstand eingetreten. Abends kehrte ich nach Edeienkudy zurück; am andern Morgen brachen wir nach dem Kap Comorin auf, und sagten somit der Provinz Tinnewely mit ihren 33,245 getauften Christen (45,361 mit denen der Ausbreitungsgesellschaft) ein letztes Lebewohl.

Das Missionswerk im Süden Indiens ist durchaus verschieden von unserer Arbeit im Nordwesten. Die Christen im Süden sind meistens Schanars, Palmbauern, bei denen die Kaste von untergeordneter Bedeutung ist, und die man gewöhnlich Teufels-Anbeter nennt. Diese Bezeichnung ist indeß unrichtig, denn sie wissen nichts vom Satan, sondern beten nur wie die Kols abgeschiedene böse Geister an. Ihre Priester suchen diese Geister durch Opfer von Früchten, Tänze und andere Ceremonien zu versöhnen. Sie haben (für gewöhnlich) keine blutigen Opfer; ihre Hauptbeschäftigung ist der Bau der Palmeirapalme, und zu ihrem Lob sei es gesagt, daß trotz der Pflege der Palmen sie sich mit deren Wein nicht berauschen. Auf die Hindu's höherer Kaste hat das Christenthum bis jetzt wenig Eindruck gemacht.

Auf unserem Weg nach dem Kap trafen wir verabredetermaßen mit Dr. Caldwell zusammen. Er scheint ein lebendiges Lexikon der Religion, der Sitten und Geschichte des Volks zu sein. Wir reisten die Nacht hindurch und früh Morgens standen wir, als wir unsere Bandy's verließen, vor dem mächtigen Ende der Ghats. Es war ein majestätischer Anblick, wohl werth, daß man ihm zu lieb eine weite Reise macht.

Noch eine halbe Stunde wanderten wir zu Fuße und wir näherten uns Jamestown. Ein gut aussehender Eingeborner fragte uns, woher wir kämen. „Von Benares", erwiederte ich. „Sind Sie Missionare?" — „Ja." — Da war große Freude. Der Babu führte uns in das kleine Missions-Bangala; bald stand das Frühstück da, und Mittags hatten wir eine Versammlung, zu der sich etwa 40 eingeborne Christen einfanden. Eine unerwartete Freude für uns! Mehrere der Eingebornen sprachen recht gut englisch und zwei derselben begleiteten uns nach Kap Comorin. Wir kamen im Laufe des Nachmittags dort an, und unser Erstes war, ein wenig weißen, rothen und schwarzen Sand zu sammeln. Der weiße, auch Reissand genannt, gleicht dem Reis in so erstaunlicher Weise, daß es aus einiger Entfernung unmöglich ist, ihn von wirklichem Reis zu unterscheiden.

Am nächsten Tage sahen wir eine Anzahl eingeborner Christen in den benachbarten Dörfern; dann reisten wir weiter nach Nagarkoil, der Hauptstation der Londoner Missionsgesellschaft im Königreich Travankor, in deren Pflege dort im Ganzen — die noch nicht Getauften mit einbegriffen — 25,788 Seelen stehen. Die Grenzbeamten dieses indischen Staats behandelten uns freundschaftlicher als die der englischen Regierung; wir mußten nicht aussteigen, um unsere Wagen durchsuchen zu lassen.

Die Kapelle in Nagarkoil ist beinahe so groß wie die Kirche des Miss. Thomas in Meignanapuram. Wir hatten viel Freude am Umgang mit den dortigen Missionaren. Während meine Frau sich nach Spitzenklöpplerinnen umsah, die sie für Benares zu werben wünschte, besuchte ich mit Miss. Duthie eine Abendschule für Erwachsene, die den Tag über nicht von ihrem Geschäft abkommen können.

Als wir ankamen, fanden wir das ganze Dorf versammelt. Das Gerücht, es sei ein Sahib aus Kasi (Benares) gekommen, hatte ihre

Neugierde erregt. Ich hielt eine Ansprache an sie, die Miss. Duthie übersetzte, und dann lud ich sie ein, Fragen zu machen. Eine derselben war, ob es wirklich wahr sei, daß es in Benares viele steinerne Ochsen gebe, die Stroh essen, wenn ihnen solches vorgesetzt werde; Reisende haben ihnen das erzählt, aber sie können es kaum glauben. Ich antwortete, ja, es sei wahr, daß es viele steinerne Abbildungen von Ochsen dort gebe, aber unwahr sei es, daß sie das ihnen vorgesetzte Stroh essen. Dagegen könne ich die wunderbaren Eigenschaften des Gangeswassers in Benares bezeugen; denn man habe mich versichert, daß ein Pilger, der sich dort zwei Gefäße mit Gangeswasser gefüllt und eine Reise von wohl 200 Stunden unternommen habe, zwar in jeder Stadt von dem köstlichen Wasser verkaufen konnte, aber dennoch mit vollen Gefäßen heimgekommen sei. Bei dieser Erzählung sahen Einige erstaunt aus; Andere aber sagten lächelnd, das können sie wohl glauben; es gebe ja überall Brunnen, aus denen man die Gefäße wieder habe füllen können.

Am letzten der glücklichen Tage, die wir hier verlebten, war ich in einer Bibelklasse, in der ich eine so ansprechende Versammlung verständiger und wohlunterrichteter eingeborner Frauen sah, wie nie zuvor. Ich befragte sie über den Inhalt des Buches Daniel, das sie kürzlich gelesen hatten, und über die Geschichte des Volkes Israel in der Wüste vor und nach der Gesetzgebung bis zum Schluß der 40 Jahre. Sie bestanden die Bibelprüfung so gut, als irgendwelche europäische Frauen.

Mit frohen Herzen eilten wir weiter nach Neyur, wo wir einen Theil der Gemeinde und des Dorfs und Dr. Lowe's Studenten der Medizin sahen. Von dort ging es weiter nach Triwandram. Unterwegs wurde unser Fuhrmann oft gefragt, wen er führe, und er war nicht wenig stolz darauf, sagen zu können: „Einen Herrn und eine Dame aus Benares." Als ich in Triwandram einen Knaben nach der Wohnung Hrn. Bensleys, des Vorstehers der Regierungsschule, fragte, schien er erstaunt, daß ich sie nicht wisse, und antwortete in gutem Englisch: „das erste Haus rechts."

In Triwandram brachten wir den Sonntag zu. Ich predigte Morgens und sah den Radscha, einen bescheidenen und verständigen Mann. „Sie sehen," sagte er, „daß wir dem Christenthum nicht entgegen sind. Wir haben eine große Anzahl sehr guter Unterthanen, die Christen sind, daher muß in jedem Verwaltungszweig je der dritte

Beamte ein Christ sein." Und wirklich ist dem so. Wir sahen das Museum und die Sternwarte und besuchten von dort aus den ersten Minister, einen sehr geschickten und verständigen Mann. Nie hörte ich einen Eingebornen besser englisch sprechen als ihn. Das Land ist blühend und, wie mir scheint, gut regiert.

Der Hauptanziehungspunkt für mich war jedoch die Schule mit ihren beinahe 500 Knaben, die sowohl Englisch als auch die Landessprache lesen und das Englische auffallend richtig und geläufig sprechen. Die Schule schien mir höher zu stehen als irgend eine, die ich im Süden gesehen hatte. Die h. Schrift wird in allen oberen Klassen gelesen und die Knaben sind darin wohl unterrichtet. Die Kaste bleibt unbeachtet. Ich examinirte eine Klasse, in der auf einer Seite der Sohn des Ministers, auf der andern ein Brahmanenknabe und in der Mitte einer von niederer Kaste saß, und alle drei brannten vor Begierde, über einander hinauf zu kommen. Aber es ist kein Wunder, daß die h. Schrift hier gelesen und die Kaste nicht beachtet wird, da keine Europäer unter diesem Volke gelebt und ihm in den Kopf gesetzt haben, die Kaste müsse fortbestehen und die Bibel sei ein Buch, das in den Schulen nicht gelesen werden dürfe. Hätten nicht Europäer Einwendungen dagegen gemacht, daß die Bibel in den indischen Regierungsschulen gelesen werde, den Eingebornen wäre es nimmer in den Sinn gekommen. Dank unserer [der Engländer] Einflüsterung gilt es jetzt nicht für schicklich und ehrenhaft, die Bibel in den Schulen zu lesen! — Wir sahen den Kaplan, den Missionar und Miß Blandford, die eine Mädchenschule und Zutritt zu den Frauen des Radscha hat. Die Mädchenschule wurde von dem Radscha gegründet. Es sind bis jetzt nur vier Schülerinnen in derselben, die beiden Töchter des ersten Ministers und zwei Sudra-Mädchen, die zu der Aristokratie des Südens gerechnet werden.

Von hier wurden wir durch die Lagunen nordwärts gerudert, erst nach Alapul'a (Allepie), wo wir den Sonntag mit Herrn und Frau Johnson feierten, dann weiter nach Kottajam. Dort wurden wir von allen Missionaren aufs freundlichste begrüßt; leider war mein alter Kamerad Peet abwesend. Wir sahen ihre Seminare, Schulen, einen treuen eingebornen Geistlichen, der früher zu den syrischen Christen gehört hatte, besuchten auch einige syrische Kirchen und Christen, und verließen die Missionsgeschwister mit ihren 9448 eingebornen Christen, um unsern Weg nach Kotschi fortzusetzen, wo un-

sere Rundreise durch die Stationen der Tinnewely- und Travankor-Missionen schloß. Sehenswerth ist die Synagoge der weißen und schwarzen Juden in Kotschi. Ich kann wohl den entsetzlichen Lärm bezeugen, den sie beim Hersagen ihrer Gebete machten; von Andacht, die ich dabei bemerkt hätte, weiß ich aber nichts zu rühmen.

In Kotschi bestiegen wir ein Dampfboot, das uns nach Mangalur, der Hauptstation der Basler Missionsgesellschaft, brachte. Ihre Erziehungsanstalten sind gut und ihre industriellen Einrichtungen, wie Weberei, Druckerei, Buchbinderei, die besten, die wir auf unsrer Reise sahen. Die ganze Arbeit dieser Mission nebst ihren Außenstationen gleicht sehr unserer Arbeit im Norden, auch die Bazar-Predigt; und ich war froh, einmal wieder meine Sprache gebrauchen und mich an Leute wenden zu können, die Hindustani verstanden. Die Kirche war mit gutgekleideten Zuhörern gefüllt, und in mehreren unserer Abendversammlungen fühlten wir den Geist Gottes in unserer Mitte. Wir besuchten auch Kannanur, Talatscheri und Kalikut mit mehreren Außenstationen. Unser gemeinsames Vaterland war überall mit ein Gegenstand unserer Unterhaltung. Wir dankten Gott für das, was wir sahen.

Fünfthalb Monate waren jetzt verflossen, seit wir Benares verlassen hatten. So mußten wir an den Nilagiri's vorbei nach Madras zurückkehren, wo wir die Schulen abermals geschlossen fanden. Nach einem dreitägigen, genußreichen Aufenthalt bei dem Bischof, eilten wir heimwärts nach Kalkutta. Am 27. April langten wir dort an, voll Dank für den gnädigen Schutz und alle die Segnungen, die der Herr uns auf unserer Reise hatte genießen lassen.

Im Rückblick auf Alles, was wir gesehen haben, kann ich die Frage, ob etwas durch die Mission erreicht worden sei und noch erreicht werde, mit einem fröhlichen Ja beantworten. Die Zahl der in der Pflege der von uns besuchten Missionen stehenden Christen beläuft sich auf mehr als 120,000 Seelen. Das Christenthum hat sie weit über ihre heidnischen Landsleute von derselben Volksklasse emporgehoben; sie sind intelligenter und auch in ihren äußeren Umständen besser daran als jene. Am auffallendsten ist jedoch die Verschiedenheit bei dem weiblichen Geschlecht. Die christlichen Frauen stehen, Dank den vielen Erziehungsanstalten in Südindien, in jeder Beziehung hoch über den noch heidnischen und haben die Stellung erlangt, die

der Frau gebührt. Es thut dem innersten Herzen wohl, zu sehen, was das Christenthum aus ihnen gemacht hat.

Aber wir haben auch an die Ewigkeit zu denken. Ohne behaupten zu wollen, daß alle jene 120,000 Seelen lebendige Christen seien, darf doch gewiß angenommen werden, daß deren unter ihnen mindestens so viele sind, als in irgend einem Theile der Welt unter derselben Anzahl getaufter Personen. Was sie jährlich von Geldbeiträgen zusammenlegen, ist verglichen mit ihrer Armuth wirklich viel, und man kann diese Kirchen nicht ansehen ohne auszurufen: „Was hat doch der Herr gethan!"

Die Parsi's und ihr Missionar.

Es ist bekannt, daß die Erforschung der indischen und morgenländischen Alterthümer nirgends mit demselben Eifer und entsprechendem Erfolg betrieben wird, als in Deutschland. Die Indier haben freilich so gut wie die Parsi's, Araber und Chinesen eine Anzahl bedeutender Gelehrter, welche die traditionelle Kunde ihrer Anfänge als Völker und Religionsgemeinschaften bewahren und fortpflanzen; aber eben damit hängt auch die Begrenzung ihres Wissens zusammen. Ein jedes dieser Völker oder Volkstrümmer beschränkt seine Aufmerksamkeit auf die eigenen Ursprünge, und wirft kaum je einen Blick über den engen Zaun, welcher dieselben umschließt. Dagegen besitzen unsere Gelehrten bei gleichem Talent und Fleiß die schöne Gabe der Freiheit von Vorurtheilen. Sie erforschen nicht blos die Anfänge der deutschen Nation oder des großen indoeuropäischen (japhetischen) Sprachstamms, sondern blicken auch hinüber auf die Denkmäler, welche aus dem semitischen und hamitischen Alterthum geblieben sind, sie lernen z. B. lesen und verstehen, was die Babylonier vor Nebukadnezar, die Assyrer vor Phul, die Pharaonen vor Moses geschrieben haben. Ob diese Geschlechter ihnen ferne oder nahe stehen, ob sie groß oder klein, am Leben erhalten oder von der Erde verschwunden sind, gilt ihnen

gleich, wenn sich nur durch Erforschung ihrer Sprachreste ein weiteres Stück alter Menschengeschichte gewinnen läßt. Und aus der Vergleichung aller ihrer Resultate baut sich allmählich eine neue Wissenschaft vom Ursprung und von der Verzweigung der Völker auf. Es ist eine werthvolle Gabe um diese Studien, mögen sie fröhlich fortblühen und reiche Früchte bringen!

Dagegen liegt die Gefahr nahe, daß in diesem Gebiet, wie bei allem Wissen, jeder neue Fund überschätzt wird. Und die Deutschen werden gerade durch ihre überspannte Freiheit von Vorurtheilen besonders leicht verleitet, irgend ein fremdes Element dem vaterländischen, irgend etwas Altes oder Neues den Schätzen, die unserm Volk geschenkt sind, gleich zu stellen oder gar vorzuziehen, bis sie neuen Vorurtheilen zur Beute werden. So scheint es nachgerade für ganz unverfänglich gehalten zu werden, daß wer muhammedanische Länder durchreisen will, auch ein Muhammedaner wird. Ob das nun zum Schein geschieht oder in Wirklichkeit, ob blos äußerlich oder auch innerlich, ein rechter Deutscher, meinen wir, kann keine Freude daran haben, und wenn die Entdeckungen, welche unter dem Schutze des neuen Namens gemacht werden, noch so merkwürdig wären. Der Ungar Vambery (oder Bamberger) hat als muhammedanischer Heiliger neulich die Turkomanen und Bochara besucht, und viel Lob dafür eingeerntet; englische Zeitschriften aber, die doch sich von Religionsfragen entschieden fern halten (wie das Athenäum) meinen mit Recht, dergleichen Verkleidungen möchten sich doch kaum lohnen. Einmal sei die Gefahr der Entdeckung immer groß genug, wie auch Vambery trotz aller Künste wiederholt als Europäer erkannt wurde; und dann haben die späteren Besucher aus dem Abendland sicherlich unter dem ungünstigen Eindruck zu leiden, welchen der Betrug des Vorgängers hinterlassen mußte. Ueberdieß ist es ja unmöglich, unter dem Gewande eines Muhammedaners Beobachtungen auszuführen oder Nachfragen anzustellen, wie sie für wissenschaftliche Zwecke erforderlich sind; der Reisende würde damit dergestalt aus der Rolle fallen, daß seine Absicht alsbald vereitelt wäre. So bleibt ihm also am Ende fast nur der zweideutige Ruhm, in Gegenden gewesen zu sein, die vor ihm kein Europäer betrat. Wie es solchen Reisenden ergeht, hat neulich ein verdienter Gelehrter, G. Rohlf, der das nordwestliche Afrika bereist, geschildert. Er muß z. B. einmal seinem Gastwirth die Zweifel über seinen Charakter dadurch vertreiben, daß er ihm das muhammedanische

Glaubensbekenntniß nachspricht. Dieß wird nun in folgender Weise erzählt.*)

„Er ergriff meine Hand und bat mich, dreimal auf die Phrase La illaha illallah (es ist kein Gott außer Allah), die er aussprach, ihm zu erwiedern: Muhammed resul allah (Muhammed ist Gottes Gesandter), was ich denn auch that; einmal, da ich ja äußerlich den muhammedanischen Glauben angenommen habe, andrerseits weil ja selbst ein Christ gegen diese Phrase nichts einwenden kann."[!?] Weiter aber heißt es: „Die Abuamer (in der Oase Tafilet) sind die fanatisirtesten Muhammedaner. Waren sie es doch, die mich bei meiner ersten Reise aufgriffen und untersuchten, ob ich beschnitten sei. Eine früher in Würzburg an mir gemachte Phimosisoperation rettete mich damals vom Tode." Will also der Reisende den Muhammedaner personificiren, so ist das Natürlichste, daß er auch ein solcher wird, nicht blos mit dem Munde, sondern auch mit dem übrigen Leibe; und das Beispiel eines Kapitän Burton (S. 83) könnte dann zeigen, daß wenn der äußere Mensch sich zum Islam bekennt, der innere naturgemäß auch nach und nach zu der neuen Religion übergeht. Der Mensch ist einmal Einer, und was er ist, das soll er auch ganz sein.

Ein deutscher Gelehrter, Dr. Haug, hat sich in den letzten Jahren als Professor am Sanscrit-Kollegium in Puna einen Namen gemacht durch werthvolle Studien in indischen und parsischen Alterthümern. Als er in diesem Frühling die Präsidentschaft Bombay verließ, um in das Vaterland zurückzukehren, haben sich die Parsi's angestrengt, ihn durch Adressen und Geschenke zu ehren. Schön und gut! In der Abschiedsversammlung aber, welche die Bombay Parsi's zu seiner Ehre hielten, wurde er geradezu als Kämpe ihrer Religion gefeiert. Sie sagten nämlich unter Anderem:

„Alle diese Energie und Hingebung, welche Sie in der Sache der zoroastrischen Religion und Literatur an den Tag gelegt haben, hatte nothwendiger Weise zur Folge, daß unsere Gemeinde für Ihren Namen eine Ehrfurcht und Achtung gewann, wie sie sehr wenigen Fremden zu Theil geworden sind. Durch Ihre Anleitung und Ihr Beispiel haben Sie in die Herzen mehrerer Jünglinge ein Verlangen gepflanzt, die alten Sprachen zu studieren, in welchen unsre heiligen

*) Dr. Petermann's Mittheilungen 1865, V.

Schriften verfaßt sind. Auch der erste Gedanke an die Gründung der (Dschamsetdschi Madrisa) zoroastrischen Hochschule ist wohl in den Herzen ihrer Gründer erst aufgestiegen, angeregt durch die Bewunderung Ihrer glücklichen Forschungen in der Zend und Pehlewi Literatur. Als ein weiterer Beweis des Einflusses, welchen Ihre Gegenwart in Indien ausgeübt hat, gilt uns die Thatsache, daß nun in der ganzen zoroastrischen Gemeinde ein Interesse für religiöse Fragen und Verhandlungen geweckt worden ist. Ehe Sie Ihre Schrift veröffentlichten, haben die Englisch lesenden Parsi's die Religion ihrer Ahnen nur aus ungenauen und unzuverlässigen Quellen gekannt. Ihren Arbeiten danken wirs, daß uns nun eine bessere Erkenntniß und eine günstigere Ansicht von unserer Religion ermöglicht ist. Nicht blos hier zu Lande ist das der Fall, der Wechsel zum Bessern macht sich auch in Europa und besonders in England fühlbar, wo die Tagespresse ihre Kenntniß des Zoroastrismus hauptsächlich aus Ihren Schriften schöpft und daher sich eine sehr günstige Ansicht davon bildet. Während wir aber über Ihre Abreise trauern, bedürfen wir von Ihnen keiner Versicherung, daß Sie fortfahren werden, die geheimen Schätze unserer Religion auszuforschen, wenn Sie auch in Kurzem durch weite Entfernung von uns getrennt sind."

Diese Sprache hatte für den Professor nichts Verletzendes. Er erwiederte:

„Mehr als sechs Jahre sind vergangen, seit ich dieses Land betreten habe. Ich mußte mich bei meiner Ankunft wundern, daß die Europäer hier außen von Ihren heil. Büchern und Ihrer Religion eine so niedrige Ansicht hegten, aller Werth, alle höheren Gedanken wurden ihnen abgesprochen. Noch mehr betrübte mich's zu erfahren, daß die Parsi's selbst so wenig von ihrer Religion wußten und sich so wenig um sie bekümmerten. Da ich eine schöne Reihe von Jahren auf das Studium Ihrer heil. Schriften verwendet hatte, ehe ich herauskam, noch ohne die geringste Ahnung der innigen Beziehungen, in welche ich zu Ihnen und insbesondere zu Ihren Priestern treten sollte, erkannte ich es alsbald für meine Pflicht, alle Kräfte anzustrengen, um jene irrigen Ansichten von Ihrer Religion zu berichtigen, und unter Ihnen selbst, vornehmlich unter den Priestern ein Interesse am Studium der Zendawesta und an der Aufhellung ihrer dunkeln und geheimnißvollen Seiten zu schaffen, obgleich meine amtlichen Aufgaben sich in etwas andern Geleisen bewegten.

„Zwar werde ich bald Ihnen ferne gerückt sein, aber Ihre Wohlfahrt wird mir immer sehr am Herzen liegen. Ich hoffe, Sie haben noch eine große Zukunft vor sich, und die Zeiten Ihrer alten Größe dürften wiederkehren. Halten Sie immer fest an den hohen sittlichen Vorschriften Ihres großen Propheten, am humata, hukhta, hvarsta (immer Gutes denken, Gutes reden, Gutes thun) und Gott wird Sie schützen. Die Börse, welche Sie mir zum Abschied verehren, nehme ich mit Dank an als eine freiwillige Entschädigung, welche Sie mir für die vielen Verluste bieten, die ich früher in Folge meiner ausschließlichen Beschäftigung mit Ihren heil. Schriften erlitt, und als eine Ermuthigung für die Zukunft. Ich sage Ihnen Allen hiemit Lebewohl, und hoffe, daß die Samenkörner, die ich ausstreuen durfte, noch mehr Frucht bringen werden."

Dazu bemerkt nun ein christliches Blatt*): „Dr. Haug scheint demnach bis zuletzt damit zufrieden zu sein, wenn er als Missionar des Zoroastrismus anerkannt wird. Während seines Aufenthalts in Indien waren seine Gaben der Schaustellung aller Herrlichkeiten des Parsi-Glaubens gewidmet. Er hat sein Möglichstes gethan, den Missionaren des Christenthums und ihren Bemühungen, den Parsismus an einer aufgeklärten Vernunft und am Evangelium zu prüfen, neutralisirend entgegenzuwirken, und die Parsi's zu überzeugen, daß sie ein bewundernswerthes Religionssystem haben, mit dem sie sich nicht blos zufrieden geben, auf das sie stolz sein dürfen. — Den Parsi's, welche ihn in Puna mit einer ähnlichen Adresse verabschiedeten sagte er: er werde auf die ihm überreichte Uhr immer als auf ein Andenken schauen, das ihn an die vielen Kämpfe, die er für ihre Religion unternommen, erinnere. Doch mit wem hat denn Dr. Haug für die zoroastrische Religion zu kämpfen gehabt? Vielleicht spielt er auf unsre Zeitschrift an. Nun haben wir wirklich wiederholt protestirt gegen die widerlichen Vergleichungen zwischen der Bibel und den Zendbüchern, welche Dr. Haug anzustellen sich bemüßigt fand, sowie gegen seine Bemühung, durch die ausschweifende Empfehlung jener Schriften der Entwicklung des Geistes bei den Parsi's Fesseln anzulegen. Es wird ein Tag kommen, da die Parsi's einsehen werden, daß sie bessere Freunde haben als Dr. Haug, und daß, wer sie anleitet, unparteiisch Alles zu prüfen, den täuschenden Anschauungen des

*) Bombay Guardian 10. März 1866.

Alterthums zu entwachsen, ihre sittlichen Bedürfnisse wahrzunehmen und den Einen wahren und lebendigen Gott in Christo anzuerkennen, auf ihr wahres Interesse sich besser verstanden hat, als der abendländische Kämpe Zoroasters. Ehrlich gesprochen, was wird es sie nützen, daß ihr Kasten- und Glaubensstolz um soviel mehr gesteigert worden ist? Die 100,000 Parsi's, die es vielleicht auf dem Erdboden noch gibt, bilden sich selbst nicht ein, daß die Millionen der andern Religionen zu ihnen kommen sollen, um Gott und den Weg des Lebens von ihnen zu lernen. Mögen sie bedenken, was Bacon von den Idolen (Götzen) des Gedankens sagt und von den Hindernissen, welche dieselben dem Auffinden der Wahrheit in den Weg legen!"

Ein politisches Tagblatt aber (Bombay Herald) fragt: „Ist Dr. Haug im Glauben und Wandel ein Parsi geworden? In seiner Erwiederung auf die Adresse der Puna Parsi's äußerte er, er könne eigentlich selbst nicht näher bestimmen, warum er die Sache der zoroastrischen Religion so warm umfaßt habe. Er bekannte, er habe große Ursache, den Priestern der Parsi-Gemeinde für die große und mannigfache Belehrung, die sie ihm haben zu Theil werden lassen, seinen Dank auszusprechen, und freue sich höchlich, zu finden, daß er das Mittel geworden sei, ihren Glauben zu verbessern (improving the creed), nicht blos in der Meinung der Europäer, die gewöhnlich irrige Ansichten davon hegen, sondern wirklich und wesentlich (actually in effect). Ihren Glauben verbessern! Dann kann Dr. Haug kein Christ sein. Die Parsi-Priester sagten ihm, sie werden den Muth nicht vergessen, mit dem er seine Ueberzeugung von der Vorzüglichkeit (superiority) ihrer Religion und deren so erhabenen und trefflichen Lehren öffentlich ausgesprochen und eben dadurch unverständige und mäkelnde Beurtheilungen niedergeschlagen habe."

Es ist demüthigend für einen Deutschen, schmerzlich für einen Christen, solche Mittheilungen aus dem Missionsfelde zu machen. Daß das ganze zendische Alterthum aufs genauste durchforscht werde, ist gewiß recht und dankenswerth. Und daß ein Völklein, das bisher nur auf Gelderwerb ausgieng, nun auch seine heil. Bücher sich näher besieht, ein neues Interesse für sie gewinnt, und beim Lichte europäischer Gesammtwissenschaft ihre Aussprüche untersucht, kann nur erfreulich genannt werden. Die christliche Mission ist für jede Weckung geistiger Interessen, für jede Vertiefung im Tichten und Trachten eines Volkes von Herzen dankbar; sie erkennt Viele als

werthvolle Mitarbeiter an, die nie einem Gedanken an sie Raum gegeben oder einen frommen Wunsch für sie gehegt haben. Wenn aber ein Gelehrter, der sich solche Verdienste erworben, vom Weihrauch, der ihm gespendet wird, sich so einnehmen läßt, daß er darüber das Christenthum und was er diesem verdankt, völlig vergessen und der alten, von Griechenthum und Islam, wie von dem Evangelium längst überwundenen Zendreligion huldigen kann, so fühlt man sich versucht, an der gerühmten Vorurtheilslosigkeit deutscher Gelehrsamkeit zu zweifeln.*) Irgendwie wünscht man, daß ein Mann, das was er sein will, ganz sei. Und so kann uns dieser Gelehrte mit seinen in Indien gehaltenen Reden nur dadurch versöhnen, wenn er, nun zurückgekehrt unter uns Andersglaubige, sich mit Ernst dem Dienst der Lichtreligion widmet und durch die Opfer, die er dafür bringt, die Wahrheit der getroffenen Wahl beweist. Es erfordert keinen Muth, unter glaubigen Christen ein Missionar des Christenthums zu sein; etwas anderes ist es, allein mit dem Evangelium unter Heiden zu treten und es ihnen treu zu verkündigen. So will es auch nicht viel heißen, umringt von zujauchzenden Parsi's einige Lanzen für den guten alten Zoroaster zu brechen; mehr Muth dürfte dazu gehören, in orthodoxer Umgebung oder unter der sceptischen Jugend unserer Hochschulen der Begeisterung für die Zendreligion Ausdruck zu geben und ihren erhabenen Lehren bis in den Tod treu zu bleiben. Wenn keine derartige Frucht aus der „großen und mannigfachen Belehrung", die der Deutsche den Parsi-Priestern verdankt, erwachsen sollte, wird sich ein vorurtheilfreies Gemüth des Verdachtes kaum entschlagen können, daß an diesem kurzlebigen Interesse für die Parsireligion die Abneigung gegen das Christenthum wohl nicht geringen Antheil hatte.

*) Zoroaster soll 2300 Jahre vor Christo gelebt haben und „der erste Prophet der Wahrheit" gewesen sein, welcher in der Welt erschien!

Missions-Zeitung.

Eine Bitte für die Aussätzigen in Jerusalem.

„Die Häuser der Elenden," so nennt man in Jerusalem eine Reihe von dürftigen Hütten, die in dem unbewohnten Stadttheil östlich vom Zionsthore liegen, sich sämmtlich gegen die hoch überragende Stadtmauer öffnen und der an ihnen vorüberführenden Straße eine blinde Rückwand zukehren. „Die Häuser der Elenden" — ein trauriger, aber höchst bezeichnender Name. Denn hier wohnen die armen Aussätzigen, die Elendesten der Elenden, die Verlassensten unter allen Kranken. Wir geben hier keine Schilderung der entsetzlichen Krankheit, die sie befallen hat, und die von den Griechen um ihrer furchtbaren Plage willen „der erstgeborne Sohn des Todes" genannt wurde. Wir weisen nur auf das Eine hin, daß sie aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen sind. Der von dem Aussatze Befallene gilt als von Gott zum Elend gekennzeichnet und wird, sei es Vater oder Mutter, Sohn oder Tochter, Bruder oder Schwester, von dem gesunden Theil der Familie wie ein giftiges Thier hinausgetrieben und für immer verstoßen. Die Häuser der Ihrigen sind den Unglücklichen verschlossen. Sie sind verbannt aus der bürgerlichen Gesellschaft, verlassen von aller Welt. Niemand verkauft ihnen, niemand kauft von ihnen etwas. Kein Mensch besucht sie, kein Mensch pflegt sie. Vor dem Pilgerthore von Jerusalem, an dem staubigen Wege, der nach Hebron und Jaffa führt, sieht man die Elenden vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergang in der glühenden Hitze des Sommers wie in den kalten Stürmen des Winters geduldig niederkauern und mit heiserer Stimme die Gaben der Vorübergehenden erbetteln. Man wirft ihnen ein Stück Brot, Gemüse, Holz, Kohlen und dergleichen hin und eilt dann, um so schnell als möglich aus ihrer Nähe zu kommen. Sie sitzen tagtäglich am Wege und betteln. Am Abend schleichen sie in die Häuser der Elenden. So geht es Woche um Woche, Jahr um Jahr, bis endlich nach qualvollen Leiden ein früher Tod ihrem jammervollen Leben ein Ende macht. Dies ist wahrlich ein Leiden, das mit der ganzen Schwere seines Elendes an den Herzen anklopft und um Mitleid und Theilnahme bittet.

Als der Sohn Gottes in Knechtsgestalt auf Erden wandelte, als er sich unserer Noth und unseres Elendes annahm, da hat er sich auch der armen Aussätzigen in herzlicher Liebe erbarmt. Und alle, die seine Heilandsliebe an sich selbst erfahren haben, sind willig und bereit, in ihren armen und elenden Brüdern ihm zu dienen. Der fromme Bischof Basilius zu Cäsarea errichtete für die Aussätzigen in jener Stadt ein Hospital, wo ihnen die Pflege barmherziger Liebe zu Theil wurde. Im Mittelalter entstanden männliche und weibliche Orden zur Pflege dieser Unglücklichen. In Jerusalem bestand der weibliche Orden zum heiligen Lazarus. Und selbst die Tochter des

Königs Fulko von Jerusalem trat 1156 in dieses Kloster, um den Aussätzigen zu dienen. Die fromme Landgräfin Elisabeth von Thüringen nahm sich der Aussätzigen in Deutschland mit der aufopferndsten Liebe an, ebenso in Italien Katharina von Siena. Und die Brüdergemeinde hat noch heute auf der Robben-Insel an der Südspitze von Afrika ein Hospital, wo ihre Missionare den armen Aussätzigen den süßen Trost des Evangeliums und die Pflege der barmherzigen Liebe zu Theil werden lassen.

Es ist Zeit, daß die Jünger Jesu auch in unsern Tagen der armen Aussätzigen in Liebe gedenken. Es gilt, ihnen eine Stätte der Zuflucht zu bereiten, wo sie in ihrer furchtbaren Krankheit Erquickung und Pflege, und vor allen Dingen den Trost des Evangeliums finden und erfahren. Zu diesem Zwecke soll in Jerusalem ein geeignetes Haus vor dem Jaffa-Thore gekauft werden, wo ihnen die Fürsorge der barmherzigen Liebe zu Theil werden soll. In Jerusalem und hier hat sich ein Comité gebildet, das diesem Zwecke dienen will. Bischof Gobat, Pastor Valentiner, Consul Rosen, Pastor Lic. Hoffmann, Freiherr von Keffenbrinck-Ascheraden und Dr. Chaplin haben die Sache in die Hand genommen. Durch die unermüdete Fürsorge einer deutschen Frau sind 3000 Thaler zu dem Ankaufe des Hauses gesammelt, und die vollständige Aussteuer für zwölf Aussätzige ist an Betten, Hausleinen, Wäsche, Kleidern und dergleichen beschafft. Selbst für das Bestehen der Anstalt ist gesorgt, indem die zur Unterhaltung nöthigen Kosten durch das Anerbieten der barmherzigen Liebe gesichert sind. Es fehlen nur noch 4000 Thaler, um den Ankauf des Hauses zu vollziehen, damit das Unternehmen nicht von vornherein mit drückenden Schulden belastet werde.

Am 21. Januar des kommenden Jahres 1867 werden es fünfundzwanzig Jahre, daß der erste evangelische Bischof von Jerusalem seinen Einzug in die heilige Stadt gehalten hat. Es wäre eine kostbare Jubiläums-Gabe, wenn die deutschen Christen dem evangelischen Bisthum in Jerusalem zur Feier dieses Tages jenes Haus schenken und zur Pflege der Aussätzigen überweisen wollten. Wir sind der fröhlichen und getrosten Zuversicht, daß der Herr, in dessen Namen das Werk begonnen ist, es auch nicht lassen wird. In dieser Zuversicht wenden wir uns getrost an die deutsch-evangelische Christenheit. Die Unterzeichneten sind mit Freuden bereit, jede Gabe für dies Unternehmen dankbar anzunehmen, an das oben genannte Comité abzuliefern und getreue Rechenschaft darüber abzulegen.

In Berlin:
Dr. Beutner, Dr. Büchsel, Dr. Hoffmann, Freiherr von Keffenbrinck-Ascheraden, Freiherr von Senfft, Major Westphal, Pred. Ziethe.

In Basel die Redaktion des Volksboten.

Scharanpur bei Nasik.

Erinnerung
an Missionar C. W. Isenberg

(geb. 5. Sept. 1806, gest. 10. Okt. 1864).

(Schluß.)

8. Wieder in Bombay.

Am 10. Dezember 1854 traf Isenberg wieder mit seiner Gattin in Bombay ein und gürtete sich zu einem neuen Feldzug. Er fand eine kleine Miethwohnung, wie sie sich für den stillen Haushalt der nun alternden Gatten schickte, dort am Babullah-Teich, inmitten einer vorzugsweise muhammedanischen Bevölkerung, und entschloß sich vor allem, nun eine weniger breite Existenz zu führen und wo möglich Eine Arbeit recht und ganz zu verrichten. Den Heiden zu predigen, war hinfort sein sehnlichster Wunsch. Demselben kam die Kommittee aufs bereitwilligste entgegen, indem sie ihm die Pflege der Gemeinde und der Schulen abnahm. Natürlich konnte er die andern Aufgaben, wie sie einem Missionar in der Hauptstadt sich nothwendig aufdrängen, nicht ganz abweisen. Er blieb nach wie vor der Geschäftsmann für viele Brüder, besonders von der Basler Mission, und diente ihnen durch Besorgung der Aufträge bei Kaufleuten und Schiffskapitänen, auf dem Zollhause und in den Amtsstuben der Behörden, wie er auch das enge Haus kautschukartig erweitern konnte, um dem Drang nach morgenländischer Gastfreundschaft zu genügen. Ebenso wenig entzog er sich der Gemeinschaft mit den vielnamigen Brüdern der Station; die Missionskonferenz, die am ersten Montag jedes Monats abwechslungsweise in einem der Missionshäuser gehalten wurde, hatte an ihm eines der treuesten Glieder, im-

mer bedacht und geschickt, Unterschiede auszugleichen und zusammenzuhalten. Dem Dienst an vielfachen Kommittee's, wie der Bibel- und Traktat-Gesellschaften wurde er ebenso wenig abtrünnig, half vielmehr selbst auch zu Uebersetzungen und Revisionen wünschenswerther Schriften in verschiedenen Sprachen. So hat er durch einen muhammedanischen Munschi eine Uebertragung von Pfanders Hauptschrift, Mizan al haq, aus dem Persischen ins Arabische anfertigen lassen, welche durch die Missionare in Egypten oder Syrien vervollkommnet werden sollte. Aber die Hauptsache war ihm die mündliche Verkündigung des Worts. Einmal übernahm er die regelmäßige Mahratha-Predigt in der Trinity-Kirche, welche sein Freund G. Candy ihm bereitwillig zur Mitbenützung einräumte; dann widmete er sich am Nachmittag des Sonntags dem jungen Bombay, d. h. seinen früheren Schülern, die ihn regelmäßig besuchten. Auch ein arabischer Gottesdienst wurde eingerichtet und fortgeführt, so lange sich Zuhörer fanden. Und wo sich eine Gelegenheit aufthat, größere Zuhörerkreise zu versammeln, da benützte er sie treulich. Dr. Wilson z. B. predigte am Sonntag in dem Spital, das der reiche Parsi Baronet Sir Dschamsetdschi Dschidschibhai gegründet hatte; Isenberg übernahm es, am Mittwoch dort aufzutreten, und versammelte dann oft 40, ja bis 100 Zuhörer aus den 400 Inwohnern. Jugendliche Verbrecher, für die eine Handwerkschule in Bombay besteht, waren froh, sich von ihm im Lesen und Schreiben nachhelfen zu lassen und nahmen zum Schluß der Lektion auch eine herzliche Anrede gerne an. Ebenso ließen sich in den Schulen und auf den Straßen bald größere Kreise, bald Einzelne von der guten Botschaft erreichen. Der treuen Miß White gelang es, eine wöchentliche Versammlung ihrer Schullehrer und Freunde zu veranstalten; da fanden sich „Beinahechristen" von allen Farben ein, um das Evangelium von Isenberg zu hören. Eine Jüdin von Bagdad, Sumaha, wurde durch jene eifrige Lehrerin für Christum gewonnen, und mit ihren zwei Kindern (29. Juli 1855) von Isenberg getauft. Den ältern Sohn aber hatten die immer wachen Israeliten noch zur Zeit von der Mutter weggelockt und so glücklich versorgt und verheirathet, daß ihm nicht mehr beizukommen war.

Dann aber wurde es Isenberg zum Bedürfniß, von Zeit zu Zeit dem vielsprachigen Gewühl der Hauptstadt zu entrinnen, um auf längeren Reisen mit der eigentlichen Mahratha-Bevölkerung des Hochlandes in innigeren Verkehr zu treten. Eine solche Reise trat er

am 4. Dezember 1855 in der Gesellschaft seiner Gattin an. Wir können sie nicht im Einzelnen verfolgen. Seine Gewohnheit war, im gewöhnlichen Ochsenkarren zu fahren und unter Bäumen in der Nähe eines Dorfes Halt zu machen, wo sich dann mit andern Reisenden und den herzukommenden Landleuten eine ruhige Unterredung anspinnen ließ. Darauf durchstrich er wohl auch das Dorf, band mit Kaufleuten in ihrem Laden an oder versammelte auf dem Marktplatz bald größere, bald kleinere Schaaren um sich, zufrieden, wenn die gute Botschaft irgendwie ohne Disput verkündigt werden konnte. Aber auch dem Streite wich er nicht aus; nur sorgte er, daß er sich in den Grenzen christlicher Mäßigung hielt, und brach lieber mit einem freundlichen Scherze oder einer herzlichen Berufung auf das Gewissen ab, als daß er sich dadurch erhitzen ließ. Traktate gab er kaum anders als gegen Bezahlung ab. Manchmal kehrte er erst spät in der Nacht zu seinem Wagen zurück, um darin bis zur frühen Morgenstunde zu schlafen, in welcher die Reise nach indischem Brauch fortgesetzt wurde. Zu Zeiten wanderte er auch große Strecken zu Fuß, wenn er gerade einen Begleiter fand, etwa einen Fakir aus Haiderabad, der ihm seine Lebensgeschichte erzählte, oder Pilger nach irgend einem Tempel.

Da und dort traf er auch mit Missionaren und andern Mitarbeitern zusammen, wie in Dschunir und Nasik; am letzteren Orte wurde sogar eine größere Missionskonferenz gehalten (26—28. Dezember), in welcher die wichtigsten Fragen angeregt und frei besprochen wurden. Miss. Price hatte im letzten Jahre dort zwischen dem Godâwari-Flusse und der Kette der westlichen Ghats eine christliche Kolonie Scharanpur, d. h. „Zufluchtsort" angelegt, und die Licht- und Schattenseiten einer solchen Unternehmung wurden gründlich erwogen. Das Ergebniß war, daß solche Versuche christlicher Gemeindebildung nur als Ausnahme zu betrachten seien, zu Zeiten wünschenswerth, ja nöthig; wo aber die Bekehrten ihre Stellung unter ihren heidnischen Brüdern zu behaupten vermögen, ohne an ihrem jungen Glauben Einbuße zu erleiden, da sollte man doch ja an keine Aenderung der äußeren Lage denken. Es waren interessante Verhandlungen, die dort von vier deutschen, drei englischen und drei Hindu-Brüdern gepflogen wurden; die letzteren waren die einheimischen Prediger Dadschi und Appadschi, geborne Brahmanen, und der frühere Sudra James Bunter.

In Begleitung Appadschi's wurde dann die Reise weiter fortgesetzt. Derselbe hatte von seiner letzten Predigttour ein schmerzliches Leiden, den Guineawurm mitgebracht; auf dieser aber traf es sich nun, daß er durch einen geschickten Hindu-Arzt von dem drei Fuß langen Eindringling befreit wurde. Nicht ohne Verwunderung sah Isenberg der sinnreichen Operation zu. — Es gieng nun weiter über die britische Grenze in das Nizamgebiet nach Aurangabad, wo sich eben ein Geist der Forschung in mehreren Dörfern regte. Da und dort unter riesigen Banianen- und Mango-Bäumen sammelten sich aufmerksame Landleute aus den ärmsten Klässen um die neue Botschaft, und etliche schon früher Erweckte wurden von Isenberg getauft.

Damals scheints begab es sich, daß ein Reiter auf leichtem Mahratha Pony an Isenberg und der ihn umgebenden Zuhörerschaft vorbeiritt. Er stieg ab, band sein Pferdlein an einen Baum und hörte zu. Der Prediger hatte einen neuen „Weg" zu verkündigen, eben da Ramdschi, so hieß der Reisende, bereits den fünften versuchte. Um sich mehr Klarheit zu verschaffen, redete er noch lange mit dem Missionar, der ihm zum Abschied ein neues Testament gab; dann bestieg er sein Pferd und ritt weiter. Doch nach einigen Monaten fand er sich in Nasik ein, suchte den Taufunterricht nach und ließ sich in die Gemeinde Christi aufnehmen. Er war nur ein Mang, von wenig Bildung und doch ein bedeutendes Glied in der Kette christlicher Hilfeleistung, die sich allmählich um die indische Bevölkerung zieht. Denn aufgeweckt, wie er war, eignete sich Ramdschi bald zum Bibelvorleser, als welchen ein frommer Hauptmann ihn anstellte. Und als dieses Aemtchen zu Ende gieng, begab er sich nach seiner Heimat Aurangabad zurück, kaufte sich wieder ein Pferdchen und ritt von Dorf zu Dorf, die Mangs zusammenzurufen und ihnen die evangelische Geschichte vorzulesen oder zu erzählen; dafür bezahlten sie ihn mit Geld und Lebensmitteln, und als endlich Isenbergs Schwiegersohn Davidson dem einfachen Mann auf seinen Wanderungen folgte, baten an verschiedenen Orten die Mangs um Unterricht und ihrer 50 konnten auf einmal getauft werden. Wie sie sich dann anstrengten, aus Vagabunden und Trommlern (vor Götzen und Dämonen) ehrbare Bauern zu werden und zugleich lesen zu lernen, das zu schildern gehört nicht hieher. Isenberg hatte sich an dieser Aufgabe nicht zu betheiligen; aber eine köstliche Frucht der Reise-

predigt, die für viele Strapazen und Enttäuschungen entschädigte, blieb ihm dieser treue Ramdschi bis ans Ende.*)

In der nahen Militärstation Dschalna fand Isenberg eine freundliche Aufnahme, und zwar nicht nur von Seiten christlicher Offiziere; der Kaplan hatte sich auch der Eingebornen angenommen und eine kleine Gemeinde von siebzehn Seelen um sich gesammelt. Uns scheinen dergleichen Anfänge kaum der Rede werth, aber wie sehr erfreuen solche unscheinbare Oasen das Herz des Sendboten, wenn er sie in der weiten Völkerwüste, die er mit dem Wort der Geduld und Hoffnung durchwandert, ganz unerwartet entdeckt!

Auch Ahmednagar sollte dießmal besucht werden. Hier war nun kein schwacher Keim der Kirche, sondern der Glanzpunkt der mahrathischen Mission zu sehen, die schöne Ernte, die den amerikanischen Brüdern geschenkt war. Es schien an der Zeit, sich mit diesen über die Grenzen ihrer Wirksamkeit zu verständigen, da die beiderseitigen Arbeitsgebiete mehrfach in einander griffen. Isenberg fand hier gar Vieles, das sein Herz erquickte; er predigte auch der Mahratha-Gemeinde, die schon zwei Kirchen in der Stadt besaß; Christen aber gab es in mehr als 100 Dörfern. Da war z. B. der Schwiegervater seines Begleiters, des brahmanischen Predigers Appadschi, der tüchtige Pastor der amerikanischen Mission Haripant mit seiner blühenden Familie; selbst Brahmane und ein ganzer Christ, schien er dem Gast eine verkörperte Weissagung der neuen christlich gebildeten Gesellschaft, welcher Indiens Zukunft angehört. Heiden und Christen waren hier noch voll von dem Eindruck, den ein Besuch Nehemia Nilakanths hinterlassen hatte. Der berühmte Dr. Duff war wohl auch dagewesen und hatte beredte Ansprachen gehalten; aber was wollte das heißen im Vergleich mit den ebenso naturwüchsigen als durchdachten Reden des wohlbekannten Mahratha Brahmanen und Schastri's (s. S. 165). Auch die Heiden waren stolz darauf, daß dieser Gelehrte denn doch der Ihrige sei.

Besonders freundlich kamen dem Reisenden die amerikanischen Geschwister in Sirur entgegen am Tage, nachdem er Astagäm besucht und die traurigen Reste der dortigen Arbeit (siehe S. 232)

*) So erzählt Miss. Schwarz aus seiner Erinnerung. Die erste Begegnung mit Isenberg muß aber in eine frühere Zeit fallen, denn auf dieser Reise hatte Isenberg schon Ramdschis Kinder zu taufen. Nur ist die nähere Zeitbestimmung aus den oft lückenhaften Tagebüchern nicht zu ersehen.

neu zu beleben gesucht hatte. Als Appadschi den Missionar von Sirur, Bissel, fragte, welches die Grenze seines Arbeitsdistrikts gegen Dschunir hin sei, erwiederte dieser lächelnd, er wisse von keiner Grenze und hoffe, man werde keine machen.

Ueber Puna kehrte Isenberg (7. Februar 1856) nach Bombay zurück, mit dem fröhlichen Gefühl, daß die Predigt des Worts überall Eindruck zu machen beginne. Der träge Volksgeist wurde denn doch allmählich aus seiner Apathie aufgerüttelt. Von wie vielen Seiten her kamen doch neue Ansichten der verschiedensten Art in Umlauf; einmal war er schon nach der neuen Religion gefragt worden, die eben in Amerika auftauche, die dem Islam ähnlich und die Welt zu erobern bestimmt sei (Mormonismus). Merkwürdig war ihm beim Rückblick auf die mannigfaltigen Reiseerfahrungen, wie der Widerstand der altgläubigen Brahmanen an dem „jungen Bombay" vielfache Unterstützung fand, so jedoch, daß auch eine wohlthätige Gegenwirkung nicht ausblieb. Die englisch unterrichteten Jünglinge, welche nun in Städten und Dörfern Aemter bekleideten, brachten ein neues Leben in die religiöse Kontroverse. Der Mehrzahl nach verhielten sie sich abwehrend gegen das Christenthum, aber weniger absprechend als verrathend, welchen Gemüthskampf ihnen die einmal angeregte große Frage nach der Wahrheit verursache. Ein Theil schien schwankend, eine nicht geringe Zahl bot auch allen Grund zu guter Hoffnung dar, unter ihnen gerade die höchstgestellten, wie der Deputy-Kollektor von Ahmedabad. Zwei solcher Deisten hatten sich kaum erst in Ahmednagar nach gründlicher Untersuchung der religiösen Frage zu Christo bekehrt.

Das hatte nun auch in Bombay seine Nachwirkung. Von den Missionaren wurden englische Vorträge über Gewissensfreiheit und ähnliche hochwichtige Gegenstände gehalten, denen viele gebildete Hindu's anwohnten. Diesen Bestrebungen entgegenzutreten, hielt dann der Sohn des Geldfürsten Sir Dschamsetdschi Dschidschibhai einmal eine Rede über „die Pflichten der Menschen", der wohl 2000 Zuhörer aufmerksam lauschten. Gewiß war es ein gutes Zeichen, wenn endlich selbst die Parsi's zu moralisiren anfiengen.*) Weniger erfreulich

*) Im Juli 1858 bemerkt Isenberg, daß bis dahin sich in Bombay nur zehn Parsi's bekehrt hatten, von denen sich vier zur kirchlichen Mission, sechs zu den Schotten hielten.

und doch bemerkenswerth schienen Isenberg die Regungen des gewöhnlichen Humanismus in der höheren Hindu- und Parsigesellschaft, indem viele die Kaste aufgaben, Thee mit Europäern tranken u. s. w. Die Muhammedaner aber waren gleichfalls durch den Traktat eines ihrer früheren Glaubensgenossen, Abdullah, zur Nachfrage angeregt, theilweise auch — wie das ihre Art mit sich bringt — erbittert worden. Mit einigen von ihnen hatte Isenberg einen unangenehmen Zusammenstoß, der ihm schon damals nahe legte, wie viel Weisheit doch dazu gehöre, den Fortschritt Indiens in keiner Weise zu überstürzen.

Ein Mitglied der Regierung hatte sich z. B. bei der feierlichen Grundsteinlegung der neuen Moneyschule in Bombay (November 1855) betheiligt, natürlich nur als Privatmann; doch war dieser Schritt bereits von argwöhnischen Beobachtern als ein Verlassen der bisherigen Neutralitätspolitik bezeichnet worden. Und auch sonst bemerkte Isenberg, wie viel über die Regierung räsonnirt werde. Es zeigten sich bereits die Vorboten der großen Empörung. 30,000 wilde Santhals waren von ihren Bergen in die bengalische Ebene eingedrungen, um sich ihrer Dränger, der Mahädschans (Handelsleute) zu erwehren, und — es fehlte an Truppen, ihren Verheerungen Einhalt zu thun. Zugleich brach in Faizabad der blutige Kampf von Hindu's und Muhammedanern um einen alten Tempel aus, welcher die Einverleibung Audhs ins Reich der Kompagnie beschleunigte. Und in Behar und sonst murrte man laut über die Neuerung, welche im Interesse der Schulbildung verfügt worden war, daß hinfort niemand, der nicht lesen und schreiben könne, auf Anstellung im Dienst der Regierung hoffen dürfe. Ueberall verbreiteten giftige Zungen das Gerücht von einer großen Umwälzung, die im hundertsten Jahr der Herrschaft der Kompagnie (1857) zum Ausbruch kommen werde. Die einen redeten von ihr, als habe sie sich überlebt; die andern munkelten, als werde bald der Uebertritt zum Christenthum von oben herab befohlen werden. In Kalkutta verfaßte ein gewisser Edmond, kein Missionar, einen schwachen Aufruf an Jedermann, sich doch, so lange es noch Zeit sei, Christo zuzuwenden; ohne an etwas Arges zu denken, sandte er denselben vielen muhammedanischen Offizieren zu. Natürlich erregte er große Erbitterung; einige deuteten an, vielleicht habe die Regierung diesen Weg nur eingeschlagen, um sie auf die Probe zu stellen, und beriethen schon, wie solcher Zumuthung mit den Waffen entgegenzutreten sei, während andere in Dacca

zusammentraten und beschlossen, den Religionswechsel, wenn er einmal von oben herab verfügt werde, als ihr beschiedenes Loos anzunehmen und geduldig sich der Taufe zu unterziehen. Es wurde für nöthig befunden, die erregten Gemüther durch eine Proklamation*) zu beruhigen, die dann natürlich der Regierung als ein Geständniß ihrer Schwäche ausgelegt wurde. Isenberg hat diese und viele ähnliche Zeichen des kommenden Sturmes mit Aufmerksamkeit verfolgt; er beklagte die ungeheure Distanz, welche zwischen einer europäisch organisirten Regierung und ihren morgenländischen Unterthanen wohl immer bestehen wird, und hielt es für die besondere Aufgabe des Missionars, in jeder Weise zum gegenseitigen Verständniß der Oberen und der Niederen beizutragen. An der frischen Verkündigung des Worts ließ er sich aber durch keine Rücksichten hindern; im Gegentheil gewann er immer mehr Lust und Freiheit in dieser Arbeit.

Als die Eisenbahn über die Ghats angelegt wurde (im Dezember 1856), zog es ihn, den Tausenden von Eingebornen, die sich nun in Khandalla niederließen, am Sonntag das Evangelium zu predigen. Er legte darum die Gemeindepredigt in Dabschi's Hände, und besuchte fortan am Schluß der Woche die 20 Engländer in Khandalla, um des Herrn Tag mit ihnen zu begehen und ihren Arbeitern nahe zu kommen. Zu der Predigt im Spital fügte er noch eine regelmäßige Predigt im Polizeigebäude, dessen genialer Vorstand ihm mit besonderem Zutrauen entgegenkam. Auch vier Gefangene hat er einmal auf den Tod vorzubereiten gesucht, rohe Leute, welche ein Weib um ihrer Juwelen willen getödtet hatten; doch ließ nur einer von ihnen merken, daß das Wort tieferen Eindruck auf ihn gemacht hatte. An den öffentlichen Verhandlungen, die 1857 Miss. Bowen am Meeresufer mit dem Bawa, dem berühmten Vorfechter des Hinduismus hielt, betheiligte sich auch Isenberg mit großem Interesse.

So finden wir ihn denn im Verkehr mit den verschiedenartigsten Leuten, mit verkommenen Europäern, verschmitzten Abenteurern und ernstlichen Nachforschern und Taufbewerbern aus Bengalen, Bosra, Kabul, mit Ostafrikanern, Malabaren, Polen, Ungarn und Juden. Eine besondere Freude ward ihm noch im Monat des furchtbaren Aufstandes (7. Mai 1857) durch die Taufe des Israeliten J. David Philippowsky; ein anderes Mal durfte er einen Madagassen taufen.

*) Friend of India, 4. Oktober 1855.

Bald hatte er einen einfältigen Maqua Matrosen zu unterrichten, der zufällig einmal Schweinefleisch gegessen hatte und darum, wie man ihm sagte, nicht mehr länger Muselman sein konnte; bald auch mit arabischen Munschi's über Pfanders Schriften sich in die weitgehendsten Untersuchungen einzulassen. Seine Hausbesitzerin, selbst eine Muhammedanerin, begehrte von ihm das eine Mal Unterricht in der h. Schrift, weil ihr Glaube ihr nicht genüge, das andere Mal verwehrte sie aus heidnischem Aberglauben seinem Pferdeknecht, weil er zur Mahar-Kaste gehöre, den Gebrauch des Hofbrunnens und trieb den Missionar selbst beinahe aus ihrem Hause. Unter so mannigfaltigen Berührungen mit seiner Umgebung lernte er in Geduld auf Hoffnung säen und sich mit Weisheit in die Zeit schicken. Die Oberleitung der Gemeinde mußte er auch bald wieder übernehmen. Wie er da den schwachen Gliedern der Kirche nachgieng, um jedes Einzelne genau kennen zu lernen und nach Bedürfniß zu berathen, und wie er sie insgesammt durch katechetischen Unterricht in ihrer christlichen Erkenntniß zu fördern bemüht war, läßt sich hier nicht näher schildern. Es war sein Grundsatz, bei diesen jungen Christen als bei Anfängern möglichst wenig vorauszusetzen und keinen zu überfordern, aber ernst zu strafen, nach dem Maß der Erleuchtung, die den Einzelnen zu Theil geworden war. „Die unzähligen Versuchungen" in einer Stadt wie Bombay preßten ihm gar manchen Seufzer aus.

Vor dem großen Aufstande blieb, wenn nicht die ganze Präsidentschaft Bombay, doch wenigstens die Hauptstadt bewahrt, obgleich dort allerhand geheime Umtriebe der Muhammedaner entdeckt wurden und schwere Erfahrungen, auch in der nächsten Nähe, nicht ausblieben. Ein alter treuer Freund z. B., General Lester, wurde eines Morgens todt auf seinem Lager gefunden; er war an gebrochenem Herzen gestorben. Als der Aufruhr gedämpft war, wurde Isenberg die Freude zu Theil (Dezember 1857), seine älteste Tochter Peregrina auf indischem Boden zu begrüßen, und kein Jahr vergieng, ehe einer seiner Mitarbeiter sie zu seiner Lebensgefährtin wählte. Am 9. November 1858 wurde sie in Scharanpur mit Miss. A. Davidson getraut, der die Pflege der im Osten der Präsidentschaft sich sammelnden Dorfgemeinden übernommen hatte. Isenberg fand damals die kleine Kolonie schon bedeutend fortgeschritten. Das Jahresfest ihrer Gründung wurde am Tage nach der Hochzeit in Gegenwart vieler englischer Freunde mit Spielen und gymnastischen Uebungen der christ-

lichen Jugend gefeiert. Und zwei Tage später wurde in Nasik die bekannte Proklamation der Königin verlesen, welche die Herrschaft der Kompagnie für geschlossen erklärte. Die Christen betheiligten sich an der Feierlichkeit, indem sie mit einer Fahne aufzogen, und sich neben den Europäern aufstellten.

Von der längeren Reise im Hochlande, die Isenberg an diesen Besuch anknüpfte (Oktober 1858 bis Januar 1859), ließe sich manches Interessante erzählen. Aber wir eilen nun zu dem Schlusse seiner Arbeit in der Hauptstadt des westlichen Indiens. Er hatte sich bewogen gefunden, auch den Jünglingen in der Money-Anstalt wieder einigen Unterricht zu geben; die evangelische Geschichte und die Sittenlehre waren die Gegenstände seiner letzten Vorlesungen. Da wurde ihm noch die Freude zu Theil (am 11. März 1859), einen dieser hoffnungsvollen Schüler, Dhondu, zu taufen; es war, wie er mit innerer Beugung bekennt, nach bald 20jährigem Bestehen erst die dritte entschiedene Frucht der Anstalt. „Sorabschi, Balkrischna, Dhondu, nur diese drei: wie wenig scheint doch die Ernte der langen mühsamen Aussaat zu entsprechen!" Diese verhältnißmäßige Unfruchtbarkeit der höhern Schulen forderte zu weiterem Nachdenken auf. Die amerikanischen Missionare in Bombay hatten sich im Jahr 1854 bewogen gefunden, eine ähnliche Anstalt, wie die der anglikanischen und schottischen Mitarbeiter, zu errichten; die Deputation ihrer Gesellschaft aber hielt es 1856 fürs Beste, dieselbe wieder aufzuheben. Einmal schien ihr der Unterricht in englischer Sprache zu wenig geeignet, die Herzen der Schüler zu erreichen; dann erforderte die Unterhaltung einer solchen Anstalt unverhältnißmäßige Geldmittel. Eine Regierung, welche ihr Augenmerk auf Civilisirung ihrer Unterthanen richtet, kann solche leichter beschaffen, als eine Mission. Und so meinte auch Isenberg, wenn die Money-Anstalt nicht schon gegründet und durch eine Stiftung gesichert wäre, könnten die Geldsummen, welche sie gekostet, leicht in besserer Weise verwendet werden.

Befriedigender war der Rückblick auf das Wachsthum der Gemeinde im Ganzen; an seinem 53sten Geburtstag (September 1858) hat Isenberg mit 69 Kommunikanten das heilige Abendmahl gefeiert und 186 Christen als zur Kirche gehörig aufgezählt. Unter diesen war das Tamil-Element durch mehr als 50 Personen vertreten, für welche seit 1857 in David Raghunatha ein tüchtiger Katechet aus dem Süden Indiens angestellt worden war. Afrikaner fanden

sich auch in ziemlicher Anzahl vor; waren doch im Juli 1855 allein dreizehn afrikanische Knaben getauft worden. Im April 1860 taufte Isenberg einen bei der Eisenbahn angestellten Neger, und im August eine Anzahl von Galla- und Suahili-Mädchen in der Schule der Frau Jerrom, mit denen sich noch hübsch amharisch sprechen ließ, während einige Galla-Worte die Kinder ganz elektrisirten. Dort redeten die Mädchen oft mit größter Anhänglichkeit von Afrika; so viel sie auch in jenem Lande von den Sklavenhändlern gelitten hatten, immer zog es sie, wieder einmal dorthin zu gehen mit dem Evangelium in der Hand, falls sich eine Thüre öffne. Als nun Miss. Price, der Gründer Scharanpur's, durch Krankheit genöthigt war, Indien zu verlassen, übernahm Isenberg die Pflege dieser christlichen Kolonie, auf welche nun zugleich alle afrikanischen Knaben der Bombay-Mission verpflanzt wurden, während die Mädchen vorerst noch in Bombay verblieben.

Ehe wir Isenberg auf diese seine letzte Station begleiten, sei noch eines interessanten Vorfalls gedacht, der ihn im Jahr 1859 beschäftigte. Ein früherer Inspektor der Opiumfabrikation in Malwa, der schon seit acht Jahren seine Stelle aufgegeben hatte, weil er die Sündlichkeit des Opiumhandels erkannte, fühlte sich im Innern beunruhigt, ob er auf die Ersparnisse, welche er während seiner Amtsführung gemacht, auch wirklich ein Recht habe. Es wurde ihm zuzuletzt klar, daß er am besten thue, ein Kapital von 5000 Rupies, welches ihm aus jener Zeit verblieben war, der chinesischen Mission zu geben, weil durch ihren Dienst dem Schaden, den die Einfuhr des indischen Opiums in China stifte, noch am meisten entgegen gearbeitet werde. Der gewissenhafte Mann übergab daher jene Summe unserm Freund, daß er sie nach bestem Wissen vertheile. Isenberg war die Gelegenheit willkommen, denjenigen Missionsgesellschaften, welchen er sich am innigsten verbunden fühlte, und deren Bedürfnisse er am besten erkannte, mit dieser Gabe einen Dienst zu erweisen; daher vertheilte er sie unter die Stationen, welche die anglikanische, die Basler und die rheinische Mission in China errichtet hatten. — In ähnlicher Weise lag es ihm an, den Brüdern der letztgenannten Mission, als sie durch das schauerliche Gemetzel in Borneo (im Mai 1859) so schwer geprüft wurden, sein Mitgefühl thatsächlich zu beweisen. Er setzte sogleich eine Bittschrift in Umlauf, welche den englischen Freunden zu Gemüthe führte, wie die Greuelthat auf jener

Insel nur eine Fortsetzung derselben muhammedanischen Reaktion gegen das Christenthum sei, aus welcher auch der indische Aufruhr seine Hauptkraft gesogen, und es gelang ihm, eine solche Theilnahme zu erwecken, daß er seinem lieben Bruder Barnstein in Banjermassing wiederholt bedeutende Summen (von etwa 2000 fl.) übermachen konnte. Das Gefühl, daß, wo ein Glied leidet, die andern mitleiden, war bei Isenberg so treu gepflegt, daß er darum auch von fremden Freuden einen entsprechenden Mitgenuß empfieng. Wenn er nun von seiner langen Arbeit in Bombay auch wenig Früchte aufzuweisen hatte, so war er doch mächtig getröstet und gegen jede Entmuthigung geschützt durch alle Siege des Evangeliums in der Nähe und in der Ferne, um welche er mitgebetet, für welche er mitgedankt hatte. Es ist dieß eine Gabe, welche auch bei Missionaren sich seltener findet, als man erwarten sollte; glücklich ist der, welcher nicht müde wird, sie immer aufs Neue zu erwecken und zu üben.

---

9. In Scharanpur.

Am 8. November 1860 verließ Isenberg die Hauptstadt, um nun in einem engeren Kreise seine letzten Kräfte zu verzehren. Nicht Näsik mit seinen stolzen Brahmanen, sondern draußen vor der Stadt die junge Kolonie Scharanpur sollte hinfort sein Wohnplatz sein. Und er freute sich über den Wechsel, schon weil die Arbeit hier eine lohnendere war; hatte die Station doch in diesem Jahre allein 107 Taufen erlebt. Doch fühlte er schon jetzt, daß sie eben wegen dieses Wachsthums im Grunde jüngere und frischere Kräfte zu ihrer Leitung bedürfte. Indessen griff er das Werk mit Lust an. Waren die Gemeindeglieder in Bombay weithin zerstreut, so daß sie aufzusuchen und regelmäßig zu bedienen eine schwere Aufgabe wurde, so waren sie hier auf der Kolonie dicht genug um den Missionar geschaart.

Ein Waisenhaus von 51 Kindern verlangte stete Aufsicht. Da waren z. B. Mädchen, welche von Seiltänzern aus verschiedenen Gegenden zusammengestohlen waren. Die harte Behandlung trieb eine derselben, sich bei der Polizei zu beklagen, welche nun auch die übrigen befreite, sonst aber die Kinder kaum besser zu berathen wußte, als bisher der Fall gewesen, bis endlich ein christlicher Beamter sich

ihrer annahm und sie nach Scharanpur sandte. Aber wie ungezähmt waren nun diese Kinder! Schauerliche Schimpfworte, gräuliche Händel, nächtliche Entweichungen kamen wiederholt vor; einige hatten wie Thiere gelebt; bei einer andern verrieth eine gräßliche Narbe am Hals, daß sie schon einmal dem Tode geweiht war. Hier war reichliche Arbeit für die neue Mutter, die sich nun ihnen widmete und in der Pflege dieser Kleinen einen Ersatz fand für die eigenen Kinder, die in der Ferne weilten.

Dazu kamen ferner die afrikanischen Knaben, 29 an der Zahl, Vertreter von elf Nationen, besonders aus Galla- und Wahiao-Stämmen. Die Regierung hatte sie bisher in Bombay unterhalten; jetzt wurden sie Isenbergs Pflege übergeben, um in einer Industrieschule zu tüchtigen Handwerkern gebildet zu werden; die älteren lernten darin schon schmieden, zimmern, schneidern, schustern, malen, während die jüngeren, für welche die Regierung zu zahlen fortfuhr, sorgfältigen Elementar-Unterricht erhielten. Bei Allen wurde möglichst darauf hingearbeitet, daß sie ihre eigene Sprache nicht vergessen möchten, damit sie einmal, falls Gott Willigkeit und Gnade dazu gebe, das in Indien Erlernte in Ostafrika weiter lehren könnten. Die Klänge der Galla, Sansibaren und Wahiao erschollen beständig bei der Arbeit. Man fand es nachgerade gerathen, auch die afrikanischen Mädchen von Bombay in diese ländliche Stille zu versetzen.

Das Christendorf sodann bestand aus 30 Häusern mit 125 Einwohnern; schon in der Morgenfrühe hörte man da die Stimme des Gebets und des Gesanges; im Laufe des Tages gieng ein jedes seinem Gewerbe nach, und die Arbeit war so verschieden wie die Herkunft der Christen; denn da lebten frühere Brahmanen, Dongar's, Kunbi's, Mahar's und Mang's, Parsi's und Muselmanen, Telinga's, Radschput's, Portugiesen und Gosawi's beisammen. War es schon an sich schwierig, so disparate Nationalitäten und Stände in Eintracht zu erhalten, obwohl wenigstens von der Kaste nicht mehr die Rede war, so wurde dem neuen Leiter die Aufgabe bedeutend erschwert durch die Entdeckung, die er bald machte, daß gerade die untergeordneten Leiter nicht volles Vertrauen verdienten. Er mußte einige entlassen, darunter einen Katechisten, der schon vierzehn Jahre im Dienst gestanden war; derselbe hatte sich zu Intriguen hergegeben, um einen andern Angestellten zu stürzen. Ein angesehener Parsi sodann, dem seine Familie schon lange nachstellte, fiel geradezu vom Christenthum

ab. So war es denn in jeder Beziehung ein schwerer Anfang, durch welchen sich Isenberg hier durchzukämpfen hatte.

Und doch zeigten sich Viele dankbar für die neue Berathung, die ihnen zu Theil wurde, und der regelmäßige Unterricht trug Früchte bei Kleinen und Großen, doch vornehmlich nur beim jüngeren Geschlecht. Die Waisen z. B., wie auch die Afrikaner, hörten nicht sobald von der Aufforderung zu Missionsbeiträgen, als sie auch schon zum Entschluß kamen, jede Woche ein Mittagessen dran zu geben, was sie in den Stand setzte, monatlich etwa sechs Gulden zur Verbreitung des Evangeliums beizutragen. Etliche Mädchen entschlossen sich auch in Freistunden Korn zu mahlen, um von dem Erlös zur Mission beisteuern zu können.

Der Industrieschule wurde besonders aufgeholfen durch einen Besuch des Webereiaufsehers von Mangalur, welchen die Basler Brüder im Jahr 1861 heraufsendeten, um etliche Monate hindurch die neue Unternehmung in Gang zu bringen, bis ein von ihm mitgebrachter tüchtiger Webermeister sie dann weiter führen könnte. Es lasteten nämlich bedeutende Schulden auf der Anstalt, als Isenberg sie übernahm, darum lag ihm an, lohnende Handwerke einzuführen, was ihm auch dergestalt gelang, daß in wenigen Jahren die Schulden abgetragen waren und die Anstalt sich selbst erhielt. Den Basler Brüdern aber war es eine Freude, nachdem sie so lange die Dienste des treuen Freundes genossen hatten, einmal auch einen kleinen Gegendienst leisten zu können.

Besondere Freude machte Isenberg der wöchentliche Gottesdienst in den beiden Filialen, einmal Wadala, 1 ½ Stunden östlich gelegen, wo unter Ramusi's und Mahar's sich ein wirklich ernstes Verlangen nach dem Christenthum zeigte, auch nachdem der brahmanische Schultheiß die Angeregten durch Drohungen und Gewaltthat zu „ihrer Pflicht" zurückzuführen bemüht war; dann Pathedi, wo der Fortschritt ein langsamerer war.

Als Isenberg im Januar 1863 einen Rückblick auf seine Thätigkeit warf, bekannte er offen, daß seine Arbeit bis dahin fast mehr im Reinigen als im Mehren der kleinen Heerde bestanden hatte. Statt 78 Kommunikanten hatte er nur noch 37 aufzuweisen; so viele ältere Christen hatten im Unmuth über die strengere Kirchenzucht den Ort verlassen und sich andere Stationen aufgesucht. Darum fehlte es aber doch nicht an willkommenen Täuflingen. Wie war

ihm nur ein muhammedanischer Jüngling ans Herz gewachsen, den der Widerstand seines Vaters auf die See getrieben hatte, nach Suez, Ceylon und Hongkong, und überall hin hatte ihn Gottes Wort verfolgt, bis er in Scharanpur endlich eine wahre „Zuflucht" fand. Besonders aber regte sichs unter den afrikanischen Jünglingen, von denen Isenberg eine Reihe merkwürdiger Lebensläufe mittheilt. Sie führen uns ins Innere Ostafrika's; wir sehen, wie durch Krieg, Theurung und Sklavendiebe die Familien aufgescheucht, versprengt, die Waisen aufgefangen, in Zanzibar, Kiloa, Maskat und andern Plätzen verkauft oder verauktionirt werden, um bald da, bald dort — sei's während des Spiels am Meeresufer oder im Bade — aufs Neue gestohlen, geraubt und wieder verhandelt oder verpfändet zu werden, bis etwa ein englisches Schiff sie unterwegs aufgreift, oder an irgend welchem Ufer ein aufmerksamer Wachtmann des englischen Konsuls oder ein pfiffiger Matrose ihnen zur Freiheit verhilft. Durch welche Schicksale sind sie nicht alle gegangen, und was ist aus den Dutzenden und Hunderten von Unglücksgefährten geworden, mit welchen sie einst gleiches Loos theilten! Wiederholt hat sichs auch ereignet, daß der Vater selbst, wenn er verarmte, sein Kind um Salz oder ein Stück Geld verhandelte. Afrika's schreiende Noth konnte von seinen Kindern in Scharanpur nie vergessen werden. Wie sind sie nun so froh an der „Zuflucht", die ihnen geöffnet ist, so dankbar für die christliche Liebe, die sie aufnimmt; sie beten täglich für ihre Brüder über dem Meer und reden schon von der Zeit, da sie der Mission in ihrem Vaterlande den geleisteten Dienst werden heimgeben können. Und darauf hin arbeitet ihr Führer mit aller Kraft.

Isenberg war keiner der „großen Missionare"; er hat nichts Neues, nichts Auffallendes geschaffen, es ist ihm auch kein Erfolg durch irgend welchen genialen Griff geglückt. Er hat aber treu gearbeitet mit der Gabe, die ihm verliehen war. Und diese finden wir vorzugsweise in seinem innern Trieb und ausgebildeten Geschick, zusammenzuhalten und zu verbinden, was Gott zusammengefügt hat.

Er war ein guter Wupperthaler und doch mit dem schwäbisch-schweizerischen Brüderkreise innig verwachsen; er blieb ein gemüthlicher Deutscher und fand sich aufs beste in die englische Form kirchlicher Thätigkeit; Afrika war sein erster Missionsboden und er blieb ihm unverrückt treu, während er doch mit vollem Ernst Indien zu dienen bemüht war. So hat er redlich das Seine gethan, Europa, Asien

und Afrika einander näher zu rücken. Er hat mit keiner Phase seines Lebens gebrochen, wenn er in eine andere übergieng, sondern alles, was durchlebt war, mit schonender Sorgfalt aufbewahrt und fortgepflegt. Vermissen wir darum an ihm jenes keilartige Sichzusammenfassen, jenes rücksichtslose Vordringen auf den jeweiligen Angriffspunkt, durch welches die Männer der scharfen That ihre bedeutendsten Erfolge erzielen, so haben wir an ihm auch nicht die Einseitigkeit und Härte zu beklagen, womit dieselben so oft das innerlich Verwandte verkennen und hilfreich gebotene Hände zurückstoßen. Verbinden wollte er jedoch nur, was zusammengehört, nicht etwa Christus und Belial. Daher konnte er auch scharf auftreten gegen Alles, was zur Trennung führt, gegen das Hochkirchenthum wie gegen den Plymouthismus; und treulich hat er bis zuletzt gegen das überwundene Alte gekämpft und protestirt, nämlich vor Allem gegen den alten Adam in ihm selbst.

---

10. Das Ende.

Isenbergs Tagewerk war nun nahezu vollbracht. Am 12. Dezember 1863 landete in Bombay seine zweite Tochter Elisabeth, zu deren Empfang er selbst von Scharanpur herabgeeilt war. Sie war hinausgereist in Begleitung des wieder erstarkten Miss. Price. Als sich die Boote um den Dampfer drängten, sah wohl auch die Tochter nach dem Vater aus, erkannte ihn aber nicht, bis ein von England zurückgekehrtes Hindumädchen, Rahel, ihn ihr zeigte. Er schien gesund und fröhlich, allein die lange Arbeit im indischen Klima sah man ihm freilich an. Nach einem kurzen Aufenthalt bei deutschen Geschwistern fuhren beide am 14. mit der Eisenbahn nach Nasik, von wo ein Ochsenwagen die Geliebten der harrenden Mutter in die Arme führte.

Es entstand nun die Frage, ob Isenberg neben dem zurückgekehrten Stifter der Kolonie fortarbeiten, oder aber in Bombay oder irgend einem andern Ort seine Arbeitsstätte suchen sollte. Nach einigem Schwanken entschloß er sich, vor der Hand in Scharanpur zu bleiben und sich der Heidenpredigt in der Umgegend zu widmen. An Weihnachten übergab er die Anstalten seinem Br. Price. Unter

den Lichtlein des Christbaums sprach er noch in väterlicher Weise mit den Kindern, denen es schwer werden wollte, in andere Hände überzugehen, und ermunterte sie, sich ein Herz zu fassen zu dem neuen Lehrer, dem ihr Wohl nicht weniger am Herzen liege, als ihren seitherigen Pflegern. Was das eigene Herz empfand bei dem theilweisen Abschied von den Kindern, unter denen die Galla's ihm immer als ein besonderes Geschenk des HErrn zum Andenken an Abessinien erschienen waren, verschwieg er. Um den Kleinen noch einen frohen Tag zu bereiten, zog er mit ihnen und seiner Familie (29. Dez.) auf einen freien Platz im Wald, wo fröhliche Spiele mit Liedern der Kinder und Ansprachen von Price, Isenberg und dem Katechisten Sorabdschi wechselten. Gar manche Heiden giengen auch hinaus, sich an dem Jubel der Kinder zu weiden und dem einfachen Mahle zuzusehen; sie bekamen natürlich auch ein Wort zur Beherzigung zu hören. Nachdem man ins Dorf zurückgekehrt war, suchte auch Price noch den Kindern eine Freude zu machen, indem er ein kleines Feuerwerk für sie aufsteigen ließ.

Von Neujahr 1864 an widmete sich Isenberg hauptsächlich der Heidenpredigt; etwa drei Mal wöchentlich fuhr er Morgens früh um drei Uhr aus, von einem Evangelisten begleitet, um in den umliegenden Ortschaften zu predigen. Sonntags übernahm er öfters den vormittäglichen Gottesdienst in der Mahratha-Gemeinde, oder predigte er Abends den Engländern, welche in Nasik und bei Scharanpur wohnten, meist Beamte und Eisenbahnbedienstete, die der Mission freundlich zugethan waren und für die geistlichen Dienstleistungen derselben sich durch reichliche Gaben dankbar erwiesen. Am englischen Gottesdienste nahmen die meisten afrikanischen Kinder Theil, da sie größtentheils englischen Unterricht genossen. Die täglichen Morgenandachten wurden bald von den Missionaren, bald von Carapet und Mahadew, zwei Jünglingen, gehalten, die in England ihre Erziehung vollendet hatten. Carapet, ein Armenier aus Isenbergs Gemeinde in Bombay, hatte Price nach England begleitet, um sich dort zum Lehrer ausbilden zu lassen; Mahadew, ein Hindu von Scharanpur, hatte das Schreinerhandwerk gründlich erlernt, um damit der Kolonie weiter aufzuhelfen. Isenberg schickte immer auch seine Tochter in diese Morgenandachten, damit sie das Mahrathi um so schneller sich aneigne; täglich aber gab er ihr dann selbst Unterricht

in der Sprache, um ihr zu erklären, was sich von keinem Eingebornen lernen ließ.

Doch bald machte sich für Isenberg das Bedürfniß einer Erholung fühlbar. Er reiste nun mit Frau und Tochter zu seinem Schwiegersohn, Davidson, der in den Dörfern hinter Aurangabad Anfänge neuer Gemeinden gegründet und sich selbst bei Buldana, in einem schon ziemlich kühlen Bergrevier, niedergelassen hatte. Bis Mulkapur konnte man die Eisenbahn benützen, dann gieng es auf unwegsamen Pfaden die Ghats hinauf in das neugewonnene Missionsgebiet. Es war ein überaus fröhliches Wiedersehen (21. Jan.), dessen Jubel am Abend noch vermehrt wurde durch die unerwartete Ankunft eines lieben Landsmanns, des Miss. Schwarz, der auf einer Predigtreise begriffen, dieses frische Missionswerk ebenfalls in Augenschein nehmen wollte. Der Veteran sowohl als die jüngern Missionare hatten dann ihre Freude an manchem einfältigen Bauer, der sich kaum erst entschlossen hatte, das Evangelium mit anzuhören und den Götzen den Abschied zu geben. Alle aber lobten Gott einmüthig, als am 1. Februar durch eine einfache Feier das kleine Christendorf Isapur (Jesustadt) gegründet wurde, als ein Sammelplatz für solche Täuflinge, die aus ihrer Heimat hinausgedrückt wurden. Natürlich predigte Isenberg nun oft für den Schwiegersohn oder nahm er ihm die Besuche von Nachfragern und Christen ab. Doch war er im Ganzen ziemlich still; er las viel, pflegte seine ausgebreitete Korrespondenz und setzte mit der Tochter den Mahrathi-Unterricht eifrig fort. Besonders aber hatte er seine Herzensfreude an den beiden Enkelinnen, Julie und Fanny, die er oft auf den Schooß nahm, um ihnen vom Heiland zu erzählen oder auch mit ihnen zu spielen.

Merkwürdig war ihm in dieser sechswöchigen Ruhezeit, die er in Buldana genießen durfte, wie gar reichlich nun Todeskunden einliefen von alten Missionaren. Am 28. Dec. 1863 vollendete in Hubly Joh. Müller, der Senior der Basler Mission, schon am 2. Jan. 1864 folgte ihm der eifrige Reiseprediger im Tululande, J. Ammann. Auf dem Rückweg nach China war (14. Nov.) der treue Krone in Aden abgerufen worden, in jenem Hafen, dessen Name allein schon schwere Erinnerungen weckte; und einen Monat vorher (10. Okt.) der innig verbundene Senior der borneesischen Mission, längst auch Senior aller Europäer in Banjermassing, der vielgeprüfte Br. Barnstein. Todesahnungen stiegen nun auch bei Isenberg auf. War er doch

auch Senior der Bombay-Mission. Er fing an, in der Nähe der Milz eine Verhärtung von der Größe eines Taubeneis zu spüren, die im Zunehmen begriffen war. Um die Seinen nicht zu beunruhigen, sagte er davon nur dem Schwiegersohne; doch betrieb er nun die Rückkehr nach Nasik.

Am 1. März 1864 reiste er mit der Familie ab. Unterwegs wurde er aufgehalten, indem ein Zug von Baumwollenwagen auf der Eisenbahn abbrannte. In Nasik predigte er wieder unter wachsenden Beschwerden, die er im April der besorgten Gattin nicht mehr verbergen konnte. Die räthselhafte Verhärtung dehnte sich so aus, daß sie bald die Größe einer Faust erreicht hatte. Am 14. April schrieb er das letzte Mal in sein treugeführtes Jahrbüchlein: „Scharanpur, erhalten mit europäischer Post die Nachricht von Theodors Hinschied den 12. ult. in Kornthal." Eine Unterleibsentzündung hatte diesen jüngsten seiner Söhne im vierzehnten Jahre seines Lebens gar schnell hinweggerafft. Aber groß war ihm der Trost, daß er — schon mit zitternder Feder — beisetzen durfte: „selig im HErrn entschlafen". Zwei Tage vorher war der von den englischen Christen zur Fürbitte der Eltern für ihre Kinder bestimmte Tag. Da hatte er viel für seine Kinder gebetet, besonders innig aber für Theodor, als den jüngsten, daß der HErr sich seiner mächtig annehmen und ihn vor aller Versuchung bewahren wolle. Die Bitte war erhört, noch ehe sie ausgesprochen wurde; der Vater fühlte es als eine Erhörung, doch war er tief bewegt vom Schmerze der Trennung.

Nachdem er noch am 8. und 15. Mai der englischen Gemeinde in Nasik (Röm. 14, 7 f.) gepredigt und sein letztes öffentliches Zeugniß mit großem Nachdruck abgelegt hatte, mußte er in Bombay ärztlichen Beistand nachsuchen. Die Deimlers nahmen ihn mit der alten Liebe auf (19. Mai); der Arzt aber erkannte in dem Uebel sogleich ein unheilbares Gewächs und rieth, als letzten Versuch, eine Reise nach Europa an.

Lieber hätte Isenberg sein Leben auf dem Missionsfelde beschlossen; die Regenzeit brach ein und er zögerte noch immer. Anfangs Juli erklärten ihm die Aerzte, wenn er jetzt abreise, werde er Europa nicht mehr erreichen. Die Aussicht auf ein so nahes Ende brachte ihn nun erst zu dem Entschluß, im Namen Gottes es zu wagen und Mutter und Tochter noch nach Hause zu geleiten. Von seiner Peregrina nahm er schriftlich Abschied: er hoffe gewiß, sie und

alle die Ihren einst im Himmel zu treffen. Er klagte nie, war auch sonst sehr stille; nur wenn Freunde kamen, mit denen über die Mission zu sprechen war, wurde er bald warm und mittheilsam; über sein Befinden aber gieng er so schnell als möglich hinweg.

Am 24. Juli wurde das Dampfschiff bestiegen, das — dem Monsun entgegen — eine sehr unruhige Fahrt hatte. Schon fiengen dem Kranken die Füße zu schwellen an, so daß es sich in Aden als unmöglich herausstellte, die Gräber der beiden Kinder zu besuchen; den Gräbern der drei ersten konnte ohnehin nur aus weiter Ferne vom rothen Meere aus ein Lebewohl zugewinkt werden. Erträglicher fühlte sich Isenberg auf der Eisenbahnfahrt durch Egypten; da konnte er noch lebhaft mit Arabern in ihrer Sprache reden. Aber da der Zug kaum hielt, ward es ihm unmöglich, dem alten Freund Lieber in Cairo noch einmal die Hände zu drücken. Auch in Alexandrien war nur ein dreistündiger Aufenthalt gestattet — wie verschieden von dem früheren schneckenartigen Reisen in diesem ersten Missionsfelde! — dann nahm ihn das österreichische Dampfboot auf.

Im wohlbekannten Triest aber, wo man am 18. Aug. landete, wurde nun Halt geboten. Die Gattin war so ernstlich erkrankt, daß vierzehn Tage lang von keinem Weiterreisen die Rede war, so sehr auch Beide die Ungewißheit peinigte, ob nicht jeder Tag des Verzugs das Zusammentreffen mit dem ältesten Sohne unmöglich machen werde. Dieser hatte nämlich (25. Juli) in London die Ordination und zugleich die Bestimmung erhalten, sich eiligst als Missionar nach Bombay zu begeben; ein Verkehr mit ihm, auch durch den Telegraphen, wollte sich nicht herstellen lassen. Wenn dann die Tochter unruhig werden wollte, so konnte er ihr sagen: „Auch die Haare auf eurem Haupte sind alle gezählt; glaubst du das?" — Schon fiengen nun seine Füße zu fließen an, Isenberg gieng aber selbst noch einmal in die Apotheke, um der kranken Gattin das Nöthige zu besorgen. Auf Fragen nach evangelischen Geistlichen und christlichen Freunden, nach deren Umgang und Zuspruch ihn mehrmals verlangte, erhielt er im katholischen Gasthof keinen Bescheid. Da las er viel in Roos' Andachten und besonders in Knapps Liederschatz. Er hatte diesen christlichen Dichter in der Zeit der ersten Liebe kennen gelernt und sich immer gern an seinen Liedern erbaut; seinen Heimgang erfuhr er noch in Bombay und freute sich, ihm bald zu folgen.

Endlich am 1. Sept. konnte die Reise über Wien fortgesetzt

werden; den Sonntag aber feierte er nach seiner Gewohnheit in Augsburg; so traf sich's, daß er gerade an seinem 59sten Geburtstag (5. Sept.) in Stuttgart anlangte. Auf einer der letzten Reisestationen war nun ein treuer Freund von da eingestiegen, der dem Paar von allem Neuen, was sich, den Eltern unbewußt, in ihrer Familie zugetragen hatte, genauen Bericht abstatten konnte. Wie ihr Erstgeborner von England herübergekommen, noch seine Geschwister in Kornthal besucht, dann mit der Tochter seines vieljährigen Freundes, des Schreibers dieser Blätter, sich verlobt und lange auf den Vater gewartet habe, endlich aber doch nach England zurückgeeilt sei, um nicht seine Passage nach Indien zu verlieren. Voll der gemischtesten Gefühle, unter Thränen der Freude und des Schmerzes fuhren die Eltern in den Bahnhof von Stuttgart ein; um so größer war das Staunen, als ihr Charles sie beim Aussteigen umarmte. Er war von England zurückgekehrt mit der freundlichen Erlaubniß, seinen Vater begrüßen und nach Bedürfniß noch pflegen zu dürfen, ehe er sich nach Indien einschiffe.

Die Herberge bei den Verwandten der künftigen Schwiegertochter war schon lange bereit; in aller Ruhe konnte sich nun der müde Vater zum Abschied rüsten. Die Zunahme des schwammartigen Gewächses, das bald alle Kräfte verzehrte, gieng nun schneller vor sich, bis es zuletzt ein Gewicht von 25 Pfund erreichte. Meist lag er im Krankenstuhl, still und ohne Klage. Die Kinder wiederzusehen, war ein großes Fest; doch redete er nicht mehr viel, als was auf die Ewigkeit sich bezog. Viele Freunde, auch seine frühesten Mitarbeiter, Gobat und Krapf, kamen und erquickten seine Seele, wie sie sich an seiner sichern Hoffnung erquickten; besonders wohl that ihm noch das Gebet Hebichs. Oft sprach er die Worte: „Bald ist es überwunden nur durch des Lammes Blut ꝛc." und stärkte sich noch einigemal mit seinen Lieben durch das hl. Abendmahl. Fast wunderte ihn die reiche Liebe, die ihn nun umgab; sie that ihm doppelt wohl nach der Dürre und Einsamkeit in Triest. Jeden Morgen und Abend hielt er noch die Andacht mit den Seinigen und sang bis zuletzt Lob- und Danklieder mit kräftiger Stimme. So noch am Abend vor seinem Heimgang das: Lobe den Herrn, o meine Seele! Dann gab er den Kindern die letzten Ermahnungen, dem Herrn Jesu treu zu bleiben, der Mutter zur Freude und Stütze zu werden und auch unter einander das Band geschwisterlicher Liebe festzuhalten. Am

Morgen des 10. Okt. kündigte der Arzt an, auf den Abend sei sein Heimgang zu erwarten. Besuche nahm er nur noch wenige an. Er war meist allein mit den Kindern, denen er einmal mit großem Ernst sagte: O Kinder, Sterben ist kein Kinderspiel. Nach fünf Uhr sangen sie ihm noch das Lied: Tod, mein Hüttlein kannst du brechen. Dann seufzte er mehrmals: O HErr hilf! Seine Gattin, im Gedanken, er habe mit Anfechtungen zu kämpfen, sagte ihm, seine Sünden seien gewaschen im Blute Jesu Christi; worauf er erwiederte: Ja, Gottlob! Aber noch einmal seufzte er: O HErr hilf! Amen. Dann stand der Athem still (Schlag sechs Uhr). Seine irdische Hülle wurde neben der seines Theodors auf dem Friedhof in Kornthal beigesetzt.

Um dieselbe Zeit segelten die zuverläßigsten seiner afrikanischen Zöglinge von Bombay nach Kisuludini ab, um die afrikanische Mission zu verstärken. Es waren zwei junge Männer vom Wahiao-Stamm, an Galla-Mädchen verheirathet, und zwei Wahiao-Mädchen, welche christlichen Wanika's zu Gattinnen bestimmt waren. Isenberg selbst hatte noch die Auswahl getroffen und alles für ihre Verpflanzung auf den Boden ihres Vaterlandes vorbereitet. Die Muhammedaner in Mombas wunderten sich, als diese christlichen Afrikaner landeten. Früher arme Sklaven, zeigten sie sich jetzt als Leute, die wußten, was ihnen anvertraut war; sie redeten außer der eigenen Sprache auch Englisch und Hindustani. Rebmann aber freute sich hoch, eine so bedeutende Hilfe zu erhalten, da sich die jungen Leute (ein Schmied, Jones, und ein Schreiner, Semler) sogleich zu jeder Arbeit willig zeigten. Und auch sie freuten sich hoch, denn schon seit Jahren hatten sie mit dem Missionar Ostafrikas Briefe gewechselt. Als Rebmann diese Leutlein bei ihrer Andacht christliche Lieder singen hörte, da weinte er das erste Mal in seinem Leben Thränen der Freude. Noch Andere sind seither nachgeschickt worden, so namentlich ein Maurer; Dr. Livingstone aber hat (1865) neun solcher Afrikaner von Bombay mit nach Zanzibar genommen und hofft viel von dem Beistand, den sie ihm auf seinen weiteren Reisen leisten werden. Diese alle und noch viele andere in Bombay und Scharanpur, und an manchen Orten, werden den Namen Isenberg nicht vergessen. „Es gelang ihm," schreibt seine Kommittee, „der Bombay-Mission ein großes Interesse für Afrika einzupflanzen, und dasselbe wird nun, da Bombay einige von Afrika's Kindern, im HErrn erzogen und für

den Dienst unter ihren Landsleuten ausgerüstet, ihm zurückgeben konnte, sich noch mehr vertiefen und ausbreiten. Die treuen Männer, die das ihnen angewiesene Maaß von Arbeit vollendet haben, gehen ein zu ihrer Ruhe, ihr Andenken aber bleibt gesegnet. Offenb. 14, 13."

Einer dieser christlichen Wahiao hat noch in seinen Briefen von Ostafrika aus geschildert, welch ein Jammer ganz Scharanpur erfüllte, als die Nachricht vom Heimgang des Papa in diese Stätte seiner letzten Pastoralwirksamkeit kam. Die Leute wollten sich nicht trösten lassen, und den Afrikanern besonders war es, als ob keiner so wie der alte Vater ihre Zukunft auf dem Herzen tragen könne. Doch lebt noch der treue Hohepriester und sieht selbst zu Seiner Sache.

Zum Schluß möge noch ein Vers aus einem von Isenbergs anspruchslosen Liedern hier seine Stelle finden. Er hat solcher viele gedichtet, doch nur um im nächsten Kreise irgend einen festlichen Tag mit seiner Gabe zu würzen oder sich und Andern über einen der vielen Abschiede hinüberzuhelfen.

Bald wird die letzte Stunde schlagen,
Dann ruft Er uns zur Ruhe ein;
Dann werden Engel heim uns tragen
Zum ewigen Beisammensein;
Zum Triumphiren dann vom Leiden,
Vom Glauben dann zum lichten Schau'n,
Vom Thränenpfad zum Haus der Freuden,
Aus Wüstenei'n auf Edens Au'n.

Die central-afrikanische Mission.*)

1. Die anglikanischen Universitäten.

Als im Dezember 1856 Livingstone nach sechzehnjähriger Arbeit in Südafrika nach England zurückkehrte, benützte er den begeisterten Empfang, der ihm von allen Schichten der Bevölkerung zu Theil wurde, dazu, wieder und wieder öffentlich die

*) Memoir of Bishop Mackenzie, by H. Goodwin D. D. Cambridge 1864. Three years in Central-Africa, being a history of the Oxford,

Hoffnung auszusprechen, daß seinen geographischen Forschungen in Central-Afrika Missions-Unternehmungen folgen werden. Dabei blieb er aber nicht stehen. Mit einem ganz direkten Aufruf, Hand ans Werk zu legen, wandte er — der Presbyterianer aus Schottland — sich an die anglikanischen Universitäten Cambridge und Oxford, die seine Reden mit Begeisterung angehört hatten. In Cambridge schloß er mit den Worten: „Ich gehe zurück nach Afrika, um für Handel und Christenthum einen Weg zu bahnen. Gelingt es mir, so führt doch ihr das Werk aus, das ich beginnen durfte. Euch überlasse ichs." Diese Worte schienen zu zünden, aber zum Handeln kam es nicht, so lange er in England weilte. Erst mehrere Monate, nachdem er an den Zambesi zurückgekehrt war, sachte der Bischof der Kapstadt bei einem Besuch in Cambridge (Nov. 1858) den verglimmenden Funken des Missionseifers wieder an, den Livingstone ins Leben gerufen hatte. Er hätte am liebsten eine Mission über die Grenzen des Kaplandes ins Innere Afrikas vorgeschoben; da er aber schon so viele Theilnahme für Livingstone's Wirkungskreis geweckt fand, zog er es vor, seine Wünsche zu unterdrücken und den centralafrikanischen Plan mit Ernst zu fördern.

Nun bildeten sich Kommitteen in Cambridge, Oxford und London behufs einer central-afrikanischen Mission, und am 1. Nov. 1859 sehen wir in ersterer Stadt zu gemeinsamer Berathung dieser Angelegenheit neben vielen Mitgliedern beider Universitäten die Bischöfe von Oxford und Grahams Town, Sir George Grey, den edlen Gouverneur der Kapkolonie, und die Staatsmänner Gladstone und Walpole versammelt. Es war von Anfang an entschieden, daß die hochkirchliche Partei die neue Aufgabe übernehmen müsse; ihre Vertreter betrachteten es auch als Ehrensache, dafür die nöthigen Opfer an Männern und Mitteln zu bringen.

In dem Bericht der Cambridge-Kommittee wurde ausdrücklich hervorgehoben, daß die Universitäten, weit entfernt, nur ihre eigenen Mitglieder zu diesem heiligen Werke aufzurufen, sich zu dessen Förderung vielmehr an die weitesten Kreise wenden möchten; daß sie auch nicht beabsichtigen, eine eigene Missionsgesellschaft zu gründen, sondern das neu zu betretende Arbeitsfeld baldmöglichst unter die Leitung und

---

Cambridge, Dublin and Durham Mission. London 1863. Livingstone's Narrative of an Expedition to the Zambesi. London 1865.

Pflege der Ausbreitungsgesellschaft zu stellen wünschten. Der Bischof von Oxford wies in seiner Rede darauf hin, daß Gott, indem Er in Großbritannien einen so begabten und unermüdlichen Forscher, wie Livingstone, erweckt habe, dadurch an das ganze englische Volk einen Ruf ergehen lasse, die ihm vorgehaltene Aufgabe zu erfassen, und theilte dann mit großer Wärme die in Livingstone's neuesten Briefen ausgesprochenen Kolonisationsgedanken mit. — Sir George Grey ergriff das Wort, um als Augenzeuge die segensreichen Veränderungen zu schildern, welche durch die einfache Predigt des Evangeliums schon unter verschiedenen südafrikanischen Stämmen bewirkt wurden. Er bezeugte die Bildungsfähigkeit dieser Völker mit vielen Thatsachen; namentlich führte er an, wie unter den Basuto's nach zwanzigjähriger Missionsarbeit der Sklavenhandel jetzt allgemein als etwas Verächtliches betrachtet werde. Gesetze gegen den Sklavenhandel und Bestrafung desselben können zwar das Uebel beschränken, aber es mit der Wurzel auszurotten sei nur möglich durch Einführung eines rechtmäßigen Handels und durch die Ausbreitung des Christenthums. Fast prophetisch sprach er aber auch von den getäuschten Hoffnungen, den ungerechten Klagen, den harten Urtheilen, die da und dort laut werden könnten, wenn, wie zu erwarten, Jahre verstreichen sollten, ehe die dahin zielenden Anstrengungen mit sichtbarem Erfolg gekrönt würden. — Der Bischof von Grahams Town freute sich, dazustehen als der Vertreter aller der Söhne Cambridge's, die schon als Missionare hinausgezogen seien, und wenn sie von diesem Tage hören, den Eindruck haben werden, daß die Universität an demselben eine höhere Ehre anerkannt habe, als die größte durch blos menschliche Gelehrsamkeit zu erstrebende — „nämlich die Ehre, für Jesus Christus zu leben und zu sterben bei der Verkündigung Seines Evangeliums in einem umnachteten Heidenlande". Auch er berührte die harte Arbeit, die Mühen, die Kämpfe, die Trübsale, ohne welche kein Werk des HErrn gethan werden könne. „Wer in die Mission geht," fuhr er fort, „erwählt das Panier des Kreuzes und muß sich auf all das gefaßt machen; er muß es zufrieden sein, in demüthiger Abhängigkeit von dem Geiste Gottes unverdrossen fortzuarbeiten. Was wir brauchen, das sind rechte Männer, Männer Gottes, Männer des Gebets und der That, die sich selbst und alles, was sie haben, dem Dienste Christi weihen wollen."

Und wunderbar! Schon stand als Zuhörer auf einer der Ga-

lerieen des Versammlungssaales der Mann, in dem Alle sofort die seltensten Eigenschaften vereinigt fanden, um ihn zu einem tüchtigen Haupte der neuen Mission zu machen. Sein Name ist so unzertrennlich mit derselben verflochten, daß wir wohl einige Rückblicke werfen dürfen auf die Mittel und Wege, wodurch Gott ihn zu diesem Beruf vorbereitete und gerade jetzt nach Cambridge führte.

---

2. Charles Mackenzie.

Charles Frederick Mackenzie, der jüngste Sohn einer zahlreichen Familie, wurde am 10. April 1825 auf einem Landsitz in der schottischen Grafschaft Peebleshire geboren. Schon in seinen ersten Lebensjahren verrieth sich in mancherlei kleinen Zügen seine entschiedene Begabung für Mathematik. Gar manchmal belustigte er, auf einem Tische stehend, seine älteren Brüder damit, daß er mit unglaublicher Schnelligkeit die Aufgaben löste, die sie ihm vorlegten und trotz Blei und Papier gewöhnlich erst nach ihm zu Ende brachten. Nie wußte er indeß zu sagen, wie er zu seinen Resultaten kam, und sonderbarer Weise schien sein Rechentalent für längere Jahre verschwunden, sobald er in der Schule genöthigt war, den gewöhnlichen schriftlichen Weg einzuschlagen. Erst als er an die Algebra kam, trat seine ursprüngliche Begabung wieder hervor.

Fünf Jahre alt, verlor er seinen Vater. Die Familie zog nun nach Edinburg, und dort war es hauptsächlich die älteste Schwester, welche die Erziehung der jüngeren Geschwister übernahm. Auch sie ist nun zu ihrer Ruhe eingegangen; daher mögen hier wohl einige Worte dankbarer Liebe eine Stelle finden, die ihr Mackenzie am Vorabend seiner ersten Reise nach Afrika schrieb und die Zeugniß ablegen von ihrem gesegneten Walten wie von seinem tiefen Gefühl. „Ich kann nicht scheiden, ohne dir noch zu sagen, daß meine Liebe zu dir durch diese Trennung nur wächst, nicht abnimmt. Ich fühle so tief, daß ich Alles, wozu ich tüchtig bin, nächst Gott nur deiner weisen Erziehung verdanke, daß ich nicht Worte finden kann, um zu sagen, wie sehr ich in deiner Schuld stehe. Daß Gott dich und die Deinen dafür segne, ist meine feste Hoffnung und soll täglich mein inbrünstiges Gebet sein."

Wie schon angedeutet, entwickelte der Knabe in den Schuljahren keinerlei glänzende Gaben. Manche wollten ihn in seiner edlen Einfalt und ängstlichen Gewissenhaftigkeit beinahe zu weich, zu mädchenhaft, zu geneigt finden, bei der geringsten Veranlassung seinen Thränen freien Lauf zu lassen. Doch fehlte es ihm nicht an der rechten Männlichkeit — einem eingehenden Verständniß der Bedürfnisse Anderer und einem tiefen Abscheu vor allem Gemeinen, Unwürdigen. Durchaus gerade und ehrenhaft, verschmähte er bei der Ausarbeitung einer Preisaufgabe einst die literarischen Hilfsmittel, die Andere für erlaubt hielten, verlor darüber zwar den Preis, erwarb sich aber die warme Anerkennung des Stifters. Männlich war auch die Wahl der Bücher, die er in einer Vakanz in's schottische Hochland mitnahm: Euklid, ein Elementarbuch, das er längst durchgegangen hatte und nun zu wiederholen wünschte, die Bibel und das Gebetbuch. In eben jener Vakanz konnte es ihm indeß recht nach Kinderart auch begegnen, einen durch seine Fernsicht berühmten Punkt zu erklimmen, und dann über dem mitgebrachten Kuchen den Zweck des Spaziergangs so völlig zu vergessen, daß er zu Hause beschämt gestehen mußte, er habe von der Aussicht nichts gesehen. Niemand konnte freundlicher als er auf eigene Wünsche verzichten, um die Anderer zu erfüllen; Niemand Beleidigungen sanfter ertragen als er. Zu Thränen gerührt, verließ ihn einst ein Knabe, der ihn gereizt, und dem er, anstatt sich zu rächen, liebevoll sein Unrecht vorgehalten hatte. Dabei war er ein nicht minder ausgezeichneter Turner und Ruderer.

Latein und Griechisch war nicht seine starke Seite, daher bezog er nach vierjähriger Vorbereitungszeit in einer Anstalt bei Sunderland 1844 die Universität Cambridge, auf der hauptsächlich die mathematischen Studien geschätzt werden. Schüchtern bot auf den Rath seiner geliebten und verehrten Schwester der angehende Student einem der Geistlichen seine Dienste zu Armen- und Krankenbesuchen an. Dieser wies ihn zu den alten Leuten des Viktoriaspitals und rieth ihm, sie Sonntag Nachmittags alle zu einer kleinen Erbauungsstunde zu vereinigen. Nach etlichen kürzeren Besuchen bei Einzelnen wagte er den kühnen Schritt. Aber wie war ihm so bange dabei! „Es war eine so neue Lage für mich," schreibt er seiner Schwester; „ich hatte gar nicht das Gefühl, daß ich Gottes berufener Diener sei und als Sein Bote nur meine Pflicht thue, was doch eine große Beruhigung sein muß. Ich hatte an den beiden vorhergehenden Tagen und am

Sonntag Morgen einige Stunden meiner Vorbereitung gewidmet, aber als ich hinkam, wurde ich über und über roth im Gesicht, obgleich nur Wenige da waren; denn Alle, die ausgehen konnten, waren zum hl. Abendmahl in die Kirche gegangen. Ich las ein Kapitel, machte einige Bemerkungen darüber, dann knieten wir nieder und ich las einige Kollekten und Gebete aus dem Gesangbuch vor. Ich fühlte mich gar elend und konnte mir zum Trost nur sagen, daß mein lahmer und schwacher Versuch doch immerhin besser gewesen sei als nichts; ich hatte ja, ohne in ein fremdes Amt einzugreifen, das Wort Gottes gelesen, die Gebete heiliger Männer benützt, und wenn ich das nicht gethan hätte, so hätte es Niemand gethan." Derartige Geständnisse wiederholen sich manchmal in seinen Briefen. Er fühlt meistens keine rechte Freudigkeit zu seelsorgerlichen Besuchen, weicht der inneren Unruhe wohl auch durch einen Spaziergang aus, wird dann aber noch beklommener und fühlt sich erst wieder glücklich, wenn ihm der HErr eine neue Besprechung mit Armen gelingen läßt. „Bete für mich," bittet er dann, „daß mein Glaube gestärkt und meine Liebe erwärmt werde; das ist's, glaube ich, was ich brauche." Ueberhaupt weiß der nach Außen so untadelhafte Jüngling über sein inneres Leben fast nur zu klagen. „Ich erkenne es als Pflicht, die Bibel zu lesen, aber das rechte Interesse fehlt mir. Ebenso geht es mir mit dem Gebet, ich weiß oft nicht, was ich beten soll, und manchmal scheint es mir, ich habe noch keinen rechten Lebenszweck. Wer Seinen Willen thut, soll inne werden, daß Seine Lehre aus Gott ist — aber was ist Sein Wille? Ich breche kein äußeres Gebot, ich gehe regelmäßig zur Kirche, und Niemand, der mich nur oberflächlich kennt, wird irgend eine Schuld an mir finden; bloß ein wenig Fahrlässigkeit sagt man mir nach. Aber im Herzen sitzt der Fehler; ich weiß nicht, was ich thun soll." — „Manchmal bin ich versucht, über mein ungetrübtes Loos zu murren, und mir einige der Prüfungen zu wünschen, von denen ich so oft als nothwendig für den Christen sprechen höre; vielleicht aber könnte ich sie jetzt noch nicht ertragen und Gott will sie mir ersparen, bis meine Kraft mehr erstarkt ist." — „Zuweilen scheint es mir, ich habe meine Religion ohne eigene Prüfung zu sehr auf Treu und Glauben angenommen, und ich zittere bei dem Gedanken, wie wenig Grund ich gelegt habe, um Zweifel gegen die göttliche Eingebung der hl. Schrift niederzuschlagen, wenn je einmal solche in meinem Herzen aufsteigen sollten. Ich bin halb gesonnen,

darauf jetzt tiefer einzugehen, obgleich ich früher oft über den Gedanken lächelte, als könnte ich je so thöricht sein, ein Zweifler zu werden."

Genug solcher Blicke in das redlich suchende, aber noch nicht ganz zum seligen Finden durchgedrungene Herz! Nach wohlangewandter Studienzeit machte Mackenzie 1848 ein glänzendes Examen und wurde bald darauf zum Fellow und Sekretär des Studienraths von Cambridge berufen. Seine Bescheidenheit hieß ihn diese ehrenvolle Stellung zuerst ablehnen; auf den Rath eines erprobten Freundes nahm er sie aber nachträglich dennoch an. „Meine Ernennung ist ein Beweis von der Abgötterei, die man meinem Gefühl nach hier mit klassischen und mathematischen Studien treibt. Könnte mein armes Herz diese Auszeichnung ohne Schaden ertragen, so wäre sie lauter Gewinn, indem sie meinen Einfluß auf Andere vermehrt," bemerkt er hierüber.

Er nützte ihn treulich, diesen Einfluß auf die ihn umgebende Jugend. Mit den Studenten in ein möglichst vertrauliches Verhältniß zu treten, war sein Verlangen, und selten wird es wohl einem Lehrer vollständiger als ihm gelungen sein, dieses Ziel zu erreichen. Ganz wie ein älterer Bruder ruderte er mit ihnen das Collegiumsboot, nahm Theil an ihren körperlichen Uebungen und gab durch seine bloße Gegenwart ihrem Zusammensein eine gewisse Weihe, während er auf der andern Seite regelmäßige Vorlesungen hielt und sich mit großem Fleiß einigen Privatschülern widmete, aber auch mit Spitalleuten die Bibel las und in der Sonntagsschule Unterricht gab. „Es war unmöglich, ihn nicht zu lieben und zu achten," äußerte einer seiner Freunde aus jener Zeit. Ueberhaupt ist es fast ausschließlich das Zeugniß von Freunden und Schülern, auf das sich die Schilderung von Mackenzie's Wirksamkeit in Cambridge gründet, denn in seiner ohnedieß nicht sehr regelmäßigen und selten mit vollständigem Datum versehenen Korrespondenz findet sich hier eine bedeutende Lücke.

Nach einer Schweizerreise erhielt er 1851 die Ordination zum Predigtamt, dem er von früher Jugend an entschlossen war sich zu widmen, und auf das er während seiner ganzen Universitätszeit fortgefahren hatte sich praktisch vorzubereiten. Die Freudigkeit, die ihm bei seinen ersten Versuchen fehlte, wurde ihm allmählig geschenkt und bei seiner herzlichen Bereitwilligkeit, Andern zu dienen und den vielen Anforderungen, die an ihn gelangten, übernahm er zuletzt oft fast

mehr, als er möglicherweise vollbringen konnte. Und doch fand er gewöhnlich irgendwie Mittel, allen seinen Versprechen nachzukommen, obgleich er nichts weniger als ein systematischer Geschäftsmann war.

Glücklich fügte es sich, daß er, ohne seine Stelle in Cambridge zu verlassen, die Pfarrei eines benachbarten Dorfes übernehmen konnte. Wohl fand er es etwas schwer, beide Aemter zu vereinigen; doch die Liebe macht erfinderisch und sein frischer, heiterer Sinn erleichterte ihm jede Arbeit. Gewöhnlich wohnte er in Cambridge und gieng nur Sonntags zur Predigt und wöchentlich einmal zu Krankenbesuchen nach Haslingfield hinaus. In den Ferien aber quartierte er sich dort im Hause des Schulmeisters ein, um die nähere Bekanntschaft seiner Pfarrkinder zu machen. Ein bequemes Leben führte er da nicht: als das elfjährige Töchterlein des Hauses, das sich mit der Mutter in seine Bedienung theilte, ihm am ersten Morgen seine Eier zum Frühstück brachte, fragte sie ihn, in großer Verlegenheit auf Einem Fuße stehend, ob er sonst noch etwas wünsche, rannte dann aber davon, ohne seine Antwort abzuwarten. Mit seinen Leistungen war er auch nicht zufrieden; seine Gemeinde aber bewahrte ihm noch, nachdem er sie längst verlassen hatte, ein liebendes Andenken.

---

3. Der Ruf nach Indien und Afrika.

Das Jahr 1853 regte zum ersten Male die ihn bis auf den innersten Grund seiner Seele bewegende Frage an, ob er nicht die Stelle in der Heimat, für die sich so viele Kräfte fänden, Andern überlassen und mit der Predigt des Evangeliums hinausziehen solle zu den Heiden, zu denen verhältnißmäßig nur so Wenige bereit seien sich senden zu lassen? Gerade damals hatte nämlich die Ausbreitungsgesellschaft die Gründung einer Mission in Delhi beschlossen, und ihr erster dorthin ernannter Missionar, Jackson, suchte längere Zeit vergeblich nach einem Mitarbeiter. Er war Mackenzie's Studiengenosse und bat diesen, ihm auch bei seinen Bemühungen behilflich zu sein. Da tönte es wieder und wieder in Mackenzie's Herz: „Warum sich an Andere wenden, wenn du selbst gehen könntest?" Er dachte an den Befehl des HErrn: „Gehet hin und taufet alle Völker;" er dachte an die selige Freude, die es in der Ewigkeit beim

Rückblick auf dieses Erdenleben sein müsse, mitgeholfen zu haben, auch die andern Schafe hereinzuführen zu der Einen Heerde des guten Hirten, — an den erhöhten Heiland, der vom Throne Seiner Herrlichkeit herabblicke auf die, welche die süße Botschaft von Seiner Liebe selbstsüchtig für sich behalten, — er sah im Geiste seine vollendete Mutter, wenn sie noch hienieden wäre, sich unter Thränen freuen über diesen Entschluß ihres Sohnes, und was ihm dann Bedenken machte, war nur seine eigene Untüchtigkeit, sein schwacher Glaube namentlich. Nach reiflicher Ueberlegung und ernstlichem Gebet kam er indeß zu dem Schluß: „Wenn sonst Niemand geht, bin ich doch besser als nichts, und wie das Tagewerk, so soll ja die vom HErrn geschenkte Kraft sein." (5 Mos. 33, 25 engl. Uebersetzung.)

Nachdem er sich mit rührender Bescheidenheit versichert hatte, ob der drei Jahre jüngere Jackson geneigt wäre, ihn zum Mitarbeiter anzunehmen, theilte er seinen Gedanken der mütterlichen Schwester und einigen vertrauten Freunden mit. Sie alle hielten die Arbeit, in der er in der Heimat bereits stand, für wichtiger als den Posten in Delhi; einem der Freunde schien auch seine mittelmäßige Sprachengabe nicht für das Studium des Persischen und Hindustani, sein einfältig kindlicher Sinn nicht für den Verkehr mit den stolzen, spitzfindigen Brahmanen zu sprechen. — Das war Mackenzie Wink genug; er sagte Jackson ab und blieb.

Aber der feste Entschluß, sich seinem HErrn zur allerunbedingtesten Verfügung zu stellen, blieb auch, und ein zweiter Ruf ließ nicht lange auf sich warten. Im Oktober 1854 trug Dr. Colenso, der neu ernannte, seither so viel besprochene Bischof von Natal, Mackenzie die ehrenvolle Stelle eines Archidiakonus (gleichsam Unterbischof) in seinem Sprengel an. Die Freunde machten dießmal keine Einwendungen, wohl aber die Schwestern, und nochmals ließ er sich halten. Im November aber kam der Bischof Selwyn von Neuseeland während eines kurzen Aufenthalt in der Heimat auch nach Cambridge und hielt dort an vier auf einander folgenden Sonntagen feurige Missionsreden: „Die Stimme des HErrn frägt: 'Wen soll ich senden! wer will mit uns ziehen?' Möge Jeder von Euch, der sich durch Gottes Gnade zum Dienst am Evangelium vorbereitet, antworten: 'Hier bin ich, sende mich!'" rief er unter anderem. — Ist es nöthig, erst zu sagen, daß diese Worte ein volltönendes Echo im Herzen des jungen Predigers von Haslingfield fanden, den seine Freunde Sonn-

tag für Sonntag dem Bischof lauschen sahen, anstatt wie sonst sich ausschließlich dem Dienst seiner Gemeinde zu widmen? Der HErr selbst bahnte den Weg zur Zurücknahme der ablehnenden Antwort an Colenso. Dieser bat nämlich Mackenzie, einen andern jungen Mann für ihn zu werben. Er that's und erhielt ein Nein. Nun bot er freudig seine eigenen Dienste an, die eben so freudig angenommen wurden. Die Einreden der Geschwister verstummten; ja, eine der Schwestern, der der Arzt wegen ihrer Gesundheit ein wärmeres Klima rieth, entschloß sich sogar, mit ihm zu ziehen.

In den ersten Märztagen 1855 segelten sie auf demselben Schiffe mit Colenso ab. Die Reise gieng glücklich und mit so wenig Unannehmlichkeiten von statten, als es auf dem kleinen, starkbesetzten Fahrzeuge nur immer möglich war. Arbeit der Liebe gab's da gleich in den ersten Tagen für Mackenzie genug. „Fräulein N. half mir, oder vielmehr ich ihr, die Passagiere dritter Klasse pflegen, die fast alle seekrank und sehr niedergeschlagen waren," schrieb er einem Freunde am Schluß der ersten Woche. „Es war eine ziemlich mühsame Arbeit, hat aber die Passagiere der verschiedenen Klassen in ein recht freundliches Verhältniß zu einander gebracht. Wie hättest du gelacht, wenn du mich hättest sehen können, in einer Kabine mit vier Bettstellen ein Lager zurechtmachen, während der Patient oder die Patientin auf einer Kiste saß; oder unter der Schiffsküche stehend den schwarzen Koch anbetteln, er möchte ein wenig frisches Wasser sieden, um Arrow-root zu bereiten, — eine Kunst, in der ich jetzt Meister bin; — oder ein Schüsselchen Arrow-root in jeder Hand und eine Branntweinflasche, einen Becher, eine Flasche Himbeeressig und zwei Eier in der Tasche, die gleichfalls mit zwei Arrow-root-Schüsselchen beladene Fräulein N. über das schlüpfrige Verdeck führen! Dann hatten wir allerlei Verwirrung mit dem Gepäck. Ferner war ich dabei, als man den Passagieren dritter Klasse ihren Proviant vorwog, und Morgens springe ich entweder nach dem Frühstück der Kinder, oder nehme ich eines auf den Arm, während das Kindsmädchen ein anderes ankleidet, und helfe ihr daneben die beiden übrigen hüten. Du siehst, wie gut es ist, daß ich nicht gleich bei meiner Abreise von England meinen Amtsrock anlegte." — Später, als die Pflege der Kranken nicht mehr so viel Zeit in Anspruch nahm, legte sich Mackenzie eifrig aufs Studium der Zulusprache.

4. Der Erzdiakon von Natal.

Am 20. Mai war Port Natal erreicht. Die erste Woche wurde in dem eine kleine Stunde vom Landungsplatz entfernten Durban mit Empfangnahme des Gepäcks und dgl. verbracht; dann trat die Missionskarawane in Ochsenwagen die Weiterreise nach Pietermaritzburg an. Gleich auf dem Wege machte sich Mackenzie, so viel er konnte, mit den sie begleitenden Kaffern bekannt. So hörte er in der Nacht einst Lärm in der nächsten Hütte. Er stand auf und trat hinein. Da saßen vier oder fünf Männer singend um das in der Mitte brennende Feuer her. Es schien ein Kriegslied zu sein; denn von Zeit zu Zeit schlug Einer unter wilden Geberden seine Keule an den Zeltpfahl. Dazwischen hinein fiengen Alle an in der seltsamsten Weise zu stöhnen und am ganzen Leibe zu zittern. „Ein schrecklicher Anblick! Und doch weiß ich nicht, ob diese Belustigung so sehr viel barbarischer ist, als der Lärm bei manchen unserer Bootfahrten oder die phantastischen Tänze unserer höchsten Gesellschaft."

Nicht bei den Eingebornen jedoch, zu denen sein Herz ihn zog, wurde Mackenzie sein Arbeitsfeld angewiesen. Colenso übertrug ihm vielmehr die Predigerstelle der kleinen weißen Gemeinde in Durban, mit dem Auftrag, Nachbargemeinden zu bilden. Das war in mehr als einer Beziehung ein verläugnungsvoller Weg für ihn. Hatte er doch um der Verkündigung des Evangeliums unter den Heiden willen seine Stelle in Cambridge, seine Gemeinde, Freunde, Familie und Heimat verlassen, und nun sollte er zunächst kaum in Berührung mit jenen kommen! Doch tröstete ihn die Bemerkung, daß wie nichts der Mission so schade, als der Einfluß unchristlicher Weißen, so auch geistliches Leben unter den Kolonisten seine Wirkung auf die Eingebornen nicht verfehlen werde.

Es erwarteten ihn aber noch andere Prüfungen in Durban. Nach dem Wunsche des Bischofs sollten dort einige Neuerungen in hochkirchlichem Sinn eingeführt werden, wie das Tragen des Chorhemds bei der Predigt, die Ertheilung der Taufe inmitten des Gottesdienstes und das Lesen der in der englischen Liturgie vorgeschriebenen Opfergebete bei der Feier des hl. Abendmahls. In jüngeren Gemeinden der Diöcese waren diese Einrichtungen von vorne herein getroffen worden, in Durban aber stand zu erwarten, daß Manche darin einen katholischen Sauerteig erblicken und sich nach Kräften da-

gegen stemmen werden. Mackenzie hätte am liebsten gleich bei seinem Amtsantritt der Gemeinde auch hierin gezeigt, wessen sie sich von ihm zu versehen habe; Colenso aber rieth, er solle zuerst ihr Vertrauen zu gewinnen suchen. Der gute Mackenzie ahnte nicht, welchen Sturm er heraufbeschwor, als er nach einem Vierteljahre sein Vorhaben ankündigte und trotz vieler ernstlich abmahnenden Stimmen in mißverstandener Berufstreue auch dabei beharrte. Es kam endlich zu einer förmlichen Spaltung der Gemeinde, und ihr tiefbetrübter Seelsorger konnte nun schreiben: „Einst pflegte ich zu sagen, ich wisse nicht, warum mir Gott ein so sonniges Leben beschert habe. Einige meinten, ich brauche keine Prüfungen: aber das glaubte ich nie; Einige glaubten, ich habe ein so glückliches Naturell, daß mir Vieles, worunter Andere seufzen, keine Schmerzen mache: aber auch das ist ja eine Gabe Gottes. Nun hat Er zu Seiner Stunde mein Gebet um Leiden und Widerwärtigkeiten erhört, und ich danke Ihm dafür und hoffe, Er werde mich dadurch zur vollkommenen Ruhe dort oben tüchtig machen."

Innig befreundet mit dem unter den Kaffern arbeitenden Missionar Robertson, begleitete Mackenzie diesen auf vielen seiner Reisen und übernahm während der ganzen Zeit seines Aufenthalts in Durban eine Abendschule für Kafferknaben. Daneben hatte er selbst auch mehrere Außenstationen zu bedienen, so daß es ihm an Arbeit nicht fehlte. Einmal verirrte er an einem trüben Tage. Doch seine Mathematik half ihm ohne Sonne und ohne Kompaß zurecht. Ein winziges Bruchstück eines Regenbogens, an dem sich die Endfarben unterscheiden ließen, deutete ihm, verglichen mit der Uhr, den Stand der Sonne an. Doch war er weit genug abgekommen, um Kaffer'sche Gastfreundschaft ansprechen zu müssen. Fröhlich kroch er in die engen schmutzigen Hütten und machte sich durch seine unverwüstliche Heiterkeit die Kinder zu Freunden.

Gegen Ende des Jahres 1856 von seinem Amte in Durban entbunden, sehen wir Mackenzie im folgenden Frühling in direktere Missionsarbeit eintreten. Eine unschätzbare Hilfe wurde ihm für diesen Dienst im Februar 1857 durch die Ankunft einer zweiten Schwester zu Theil, die er wegen ihrer Liebe zu den Eingebornen künftig nur seine „schwarze Schwester" nannte. Bezeichnend für die Leichtigkeit, mit der sie sich in afrikanischen Verhältnissen zurechtfand, ist ihre Schilderung des nächtlichen Ritts, den sie nach der Landung

mit dem Bruder auf die Außenstation der Robertsons zu machen hatte, wo er mit der andern Schwester gerade zu Gaste war: „Mitten im Fluß blieb mein Pferd stehen, um zu trinken. Es war wunderschön in der Dunkelheit, da so allein zurückzubleiben, umgeben von dem Schilfrohr, das auf beiden Seiten des Flusses weit über meinen Kopf hinausreichte, umfächelt von einem kühlen Lüftchen, während unzählige Frösche ihre fremdklingenden Stimmen erhoben und Leuchtkäfer auf allen Seiten glänzten."

Zwanzig Stunden nördlich von Durban sollte Mackenzie nun am Umhlali Fluß eine neue Missionsstation gründen, von der aus er sich zugleich der englischen Soldaten und der zerstreut umherwohnenden Kolonisten annehmen könnte. Nach mehrmonatlichem, rast- und heimatlosem Wanderleben waren im Mai endlich die nöthigen Vorbereitungen zum Empfang der Schwestern dort getroffen. Entbehrungen gab's in der ärmlichen Wohnung auf der schattenlosen Ebene wohl genug, aber auch wie viele Freuden! Da waren Soldaten, die sich Abends in der Missionswohnung einfanden, um die unterhaltenden und lehrreichen Bücher zu benützen, die für sie bereit lagen; Soldatenkinder, mit denen eine Schule eröffnet wurde, und endlich alle die benachbarten Kraale, die Mackenzie besuchen, aus denen er seinen Schwestern Schüler zuschicken konnte!

Doch die Mühen mehrten sich. Im Juli gerieth durch ein unvorsichtig hingestelltes Licht das Dach der Missionswohnung in Brand, und nach wenigen Minuten stand das ganze Haus in Flammen. Die herbeigeeilten Soldaten halfen noch retten, was von Büchern, Kleidern und Lebensmitteln zu retten war; und nach drei Stunden saßen die Geschwister in einer verschont gebliebenen Hütte beim Thee und dankten Gott in ihrer Abendandacht für alle Seine Gnade und Erbarmung. Ein ganzes Jahr lang hatten sie nun in Hütten und Zelten zu wohnen, weil das Material zu dem neu zu erbauenden Hause theilweise aus ziemlicher Entfernung hergeschafft werden mußte. Wohl war da der Tisch oft mit Käfern bedeckt, das Licht von großen Motten umschwirrt, oder es fand sich im zusammengefalteten Sacktuch eine ungeheure Heuschrecke; aber wie gnädig blieb man von Moskito's verschont! Sogar Freunde zu beherbergen wurden noch Mittel gefunden. Fässer, Mehlsäcke, Bettstücke, Alles mußte herhalten, um ein erträgliches Lager zurechtzumachen, und durch mehrere leichtere Proben, die Mackenzie der Gastfreundschaft der Schwestern

auferlegte, bereitete er sie allmählich auf den Empfang des Bischofs vor, den sie anfänglich als ungereimt und ganz unmöglich verworfen hatten. Wie hätte man irgend etwas beschwerlich finden können, wenn der allezeit fröhliche Bruder die Arbeit leitete?

Im Juli 1858 wurde das noch ziemlich unfertige neue Haus bezogen; im Februar des nächsten Jahres erkrankte Mackenzie in Folge einer Erkältung. Die übermäßigen Anstrengungen, denen er sich auf seinen Missionsreisen aussetzte, hatten den Schwestern schon manche Sorge gemacht, doch hatte er bis dahin nie Schaden genommen, auch wenn er in glühender Sonnenhitze einen langen ermüdenden Ritt machte, oder in der nassen Jahreszeit durch angeschwollene Ströme schwamm. „Wenn es dem Erzdiakon nicht gelingt, von den Umhlali-Leuten mit sich in den Himmel zu bringen, so kommt er selbst wenigstens gewiß hinein," äußerte ein sonst gedankenloser Mensch, überwältigt von der selbstvergessenden Liebe und durch nichts zu trübenden Sanftmuth Mackenzie's.

Wiederhergestellt, wurde er im März nach Pietermaritzburg versetzt, und dort tauchten bald neue Pläne für ihn auf. Man dachte daran, auch im Zululande einen Bischofssitz zu errichten, und wo sollte man einen geeigneteren Mann dafür finden, als Mackenzie? So wurde ihm der Vorschlag gemacht, mit einer der Schwestern nach England zurückzukehren, um sich dort die Bischofsweihe ertheilen zu lassen. Erst hintennach kam Colenso der Wunsch, lieber seinen Sprengel aufzugeben und selbst zu den wilderen Stämmen zu ziehen; allein die Plätze auf dem Schiff waren genommen, Mackenzie's Reise konnte nicht mehr gut rückgängig gemacht werden, und ohne selbst eigentlich zu wissen wozu, langte er Ende Juli 1859 in England an, während seine vertrautesten Freunde ihn, den schlechten Korrespondenten, noch im fernen Süden Afrika's glaubten.

5. Der Missionsbischof.

Er sollte nicht lange im Zweifel bleiben, warum er hatte kommen müssen. Bei jener großartigen und begeisterten Novemberversammlung in Cambridge als Gast anwesend, äußerte er leise gegen einen neben ihm stehenden Freund: „Mir wird hiebei fast bange; die meisten gesegneten Unternehmungen dieser Art sind von einigen wenigen Männern und in viel unscheinbarerer Weise begonnen worden." Ge-

rade auf ihn aber fiel der Blick der leitenden Personen, und seine unerwartete Erscheinung in England wurde als ein deutlicher Fingerzeig Gottes betrachtet. Die Universitäten konnten sich keinen würdigeren Vertreter wünschen, als einen Mann von einer so glänzenden akademischen Laufbahn wie Mackenzie; seine Demuth und Freundlichkeit mußte ihm zum Voraus das Vertrauen und die Liebe seiner Mitarbeiter gewinnen; seine ungewöhnliche Körperkraft und Gewandtheit und seine Bekanntschaft mit afrikanischem Leben waren kostbare Mitgaben zur Gründung einer neuen Mission in einem noch uncivilisirten Lande; sein einfaches, natürliches Wesen schien in besonderem Grade zum herzlichen Verkehr mit Wilden zu befähigen. — Der Bischof von Oxford wurde beauftragt, Mackenzie zur Leitung der Zambesi-Mission einzuladen, und dieser sagte zu (2. November), ohne sich dießmal mit seinen Freunden zu berathen. Als ihm sein Gastwirth, ein Arzt, vorstellte, eine Lebensversicherungsgesellschaft würde ihm nunmehr nur noch zwei Jahre zutheilen, stimmte er mit dieser Ansicht völlig überein, aber beharrte in dem wohlerwogenen Entschluß.

Nun handelte es sich darum, die nöthigen Gelder zur Aussendung von sechs Missionaren unter ihrem Bischof zusammenzubringen. Ein Kapital von 20,000 Pfd. St. und ein für fünf Jahre gesichertes Einkommen von 2000 Pfd. St. schien dazu erforderlich. Viele Freunde der Sache, namentlich auch der Bischof von Oxford waren dafür thätig; die Hauptsorge lag aber doch auf Mackenzie selbst. Von Ort zu Ort reisend, suchte dieser nun in allen Kreisen des englischen Volks Theilnahme für das Unternehmen zu wecken. Er war kein geborener Redner — dazu fehlte ihm der Fluß der Sprache und der Schwung der Phantasie —, aber wenn sein Gegenstand ihn fortriß, verlieh sein schmuckloser Ernst seinen Worten eine tief ergreifende Wirkung, und mehr noch, als sie, sprach seine thätige Selbsthingabe zu den Herzen.

Zu Anfang des Jahrs 1860 traten die Universitäten Dublin und Durham mit bedeutenden Geldbeiträgen dem Unternehmen bei, und im Herbst weckte ein vom 7. April aus Senna datirter Brief Livingstone's neue Begeisterung für die Mission unter den Stämmen am Schire. Die Synode (convocation) der anglikanischen Kirche aber sanktionirte (25. Januar 1860) den Grundsatz, daß diese Kirche das Recht habe, in heidnische Länder Missionsbischöfe auszusenden, und bezeugte ihr tiefgefühltes Interesse an dem neuen Unternehmen.

Und auch Lord Brougham, der bekannte Jurist und Philanthrop, der doch nie für irgend eine Mission gesprochen hatte, trat wiederholt in großen Versammlungen auf, diesem großartigen Versuch zu Afrika's Hebung und zur Bekämpfung des Sklavenhandels sein mächtiges Wort zu leihen.

Die nöthigen Beiträge waren nun gesammelt und die Arbeiter gefunden; am 2. Oktober 1860 wurden diese in einem feierlichen Gottesdienst in Canterbury verabschiedet. Mehr als 500 Personen empfiengen noch mit ihnen das heilige Abendmahl und vereinigten sich im Gebet um den Segen Gottes für das zu beginnende Werk. Vier Tage nachher schiffte sich Mackenzie mit den beiden Theologen Procter und Scudamore, dem Lay-Superintendenten Waller, dem Zimmermann Gamble und dem Landmann Adams nach der Kapstadt ein. Bezeichnend für den Bischof ist, daß er noch einmal vom Schiff nach dem Gasthof eilte, um eine Schüssel voll Milch und Brod für zwei ihm von einer Dame anbefohlene Hündlein durch die Straßen der Stadt zu tragen. Es war ihm einmal natürlich, sich keines Dienstes zu schämen.

Am 12. November langten sie glücklich am Kap an, nachdem sie auf der Reise sich nach Kräften mit der Setschuana-Sprache beschäftigt hatten, und wurden von dem dortigen Bischof aufs herzlichste bewillkommt. Länger, als sie es wünschten, mußten sie auf dieser ersten Station ihrer Reise rasten, weil Mackenzie die Bischofsweihe nicht vor der Ankunft der Bischöfe von Natal und St. Helena erhalten konnte. Aber diese gezwungene Ruhezeit brachte manchen Gewinn. Mackenzie besuchte während derselben die blühendste Station der Brüdergemeinde, Gnadenthal, und lernte da eine Gemeinde von 3000 Farbigen kennen, die nicht nur sich selbst erhielt, sondern auch noch zur Mission beisteuerte. Das holländische Lied schon, im Abendgottesdienst gesungen, trieb ihm die Thränen in die Augen; vorurtheillos rühmt er, auch was ihn, den Anglikaner, an den Brüdern fremd anmuthet. „Das Geheimniß ihres Erfolgs," schreibt er, „beruht wohl in der gelungenen Auswahl der Arbeiter, und dann in ihrer Ganzherzigkeit. Sie denken nicht an Heimkehr, sie träumen nicht von Höhersteigen. Sie wollen einfach Gottes Ehre und das Glück ihrer Mitmenschen fördern. Gehen wir hin und thun deßgleichen"!

In der Kapstadt fand er eine andere Gemeinde, die meist aus befreiten Sklaven bestand; an diese richtete er nach einer Sonntag

Abendstunde die Frage, ob nicht Einige aus ihrer Mitte ihn als Führer und Dolmetscher zu ihren heidnischen Landsleuten begleiten möchten. Nicht weniger als zwölf erklärten sich dazu bereit, und zu seiner Freude waren ihm sechs von diesen von dem Prediger der Gemeinde als die für ihn tauglichsten Männer bezeichnet worden. Er erwählte nur drei, unter denen besonders der frühere Makoa-Sklave Karl Thomas, von dem Bischof „eine der Säulen der Gemeinde" genannt, ihm nachher werthvolle Dienste leistete. Ein anderer, William, empfahl sich hauptsächlich durch seine Kenntniß der Mangandscha-Sprache. Alle drei ließen ihre Gattinnen am Kap zurück und hielten wacker aus.

Dann erweckte die längere Anwesenheit der Missionare in der Kapstadt auch unter deren weißen Bewohnern eine ungemein warme Theilnahme für ihr künftiges Arbeitsfeld. In einer gedrängt vollen Versammlung unter dem Vorsitz Sir George Grey's, legte Mackenzie in einfacher, anspruchloser Rede die Gründungsgeschichte der Mission und sein und seiner Mitarbeiter nächste Pläne dar, und schloß im Blick auf die so eben eingetroffene Nachricht von dem Tode der Londoner Missionare, die zu den fernen Makololo vorgedrungen waren, nur um dort zu sterben (Miss. Magazin 1861, S. 413 ff.): „Vielleicht werden auch wir, wie die ersten Pflanzen, die dem Boden entsprossen, nur bestimmt sein, späteren Gewächsen Kraft und Nahrung zu geben. Es hängt das nicht von unserem Leben oder Tod, auch nicht von dem Erfolg unserer Arbeit während unseres Lebens ab, sondern einzig und allein vom Segen Gottes. Aber wir wissen, daß die Erde einst voll sein wird von der Erkenntniß des Herrn, wie mit Wasser des Meeres bedeckt, und daher schauen wir fröhlich vorwärts, hoffend und vertrauend, daß Sein Werk grünen und Sein Heil allen Völkern kund werden wird."

Am 1. Januar 1861 wurde Mackenzie ordinirt, am 7. samt seinen Mitarbeitern feierlich verabschiedet. Auf der Reise an die Zambesi-Mündungen berührte er noch Natal, wo seine „schwarze Schwester" zurückgeblieben war, bereit, ihm auch auf das neue Arbeitsfeld zu folgen. Ehe jedoch dazu Möglichkeit vorhanden war, fesselte sie ihre Verbindung mit dem Erzdiakon von Pietermaritzburg an die Stätte ihrer seitherigen Wirksamkeit; sie fuhr fort, unter den Zulu's zu arbeiten. Dagegen blieb die zuerst mit ihm von England und jetzt wieder in die Kapstadt gekommene „weiße Schwester" ihrem Vor-

satz treu, auch künftig das Leben des Bruders zu theilen. — Eine gar freundliche und ermuthigende Aussicht war es, gleich beim Eintritt in das unbekannte Land den vielerfahrenen Livingstone zum Führer erwarten zu dürfen. Dieser hatte nämlich brieflich das Versprechen gegeben, an der Küste mit Mackenzie zusammentreffen zu wollen. In Natal noch durch den nachgekommenen Missionar Rowley verstärkt, traf die Gesellschaft in den ersten Tagen des Februar, fast gleichzeitig mit dem von Livingstone schon seit zwei Monaten sehnlich erwarteten neuen Dampfboot (Pionier), an den Zambesi-Mündungen ein.

Am 9. Februar 1861 ließ Mackenzie sich über die Barre des Flusses rudern und sah nun die Livingstones. Dem edlen Bischof, in seinem brennenden Verlangen, sogleich ans Werk zu gehen, wurde es schwer, auf die Erfüllung des Wunsches zu verzichten, sich von Livingstone auf dem eben angekommenen „Pionier" unverzüglich den Schire hinauf führen zu lassen. Doch hatte Livingstone gewichtige Gründe dagegen. Einmal brachte ihm der Pionier den Befehl zur Erforschung des Rowuma, weil die portugiesische Regierung die Eröffnung des Zambesi für Schiffe anderer Nationen verweigert hatte, und er mußte gehorchen; dann aber fürchtete er auch, die Mission möchte, wenn sie in der gefährlichsten Jahreszeit ohne ärztlichen Berather in dem ungesunden Schirethal zurückgelassen würde, das traurige Loos der Linyanti- (Makololo) Mission theilen. Und es war gut, daß er so entschieden auf seiner Ansicht beharrte, denn es zeigte sich in der Folge, daß Mackenzie's am Kap gekaufte Fieberpillen aus Koth statt aus Arzneimitteln bestanden! Während der Bischof selbst mit Livingstone nun den Rowuma hinauffuhr, um sich zu überzeugen, ob nicht an dessen Oberlauf vielleicht der geeignetste Platz zu einer Missionsniederlassung wäre, blieben seine sämtlichen Begleiter einstweilen auf der Insel Johanna bei dem englischen Konsul zurück. Wir haben die Erfolglosigkeit jener Rowuma-Reise schon früher (S. 49 ff.) erwähnt. Bei der Rückkehr auf die See hatte Mackenzie den ersten Anfall von afrikanischem Fieber, aber einen so leichten, daß er in der Folge vielleicht die Gefahr des Klimas unterschätzte und die nöthigen Vorsichtsmaßregeln versäumte.

Anfangs April finden wir ihn mit den übrigen Reisenden auf Johanna, um die dort zurückgelassenen Missionare abzuholen. Diese hatten von dem englischen Konsul viel Freundlichkeit erfahren und

unter der arabischen Bevölkerung einige Kenntniß der englischen Sprache und eine große Begierde gefunden, mehr davon zu lernen. Mehrere vornehme Araber hatten ihre Freude daran gehabt, die Geschichten des alten Testaments mit denen des Korans zu vergleichen; sobald die Rede aber auf die Grundwahrheiten des Christenthums kam, hatten sie dieselbe Feindschaft dagegen gezeigt, wie alle Muhammedaner.

Froh, endlich dem Ziel ihrer langen Reise zu nahen und den Boden Afrikas zu betreten, fuhren sämtliche Glieder der Mission nun den Zambesi-Mündungen zu, die sie Ende des Monats erreichten. Am 1. Mai liefen sie in den Kongone ein. Es war eine langsame, unendlich mühsame Fahrt den Zambesi und Schire hinauf. Wohl die Hälfte der Zeit saß der Pionier wegen seines zu großen Tiefgangs auf weichen Sandbänken fest, und mit vereinigten Kräften mußte daran gearbeitet werden, ihn wieder flott zu machen. Hiebei sowohl, wie beim Fällen des nöthigen Brennholzes, half Mackenzie treulich mit, während er bei dieser neuen Geduldsprobe und unter wiederholten leichten Fieberanfällen die freudige Gewißheit festhielt, daß das Werk des Herrn sei, daß sie nicht selbst sich herbeigedrängt haben, sondern dazu gesandt worden seien, daß die Freunde in der Heimat und in Süd-Afrika sie mit ihren Gebeten begleiten, und daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen müssen.

(Schluß folgt.)

Missions-Zeitung.

Die Basuto-Mission.

Das Neueste vom Krieg der freistaatlichen Boers mit dem Häuptling Moschesch enthält ein Brief des Berliner Missionars Muras aus Bethanien, der am 6. März geschrieben ist. „Es hat der Volksrath, der im Februar seine Sitzung hielt, beschlossen, daß alle französischen Missionare ihre Stationen bis zum ersten März geräumt haben müssen. Man schuldigte sie an, daß sie zum Nachtheil des Freistaats an ihre Freunde schrieben. Man will sich auf Briefe beziehen, die sie an den Missions-Direktor Casalis und auch an Freunde in der Kapstadt geschrieben haben, und daß sie sich überdieß in Politik eingemischt haben. In

dem Volksraths-Erlasse heißt es, daß die Regierung ihnen im Freistaate einen Ort zur Wohnung anweisen würde. Wie ich höre, sind jetzt auch alle Missionsstationen von den französischen Missionaren verlassen worden. Nach der Proklamation, die die Freistaat-Regierung erlassen hat, fallen auch die Stationen innerhalb der Grenzen des Freistaats. Thaba Bosigu allein ist ausgenommen, weil dieser Berg bis jetzt nicht erobert werden konnte. Den Basuto bleibt, wenn sie einen Friedensantrag machen würden, nur das Bergland übrig, das aber im Winter unbewohnbar ist. Welche Bedeutung der Krieg für den Freistaat hat, ist leicht hieraus zu ersehen. Der Präsident des Freistaates und zwei oder drei andere Glieder des Volksraths sprachen gegen diesen Beschluß der Vertreibung der Missionare, konnten aber nichts dagegen ausrichten. Der englische Gouverneur, Sir Woodhouse, bot seine Vermittlung zum Frieden an, die aber der Volksrath kurz abgewiesen hat. Man glaubt, daß Moschesch im Winter, durch Hungersnoth seines Volkes gezwungeu, einen Friedensantrag stellen wird."

Demnach scheinen sich leider die am 5. Januar ausgesprochenen Hoffnungen eines der erfahrensten Pariser Missionare nicht zu erfüllen. Wir theilen dessen ungeachtet die wichtigste Stelle seines Briefes mit: „Es ist Ihnen wohl dann und wann schon der Gedanke aufgestiegen, die Basuto als ein Volk haben aufgehört zu existiren. Sie zu vernichten war auch in der That die Absicht des Freistaats. Er hat in seinen Proklamationen erklärt, daß ihn nichts Geringeres befriedigen werde. Aber die Boers haben sich damit eine Aufgabe gestellt, die über ihre Kräfte geht, und der Herr hat ihnen gezeigt, daß seine Gedanken nicht die ihren sind. Sie haben das Land in allen Richtungen durchzogen und alles zerstört, was in ihrem Bereich war, aber kaum waren sie fort, so strömten die Eingebornen wieder herbei wie die Wogen, welche die Furchen eines Schiffes verwischen. In dieser Stunde sind die Basuto gerade so gut die Herren ihres Landes wie vor dem Beginn des Kriegs, und ihre Sache stünde so gut als je, wenn sie einer Hungersnoth entgehen könnten. Aber auch in dieser Beziehung wollen wir nicht vergessen, daß der Herr im Regimente sitzt. Er kann unsern schwachen Glauben durch unerwartete Wohlthaten beschämen."

Natürlich ist dieser schwerste von allen Stürmen, die schon über die Basuto-Mission hereingebrochen sind, doppelt schmerzlich, weil die Urheber desselben nicht Wilde und Heiden, sondern Weiße, Protestanten, Leute sind, die den Christennamen tragen. So weit aber die bis zum 12. April in Paris eingetroffenen Nachrichten reichten, konnte bei dem Jahresfest der dortigen Gesellschaft der Vice-Präsident derselben, Pfarrer Grand Pierre mit Dank gegen den Hüter Israels rühmen, daß noch kein einziger ihrer Missionare persönlich verletzt und nur eine ihrer Stationen zerstört worden sei.

das lange ein Schmerzenskind der Mission gewesen war, läßt sich's endlich nach den letzten Nachrichten vom 13. Februar zum Frieden an. General Chute scheint in einem sechsmonatlichen Feldzug mehr Energie an den Tag gelegt zu haben, als in den letzten fünf Jahren gezeigt wurde. In Opunake übergab sich ihm zuletzt der Oberpriester der Hauhau Sekte, der bekannte Te Ua mit 20 seiner Anhänger und wurde, nachdem er den Eid der Treue geschworen, freigelassen. Er folgte aber dem General nach Wanganui (9. Februar) und weiter nach Wellington, und bittet nun den Gouverneur demüthig, dem toll gewordenen Volk zu vergeben. Vor einem Jahr stand dieser Te Ua noch auf dem Wall des ersten Pa, das General Cameron angriff, und nöthigte ihn (in den Augen der Eingebornen) durch die bloße Hauhau-Zauberformel, unverrichteter Dinge an das Meeresufer zurückzuweichen. 1 ¾ Millionen Morgen sind confiscirt, der Geist des Widerstands ist gebrochen; die Regimenter schiffen sich nach England ein.

Das ist der kurze Inhalt der neuesten Korrespondenz der Times. Was die Missionare berichten, ist alles älteren Datums; doch sieht man daraus, daß der Kriegsgeist der Maoris bereits im November zu verrauchen schien. Archidiakon Hadfield bemerkte in Otaki, daß sich wieder ein neuer Eifer für das alte Evangelium zeige. Kommunikanten, die sich längere Zeit fern gehalten hatten, kamen wieder herbei, und klagten sich demüthig und bußfertig der Lauheit an, welche auch sie ergriffen hatte. Die Nachdenklicheren unter den Maori-Christen sind betroffen von dem Eingang und Umfang, welchen das verderbliche Treiben der Hauhau Fanatiker in verschiedenen Theilen der Nordinsel gewonnen hatte, und haben sich nachgerade überzeugt, daß eigentlich die redlichen Christen dabei eine große Schuld tragen. „Denn ohne ihre Gleichgiltigkeit und Erkaltung hätte es nie so weit kommen können, daß die Ungläubigen mit triumphirendem Hohn verkündigten, das Christenthum habe sich überlebt und werde nun vor dem neuen Lichte verschwinden."

Hören wir, wie Archidiakonus Maunsell im Mittelpunkt der Insel die Sachlage schildert. Er schreibt (3. November 1865):

„Es sind jetzt acht Tage, daß ich Auckland verließ, da der Bischof es freundlich übernahm, meinen Distrikt während meiner Abwesenheit zu versehen. Ich bin den Waipa (den westlichen Nebenfluß des Waikato) hinaufgereist, und befinde mich jetzt auf der östlichen Seite des confiscirten Landstrichs, der etwa anderthalb Millionen Morgen umfaßt und ein rechtwinkliges Dreieck von 18×25 Stunden bildet. Davon werden gewisse Stücke von 40 — 500 Morgen den zurückgekehrten Flüchtlingen zugetheilt; das Eigenthum der befreundeten Maoris bleibt natürlich unberührt. Jenen Flüchtlingen ist ihr Platz am Waipa, am Waikato und an dessen östlichem Arm Horoliu angewiesen. Sie befinden sich in der tiefsten Armuth, aber die Regierung läßt Lebensmittel unter

sie austheilen als Bezahlung für mehrtägige Arbeit an den für diese Niederlassungen nöthig gewordenen Straßen. Wenn man aus dieser herrlichen Ebene zu den Bergen hinüberblickt, die sie im Westen und fern im Süden und Osten begrenzen, gewahrt man innerhalb derselben zwei verschiedene Kreise, einen innerhalb des andern. Der äußere ist von Kolonisten, Truppen und zurückgekehrten Maoris besetzt; der andere sehr unregelmäßige, von den finstern, mürrischen Stämmen; beide bald vier bald acht Stunden von einander und etwa ebenso weit von der Grenze des confiscirten Landstrichs entfernt. Mit banger Ungeduld wird von den Kolonisten die Frage besprochen: 'Ist nun wirklich Friede?' So weit meine eigene Beobachtung bis jetzt reicht, glaube ich diese Frage mit Ja beantworten zu dürfen, namentlich auf der Ostseite des Landstrichs, wo der einflußreichste Mann, Thomson (Tamehana) erklärt hat, er wolle keinen Krieg mehr, und seine Leute, namentlich die zurückgekehrten Flüchtlinge, mit ihrer Behandlung zufrieden und zur Arbeit aufgelegt scheinen.

„Da jener Streifen überdieß den Zusammenhang der verschiedenen Maori-Stämme unterbricht, ist ihnen auch die Kriegführung gegen früher bedeutend erschwert.

„Innerhalb der Confiscationslinie liegen zehn Stationen, deren Besatzung aus mindestens 1100 Mann regulärer Truppen und zwei Regimentern Landwehr besteht. Die Zahl der dahin zurückgekehrten freundlich gesinnten Maori's beläuft sich auf 1200 Seelen, Weiber und Kinder mit inbegriffen; die der jenseits gelagerten uns abgeneigten Maori's wird 2000 nicht übersteigen.

„Sie wundern sich vielleicht über die Kleinheit dieser Zahlen. Die Maori's sind in den letzten zwei Jahren durch Krankheiten sehr zusammengeschmolzen; und erst diesen Morgen äußerte einer ihrer Häuptlinge gegen mich: Im Krieg haben wir nur wenig Leute verloren, unser Hauptverlust war durch Seuchen. Die Gefallenen mögen sich auf etwa 600 Mann belaufen.

„Natürlich war es vor Allem der Zustand der Seelen, auf den ich meine Aufmerksamkeit richtete. Am Waipa sind viele Namenchristen, die der Einfluß des wesleyanischen Gehilfen Barton zusammenhielt. Von der Pai-Marire oder Hauhau-Religion konnte ich unter den Maori's unseres Bezirks nichts entdecken; was uns den meisten Kummer macht, ist die herrschende Trunksucht und Erschlaffung ihrer Kraft durch die Schläge, von welchen sie getroffen wurden, und die Veränderungen, in die sie sich jetzt zu finden haben.

„Gestern gieng ich nach Tamahere, wo, wie ich hörte, man dem Christenthum entsagt hatte, und ein Missionar jetzt kaum sicher wäre. Um einen genauern Einblick zu bekommen, beschloß ich die Nacht da zuzubringen.

„Zu meinem freudigen Erstaunen fand ich, daß sie weder dem Worte Gottes noch dem Prediger desselben abgeneigt sind. Eine ihrer ersten Bitten an mich war, ich möchte Einen unter ihnen mit der Leitung des Gottesdienstes und

dem Unterricht ihrer Kinder beauftragen, und mehrere, die nie an jenem fanatischen Treiben Theil genommen hatten, boten mir selbst ihre Dienste dazu an.

„Ziemlich neugierig zog ich die Glocke zu meinem Abendgottesdienst. Alle auf dem Platze Anwesenden stellten sich ein und horchten aufmerksam, als ich den 80sten Psalm mit Jes. 5, 1. 5 und Matthäi 3, 10 vergleichend, ihnen ihre Leiden als die Folge ihrer Unfruchtbarkeit darstellte und ihnen sagte, Gott werde noch schwerere Gerichte über sie kommen lassen, wenn sie nicht zur Buße und zum Gebet ihre Zuflucht nehmen. Als ich geendet hatte, kam ein mir unbekannter Mann auf mich zu mit den Worten: 'Es ist doch eine Freude, wieder unsere gute alte Art von Gottesdienst zu haben.' Diesen Morgen fanden sie sich noch zahlreicher ein und ihr Einfallen in die Kirchengebete war bedeutend stärker und entschiedener als gestern. Abends hatten sie nur schwach und schüchtern das Beichtbekenntniß nachgesprochen, das ich absichtlich las, nicht nur, weil es wunderbar zu ihrer Lage paßt, sondern auch um sie auf die Probe zu setzen. Diesen Morgen schienen sie mehr Zuversicht gewonnen zu haben und wiederholten es fast ebenso kräftig wie in früheren Zeiten.

„Da ich in Auckland so viel von 'allgemeinem Abfall' gehört hatte, war mir dieser Besuch sehr wichtig. Einer der Häuptlinge machte folgende treffende Vergleichung zwischen dem Christenthum und dem neuen Aberglauben: 'das Christenthum ist wie ein Schiff mit Vorder- und Hintertheil, das in einer bestimmten Richtung segelt. Diese neue Religion ist wie eine viereckige Kiste, von der Niemand weiß, wohin sie schwimmen wird.'

„Daß Gott auch jetzt noch manche im Verborgenen Ihm ergebene Seelen da hat, hat sich genugsam herausgestellt. So traf ich unerwartet einen alten Mann, der sich mit seinem Weibe sonnte. Ich redete ihn an, und erkannte gleich ein aus alter Zeit bekanntes Gesicht. Er sah mich fest an. 'Heißen Sie nicht Maunsell?' fragte er; und ihre Freude über das Wiedersehen war grenzenlos. Ich stieg vom Pferd und trat in die Hütte. 'Und was seid Ihr jetzt; seid Ihr ein Pai-Marire?' fragte ich. 'O nein,' erwiederte er feierlich, 'ich habe nie etwas mit ihnen zu thun gehabt. Wir haben an unserem Gottesdienst festgehalten, bis die Truppen Maungatautari verließen, und dann sind wir hieher gezogen.' — Habt Ihr eine Bibel oder ein Gebetbuch? — 'Nein, ich kann nicht lesen.' — 'Hier ist ja aber kein öffentlicher Gottesdienst: wie feiert Ihr denn dann eure Sonntage? — 'O, da sind noch zwei andere alte Männer, die mit uns hieher gekommen sind; sie graben jetzt eben Farnwurzeln, unsere einzige Nahrung in dieser Zeit: wir vier kommen in dieser Hütte zusammen und ich bete mit den Lippen (d. h. ohne Buch) für uns Alle.'

„Das herzliche Amen, mit dem wir unser Gebet nach diesem Gespräch schlossen, ließ mich fröhlich wieder mein Pferd besteigen in dem Gedanken, daß Gott noch jetzt,

wie in Elias Zeiten, auch inmitten dieser armen Schwärmer manche Seelen hat, denen Er durch alle Trübsale hindurch aushelfen wird zu Seinem himmlischen Reich."

Wir bemerken hiezu nur noch, daß, wenn vor zehn Jahren die Bevölkerung Neuseelands aus gleichen Theilen Maori's und europäischer Kolonisten bestand, dieses Verhältniß sich nun besonders in Folge des Kriegs auf der Vorderinsel, sodann durch die Entdeckung der Goldfelder auf der Mittelinsel, ungemein verändert hat. Man zählte im Dezember 1864 schon 172,000 Weiße (außer 12,000 Soldaten), während die Zahl der Eingebornen kaum mehr 50,000 erreicht. So ist es denn hohe Zeit, daß die Maori's, statt um ihr Land zu kämpfen, sich anstrengen, ihm seine Einwohner zu erhalten!

Die Franzosen auf den Loyalitäts-Inseln.

Es ist jetzt etwas über ein Jahr, daß von den Loyalitäts-Inseln die traurige Nachricht einlief, die französischen Behörden von Neu-Caledonien haben dort den evangelischen Missionaren die Fortsetzung ihrer Arbeit unmöglich gemacht (siehe Miss. Mag. 1865, S. 403). Der Kaiser Napoleon hat bekanntlich in Folge der an ihn gerichteten Bitten und Vorstellungen seine Mißbilligung der in seinem Namen verübten Gewaltthätigkeiten ausgesprochen und die Zusage gegeben, daß künftig englische und französische, evangelische und katholische Missionare gleich ungestört an der Bildung und sittlichen Hebung der Eingebornen sollen arbeiten dürfen. Ganz haben nun zwar die Behörden diese kaiserlichen Zusagen nicht erfüllt und der Widerstand der katholischen Priester scheint auch nicht abgenommen zu haben; doch haben die Missionare wieder ungleich mehr Freiheit erlangt, als sie vor einem Jahr zu hoffen wagten, und danken Gott für diesen Ausgang der Sache. Offenbar hat sich der Gouverneur von Neu-Caledonien bei der Besitzergreifung der Loyalitäts-Inseln verrechnet und sich selbst dadurch in eine schiefe Stellung gebracht. In diesem Sinne schreibt Miss. Macfarlane unter dem 14. August 1865 aus Lifu:

„Daß die Regierung die Inseln durch und durch französisch machen möchte, ist sonnenklar. Aber der Versuch, die Sprache von 7000 Südsee-Insulanern abzuschaffen und dafür die schöne Sprache einer der gebildetsten Nationen der Erde einzuführen, ist gewiß fruchtlos. Und gesetzt, er gelänge: welchen Gewinn hätte sie davon? Ist es denn ein Ruhm, ein einfaches, harmloses, unbewaffnetes Völklein zu unterjochen, und Inselchen wie diese zu den französischen Besitzungen zu zählen? Oder kann es etwa das Glück Napoleons erhöhen, wenn er erfährt, daß einige halbcivilisirte Eingeborne einer fernen kleinen Südsee-Insel haben rufen lernen: 'Vive l'Empereur!' (Es lebe der Kaiser)?... Die Franzosen werden von den Insulanern gefürchtet, nicht geliebt; sie haben nichts gethan und ihnen nichts gebracht, was deren Zuneigung hätte erwecken können. Beide, Katholiken und Protestanten, betrachten sie als

ihre Unterdrücker; von allen Seiten hat ihr Verfahren nur Tadel gefunden. Zudem ist gar keine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß die Regierungseinnahmen von der ganzen Gruppe je auch nur hinreichend sein werden, eine kleine Kompagnie Soldaten zu erhalten; statt des gehofften Gewinns ist also überall nur Verlust."

Verlust freilich am meisten für die armen Eingebornen, über deren Loos Macfarlane weiter schreibt: „Die Schwächsten haben die schwersten Lasten zu tragen. Abgesehen von dem Verlust an Leben und Eigenthum bei der Besitznahme der Insel, mußten und müssen die Eingebornen noch immer, ohne irgend eine Vergütung oder auch nur Nahrung, abwechslungsweise im Lager arbeiten. Manche von ihnen wohnen in einer Entfernung von 20 Stunden vom Lager, und doch müssen sie kommen, um drei Tage, wenn nicht länger, Dienst zu thun. Bringen sie nicht ihre eigene Speise mit, so mögen sie hungern. Ein Korporal steht mit seinem Stock, den er oft kräftig genug braucht, den ganzen Tag neben ihnen. Als die Eingebornen sahen, daß die Franzosen genöthigt waren, das Eigenthum und die Person der Fremden zu schonen, seufzten sie: 'Ihr habt Jemand, der für Euch sorgt, aber für uns sorgt Niemand; wir sind schwarz.' Alle, mit denen ich über diese Behandlung der Eingebornen gesprochen habe, nennen sie schmachvoll. Die Eingebornen Neu-Caledoniens, die für die Regierung arbeiten, werden genährt und bezahlt, warum nicht auch diese? Die Franzosen sprachen viel von großen Verbesserungen, die sie auf der Insel einführen wollen, aber was haben sie im verflossenen Jahr gethan? Eine eine Viertelstunde lange Straße vom Lager zu dem Garten der Soldaten angelegt, die aber den Eingebornen in keiner Weise zu gute kommt. Diese haben ihr Land und ihre Freiheit verloren, sollen jetzt ihrer Sprache entsagen, waren eine Zeitlang ihrer Lehrer, Bücher, Schulen und ihres Gottesdienstes beraubt, und wozu? Was haben sie Böses gethan, oder was können die Franzosen dabei zu gewinnen hoffen? Die Inseln haben keinerlei Anziehungspunkte für europäische Ansiedler."

„Was hat aber die Sache Christi bei den Ereignissen des verflossenen Jahres gewonnen oder verloren?" fährt Macfarlane fort. „Nun, Gott kann aus Bösem Gutes schaffen, und so hat sich in manchen Beziehungen das Gift als eine Gabe erwiesen. Die Eingeborenen haben von den hiesigen Behörden wiederholt gehört, daß volle Freiheit des Gottesdienstes bestehen soll. Der Gouverneur hat es verboten, die Protestanten 'Ketzer' zu nennen, und scheint wirklich den Protestanten dieselben Rechte gewähren zu wollen wie den Katholiken. Das ist Alles, was wir wünschen und vernünftiger Weise erwarten können. Wir begehren keine Gunst, sondern Gerechtigkeit; wir verlangen nur, daß Wahrheit, Ueberlieferung und Heidenthum offen mit einander kämpfen dürfen.... Wir dürfen keine Schulen halten; aber das hat die Eingebornen nur um so eifriger gemacht,

einander selbst zu lehren, „und die 'Freiheit des Gottesdienstes', die wir genießen, gestattet uns, unsere Sonntagsschulen fortzusetzen. Der Gouverneur sagte mir, wir dürfen von religiösen Gegenständen lehren, was wir nur immer wollen, so daß wir jetzt nicht nur Sonntags-, sondern auch Werktagsschulen eingeführt haben zur Erklärung der heil. Schrift. Der zu betrachtende Vers muß zuerst von einem der Schüler laut gelesen werden; die Erklärungen, welche ich den jungen Leuten gebe, müssen von ihnen abgeschrieben werden; in Wirklichkeit bestehen also so gut wie vorher Schulen, nur daß mir kein Schreibunterricht erlaubt ist. Der Hauptgewinn für die Sache des Reiches Gottes ist indeß die Probe selbst, die sie zu bestehen hatte. Die Eingebornen haben als Zeugen von dem Versuch der Franzosen, den Protestantismus von der Insel zu verbannen, und von dem Mißlingen dieses Versuchs, einen tieferen Eindruck von der Macht und Wahrheit des Evangeliums bekommen als zuvor.

„Dieser erfreuliche Stand der Dinge dürfte freilich verändert werden durch eine bleibende Niederlassung französischer Soldaten auf dieser Insel, und durch das Verbot, auf dem der Gouverneur zu bestehen entschlossen scheint, die Knaben außerhalb der Regierungsschulen, in denen sie nur französisch lernen, in irgend welchen weltlichen Fächern zu unterrichten. Das lasterhafte Leben und die leichtfertigen Reden der Soldaten setzen die Eingebornen vielen und großen Versuchungen aus, gegen die nur die Gnade Gottes sie waffnen kann. Wir sind daher tiefer als je von der Nothwendigkeit überzeugt, alles zu thun, was in unsern Kräften steht, um möglichst bald in den Besitz einer guten Uebersetzung der heil. Schrift in die Landessprache zu kommen; dazu müßten wir aber freilich tüchtige Uebersetzer haben. Wenn die Eingebornen die heilige Schrift in ihrer Sprache hätten, würde mir ein einziger Missionar mit Pferd und Boot für die ganze Insel genügend erscheinen; so wie die Dinge jetzt stehen, wären ihrer drei ein dringendes Bedürfniß. Statt dessen bin ich allein. Ich bin gewiß willig, zu thun was ich kann; aber was ist das, verglichen mit Allem, was noch zu thun wäre? Könnte nicht für etliche Jahre, bis das Volk den ihm drohenden Uebeln mehr entwachsen ist, eine gute Anzahl Kräfte hier vereinigt werden, um sich dann in der Folge auf die noch heidnischen Inseln um uns her zu zerstreuen?"

(Evang. Mag. Febr. 1866.)

Karte zur central-afrikanischen Mission.

Die central-afrikanische Mission.

(Schluß.)

6. Die Niederlassung unter den Mangandscha.

Erst am 8. Juli war Tschibisa's Dorf erreicht; am 15. verließ Livingstone das Schiff, um Mackenzie und die Missionare in das kühle, gesunde Hügelland der friedliebenden Mangandscha hinauf zu führen, daß sie dort unter dem Schutze eines befreundeten Häuptlings sich niederließen. Aber ach, es war nicht mehr die liebliche Gegend, die er zuerst gesehen! Gleich in Tschibisa's Dorfe hörte er, daß jetzt Krieg dort wüthe, und der Sklavenhandel schwunghaft betrieben werde. Nur wenige arme Dörfer, in denen keine Speise für die Mannschaft zu bekommen war, wurden auf dem ermüdenden Marsch der ersten Tagreise berührt. Auch in dem Dörflein, das sie vier Uhr Abends erreichten und sich zur Nachtherberge ersahen, klagten die Bewohner über Hunger und versicherten, sie haben keine Lebensmittel und keine Hütten für die Wanderer; für Beides wurde indeß noch vor Sonnenuntergang gesorgt.

Am andern Morgen (16. Juli) wurde bei dem von früher her befreundeten Häuptling Mbami Halt gemacht, der eben in Erwartung war, einen nach Tette bestimmten Sklaventransport sein Dorf passiren zu sehen. Tief bewegte Livingstone's Gemüth die Frage, wie er sich bei dem bevorstehenden Zusammentreffen verhalten sollte. Er hatte all sein werthvolles Privateigenthum so wie einige der Regierung gehörigen Gegenstände in Tette zurückgelassen und wußte, daß er sich auf deren Verlust gefaßt machen mußte, wenn er jetzt den Versuch wagte, jene Sklaven zu befreien. Aber konnte, durfte er müßig zusehen, wie die Sklavenjäger, seinen Fußstapfen folgend, sich für „seine Kinder" ausgebend, in Gegenden, die sie vorher nicht zu

betreten wagten, einen Stamm gegen den andern aufhetzten, um ihnen Gefangene zu liefern? Untergrub dieses abscheuliche Handelssystem nicht alle von der Expedition erstrebten, von der portugiesischen Regierung officiell gebilligten, menschenfreundlichen Zwecke? Livingstone zauderte nicht lange: was es auch kosten möchte, es sollte gewagt werden, diesen Greueln wo möglich ein Ende zu machen. — Es waren nur wenige Minuten seit Mbami's Mittheilung verflossen, als ein langer Zug gefesselter Männer, Weiber und Kinder auf dem Fußpfad sichtbar wurde, der sich am Dorfe vorbei den Hügel hinab in's Thal schlängelte. Lustig schritten die mit Gewehren bewaffneten und mit allerlei Schmucksachen behangenen schwarzen Treiber an der Spitze, in der Mitte und am Ende des Zugs einher; einige von ihnen bliesen triumphirend ihre langen zinnernen Hörner, als hätten sie ein edles Werk vollbracht, zu dem ein stolzes Siegesbewußtsein recht gut passe. Kaum aber wurden sie die Engländer gewahr, so stürzten sie mit solcher Hast dem Walde zu, daß diese nur einen Augenblick noch ihre rothen Mützen und ihre Fußsohlen sahen. Der Anführer allein blieb zurück und wurde, sobald er sich der Gesellschaft gegenüber befand, von einem der Makololo fest an der Hand gepackt. Es zeigte sich, daß er ein wohlbekannter Sklave des vorigen Kommandanten von Tette war, Namens Keturah, der die Reisenden während ihres Aufenthalts dort eine Zeitlang bedient hatte. Er wollte die Sklaven gekauft haben; diese selbst aber sagten mit Ausnahme von nur vieren, sie seien im Kriege gefangen genommen worden und zwar in der Gegend von Zomba. Während dieses Verhörs ergriff auch er die Flucht, und die Gefangenen knieten nieder, um durch kräftiges Händeklatschen ihren Dank zu bezeugen. Bald waren Messer geschäftig, die Stricke der Frauen und Kinder zu durchschneiden. Die Männer in Freiheit zu setzen, war nicht so leicht; denn jeder von ihnen hatte den Nacken in die Gabel eines sechs bis sieben Fuß langen Sklavenstockes eingeklemmt, die vornen durch einen Eisenstab geschlossen war. Glücklicherweise befand sich unter Mackenzie's Gepäck eine Säge, mit der Einer nach dem Andern losgesägt werden konnte. Als den Weibern gesagt wurde, von dem Mehl, das sie trugen, ein Frühstück für sich und ihre Kinder zu kochen, schien ihnen diese Botschaft zu süß zu klingen, um wahr zu sein; doch nach kurzem Besinnen machten sie sich freudig ans Werk, und hell loderte das mit ihren Stricken und Stöcken, den Gefährten so mancher schweren

Nacht, so manches bangen Tages, angezündete und geschürte Feuer, an das sie ihre Töpfe stellten. Es waren da Kinder von fünf Jahren und darunter. „Die Andern banden uns und ließen uns hungern; Ihr zerschneidet unsere Stricke und heißet uns essen; was für Leute seid denn Ihr? Wo kommet Ihr her?" fragte in kindlicher Einfalt ein kleiner Knabe Livingstone's Leute. — Zwei Frauen waren den Tag zuvor erschossen worden, weil sie versucht hatten, ihre Stricke los zu machen, „zum Warnungserempel vor Fluchtversuchen", wurde den Uebrigen gesagt. Dem Kinde einer andern Frau hatte man das Gehirn eingestoßen, weil sie neben dem Kleinen nicht auch noch ihre Last tragen konnte. Ein Mann war mit einer Axt abgethan worden, weil er ermattet zusammenbrach. In solchem Grade siegt bei dem Sklavenhandel Mißachtung des Menschenlebens und Blutdurst selbst über den Eigennutz, der ja Schonung, nicht Mord gebieten würde.

Mackenzie hatte während der eben geschilderten Befreiungsscene gerade mit Procter und Scudamore ein Bad genommen; bei seiner Rückkehr hatte er Anfangs einige Bedenken wegen des Vorgefallenen; doch bald fühlte er, daß, wäre er dabei gewesen, er ebenso gehandelt hätte. Den 48 Geretteten, meistens Weibern und Kindern, wurde es frei gestellt, zu gehen wohin sie wollten, oder aber bei ihren Befreiern zu bleiben. Sie wählten einstimmig das Letztere, und so war Mackenzie mit Einem Male geschenkt, was bei der Gründung einer Mission oft jahrelange Arbeit erfordert, — ein Häuflein Eingeborner, deren Vertrauen in dem Grade erweckt war, daß sie willig sich seiner Leitung hingaben.

Auf der Weiterreise wurden am folgenden Morgen wieder acht Sklaven befreit; eine Bande Händler mit mehr als hundert Sklaven gieng eilig aus dem Wege, und entkam, obgleich von Dr. Kirk mit vier Makololo energisch verfolgt, nach Tette. Noch einmal sechs, und dann fünfzig Sklaven wurden in den nächsten Tagen befreit, und da sie völlig nackt waren, reichlicher, als es ihnen vielleicht je vorher zu Theil geworden war, mit Baumwollenzeug zu ihrer Kleidung versehen. Der Anführer dieses letzten Zugs, den Livingstone als den Agenten eines der ersten Kaufleute in Tette kannte, sagte, sie haben zu allem, was sie thun, die Erlaubniß des Gouverneurs. Es bedurfte dieser Versicherung nicht, um Livingstone's Ueberzeugung festzustellen, daß ohne Wissen und Willen des Gouverneurs derartige Unternehmungen rein unmöglich gewesen wären.

Unbefriedigender als die vorhergehenden Tage schloß für die Reisenden der 22. Juli. Am Morgen desselben vernahmen sie, die Geißel des Landes, die Adschawa seien da und brennen eben jetzt eines der benachbarten Dörfer nieder, um Gefangene zu machen. Fast ebenso bald war ihr Entschluß gefaßt, einen Friedensversuch zu machen. Sie brachen auf, den Adschawa entgegen. Reif zur Ernte standen Felder mit indianischem Korn und Bohnen da, aber ihre Besitzer waren entweder schon geflohen, oder eilten mit der wenigen Habe, die sie auf dem Kopfe tragen konnten, vorbei. Die Dörfer standen verlassen, eines, in dem Livingstone zwei Jahre vorher einen Haufen Männer hatte friedlich weben sehen, war verbrannt, und die Kornvorräthe, welche weder die Sieger noch die Flüchtlinge hatten fortschaffen können, lagen zerstreut umher. Gegen zwei Uhr sahen die Wanderer den Rauch brennender Dörfer, und lautes Siegesgeschrei drang vermengt mit den Wehklagen der Mangandscha-Frauen über ihre Erschlagenen zu ihnen herüber. Mackenzie forderte seine Freunde zu einem inbrünstigen Gebete auf; gerade als sie sich wieder von den Knieen erhoben, kam ein langer Zug siegreicher Adschawa mit ihren Gefangenen um den Umrang des Hügels herum. Die Reisenden riefen ihnen zu, sie seien in friedlicher Absicht zu einer Unterredung mit ihnen gekommen. Vergeblich! Der Freudenruf einiger Mangandscha: „Unser Tschibisa ist gekommen!" stand in zu grellem Gegensatz zu diesen Worten; denn Tschibisa war der den Adschawa wohlbekannte Vertheidiger der Mangandscha. Siegestrunken schossen jene ihre vergifteten Pfeile nach dem sich langsam zurückziehenden Häuflein, und weil sie dessen Zurückweichen blos für ein Zeichen von Furcht hielten, verfolgten sie es in blutdürstiger Wuth. Einige näherten sich ihm unter häßlichen Tänzen, Andere umgiengen den Hügel, um es zu umzingeln. Es blieb am Ende keine andere Wahl, als zur Selbstvertheidigung zu schießen. Der Anblick der Feuerwaffen verscheuchte schnell die Angreifenden, doch ließen einige aus der Ferne noch die Drohung hören, sie werden den Reisenden folgen und sie im Schlaf überfallen und tödten. Es war das erste Mal, daß Livingstone mit den Eingebornen in Streit verwickelt wurde, und obgleich er sich dabei nicht gerade einen Vorwurf zu machen hatte, bedauerte er doch, nicht Botschaften und Geschenke versucht zu haben, ehe er selbst sich diesen wilden Freibeutern nahte.

Mackenzie fiel der Gedanke schwer auf's Herz, daß auch die kleine, ihm anvertraute Herde von solchen Menschenräubern wieder könnte

weggestohlen werden, und er hätte es sehr gerne gesehen, wenn seine Begleiter sich aufgemacht hätten, die gefangenen Mangandscha vollends zu befreien und die Adschawa zu vertreiben, ein Wunsch, der von allen Gliedern der Gesellschaft lebhaft getheilt wurde. Nur Livingstone war dagegen und rieth Mackenzie entschieden, sich auch künftig, wenn ihn die Mangandscha um Hilfe gegen ihre Feinde bitten sollten, nie in die Händel der Eingebornen zu mischen.

Schon am Kap hatten die Missionare sich über die Frage berathen, was denn zu thun wäre, wenn das Volk, zu dem sie zögen, sich feindlich gegen sie stellte? Sollten sie sich im Nothfall mit den Waffen vertheidigen? Sie fanden, daß es ihnen als Friedensboten nicht anstehen würde, sich mit Gewalt zu halten, sondern ein friedlicher Rückzug der einzig richtige Weg wäre. Eine ganz andere Frage aber war jetzt vor sie gekommen und hatte, fast ehe sie sich berathen konnten, ihre Lösung gefunden. Sie waren als Freunde zu den Mangandscha gezogen und hatten den Wunsch ausgesprochen, ihre Lehrer zu werden. Durften sie hinstehen und ruhig zusehen, während die Feinde ihrer Wirthe auf diese Jagd machten, um sie als Sklaven zu verkaufen? Wie es sich nun damit verhalten mochte, Livingstone hatte den Anfang gemacht, solche Sklaven zu befreien, und von diesem Augenblicke an, das konnte man sich nicht verhehlen, war die Stellung, welche die Mission im Lande einnahm, entschieden. Sie war nun überall bekannt als ein Unternehmen, das nicht blos die Predigt des Worts, sondern die Aenderung afrikanischer Zustände, die Abschaffung der Sklavenjagd bezweckte; die Missionare hatten, könnte man sagen, einen Staat zu gründen begonnen, ehe sie auch nur den Grund zur Kirche gegraben hatten. Die Verantwortlichkeit, die sie damit auf sich nahmen, war eine schwere. Wir tadeln die edeln Männer nicht, sie handelten, wie sichs unter den Umständen von Engländern erwarten ließ. Livingstone mochte fühlen, daß mit diesem ersten Schritt die Stellung der Missionare eine schiefe geworden war; daher sein Rath, jetzt ganz in friedliche Pfade umzulenken und sich nur geistlicher Mittel zu bedienen. Nachdem aber Livingstone selbst das Befreiungswerk angefangen, stund es dem Bischof kaum mehr frei, seinen Standpunkt zu wählen. Man mußte, wenn auch mit aller Vorsicht, auf dem eingeschlagenen Pfade weiter fortschreiten.

In England aber, das sei nur nebenher bemerkt, erregte diese „weltliche" Haltung der Mission bei ihren besten Freunden großes

Mißbehagen, bei den Kritikern lauten Tadel; und dieser Umstand wirkte wohl mit dazu, daß ihre Unterstützung minder eifrig betrieben wurde. Wenn jedoch ein neues Gemeinwesen gegründet werden sollte, verstand es sich von selbst, daß diesem mit äußeren Mitteln kräftiger nachgeholfen werden mußte, als eine rein geistliche Unternehmung das irgend beanspruchen kann.

7. Magomero.

Bis er mit Land und Volk genauer bekannt sei, beschloß nun Mackenzie, auf einem Hügelvorsprung oberhalb des kühlen Magomero-Flüßchens in der Nähe des Schirwa See's eine vorläufige Missionsniederlassung zu gründen. Es war ein lieblicher Platz, rings von schattigen Bäumen umgeben, das Wetter herrlich, wie in den schönsten englischen Sommertagen; Lebensmittel wurden billig und in Menge herbeigebracht, alles schien einen erfreulichen Anfang zu versprechen. So verließ Livingstone den Bischof und die Seinen; Mackenzie begann mit eigenthümlichem Eifer die Sprache zu lernen, Waller fieng an zu bauen und Scudamore eröffnete eine Art Kleinkinderschule als das beste Mittel, sich mit einer noch ungeschriebenen Sprache vertraut zu machen.

Alle Glieder der Missionsfamilie waren durch die innigste Liebe und Eintracht verbunden. „Nie ist wohl ein Mann mit seinen Mitarbeitern so glücklich gewesen wie ich," schrieb Mackenzie, und die Missionare ihrerseits fühlten nicht minder tief den Segen seines Einflusses und seines Beispiels. Galt es Hand anzulegen bei irgend einem Werk, kranke Kinder zu pflegen und im eigenen Bett zu wärmen, oder kleine Knaben mit unermüdeter Geduld das Alphabet zu lehren, überall war er voran. Doch hören wir, wie er selbst sein Leben in Magomero schildert:

„Um sechs Uhr Morgens weckt uns der Koch. Ich besinne mich allmählich, daß ich in einer runden Hütte von neun Fuß im Durchmesser bin, deren Wände durch unzählige Ritzen das goldene Morgenlicht hereinblicken lassen. Ich liege (entsetze Dich nicht) angekleidet, die Füße mit einem Teppich bedeckt, einen andern um Kopf und Schultern geschlungen, auf einem Korkbett, das nur sieben Pfund wiegt und jeden Gedanken von Feuchtigkeit fern hält. Das obere

Ende meiner Korkmatratze bildet, auf meinem Nachtsack ruhend, zugleich mein Kopfkissen.

„Auf der andern Seite der Hütte liegt Waller, ungefähr im gleichen Zustand wie ich. Der Boden ist mit trockenem Gras bestreut, das hier fünf Fuß lang wird, und zwischen unsern Betten ist auf einem zwei Fuß hohen Stab die Nachtlampe befestigt. Zwischen mir und der Rundung der Hütte steht eine Kiste mit einigen Habseligkeiten; über meinem Bett hängt eine geladene Doppelflinte und ein gleichfalls geladener Revolver. Etwas weiter oben bilden einige Bambusstäbe, deren Enden durch das Dach geschoben sind, ein Fach, auf dem meine Bibel und einige Erbauungsbücher liegen.

„Nach einem stillen Gebet stehe ich auf, lege meine Teppiche zusammen, rolle mein Bett auf, nehme mein Handtuch und gehe zum Fluß hinab, um mich zu waschen und zu baden. Bis ich zurückkomme, hat Karl Thomas die Hütte aufgeräumt, und ist eben daran, unsern Bodenteppich in Ordnung zu bringen, das heißt, das über den Boden ausgebreitete Gras mit einem Stock auszuklopfen und zu ebnen. Dann bleibt mir vor unserer gemeinsamen Morgenandacht (die im Lesen der Liturgie bestand) noch ein halbes Stündchen zum Lesen.

„Die Viertelstunde zwischen der Morgenandacht und dem Frühstück benütze ich meistens dazu, nach irgend einem Kranken zu sehen, denn unserer bisherigen Erfahrung gemäß sind wir Dreizehn selten alle zugleich gesund. Unser Frühstück besteht aus Geflügel oder Ziegenfleisch, Yams, süßen Kartoffeln, Bohnen oder Erbsen und Suppe von indianischem Korn. Ein oder zweimal wöchentlich haben wir einen Brodlaib. Unser Getränk ist Kaffee oder Thee, wozu eine Ziege uns die Milch liefert. Unsere Teller und Becher sind Theile eines in London gekauften unzerbrechlichen Services von emaillirtem Eisen. Während wir frühstücken, ruft Karl die Männer und Knaben zusammen. So lange er ihre Namen abliest, stehen sie im Kreis herum und jeder antwortet: „kuno“, hier! (Am Anfang erregte diese Sitte großen Argwohn bei den Befreiten: sie fürchteten, es möchte die Einleitung zu ihrer Verauctionirung sein.) Dann sage ich ihnen, was sie zu thun haben, und richte durch den Dolmetscher Williams die nöthigen Ermahnungen an sie. Um halb zehn Uhr, wenn sie gefrühstückt haben, gehen wir an die Arbeit. Es stehen 75 Männer und Knaben auf meiner Liste, von denen 30—35 zur Arbeit verwendet werden können; die Uebrigen sind zu klein oder fehlt es an Werk-

zeugen für sie. Den Kleinen geben zwei dazu erwählte Frauen um zehn Uhr ihr Frühstück und um fünf Uhr ihr Abendbrod. Es besteht aus Brei oder Suppe, der zuweilen Bohnen beigegeben werden. Bis jetzt haben wir keine Teller und Löffel für sie, doch hoffe ich diese Luxusartikel bald zu erhalten. Die Kinder sitzen in einer Reihe, und eine wohlbeleibte, mütterlich gesinnte Frau mit einem angenommenen Waisenkind auf dem Rücken gibt Jedem eine Handvoll. Sie lassens sich fröhlich schmecken, und wenn Jedes seine Portion gehabt hat, theilt sie das Uebrige noch als Extragabe aus. All das geschieht jetzt mit mehr Ordnung als anfangs, wo bei jeder Mahlzeit ein Gedränge entstand, wie wenn Kinder sich um hingeworfene Nüsse streiten.

„So geht das Tagewerk fort. Man doktert an den Kranken und Siechen (denn viele Befreite litten von schrecklichen Geschwüren); man kauft für weißen oder farbigen Baumwollenzeug oder auch um Glasperlen die Lebensmittel, die täglich herbeigebracht werden, als da sind: Körbe voll Mehls, Maiskolben, Yamswurzeln, von denen einige 50 Pfund wiegen, Ziegen und Geflügel; man schult die Knaben ein, deren Uebungen unter anderem darin bestehen, in den Fluß hinabkommandirt zu werden. Der Befehl: 'Kleider aus!' wird von den meisten mit Lachen, von Einem oder Zweien mit langsamer Hand und mürrischem Gesicht befolgt. Einige arbeiten auch an unserm neuen Haus, das in zehn Tagen fertig werden soll. (Die Männer fällten Bäume oder brachten Steine für die Grundfeste und Gras fürs Dach herbei, während die Weiber den Boden umhackten und pflanzten. In fünf Klassen lernten jene abwechslungsweise lesen).

„Um ein Uhr speisen wir zu Mittag; dann unterhalten wir uns bis drei Uhr. Unser Mittagessen ist das Seitenstück unseres Frühstücks, nur daß wir dabei aus denselben Bechern statt Thee oder Kaffee einheimisches Bier trinken, das hier moa genannt wird. Von drei bis fünf Uhr gehen wir wieder an die Arbeit. Die Sonne geht jetzt gegen sechs Uhr unter, in den längsten Tagen wird es nicht ganz halb sieben Uhr werden. Zum Nachtessen haben wir Thee mit Suppe und Nüsse oder Eier, und etwa um halb sieben Uhr Abendandacht. Bald darauf trennen wir uns, um schlafen zu gehen. Die Samstage und Apostteltage werden als halbe Feiertage behandelt. . . .

„Ich sehne mich nach der Ankunft unserer Gehilfinnen. Sie werden viel Arbeit finden. Es ist noch keine Woche, daß w 50

neue Leute bekamen, worunter nur zehn Knaben und kein Mann. Uns Männern ist es unmöglich zu thun, was ich hoffe, daß Gott durch sie thun wird. Einige von den Weibern hier sind wild und roh, ja etliche noch etwas schlimmeres, aber ich hoffe, der Einfluß unserer Frauen werde gesegnet für sie sein....

„Für eines der Mädchen fühle ich große Theilnahme. Sie ist taubstumm. Die Uebrigen behandeln sie freundlich, aber ihr armes Herz muß den Mangel an Verkehr mit Andern schmerzlich vermissen. Sie ist zehn Jahre alt, gutmüthig und folgsam, sobald sie versteht, was man von ihr haben will. Wenn sie mich vorübergehen sieht, klatscht sie in die Hände. Neulich wollte ich ein Leintuch zusammenlegen und gab ihr ein Ende desselben in die Hand wie beim Zusammenlegen eines Tischtuchs: sie sah aufmerksam zu, was ich that, und that dann, so gut sie es konnte, mit großem Ernst das Gleiche. Vier oder fünfmal habe ich sie in meine Hütte genommen und unter die Thüre sitzen lassen, um ihr ein Bild zu zeigen. Ich nahm eines der großen kolorirten biblischen Bilder: die Auferweckung des Sohns der Sunamitin; sie deutete auf einen Fuß, und griff dann nach dem ihren. Ich bin diesem Wink gefolgt und wir haben so das ganze Bild durchgenommen. Wir bleiben geduldig bei diesem einen stehen; es sind vier Figuren darauf, und das ist Abwechslung genug. Aus dem Ernst, womit sie sich dieser Beschäftigung hingibt, darf ich schließen, daß sie ihre Freude macht, und es muß ja fast so sein bei der seitherigen Leere ihres Gemüths. Unter allen meinen Pflegebefohlenen zeigt Keine sich so sanft, so lenksam und so liebenswürdig wie sie, und das ist mehr werth als glänzender Verstand und scharfe Auffassung. Ich weiß nicht, ob sie je einen Namen hatte; der, unter dem sie hier gewöhnlich läuft, ist: 'Kana nena' (sie kann nicht sprechen).

„Unsere Leute singen und tanzen vor meiner Hütte; es sind aber nicht die stolzen Tänze der Zulu's mit ihren tiefen, zitternden Lauten. Ich weiß nicht, ob die Mangandscha einen Kriegstanz haben; dieser hier gleicht mehr unsern einfachen Kinderspielen. Die Musik besteht aus drei oder vier Trommeln, die sie mit großer Kraft und vollkommen im Takt schlagen, während die Tänzer sich langsam im Kreis herumdrehen. Manchmal machen sie eine rasche Bewegung mit den Füßen, während der Körper fast ruhig bleibt und an die anmuthige Haltung eines guten Schlittschuhläufers erinnert. Zuweilen tritt auch einer zur Abwechslung in die Mitte des Kreises, dreht sich schnell im

Ring herum, und schwingt die Arme über dem Kopf. Die ganze Zeit über singen Alle ein aus wenigen Tönen zusammengesetztes Liedchen, klatschen im Takt in die Hände und rühren eine am Ende des Kreises befestigte Cymbel.

„Trotz des hohen Ernstes unseres Berufes haben wir doch auch unsere Scherze. Letzten Samstag war Abends beim Thee sehr wenig zu essen da. Wir hatten keine Suppe, weil den ganzen Tag über kein Mehl zum Verkauf gebracht worden war. So gieng ich hinaus, suchte einige Kolben von Tschimangakorn zu bekommen, ließ sie schälen, zerrieb sie selbst in der Mühle, hieß Wasser siedend machen, kochte eine Suppe und erschien nach zwanzig Minuten wieder mit meiner Schüssel. Die Andern hatten nicht gewußt, warum ich hinausgegangen war, und meine Suppe wurde höchlich gelobt: sie hatte nicht ganz genug gekocht; aber auf allgemeine Uebereinkunft gebrauchen wir jetzt Mehl von unserer eigenen Mühle statt des usa, das uns die Leute bringen. . ."

---

8. Vermehrte Schwierigkeiten.

Aber der Aufenthalt in Magomero hatte nicht nur diese friedliche Seite. Livingstone's Vorgehen gegen die Sklavenjäger hatte, indem es um Mackenzie die Freigelassenen schaarte, an deren leiblichem und geistlichem Wohl er jetzt arbeitete, ihn in den Augen der Mangandscha auch zu einem Häuptling gemacht, von dem die Schwachen Schutz vor den Ungerechtigkeiten des Stärkern zu erwarten hätten. Nach jenem ersten Schritt, den Livingstone selbst gethan, war es schwer, seinem Rathe zu folgen und keinen weitern zu thun. Mackenzie's liebendes Herz vermochte es nicht, den immer dringender an ihn heranstürmenden Bitten um Beistand gegen die Adschawa zu widerstehen, und die Frage, ob ein Friedensbote, ein Diener des Evangeliums zu den Waffen greifen dürfe, auch wenn es nicht zur Vertheidigung des eigenen Lebens, sondern zur Rettung der Hilflosen und Bedrängten vor grausamen Feinden geschehe, fiel ihm in seiner Doppelstellung als weltliches und geistliches Oberhaupt der Kolonie fast mit der andern zusammen, ob der Waffengebrauch einem Christen überhaupt zieme. Alle seine Mitarbeiter beantworteten dieselbe nach bester Ueberzeugung mit Ja; mit Unterstützung der Hilflosen ließ sich

das Evangelium einem für geistliche Motive noch stumpfen Volke wohl am ehesten empfehlen. Keiner aber bedachte wohl genugsam, daß die Manganbdscha ein rohes, unzuverlässiges Volk waren; keiner wußte, daß die Adschawa sich bereits in den Besitz des Landes mit ihnen theilten und nicht wie erstmalige Eindringlinge durch eine oder zwei Schlappen zurückgedrängt werden konnten, vielmehr schon als die künftigen Herrscher des Landstrichs angesehen werden mußten. Doch zur Sache.

Gleich in den ersten Tagen kamen von allen Seiten her Männer mit der Klage, ihre Weiber und Kinder müssen im Busche schlafen und sie selbst wagen nimmer ihre Felder zu bestellen, aus Furcht, überfallen und in die Sklaverei verkauft zu werden. Am 7. August stellten sich Gesandte der zwei einflußreichsten Häuptlinge der Gegend ein, um zu fragen, ob diese selbst kommen, ihre Angelegenheit auseinandersetzen und um Hilfe bitten dürften. Es wurde erlaubt; nach zwei Tagen erschienen die beiden Häuptlinge mit etwa hundert Begleitern, und der friedliebende Bischof Mackenzie sagte ihnen seinen bewaffneten Beistand zu unter der Bedingung, daß sie die den Adschawa abzunehmenden Gefangenen in Freiheit setzen und versprechen sollten, nicht nur selbst nie mehr Menschen zu kaufen, sondern auch Jeden zu bestrafen, der dieß thue, und etwaigen fremden Sklavenhändlern keinen Aufenthalt im Lande zu gestatten. Die Bedingung wurde angenommen, und das Bündniß war geschlossen.

In Magomero befanden sich zu ihrer Erholung gerade zwei Offiziere des Pioniers; im Ganzen waren dort also zehn Weiße mit drei schwarzen Missionsgehilfen versammelt. Mit ihnen zog der Bischof am Morgen des 13. August, gefolgt von wohl 1000 Eingebornen, den Adschawa entgegen. Er selbst, nachdem er sich durch Gebet gestärkt, übernahm mit Waller die Aufgabe, zuerst mündliche Friedensvorschläge zu machen. Der wackere Karl Thomas und einer der Manganbdscha begleiteten sie als Dolmetscher. Unbewaffnet giengen sie in das feindliche Lager und baten um eine Unterredung mit den Adschawa-Häuptlingen; ihre Forderungen waren aber freilich der Art, daß ihre Annahme kaum zu erwarten stand. Die Adschawa sollten ihre Gefangenen freigeben, die Sklavenhändler von Tette und andern Orten, die sie etwa in ihrer Mitte hätten, ausliefern, ihre Flinten abgeben und das Land verlassen. Es war das ein gefährlicheres Unternehmen, als Mackenzie anfänglich geglaubt hatte. Ihm

und seinen Freunden gegenüber stand bald ein halbes Dutzend mit Bogen und Pfeilen bewaffneter Adschawa. „Wir wollen nichts von den Engländern; sie helfen den Mangandscha gegen uns," war ihr kurzer Bescheid. Karl Thomas hörte, wie ihnen vom Hauptquartier aus zugerufen wurde, zu schießen, sagte davon aber dem Bischof nichts, bis die Unterredung zu Ende war, und dieser sich mit den Seinen erst gehend, dann laufend zurückzog.

Unter Waller's Anführung begann nun der Angriff (14. August). In einer Stunde war der Sieg gewonnen; aber erst nach zwei weiteren Stunden kehrten die Mangandscha von der Verfolgung ihrer Feinde zurück. Es muß ein peinlicher Tag für Mackenzie gewesen sein, dessen Aufgabe es natürlich auch war, die Wuth der siegestrunkenen Mangandscha zu bändigen und auf der Erfüllung der erhaltenen Zusage zu bestehen. Schmerzlich berührte es ihn sodann am andern Morgen, daß, als den befreiten Gefangenen die Wahl gelassen wurde, wohin sie gehen wollten, kein Einziger sich in Magomero niederzulassen wünschte; nur Waisen, die zu jung waren für sich selbst zu entscheiden, und gefangene Adschawa, die man der Gnade der Sieger nicht überlassen konnte, fielen der Mission anheim. Auf's Aeußerste erschöpft, aber dennoch eines der Kleinen auf dem Rücken, kehrte Mackenzie nach Magomero zurück; ein krankes Kind, das er unterwegs in einem verlassenen Dorfe liegend fand, hatte er umsonst gepflegt und genährt, — als es dem Verscheiden nahe war, taufte er es und gab ihm ein christliches Begräbniß. Zu den 111 Eingebornen, die er vorher schon zu versorgen hatte, waren nun 40 weitere hinzugekommen.

Ruhe und Friede auch nur für die nächste Nachbarschaft war indeß mit diesem Siege nicht erfochten. Neue und immer neue Bitten der feigen Mangandscha bestürmten den Bischof um Hilfe; und wenn er sie leisten wollte, konnte an den Tag kommen, daß das Dorf, welches von den Adschawa gestern verbrannt sein sollte, heute noch unversehrt dastehe. „Also hast du gelogen?" fragte erschüttert der Bischof; und lächelnd erwiederte der Häuptling: „Ja, ich log." Wie ließ sich auf solche Bundesgenossenschaft irgend fußen! Der Bischof drohte mit der Faust, wollte für heute wenigstens mit dem Lügner nicht mehr sprechen, deutete an, daß er hinfort nicht mehr helfen könne, und — konnte sich am Ende doch den Anforderungen der verkehrten Lage, in die er gerathen war, nicht entziehen.

Zuletzt entschloß er sich trotz seines Widerwillens vor weiteren kriegerischen Unternehmungen im Oktober nochmals, mit den unzuverlässigen Mangandscha vereint den Adschawa entgegenzuziehen. Dießmal (18. Oct.) kam es übrigens kaum zum Kampf, denn die Adschawa wichen zurück, sobald sie die englischen Verbündeten der Manganscha erblickten. Die zurückgelassenen Gefangenen erwählten Magomero zu ihrer Heimat, so daß die dortige Einwohnerzahl auf mehr als 200 Seelen stieg. Wie er ihnen allen fortwährend den nöthigen Unterhalt werde verschaffen können, das wußte Mackenzie selbst nicht und die Aufgabe war eine verzweifelte; aber er traute es fröhlich seinem Gott zu, daß Er sie nicht werde darben lassen.

Mackenzie ist wegen dieser „Adschawa-Kriege" von Vielen hart getadelt worden; diejenigen, welche alle Einzelheiten seiner Lage und sein liebevolles Herz am genauesten kannten, sind wohl seine mildesten Richter gewesen. Nach ihrem späteren Benehmen gegen Livingstone zu schließen, scheinen die Adschawa selbst ein Gefühl davon gehabt zu haben, daß es edle Beweggründe waren, die ihn zum Krieg gegen ihre Sklavenjäger trieben, und ein schönes Zeugniß für ihn bleibt es jedenfalls, daß im Frühling 1864 einer ihrer Häuptlinge auf den Pionier kam, um zu versichern, wie sehr sich seine Landsleute freuen würden, Freunde des Bischofs Mackenzie als ihre Lehrer aufzunehmen.

Als Schattenseite Magomero's kam den dort weilenden Missionaren zunächst die Ungesundheit des Orts zum Bewußtsein. Es war zu niedrig gelegen, zu dicht beschattet, und die Unreinlichkeit der daselbst versammelten Eingebornen verpestete allmählich die Luft. Gesundheitspolizei unter den Freunden zu üben, war eine noch viel schwerere Aufgabe, als die, sich der Feinde zu erwehren. Und diese Aufgabe zugleich mit der Schwierigkeit, Lebensmittel zu verschaffen, wuchs ins Ungeheure, je schneller sich die Zahl der Pflegbefohlenen mehrte. Auch die Entfernung vom Schire war mißlich, so lange noch kein englisches Dampfboot den Nyassa befuhr. Doch blickte Mackenzie voll Hoffnung in die Zukunft. Die Adschawa ließen ihn wissen, sie wünschten im Frieden mit ihm zu leben, und immer mehrere Mangandscha schlugen ihre Wohnungen in der Nähe auf, um sich unter seinen Schutz zu begeben. Als er Mitte November zum Schire hinabstieg, um den vom Nyassa zurückkehrenden Livingstone zu begrüßen, sah er im Geiste schon dem Sklavenhandel auf dem Hochlande ein Ende gemacht, und das Evangelium weithin seine milden Strahlen werfen....

Wie staunte er, als er nach einem tüchtigen Marsch (14. November) in Tschibisa's Dorfe ganz unerwarteter Weise auch eine Verstärkung seiner Mission traf! Miss. Burrup, der Arzt Dickinson und der Schuhmacher Clarke hatten im April Plymouth verlassen und als völlige Neulinge in Afrika das Wagestück unternommen, ohne zuverlässigen Führer den Zambesi und Schire heraufzuschiffen. Trotz ungeheurer Strapazen hatten sie mit ziemlichem Glück ihr Ziel erreicht, Burrup zuerst in einem leichten Boot, die andern, aufgehalten durch ein schwereres, tüchtig verregnet und vom Fieber geschwächt, erst neunzehn Tage später, und waren nun hocherfreut, hier gleich ihren Bischof zu treffen. Die wunderbare Bewahrung, die sie erfahren durften, hatte indeß insofern auch eine bedauerliche Folge, als sie Mackenzie noch weniger geneigt machte, als er's zuvor schon war, Livingstone's Rathschläge zur Schonung seiner Gesundheit zu beherzigen.

Gleich am folgenden Tage trennte man sich. Livingstone fuhr den Strom hinab, um an der Mündung des Kongone seine Gattin, Mackenzie's Schwester und Frau Burrup in Empfang zu nehmen, die im Dezember vom Kap her dort eintreffen sollten; der Bischof stieg — in vier Tagereisen — die Hügel hinan, um seine neuen Mitarbeiter in Magomero einzuführen, worauf er den erwarteten Frauen bis zum ersten Januar wieder an den Fluß entgegen kommen wollte. Wegen der Schwierigkeit, den Pionier bis zu Tschibisa's Dorfe hinaufzubringen, wurde beschlossen, ihn dießmal nur bis zur Einmündung des Ruo in der Mitte des Wegs zwischen dem Zambesi und den Murchison'schen Wasserfällen zu benützen. Dorthin mußte es von Magomero aus einen kürzern Weg geben, als den über Tschibisa's Dorf, und um diesen zu erkunden, machten sich am 2. Dezember Procter und Scudamore auf, begleitet von Karl Thomas und acht Mangandscha-Trägern. Von ihren Führern zu weit ostwärts geleitet, kamen sie am vierten Tag in ein sklavenhändlerisches Dorf, dessen Bewohner sich sogleich mißtrauisch und feindselig zeigten. Als die Reisenden wieder aufbrachen, ohne die Rückkehr des abwesenden Häuptlings zu erwarten, wurden sie überfallen, ihres Gepäcks beraubt und mit vergifteten Pfeilen verfolgt. Drei der Mangandscha-Träger wurden gefangen genommen; die beiden Missionare retteten nur mit Mühe ihr Leben, indem sie bei Nacht über einen tiefen Fluß schwammen. Erschöpft und halb verhungert — sie konnten unterwegs nur um ihr Taschentuch ein Huhn kaufen — kehrten sie nach Magomero

zurück, wo theils vor, theils nach ihnen auch Karl Thomas und sechs von den Trägern anlangten.

Abermals befand sich jetzt Mackenzie vor einer schwer zu lösenden Frage. Tag für Tag kamen die Weiber der Gefangenen zu ihm und baten ihn mit Thränen, ihre Männer aus der Sklaverei zu erretten. Sie waren in seinem Dienste darein gerathen, es gab kein Gesetz, das er anrufen, kein Gericht, an das er sich wenden konnte. Am liebsten hätte er es Livingstone überlassen, im Namen der Königin von England einzuschreiten; diesen aber wußte man jetzt nicht in der Nähe. Zudem war es zweifelhaft, ob er Zeit finden würde, die Sache später in die Hand zu nehmen. Wenn aber am Ende doch Mackenzie selbst die Befreiung seiner Leute versuchen mußte, war es dann nicht das Gerathenere, dieß sogleich zu thun, und von dem feindlichen Dorfe aus in möglichster Eile die Reise zur Ruo-Mündung zu machen, um dort noch rechtzeitig einzutreffen? Er glaubte seine Pflicht klar vorgezeichnet zu sehen, und rüstete sich zu einem Zug gegen das schuldige Dorf. Es sollte Jedermann wissen, daß es ein Akt der Gerechtigkeit sei, den er hier vornehme, nicht ein feindlicher Ueberfall; daher wurde alles mit größter Oeffentlichkeit gethan. Mackenzie zog dann aus, nachdem er sein Testament aufgesetzt hatte. Den Schuldigen wurde bange und sie verließen ihr Dorf, nur einiges Gepäck der Missionare und etliche Schafe darin zurücklassend, die Mackenzie's Leute unter sich theilten; die leeren Hütten wurden niedergebrannt. — Zunächst war hiemit freilich nur den Eingebornen die Lehre gegeben, daß es nicht gerathen sei, sich an Engländern zu vergreifen; doch wurde hernach auch der Hauptzweck des Unternehmens erreicht, indem der Häuptling des bestraften Dorfes sich fürchtete, seine Gefangenen länger zu behalten, und sie wieder nach Magomero entließ.

All das geschah in der ungesunden nassen Jahreszeit und Niemand war zu finden, dem Bischof, wie er es gehofft hatte, den geraden Weg zur nahen Ruo-Mündung zu zeigen, während schon die Lebensmittel ausgiengen. Krank kehrten Mackenzie, Scudamore, Waller und Burrup nach Magomero heim; krank trafen sie dort auch die Zurückgebliebenen, und umringt von hungernden Schwarzen. Partieen mußten nun schon in die Ferne ausgeschickt werden, um Nahrung zu kaufen, und gar oft fehlte es an Verkäufern. Der Fluch des Sklavenhandels war auf das ganze fruchtbare Land gefallen und Alles kam und bettelte

bei den selbst hungernden Missionaren. Es war nun schon der 2. Januar 1862 und die Zeit drängte. Gleich am folgenden Tage brachen daher, noch von Hunger, Nässe und mehrwöchiger Diarrhöe erschöpft, Mackenzie und Burrup nach Tschibisa's Dorfe auf, um von dort aus mit einigen Makololo den Schire hinab zu fahren zu einem Wiedersehen, das ihnen in diesem Leben nicht mehr beschieden war.

9. Mackenzie's letzte Reise.

Einen tagebuchartigen Brief Mackenzie's an eine seiner Schwestern zum Leitfaden nehmend, können wir die beiden Reisenden nahezu bis ans unerwartete Ende ihrer irdischen Laufbahn begleiten.

3. Januar 1862. „Es ist das erstemal, daß ich diese Jahreszahl schreibe. Möge es dir und uns noch mehr Segen und Gnade bringen als das verflossene, daß wir immer völliger werden in der Liebe bis zum Kommen unseres Herrn und Heilandes! Wie seltsam, daß ein großer Theil dieses Jahres verflossen sein wird, bis du diesen Wunsch liesest! Aber du wünschest das Gleiche und Gott hört dein und mein Flehen, und wird als Antwort auf diese Gebete aus der Ferne auf Jedes von uns Seine Segnungen ausgießen, wie Er aus den fernen Meeren die Wolken auf die dürstenden Fluren führt, die er mit Regen tränken will. Ich sitze in einer Hütte auf dem Weg von Magomero zu Tschibisa's Dorf: es ist nahezu sechs Uhr; es wird bald dunkeln, und das Huhn, das wir soeben kauften, nächstens fertig sein, also muß ich eilen, dir etwas von unsern Erlebnissen zu erzählen. — Wir haben die Sitte, so oft Einer von uns auf eine Reise geht oder von einer solchen zurückkehrt, uns zum Gebet in der Kirche zu versammeln. Auch dießmal empfahlen wir die, die blieben und die, welche giengen, dem Schutze Gottes....

8. Januar. „Unter heftigem Regen brachen wir auf; es war schwer, die Makololo in Bewegung zu setzen. Am ersten Tage legten wir nur zwei bis drei Stunden zurück. Seither haben wir unaufhörlichen Regen gehabt und fünfmal auf einer Strecke Wegs übernachtet, die ich das letztemal in siebzehn Stunden durchrannte. Einmal wurden wir zwei oder drei Stunden an einem Flusse aufgehalten, den ich immer durchwatet hatte; bei zwei andern standen Einige von uns in der Mitte und an die Ufer, um den Uebrigen hinüber zu

helfen. Jetzt sind wir in Tschibisa's Dorfe und hoffen übermorgen den Strom hinabzufahren und uns dort zu überzeugen, daß der Pionier nicht lange auf uns warten mußte. Heute hat sich die Sonne blicken lassen, und die Lage dieses Orts ist herrlich. Die Mehrzahl seiner Bewohner sind alte Bekannte, und ich habe schon herzlich mit ihnen gelacht. Alles sieht freundlich aus. So schenkt uns Gott Lichtblicke in der tiefsten Dunkelheit, und wie viele Lichtspuren ziehen sich durch einen großen Theil unseres Lebens hindurch! — Eben jetzt zeige ich einigen Eingebornen meine Uhr und suche einem andern zu erklären, daß, wenn wir über den Preis seines Mehls nicht einig werden können, wir uns deßhalb nicht zu zanken brauchen. Er nimmt nun mein Anerbieten an, und ich gebe ihm etwas mehr als das Versprochene. Gott sei Dank für diesen Tag! . . .

13. Januar. „Wir sind am Ziele. Vorgestern kamen wir an der Ruo-Mündung an und hörten da, daß Livingstone erst vor wenigen Tagen diesen Platz verlassen habe, um zur Küste hinabzufahren, so daß wir ihn noch getroffen hätten, wenn es uns gelungen wäre, unsrerseits den festgesetzten Termin einzuhalten.*) So unangenehm diese Verzögerung für ihn sein mußte, da sie die Ursache werden kann, daß er das Zusammentreffen an der Kongone-Mündung versäumt, und obgleich sie für uns eine Wartenszeit von vielleicht zwei bis drei Wochen in sich schließt, war sie mir doch insofern eine angenehme Botschaft, als wenigstens wir durch unser um zehn Tage verspätetes Eintreffen ihn nicht aufgehalten haben.

„Im Ganzen haben wir eine glückliche Fahrt gehabt. Es war eine Wonne, den breiten Strom zwischen den grünen Ufern hinabzuschiffen. Die Ungewißheit über die Länge der Reise verlieh ihr einen träumerischen Reiz. Doch waren damit unsere Verlegenheiten nicht zu Ende. Mit Einbruch der Nacht giengen wir ans Ufer, befestigten unser Boot ans Gras, aßen etwas kaltes Fleisch und legten uns schlafen. Die Moskito's waren sehr lästig. Ich lieh unsern drei

*) Fünf volle Wochen war nämlich der Pionier etwa neun Stunden unterhalb Tschibisa's Dorfe liegen geblieben, weil das Wasser des Flusses noch nicht genug gestiegen war zur Weiterreise. Während jenes gezwungenen Aufenthalts mitten zwischen zwei großen Sümpfen erlag das erste Mitglied der Expedition, ein bis dahin gesunder junger Zimmermann, dem afrikanischen Fieber. Da Livingstone an der Ruo-Mündung, die er am 7. Januar verließ, nichts von Mackenzie hörte, schloß er, dieser habe von seinem Mißgeschick Kunde bekommen und deßhalb seine Abreise verschoben.

Makololo zwei Paar Hosen und eine Jacke, wickelte Kopf und Schultern in meinen Moskito-Vorhang und war am Einschlafen, als einer der Männer sagte: 'Wir wollen fort.' Es sei besser, meinten sie, im Mondlicht zu arbeiten, als sich von den Insekten fressen zu lassen. In weniger als einer Minute waren wir reisefertig. Manchmal stand ich im Boote auf, um nachzusehen, wie es durch das schmale gekrümmte Fluthbett gesteuert wurde; denn vor Abend hatten wir die Mitte des Stromes verlassen, in der Hoffnung am Rande des Elephantensumpfes ein Dorf zum Uebernachten zu finden. Ich war entzückt über diese Art, die Moskito's nutzbar zu machen; schweigend fuhren wir weiter. Aber plötzlich strandete uns ein Strudel, den der Steuermann nicht rechtzeitig sah, an einer Gabelung des Flusses. Die zwei Männer am Steuer sprangen heraus, bis um die Mitte des Leibes in's Wasser. Ich folgte; Burrup mir nach. Aber umsonst. Das Boot füllte sich, und wir fiengen an, unser Gepäck herauszunehmen. Unglücklicher Weise wurde ein Stück davon, das Burrups Sachen enthielt, fortgespült; alles was wir retteten, mußte auf das lange, zwei oder drei Fuß tief im Wasser stehende Gras der Inselbank gelegt werden, bis wir das Boot ausgeschöpft hatten. Flinten, Pulverhörner, Zucker- und Kaffeesäcke, Bücher, Brieftaschen, Beutel, Uhren, Alles war durchnäßt, als wir es wieder beim Mondlicht in's Boot brachten, und wir selbst auch bis an die Mitte des Leibes. Wir rangen unsere Beinkleider aus und legten uns im Kahne nieder, von den Moskito's noch heftiger verfolgt als zuerst. Das war gegen zehn Uhr (am 10. Januar), wie mir meine stehen gebliebene Uhr am Morgen sagte. Ich schlief wohl von Allen am besten. Burrup sagte, er kümmere sich nicht um die Moskito's und sprach kein Wort weiter; die Andern peitschten sich von Zeit zu Zeit, um sie zu erlegen. Keiner schlug vor, weiter zu gehen; wir waren dankbar, ohne schwereren Verlust davon gekommen zu sein, und erinnerten uns erst am nächsten Morgen, daß unsere Arzneimittel fortgeschwemmt waren. Vor Sonnenaufgang brachen wir auf. Glücklicher Weise war die Nacht nicht kalt, sonst hätten wir wohl Schaden genommen; Burrup hat es auch so nicht gut gethan. Ich meinestheils bin, glaube ich, allen übeln Folgen(?) entgangen.

„Gegen neun Uhr Morgens (11. Januar) wurde ich mit der Nachricht geweckt, daß wir an der Ruo-Mündung seien. Wir landeten auf einer Insel, auf der wir ein Dorf erblickten, und hörten

da, daß der Pionier kürzlich vorbeigekommen sei. Obgleich es wohl noch keine Woche ist, ist es vergebliche Mühe, genau den Tag erfragen zu wollen, auch scheint Livingstone keinen Brief für mich zurückgelassen zu haben. Ich muß suchen, baldmöglichst einen Kahn zu bekommen, um mich auch in den benachbarten Dörfern zu erkundigen. — Wir sind da in ein recht freundliches Dorf geführt worden. Ein wohlwollender, ältlicher Häuptling, Tschikanzi, bewohnt mit seinen Leuten etwa hundert Hütten, will uns gerne hier behalten und warnt uns, den Ruo hinaufzugehen, weil die dortigen Häuptlinge uns gewiß den Hals abschneiden würden. Ich habe im Stillen die Hoffnung, unser Aufenthalt hier solle vielleicht dazu dienen, dieses Dorf einmal zu einer Station unseres Missions-Dampfbootes zu machen.

„Burrup ist sehr schwach, und wir sind ohne alle Arzneien. Chinin, das wir jeden Tag nehmen sollten, ist keines vorhanden. Aber Der, welcher uns hieher gebracht hat, kann auch ohne menschliche Heilmittel uns helfen. Die griechischen Verse, welche wir in den letzten Tagen auswendig lernten, stehen Röm. 8 und 10: 'Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstenthum, noch Gewalt, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes, noch keine andere Kreatur, mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn. Wer den Namen des Herrn wird anrufen, der soll selig werden. Wie sollen sie aber anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie aber glauben, von dem sie nichts gehöret haben? Wie sollen sie aber hören ohne Prediger? Wie sollen sie aber predigen, wo sie nicht gesandt werden? Wie denn geschrieben steht: Wie lieblich sind die Füße Derer, die den Frieden verkündigen, die das Gute verkündigen.' Lebewohl! für dießmal."

Es war Mackenzie's letztes Lebewohl an seine Schwester, ohne daß er es ahnte. Was hätte er ihr aber Lieblicheres und Tröstlicheres zum Abschied sagen können, als die Worte, mit denen sein Brief schließt? — Bald sollten sich die schmerzlichen Folgen des Verlustes des Koffers mit den Arzneimitteln zeigen. Durchnäßt auf der ungesunden Insel zu bleiben, war für eine schon angegriffene Constitution sicherer Tod; aber statt sich durch angestrengtes Weiterreisen zu erfrischen, zog Mackenzie vor, mit dem Häuptling und seinen Unterthanen nähere Bekanntschaft anzuknüpfen. Wenige Tage nach Beendigung

seines Schreibens wurde Mackenzie vom Fieber befallen, und fühlte sein Ende herannahen. Am 23. Januar entwich sein Bewußtsein, und er lag da in einem Zustand äußerster Erschöpfung, aus Mund und Nase blutend, sprachlos oder nur unzusammenhängende Worte hervorbringend. Zuweilen, wenn er seine Hütte einen Augenblick verlassen wollte, fiel er hin und blieb, unfähig sich zu rühren, am Boden liegen. Burrup, beinahe ebenso schwach wie er, konnte ihm wenig Hilfe leisten. Die drei Makololo aber, denen er sagte, Jesus scheine ihn abholen zu wollen, hielten treu bei ihm aus und thaten zu seiner Erleichterung, was sie konnten. Die nöthigen Arzneien, oder auch nur geeignete Nahrung, konnten sie ihm freilich nicht verschaffen. So entschlief er am 31. Januar. Am Morgen dieses Tages verlangte der Häuptling, Mackenzie solle in eine andere Hütte gebracht werden, da er diese nicht länger entbehren könne. Vergeblich stellte ihm Burrup vor, wie unmöglich es sei, einen Mann in solcher Todesschwäche fortzuschaffen. Dem Volksaberglauben gemäß fürchtete der arme Mensch ohne Zweifel, wenn Mackenzie in seiner Hütte sterbe, werde sein Geist von derselben Besitz nehmen und sie für Andere unbewohnbar machen. Aus Furcht, der Häuptling möchte sie ganz von der Insel verweisen, gab Burrup endlich nach und ließ den sterbenden Bischof in eine andere Hütte bringen. Vermuthlich beschleunigte dieser Wechsel seine Auflösung; eine starke Stunde nachher hauchte er seine Seele aus.

Der verlassenen Hülle sollte kein Räumlein auf der Insel werden; nicht einmal über Nacht wollte ihr der Häuptling da Ruhe gönnen. Mit Hilfe der treuen Makololo brachte sie Burrup in einem Kahn ans Ufer hinüber; an einer einsamen Stelle gruben sie unter einem großen Baume ein Grab; Burrup las im dämmernden Abendschein einen Theil der Begräbnißgebete; dann verließ er die theure Leiche in der gewissen Hoffnung seliger Auferstehung.

Was die Mission mit Mackenzie verlor, läßt sich kaum sagen. Nicht blos ein Held in jeder Entsagung, sondern ein durchaus selbstvergessener, specieller Freund jedes einzelnen Glieds war mit ihm verschwunden; und während man mit ihm Alles für möglich gehalten hatte, schien durch sein Sterben der Lebensmuth eines Jeden zu sinken.

10. Magomero aufgegeben.

Burrup selbst that nun, was menschlicher Ansicht nach die Klugheit gleich nach dem Verfehlen Livingstone's geboten hätte, und verließ (2. Februar) den ungesunden Ort. Mackenzie hätte bis zu Livingstone's Rückkehr Zeit gehabt, seinerseits nach Magomero zurückzukehren und sich dort aufs Neue mit Vorräthen zu versehen, oder aber hätte er versuchen können, dem Pionier nach Schupanga hinab zu folgen. In beiden Fällen hätte höchstwahrscheinlich schon die Bewegung und die damit verknüpfte Anstrengung ihrer Lebensgeister sich heilsam erwiesen; aber er scheint daran nicht gedacht zu haben, sei es nun, daß er der Gefahr des Fiebers zu wenig Rechnung trug und nur den Einen Zweck im Auge hatte, seine Zeit auf der Insel gut zu nützen, oder aber, daß durch die vorhergehenden Anstrengungen seine Thatkraft bereits etwas erschöpft war. Von den Makololo, so weit es gieng, im Kahne stromaufwärts geführt, dann zu Fuße fortgeschleppt, und zuletzt von gemietheten Trägern aus Tschibisa's Dorf über die Berge getragen, langte Burrup am 14. Februar wieder in Magomero an, wo die um den Bischof bereits besorgten Missionare mit tiefem Schmerz die Trauerbotschaft vernahmen. In den ersten Tagen schien sich Burrup etwas zu erholen, er hatte guten Appetit und konnte wieder gehen; aber da war weder Wein noch Branntwein, noch Waizenbrod zu seiner Stärkung. Und seit seiner ersten gewagten Reise den Schire herauf hatte der einst gewaltige Mann fast kein Fleisch mehr auf den Knochen. Die Ruhr befiel ihn, am 22. Februar sanken seine Kräfte, und am Abend dieses Tages folgte er Mackenzie nach. Den Tag darauf trugen ihn Dickinson, Clarke, Waller und Adams in einem Bambusarge zu Grabe.

Unterdessen war Livingstone an der Küste glücklich mit dem erst am 30. Januar landenden Gorgon zusammengetroffen, der seine Gattin, Frau Burrup, Fräulein Mackenzie und den von der freien schottischen Kirche auf eine Untersuchungsreise ausgesandten Miss. Stewart an Bord hatte. Sogleich wurden die Vorbereitungen zur Reise landeinwärts getroffen. Doch es war ein gut Stück Arbeit zu vollbringen, ehe diese angetreten werden konnte; unter Anderem mußte die eben jetzt angekommene, zum Dienst auf dem See gleichen Namens bestimmte 'Lady Nyassa' von dem Schiff, das sie brachte, auf den Pionier verpackt werden. Am 10. Februar lief man in den Zam-

best ein, begleitet vom Kapitän des Gorgon und einigen seiner Offiziere, die Livingstone bei der Ausschiffung seines neuen Boots behilflich sein wollten. Es war eine trostlos langsame Fahrt. Die vortreffliche Maschinerie des Pioniers war von dem Ingenieur in dem Grade vernachlässigt worden, daß man es kaum wagen konnte, mit seiner ganzen Ladung zum Ruo hinaufzuschiffen und sich lieber entschloß, die Lady Nyassa in Schupanga zusammenzusetzen und sie dann an die Murchison'schen Wasserfälle zu bugsiren. Einige Tage, ehe man Schupanga erreichte, erbot sich Kapitän Wilson edelmüthig, Frau Burrup und Fräulein Mackenzie den, wie man glaubte, sie sehnsüchtig Erwartenden entgegenzuführen. Dr. Ramsay, sein Wundarzt, sein Zahlmeister Sewell und Dr. Kirk begleiteten ihn. Doppelt so lange, als sie es erwartet hatten, brauchten sie, um sich den hochangeschwollenen Schire bis zum Ruo hinaufzuarbeiten. Sie landeten auf der Insel, auf der Mackenzie seinen Lauf beschlossen hatte. Der Häuptling und seine Leute wollten noch nie einen weißen Mann gesehen haben. Am 4. März erreichten sie Tschibisa's Dorf; dort erfuhren sie die traurige Wahrheit. Weitere Nachrichten ließen sie auch für die Ueberlebenden in Magomero fürchten; um ihnen wo möglich Hilfe zu bringen, machten sich Kapitän Wilson und Dr. Kirk dorthin auf, die Frauen mit Dr. Ramsay zurücklassend. Beinahe erlag aber ihre Kraft den Anstrengungen und Entbehrungen der Reise; Beide wurden vom Fieber befallen, und zwar der Kapitän so heftig, daß Dr. Kirk alle Hoffnung auf seine Genesung aufgab. Da leistete dann der rüstige Bootsmann treffliche Dienste, indem er seinen geliebten Kommandeur eine gute Strecke Weges trug. Doch blieben sie zuletzt unterwegs liegen, und wurden erst durch einige der Missionare von Magomero wieder so weit gepflegt, daß sie in Tschibisa's Dorf zurückkehren und am Morgen des 12. März mit den tiefbetrübten, gleichfalls fieberkranken Frauen ein Land verlassen konnten, in dem für diese nun kein Bleiben mehr war.

Gegen Abend war die Ruo-Mündung erreicht. Als die Reisenden sich nach einem Brief erkundigten, den Burrup da gelassen habe, sahen die Inselbewohner einander bedenklich an und sagten: „Sie wissen Alles." Der Brief wurde überreicht. Er war an Dr. Livingstone gerichtet und enthielt die Nachricht von des Bischofs Tod und Begräbniß. Nur mit Mühe war ein Führer zu dem Platz zu bekommen, wo seine Hülle ruhte. Wilson und Kirk bezeichneten ihn

durch ein Kreuz von Schilfrohr und fuhren noch am selben Abend weiter. Am 2. April brachten sie die beiden Frauen an Bord des Gorgon zurück, mit dem sie am 26. sicher bei ihren theilnehmenden Freunden in der Capstadt anlangten.

Unterdessen war der Pionier wieder an die Küste hinabgefahren, um die noch übrigen Theile der Lady Nyassa zu holen. Auch auf ihm kehrte jetzt das Fieber ein. Am 7. April war nur ein einziger dienstttüchtiger Mann auf dem Schiff, die andern lagen krank darnieder oder berauscht von dem schlechten Branntwein, den der portugiesische Zollbeamte Livingstone's dringenden Vorstellungen zum Trotz ihnen heimlich verkaufte; am 11. konnte man endlich nach Schupanga aufbrechen. Doch auch dort befand man sich noch in der Sumpfluft des Delta's, und allenthalben trat in diesem Jahr das Fieber mit besonderer Heftigkeit auf. Gegen die Mitte des Monats erkrankte Frau Livingstone. Tag und Nacht pflegte sie ihr Gatte mit der zärtlichsten Liebe. Was nur immer erdacht werden konnte, eine günstige Wendung herbeizuführen, wurde von Dr. Kirk versucht, aber erfolglos. Am Abend des 27. April ließ Livingstone dem zum Schiff hinabgegangenen Miss. Stewart sagen, er glaube, daß ihr Ende nahe. „Ja es nahte sichtbar," schreibt dieser. „Neben dem aus Kisten bestehenden, aber mit einer weichen Matraze versehenen und daher nicht unbequemen Bett, auf dem sein sterbendes Weib lag, saß Livingstone, der schon so vielen Gefahren, so manchem Tode ins Auge gesehen hatte, und weinte wie ein Kind. Kein Auge blieb trocken. Er bat mich, ihre Seele im Gebet Gott zu befehlen. Ich kniete mit ihm und Dr. Kirk nieder, und wir riefen zu Dem, der verheißen hat, uns am Tage der Noth zu hören, und empfahlen ihren Geist dem Verdienst und der allumfassenden Gnade und Liebe ihres Heilandes. In weniger als einer Stunde, mit dem Scheiden der letzten Sonnenstrahlen, kam über ihre Züge jener letzte Wechsel, den Schmerz und Kummer nimmer berühren werden, und der Geist kehrte zu Gott zurück, der ihn gegeben hatte. So endete Livingstone's Gattin und Moffats Tochter am letzten April-Sonntag des Jahrs 1862.

„Am andern Morgen lag ein schwerer, kalter Nebel über der Ebene im Nordosten, und die ganze Gegend schien in Trauer gehüllt. Der Vormittag verstrich mit den nöthigen Vorbereitungen; das Grab mußte tief gegraben werden, um sicher zu sein vor den Wühlereien

wilder Thiere oder noch wilderer Menschen; ein Sarg war schon in der Nacht gezimmert worden. Unter einem großen Baobab-Baum wurde um die Mitte des Tags die Leiche bestattet; auf Livingstone's Wunsch las ich die Grabliturgie; dann kehrten wir schweigend heim." „Diejenigen, welche nicht wußten, wie lieblich dieses edle Weib hunderte von Stunden landeinwärts vom Cap den Ihrigen ihr Haus in Kolobeng zu machen wußte, und welch gesegneten Einfluß sie auf die rohen Stämme im Innern übte, werden sich wundern, daß sie es unternahm den Mühen und Gefahren dieses zertretenen Landes zu trotzen," schreibt ihr Gatte. „Sie kannte alle jene Mühen und Gefahren, und in dem selbstlosen Versuch, ihre Arbeit wieder zu beginnen, ist sie statt dessen zu ihrer Ruhe gerufen worden. Dein Wille, Herr, geschehe!"

Drei edle Kräfte, bereit sich im Dienste ihres Herrn unter den unglücklichen Söhnen und Töchtern Inner-Afrika's zu verzehren, waren nun im Laufe weniger Monate vom Kampfplatz abgerufen worden; ein kaum zu beschreibender Verlust für die Ueberlebenden, aber in Gottes Absicht gewiß auch ein Sporn, den durch ihren Hingang geweihten Boden zu behaupten. — Für die Missionare in Magomero begann nun — ganz abgesehen von dem Vermissen ihres geliebten und verehrten Bischofs — eine schwere Zeit. Mackenzie selbst hatte unter dem Eindruck des Ueberflusses an Lebensmitteln, der ihm Anfangs zu Gebot stand, Livingstone gebeten, über die an der Küste zurückgelassenen und für die Mission bestimmten Vorräthe frei zu verfügen; nun trat aber bitterer Mangel ein, Waller mußte eilig den Strom hinabfahren, um heraufzuschaffen, was noch zu bekommen war. Zudem fiengen die einige Monate hindurch ruhig gebliebenen Adschawa wieder an, das Land mit Krieg zu überziehen und rings um die Missionsstation herum die Dörfer einzuäschern. Ihrer fünf sah man am 23. April zugleich in Flammen stehen. Es stand zu befürchten, das sie unter der Leitung wohlbewaffneter Sklavenhändler die ganze Gegend bis zum Schire hinab in Besitz nehmen und den Verkehr mit dem Thal abschneiden könnten. Die Mangandscha flohen vor ihnen nach allen Seiten hin, oft ihrer zwölf vor einem einzigen Adschawa-Knaben. Die Missionare selbst waren mehr oder weniger leidend, und von ihren eingebornen Pflegebefohlenen rafften Krankheiten fast den vierten Theil dahin. Alles das zusammengenommen bewog Procter, welchen Mackenzie zu seinem Nachfolger

ernannt hatte, Magomero zu verlassen, und sich in Tschibisa's Dorfe anzusiedeln. Dort hofften die Engländer freiere Luft zu athmen, als in dem zwar ziemlich hoch über der Meeresfläche gelegenen, aber doch von bedeutend höhern Bergen kesselartig eingeschlossenen Magomero, dort leichter die nöthigen Lebensmittel herbeischaffen zu können und zugleich den menschenräuberischen Adschawa ferner zu sein. Denn nicht mehr zu kämpfen, war Procters fester Entschluß.

Größtentheils falsche Berechnungen! Von den Adschawa allerdings war hier wenigstens kein Angriff zu befürchten; dagegen aber führte eine Anzahl Makololo, die Livingstone wegen ihres eigenmächtigen Wesens hatte entlassen müssen, eine Art freies Räuberleben in Tschibisa's Dorfe, während dieser selbst sich für längere Zeit in der Nähe von Tette aufhielt. Gewaltthätigkeiten hatten nun zwar die Missionare von ihnen nicht zu fürchten, desto mehr aber das Aergerniß für die Eingebornen, wenn diese die Makololo als zu ihren Leuten gehörig betrachteten. Und 3—400 Ziegen und Schafe hatten diese schon zusammengeraubt.

Man suchte dem Uebelstand abzuhelfen, indem man 300 Schritte weiter stromabwärts, auf dem jenseitigen Ufer ein eigenes Dorf gründete. Mit großer Rührigkeit wurden im Laufe weniger Wochen die nöthigen Wohnungen und zuletzt ein durch seine viereckige Form von den 24 runden Hütten unterschiedenes Kirchlein in fünf Tagen erbaut. Aber für die Gesundheit ließ sich kaum eine unglücklichere Wahl des Platzes denken. Nur 50 Fuß über dem Wasserspiegel des Schire, lag er noch im Bereich der gefährlichen Fieberdünste, und zudem brannte die Sonne so glühend auf den schattenlosen rothen Lehmhügel, daß dieser in der trockenen Jahreszeit zu einem ungeheuren Staubhaufen wurde, und Waller bei einer Hitze von 24 Grad Reaumür in sein Tagebuch schrieb: „Entzückend kühl." Die an das kühlere Hochland gewöhnten Eingebornen litten darunter nicht weniger als die Europäer, und oft hörte man sie in der versengenden Glut seufzen: „Sehr viel Sonne."

Schon nach wenigen Monaten wurde daher ein geeigneterer Punkt zu einer neuen Niederlassung gesucht. Mbami's Dorf, drei Stunden vom Flusse entfernt, auf dem Wege nach Magomero zu, schien mit seiner reinen Bergluft wie zu einer Missionsstation geschaffen. In der zuversichtlichen Hoffnung, dießmal das Rechte zu treffen, wollten die Missionare (im August) schon Anstalt machen, noch vor

der nassen Jahreszeit dorthin überzusiedlen. Da erhoben ihre eingebornen Schützlinge ihre Stimme: „Wie, in der allgemeinen Theurung sich wieder vom Fluß entfernen, auf dem allein bisher Vorräthe herbeigeschafft werden konnten? In der Nähe waren ja nirgends Lebensmittel zu bekommen; wollte man in Mbami's Dorf Hunger sterben? Oder könnte man vielleicht in der nassen Jahreszeit schwere Lasten die schlüpfrigen Gebirgspfade hinaufschleppen?" — Was war zu thun? Die Wahl schien nur offen zu stehen zwischen Fieber am Fluß und Hunger auf dem Berge. Man erwog die Sache nochmals unter ernstlichem Gebet, und entschied sich fürs Bleiben in der Erinnerung an den Mangel in Magomero.

11. In Tschibisa's Dorfe.

Alles bisher Erduldete war aber erst der Noth Anfang. Die Folgen der ungewöhnlichen Dürre des Jahrs 1862 machten sich immer schmerzlicher fühlbar. Wohl 50 der Befreiten waren schon an Krankheiten und schlechter Nahrung gestorben, auf 120 belief sich am 27. Juni die Zahl der übriggebliebenen. Waller hatte an der Küste nur noch wenige Nahrungsmittel vorgefunden, weil ein Theil derselben nach Mackenzie's Wunsch anders verwendet und von dem Uebrigen das Meiste gestohlen worden war. Schon Ende Juni's mußte daher wieder eine Fahrt nach Schupanga unternommen werden, um von den Portugiesen Reis und Korn zu kaufen. Dießmal unternahm sie Scudamore, der sich nie ganz von den Folgen der traurigen Untersuchungsreise nach der Ruo-Mündung erholt hatte, übrigens der stärkste Mann der Ueberlebenden. Die Luftveränderung in der guten Jahrszeit und die Bewegung im Kanoe schienen ihm eher gut zu thun als zu schaden, trotz aller damit verknüpften Beschwerden. Er konnte sichs nicht versagen, auf der Reise auch Mackenzie's Grab bei der Insel Malo zu besuchen, wohl von der Ahnung bewegt, daß er dem Freunde bald folgen werde. Am 2. August kam er vorerst wohlbehalten zurück. Im September kam die Reihe, nach Speise auszugehen, wieder an Waller. Während seiner Abwesenheit war es kaum möglich, das Leben der Kinder mit dem noch Vorhandenen zu fristen; die Erwachsenen mußten sich selbst das Nöthige in der Nachbarschaft zu erhandeln suchen. Dazu waren ihnen von den Missionaren die Mittel an die Hand gegeben, indem sie von ihrer

Niederlassung am Schire an regelmäßige Bezahlung für ihre Arbeit (elf Ellen Zeug in der Woche) erhielten. Aber Viele fanden es bequemer, die Gärten ihrer Nachbarn zu bestehlen, als in ehrlicher Weise sich ihren Unterhalt zu verschaffen, und die armen Missionare hatten wieder und wieder das Amt des Richters zu üben. Sie hörten die vor sie gebrachten Klagen geduldig an, führten in manchen Fällen ein förmliches Verhör ein, und sprachen ihr Urtheil in einer Weise, daß sowohl die Schuldigen als die Kläger meistens die Gerechtigkeit davon fühlten, so neu ihnen auch ein solches Verfahren war. Einmal machte sich einer der in der Mission lebenden Adschawa sogar des Mords an einem Knaben schuldig, um in den Besitz eines kleinen Gartens zu kommen. Er wurde mit Weib und Kind fortgeschickt und seine Hütte niedergebrannt.

Aber noch peinlichere Verlegenheiten und Schmerzen waren den Missionaren vorbehalten. Die unbändigen Makololo giengen zu den freien Adschawa, gaben sich für Abgesandte der Missionare aus und forderten Frauen für diese, als die einzige Bedingung, unter der sie Frieden zu halten gesonnen seien. Natürlich behielten sie die ihnen abgetretenen Weiber für sich; einige Männer vom Stamm der Adschawa gesellten sich auch zu ihnen, und in immer größerem Maßstab wurde nun die Gegend gebrandschatzt. Tschibisa sah ruhig zu, denn ihm zahlten sie einen beträchtlichen Tribut. Da die Makololo Feuerwaffen hatten, kam es Einmal wenigstens sogar zum Blutvergießen; und gewarnt, zurechtgewiesen, wurden sie nur trotziger. Die Missionare wollten nun wieder durch Milde die harten Herzen zu erweichen und Einfluß auf sie zu gewinnen suchen; sie machten Besuche in dem Räubernest, nahmen Besuche von den Makololo an und schenkten ihnen wöchentlich ein Stück Zeug, damit sie ihre Nahrung nicht stehlen, sondern kaufen möchten. Doch all das war nicht nur vergeblich, sondern mußte auch die Eingebornen in der Meinung bestärken, als handelten die Makololo im Einverständniß mit den Engländern. Diese waren auch bereits zu schwach, um selbst, wenn sie sich dazu ermannt hätten, ihnen mit den Waffen ihr Handwerk niederzulegen.

Wie that es so wohl, von all diesen Sorgen und Nöthen — der Ursache so mancher schlaflosen Nacht — auszuruhen beim Blick auf die lieblich gedeihenden Kinder, an denen sichtbar der unausgesetzte Umgang mit den Missionaren nicht vergeblich war. Die Kna-

ben wohnten und schliefen bei ihnen, bedienten sie, halfen ihnen Naturalien sammeln und gewannen bald ein Interesse an dem geistigen Leben der Männer, mit denen sie so eng verbunden waren. Welche Freude war es auch, wenn es gelang, in irgend einem Dorfe ein verhungerndes, schon an die Leiche ihres Mannes festgebundenes Weib von dem schrecklichen Schicksal noch zu retten, mit ihm begraben zu werden! Wenn ein Häuptling starb, wurden leicht zehn Jünglinge und Mädchen mit ihm begraben, so wollte es die Landessitte.

Anfangs November kehrte Waller mit neuen Lebensmitteln und einer Sendung Kleidungsstücken für die Eingebornen, von den englischen Freunden geschickt, zurück. Am Abend seiner Ankunft vereinigten sich die Missionare zu inbrünstigem Danke gegen Gott für Seine Treue und Sein Erbarmen; am andern Morgen riefen sie ihre Leute zusammen, theilten ihnen die aus England gekommenen Schätze aus unter der Bedingung, daß sie nur Sonntags getragen werden dürften, und überreichten dann Jedem seinen Wochenlohn in Korn, statt wie bisher in Baumwollenzeug, um fernere Versuchungen zum Stehlen abzuschneiden. Die Beschenkten versprachen das Beste, und mehr noch als sie waren ohne Zweifel die Missionare beglückt durch die Pfänder liebender Theilnahme, die sie aus der Heimat erhalten hatten.

Man stand jetzt am Anfang der gewöhnlichen Regenzeit; aber noch immer schienen nur Wolken aufzusteigen, um an den nahen Hügeln wieder zu zerschmelzen. Seit elf Monaten hatten nur wenige vorübergehende Schauer den lechzenden, klaffenden Boden befeuchtet; und die Wurzeln, mit denen die darbende Bevölkerung in den letzten Wochen kümmerlich ihr Dasein gefristet hatte, waren zu Ende. Man fürchtete sich, einem Menschen zu begegnen, solche Jammerbilder waren die abgezehrten Gestalten. Die Missionare wußten, daß sie von ihren Vorräthen nur ihre eigenen Leute erhalten konnten, — aber ihre nächsten Nachbarn verschmachten zu sehen, ohne Hilfe zu schaffen! — sie vermochten es nicht. Man steuerte zusammen, soviel die eigenen Mittel erlaubten — die Missionskasse sollte hiezu nicht angegriffen werden — schickte zwei Mangandscha den Fluß hinab, um in Schupanga 100 Säcke Mapira (Korn) zu kaufen, und fieng mit Mehlaustheilungen an die Verhungernden an. Nach zehn Tagen kehrten die beiden Mangandscha, ohne Zweifel aus Furcht vor dem Sklavenjäger Mariano, der am untern Schire sein Wesen trieb,

mit einer romantischen Lügengeschichte von einem feindlichen Ueberfall unverrichteter Sache zurück. Kein kleiner Schrecken für die unvorsichtig freigebigen Brüder, die nun fürchten mußten, daß ihr Vorrath zur Neige gehe, ehe neuer zu bekommen sei! Von ihren heißen Gebeten begleitet, machte sich trotz der bevorstehenden Regen, die nun mit jedem Tag eintreten mußten, am 9. Dezember Procter auf den Weg nach Schupanga.

Einige Tage nach seiner Abreise kam wirklich der Regen und zwar von einem Sturm begleitet, der jeden Augenblick die Hütten der Niederlassung den Hügel hinabzuschleudern drohte, und drunten auf dem wogenden, schäumenden Fluß einen Kahn umwarf, wobei drei zur Mission gehörige Männer ertranken. Und dennoch mischte sich in das Heulen des Windes der Jubel der Eingebornen. Hatte nun doch endlich, endlich, die entsetzliche Dürre ihr Ende erreicht! Wunderbar schnell keimte und grünte nun Alles, so daß nach einer Woche schon die neuen Saaten mehrere Zoll hoch standen. Wie Viele aber, die mit sehnsüchtig hoffendem Blick sie betrachteten, sollten ihre Früchte nicht mehr genießen! — Der Hunger wüthete furchtbar fort, und ehe die Saaten reiften, war fast jede Hütte eine Wohnung des Todes, das ganze Schirethal ein weites, von Modergeruch erfülltes Grab geworden! Ueberall lagen unbeerdigte Leichen umher; viele trieben den Strom hinab. Wer etwa vom Hunger getrieben sich am reifenden Korn vergriff, wurde vom Eigenthümer niedergehauen oder in den Schire geworfen. Zwei Kinder, die von ihren Eltern in der Verzweiflung noch lebend hineingeworfen wurden, konnten von den Missionaren, die in größerem Maßstab keine Hilfe mehr zu leisten vermochten, noch gerettet werden, weil sie zu abgemagert waren, um unterzusinken!

Ehe diese Jammerscenen ihren höchsten Grad erreichten, wurde der von Allen geliebte und verehrte Scudamore von einem heftigen Fieberanfall niedergeworfen. Etwa vierzehn Tage lang schwebten seine Mitarbeiter zwischen Furcht und Hoffnung um sein Leben, bis in der Neujahrsnacht sein Wächter Clarke sein Ende nahen sah. Er hatte sich sehr bekümmert, wer denn auch, falls er abgerufen würde, den Uebrigen das h. Abendmahl reichen würde; jetzt, nach bangen Fieberträumen, die sich alle auf „die Leute" und eine bevorstehende „Reise" bezogen, sang er leise einige Liederverse und reichte Clarke die Hand zum Abschied. Nun wurden Alle, auch die

Eingebornen gerufen. Einer nach dem Andern traten sie ein, um dem sterbenden Lehrer noch die Hand zu geben, der ohne allen Kampf aus einem schweren Schlaf allmählich in einen leichten Schlummer zu versinken schien. „Es ist noch eine Ruhe vorhanden für das Volk Gottes," waren fast seine letzten vernehmbaren Worte. Sein Verlust war doppelt schmerzlich, weil er von Allen die bedeutendsten Fortschritte in der Sprache gemacht und in der letzten Zeit eben deßhalb auch auf die Makololo Einfluß gewonnen hatte. Am Abend des ersten Januar 1863 wurde er von den trauernden Freunden in einiger Entfernung vom Dorfe an einem lieblichen, stillen Platze zur Erde bestattet.

Gegen die Mitte des Monats begann man ernstlich besorgt zu werden um den noch immer nicht wiedergekehrten Procter. Mit freudigem Dank gegen Gott wurden daher die Kähne begrüßt, die reich beladen mit Lebensmitteln, am 23. anlangten. Procter selbst kam nicht mit, er war nach Killimane hinabgegangen, um nach einer Sendung von Lebensmitteln zu sehen, die er dort zu finden hoffte. Sein Brief sagte, er habe die Boote der Leitung eines ihrer Abschawa-Gefangenen übergeben, der sich auf der Reise als so treu, hingebend und muthig bewährt habe, daß es ihm so wenig in den Sinn komme, ihm zu mißtrauen, als einem aus ihrer eigenen Zahl, und der Erfolg rechtfertigte sein Vertrauen. So etwas von einem der wilden Abschawa rühmen zu können, war doch auch schon eine kleine Frucht der Thränensaat, ein Angeld auf mehr!

Sehr betrübt aber wurden die Missionare durch die mitgebrachten englischen Zeitungen, aus denen sie sahen, wie scharf man in Oxford und an andern Orten ihre Kämpfe mit den Abschawa mißbilligte. Und mehr noch als das bekümmerte sie der Umstand, daß es schien, als hätten sie versucht, die Schuld davon auf ihren treuen Freund und Rathgeber Livingstone zu werfen, der sie doch ausdrücklich abgemahnt hatte, den Bitten der Mangandscha ihr Ohr zu leihen. Sie fürchteten, solche Reden dürften der Missionssache tiefe Wunden schlagen, ehe sie sich durch Briefe und alles, was die Missionare sonst versuchen könnten, widerlegen ließen.

Da war es dann doppelte Freude, als am 15. Februar, wie man eben auf's Neue anfieng, sich ängstliche Gedanken wegen Procters verlängerter Abwesenheit zu machen, der wackere Geolog Thornton von der Livingstone'schen Expedition bei ihnen eintrat mit der beruhi-

genden Nachricht, Procter befinde sich wohlbehalten auf dem Pionier, der wegen der ungewöhnlich schnell unterbrochenen Regen im Elephantensumpf stecken geblieben sei. Aber eine schmerzliche Enttäuschung war es, durch ihn zu hören, daß mit den Vorräthen für das Jahr 1863 kein eingesalzenes Fleisch für sie von England gekommen sei.*) Frisches Fleisch war in der Nähe rein nicht mehr zu haben, und nur von Pflanzenkost zu leben, war nach Livingstone's, Kirk's und Dickinson's Ansicht mit der größten Gefahr für Alle verknüpft. So wurde denn dankbar Thortons Anerbieten angenommen, mit einem der Missionare nach Tette zu gehen, und dort Schafe und Ziegen zu kaufen zu suchen. Auf dem beschwerlichen Landweg, der einst Dr. Kirk beinahe das Leben kostete, langte er mit Miss. Rowley in Tette an und fand dort unerwartet freundliche Aufnahme, wie denn auch Livingstone im vorhergehenden Jahre bei seiner Rückkehr dorthin nur Einmal halb scherzhaft gefragt wurde: „Nicht wahr, Sie haben des Gouverneurs Sklaven weggefangen?"

Aber noch ehe sie am 1. April mit 127 Schafen und Ziegen zurückkehrten, wurden die Reihen der Brüder auf's Neue gelichtet. Die drei Capleute verlangten in ihre Heimat zurück; man mußte ihnen willfahren. Dr. Dickinson, der, selbst von schwacher Gesundheit, von Anfang an sich im Dienste der Kranken verzehrt hatte, erlag am 17. März dem Fieber, und wurde neben Scudamore begraben; Clarke genas unter Livingstone's und Kirk's vereinter Pflege von tödtlicher Krankheit, wurde aber von diesen für unfähig erklärt, ein tropisches Klima länger zu ertragen. Drei Wochen nach seiner Rückkehr von Tette beschloß — vielleicht in Folge übermäßiger Anstrengung auf der Reise — auch Thornton auf dem Pionier seinen Lauf. Die Missionare betrauerten den edlen, selbstvergessenden Mann, als wäre er einer der Ihren; Livingstone begrub ihn in der Nähe eines großen Baumes am rechten Schire-Ufer unterhalb der Murchison'schen Wasserfälle.

12. Bischof Tozer.

Eben beschäftigte man sich auf der Missionsstation, durch immer neue Fieberanfälle gemahnt, wieder ernstlich mit dem Gedanken an

*) Mackenzie hatte es ausdrücklich abbestellt.

eine Uebersiedlung in Mbami's Dorf, ja fragte sich schon, ob man nicht am Ende nach Natal oder Johanna zurückkehren sollte, als die Nachricht anlangte, daß ein neuer Bischof mit frischen Kräften gelandet sei.

Vom Vorabend der Abfahrt Mackenzie's aus Johanna im April 1861 bis Ende Juni 1862 war keinerlei Kunde von der Mission zu den Freunden in der Heimat gedrungen. Nur unbestimmte Gerüchte sprachen von einer Niederlassung auf dem Hochlande im Nordosten des Schirethals. Als auf die peinliche Ungewißheit endlich die Nachricht von Mackenzie's und Burrup's Tode folgte, herrschte unter ihnen zwar tiefe Trauer, aber keine Muthlosigkeit. Vielmehr raffte man sich zu glaubensvollem Vorwärtsdringen auf, und um auch seine Stimme dafür zu erheben, war der eifrige Bischof der Capstadt eigens nach England gereist. Viele waren bereit, für die Gefallenen in die Lücken zu treten, von Allen aber schien den Bischöfen von Oxford und vom Cap der begabte Pfarrer Tozer der passendste. Er wurde am 2. Februar 1863 zum Bischof geweiht. Außer seinem Freunde Dr. Steere und zwei andern Missionaren begleiteten den Bischof ein Bäcker, zwei Maurer und ein Zimmermann. Am 19. Mai nahmen sie Abschied von dem Schiff, das sie vom Cap in den Kongone gebracht hatte, und sangen in der frohen Zuversicht, ihrem Herrn im Sturm das Land zu erobern, dessen Boden sie nun betraten, ein lautes Te Deum. Zu so schnellen Siegeshoffnungen wollten dann freilich die nächsten Erfahrungen nicht recht passen. „Unsere Woche ist sehr ereignißlos gewesen," schrieb Tozer acht Tage später. „Wir haben ein paar Geschenke erhalten und einige Lebensmittel eingekauft, wie Reis, Bananen, Geflügel und Eier. Man kann sich keinen Begriff machen von der Barbarei an dieser Küste. Da ist kaum eine Spur von civilisirtem Leben." Als der beredte Mann vor seiner Abreise von England das stolze Wort fallen ließ, andere Gesellschaften haben viel geredet und wenig gethan, er werde sich jedenfalls das Thun angelegen sein lassen, ahnte er kaum, welcher Geduld und Ausdauer, welcher Festigkeit und Ruhe, und vor Allem, welcher Liebe zu den Seelen der Leiter eines Missionswerkes bedarf, und daß er jedenfalls in der nächsten Zeit auch einen Beweis für den Erfahrungssatz abgeben sollte, daß nicht jeder treue Prediger einer Gemeinde in der Heimat auch zu einem Missionar in Central-Afrika tauge. Zunächst fand Livingstone an ihm besonders empfehlenswerth, daß er

jene Vorsicht und Schonung des Leibes besitze, an der es Mackenzie so sehr habe mangeln lassen.

Mit freudiger Sehnsucht sah das kleine Häuflein bei Tschibisa's Dorfe, das unter so vielen Drangsalen treu ausgehalten hatte, der Ankunft der versprochenen Verstärkung entgegen. Aber die Hoffnung, die sie für die Fortsetzung des Werks daran knüpften, gieng nicht in Erfüllung. In der Zeit der äußersten Noth hatten zwar auch sie daran gedacht, bis die Theurung vorüber sei, das Land zu verlassen und in die Natal- oder Capkolonie zurückzukehren, doch das Schwerste war ja jetzt überstanden und ihr Muth neu aufgelebt durch die Aussicht auf Hilfe.

Auf der einsamen, nebligen Spitze des 4000' hohen Moram-bala-Berges an der Schire-Mündung versuchte Tozer nun zwar eine neue Niederlassung zu gründen, aber nach etlichen Monaten gab er sie entmuthigt auf, — weil ihre Behauptung zu viel Leben kosten würde.*) Und ohne das wohlbevölkerte Hochland am obern Schirelauf auch nur untersucht zu haben, beschloß er, sich mit den Missionaren und 25 eingebornen Knaben nach dem Cap einzuschiffen. Allerdings sah er voraus, daß er im Innern Afrika's den Beistand, welchen Livingstone bisher der Mission geleistet hatte, werde entbehren müssen; denn eben sein Schiff hatte diesem den Befehl der Regierung hinaus gebracht, mit der ganzen Expedition vom Zambesi nach England zurückzukehren. Livingstone selbst aber hielt den Entschluß des Missionsbischofs für übereilt und ungerechtfertigt. „Es ist das," sagt er, „so viel ich weiß, der erste Fall, daß eine protestantische Mission aufgegeben wurde, ohne vertrieben zu werden. Ich glaube, daß ich nur die Gefühle vieler lebendiger Glieder verschiedener christlicher Genossenschaften ausspreche, wenn ich sage, daß dieses Ende der Mission der englischen Universitäten schmerzlich zu bedauern ist. Der Boden war im wahrhaften Sinne des Worts geweiht worden durch den Tod der edlen Streiter, die ihn zuerst betraten, und es ist bloße Gerechtigkeit gegen Mackenzie, den ersten der Gefallenen, wenn wir die Verwerfung alles dessen, was er gethan, und das Aufgeben alles dessen, woran so viele Kosten und so theure Leben gesetzt worden waren, einen sehr ernsten Anfangsschritt nennen für einen in der Mission noch so unerfahrenen Mann wie sein Nachfolger."

*) Procter hatte sich mit gebrochener Gesundheit in die Zulu-Mission zurückgezogen, von wo er nach England heimkehrte.

Als im Dezember 1863 Livingstone, vom Nyassa kommend, auf der Heimreise wieder den Schire hinabfuhr, fanden sechs der von Mackenzie aufgenommenen und jetzt wieder ins Heidenthum zurückgeschickten Knaben den Weg zu ihm auf's Schiff und klagten, wie sehr sie jenen Bischof entbehren, der ein Herz gehabt habe und mehr als ein Vater für sie gewesen sei; der sich nie habe tragen lassen, sondern sie getragen habe. Weiter unten, am Morambala-Berge, bildeten die einstigen Pfleglinge der Missionare ein kleines, freies Gemeinwesen. Neben denen, die im Stande waren, selbst für ihren Unterhalt zu sorgen, befanden sich da aber auch einige hilflose Wittwen und ungefähr 30 sieben- bis zwölfjährige Waisenkinder ohne jede menschliche Stütze. Der Bischof hatte sie verlassen; der Reisende nahm sich ihrer an. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, daß Kinder, unter denen Mackenzie als ein Vater gewandelt hatte, wieder ins Heidenthum zurücksinken sollten, und versprach ihnen, sie mitzunehmen und für sie zu sorgen (Februar 1864). Wie verschieden war doch das Schauspiel, das ihre Einschiffung darbot von dem, wenn kummervolle, widerstrebende Sklaven weggeführt werden! Der Kahn schlug fast um, so ungeduldig drängten sich Alle herbei, um möglichst bald sich auf dem Verdeck des Pioniers in Sicherheit zu fühlen! Als dann aber später auf dem Meer ein Sturm ausbrach, große Regentropfen so hart wie Hagel herabfielen, und man in der finstern Nacht nichts sah, als dann und wann den Schein einer hochaufspritzenden Woge, waren die Kleinen überall so hindernd im Wege, daß Livingstone sich wohl die Nothwendigkeit denken konnte, bei einer größern Zahl solcher Passagiere zur Sicherheit Aller die lebendige Fracht in die untern Schiffsräume verschließen zu müssen. Er nahm die Jungen mit sich nach Mosambik, von wo sie größtentheils ans Cap geschickt wurden. Einige begleiteten auch Livingstone nach Bombay.

Indessen — besinnen wir uns erst, ehe wir den neuen Bischof verurtheilen! Wir wissen, daß er Vorsicht übt in Betreff seiner Gesundheit, und freuen uns darüber; daß er in seinen Reden weniger vorsichtig zu Werk geht, soll uns nicht so schnell irre an ihm machen. Mittlerweile hat er doch schon drei Jahre auf jenem Missionsgebiet zugebracht, auf welchem sein edler Vorgänger in weniger als zwei Jahren seine Kraft verzehrte. Auch die anscheinende Herzlosigkeit, womit er die gesammelten Schwarzen zurückläßt, der wegwerfende Ton, in welchem er sich über die Fortschritte derselben ausspricht

(s. S. 102), befähigt uns noch nicht, über seine Tüchtigkeit für den erwählten Beruf abzusprechen. Es sind schon oft die wegwerfendsten Urtheile über Hindu's und Neger von Missionaren ausgesprochen worden, die doch ihr Leben an die Aufgabe rückten, dieselben Völker, mit denen sie sich täglich zu leiden hatten, in geduldiger Arbeit zu heben. Augenblickliche Entmuthigungen, erschwerende Umstände, Rücksichten auf gar zu gefühlvolle Gefährten u. s. w. sind dabei als entschuldigende Momente mit in Rechnung zu bringen. Weiter bleibt zu berücksichtigen, daß die Stimmführer der Hochkirche Englands über die Waffenführung ihres Bischofs in Centralafrika sich dermaßen entsetzt hatten, daß sein Nachfolger es für das Gerathenste hielt, in das entgegengesetzte Extrem zu fallen und jede Anwendung von Gewalt sich zu versagen. Dabei gieng er denn so weit, daß er auch gegen das schreiendste Uebel Afrika's, gegen den Sklavenhandel, sich jedes Protestes enthielt. Einem Livingstone war das unfaßlich; ein Deutscher aber sollte keine Mühe haben, nach Vorgängen im eigenen Lande sich in den Gedankenkreis eines solchen Hochkonservativen zu versetzen. Darum enthalten wir uns alles vorschnellen Richtens. Es ist denn doch möglich, daß der kühle Tozer seine Aufgabe gewissenhaft zu lösen bemüht ist, ja daß er sie am Ende umsichtiger angreift und weiter durchführt als der von seinem Liebesdrang vielleicht gar zu schnell überwältigte Mackenzie.

Indessen ist mit dem Rückzug des Bischofs vom Schire die centralafrikanische Mission vorerst zu Grabe getragen. Vielleicht war es ein, bei Engländern erklärlicher, Mißgriff, sich im Vollgefühl ihrer Wirkungslust und unbekümmert um die Kosten einer solchen Unternehmung, gleich ins Innere eines kaum eröffneten Welttheils zu begeben, ohne erst eine leidliche Operationslinie gesichert zu haben. Dr. Tozer hat aber darum Afrika nicht aufgegeben. Im Oktober 1864 hat er sich nach reiflicher Ueberlegung auf der Insel Sansibar niedergelassen, welche den Handelsmittelpunkt Ostafrika's bildet. Die Mission hat dort einen äußerlichen Halt an dem wackern Residenten, Oberst Playfair, der hier den Sklavenhandel mit Hilfe englischer Kreuzer bekämpft, während die Mission sich zunächst mit der Bildung der ihr anvertrauten Jugend beschäftigt. Der Resident oder Konsul verpflichtete sich unaufgefordert zu einem jährlichen Beitrag von 600 fl.; andere Engländer und Amerikaner, Schiffer und Kaufleute, folgten dem guten Beispiel, dankbar für den protestantischen Gottesdienst, der

ihnen nun eröffnet ist. Der Bischof, unverheirathet wie sein Vorgänger, hat auch wie dieser eine Schwester, die ihm in seiner Arbeit beizustehen entschlossen ist. Nachdem er sich in der muhammedanischen Stadt angesiedelt, mit der Genehmigung des Sultans ein Haus am Gestade gemiethet und eine Kapelle — mit dem Zeichen des Kreuzes auf dem Giebel — eingeweiht hat, ist diese Schwester, Helene, zu ihm gestoßen. Hören wir, was sie (26. Juni 1865) von dort schreibt, und stoßen wir uns nicht an dem eigenthümlichen Tone, den das Fräulein anschlägt. Mit der Zeit kann doch noch, wills Gott, eine „schwarze Schwester" aus ihr werden.

„Mein erster Eindruck ist der eines wunderbaren Erfolgs, den der Bischof und Dr. Steere seit vorigem Oktober erzielt haben. Die neun Knaben sind recht noble Herrlein von sanften Sitten und voll Verstand (einen einzigen Mangandscha ausgenommen, der zwar von weicher Gemüthsart, aber sonst ein schwacher, unbegabter Junge ist); sie sprechen ein wenig Englisch mit reinem Accent und verstehen Alles, was man sagt. Gestern gab ich ihnen in der Kapelle eine Singstunde, sie sangen das 'Ehre sei Gott' und zwei englische Lieder sehr hübsch; ihr Betragen ist über alles Lob erhaben. Ich habe zwei Additions- und Multiplicationsaufgaben mit langen Zahlenreihen richtig gelöst gesehen, und heute hörte ich sechs von ihnen die Geschichte Josephs Englisch und Suahili lesen; ihre Antworten auf die an sie gerichteten Fragen waren köstlich und zeugten von ihrer Aufmerksamkeit und ihrem vollen Verständniß der ganzen Geschichte. Zwei der Knaben sind dem Herzen nach Christen, und Congo, den ältesten, heißen wir immer den künftigen Bischof, so gut, so fest, so ernst, so nachdenklich ist er. In der Kapelle rührt er weder Hand noch Fuß, sondern kniet mit geschlossenen Augen da wie ein gutes Kind, das er meiner Ueberzeugung nach auch ist.

„Gestern führte mich der Bischof durch die ganze Stadt, um mir das von den Madagassen bewohnte Viertel und die Großmutter unseres kleinen Mankono zu zeigen. Es war ein ganzer Zug — voran je zwei und zwei die neun Knaben in ihren rothen Mützen und langen weißen arabischen Gewändern, den besten, die sie hatten, gar rein und hübsch; dann der Bischof und ich, gefolgt von sechs Mädchen in Rosakleidern und weißen Halstüchlein; am Schluß endlich Dr. Steere und Fräulein Jones. Mir dünkte es wie ein Gang durch eine orientalische Mährchenwelt. Etwas so wunderbar Träumerisches

hatte ich noch nie gesehen. So oft wir um eine Ecke bogen, tauchten neue Bilder vor uns auf, von denen jedes mir eine Studie schien. Im englischen Stadttheil, wo Oberst Playfair regiert, sind die schmalen Straßen mit einer Art Mörtel gepflastert; aber als wir diesen verließen, wurde es sehr staubig und schmutzig, sehr eng und krumm, gar seltsam. Eine Menge dunkler, schwärzlicher Gestalten und ganz unbeschreibliche Trachten — Gürtel, Ohr- und Nasenringe, Turbane, Kaftane, und alle paar Schritte ein schnelles Aufstehen, ein Bedecken des Gesichts und 'Salaams' gegen einander. Der Bischof wird offenbar für einen großen Mann gehalten. Der Sultan heißt ihn: 'Das Haupt aller Religion, den frommen, den erhabenen, den berühmten, den ausgezeichnetsten, den geliebtesten, unsern Bruder und Freund.' Unwillkührlich habe auch ich die Hand an die Stirne gelegt und 'Salaam' gesagt, als hätte ich es mein Leben lang gethan. Der Anblick zweier neuen Gesichter und zwar von Damen, die bei hellem Tage ausgehen, wäre eine genügende Entschuldigung für jedes Anstaunen und jeden Ausruf gewesen; aber obgleich alle Augen auf uns gerichtet waren, sah ich weder ein Lächeln noch hörte ich im Vorübergehen irgend ein anderes Wort als 'Salaam'. Als wir in den madagassischen Stadttheil eintraten, gewann Alles ein anderes Aussehen. Dunkle Gesichter sahen uns an, und dann tönte es hinter uns her: 'Dschamba, Dschamba, sana, sana' (willkommen, sehr, sehr willkommen). Natürlich erwiederten wir den Gruß. Aber wie soll ich die Scene beschreiben, die nun folgte, als wir uns dem Häuflein Hütten nahten, wo wir die alte Großmutter besuchen wollten? Augenblicklich waren wir von wohl hundert Personen umringt. Ich wurde erfaßt, in die Hütte gezogen, aus lauter Gastfreundschaft zum Sitzen auf eine Matte niedergedrückt und dann von den um mich versammelten Frauen sanft berührt und willkommen geheißen. Sobald ich nur konnte, entwischte ich wieder ins Freie. Draußen aber hatte die Menge sich noch vermehrt; Mankono wurde von seinen Freunden und Verwandten laut begrüßt; den Bischof und Dr. Steere hatte man auf eine Art Thron aus Matten gesetzt; nun wurde aus irgend einer Ecke auch noch ein Stuhl herbeigeschafft, und wir waren der Mittelpunkt einer gedrängten, bewundernden Versammlung.

„Der Besuch dauerte etwa zwanzig Minuten, dann nahmen wir Abschied und traten, begleitet von wohl 50 schwarzen Gestalten, den Heimweg an. Die Großmutter kam nach hiesiger Sitte auch

eine Strecke weit mit uns, und schied dann mit Salaam's. Ein Mann begleitete uns den ganzen Weg, eine starke halbe Stunde lang; die andern verliefen sich allmählich. Als wir in der Dämmerung nach Hause zurückkehrten, hatten wir unterwegs manch reizenden Blick in das malerische Innere der Häuser, wo brennende Lampen auf dem Boden standen und Kissen rings umher lagen zum Abendgeplauder. Allerliebste, schwarzäugige arabische Kinder bedeckten ihre Gesichtchen mit ihren zarten Händen und sagten Bon jour und Salaam; mit dem gleichen Gruße erhoben sich langsam auch die schönen, gravitätischen Männer von der Schwelle ihrer Thüre. Plötzlich standen wir in der schmalen Gasse vor zwei Männern, die ihre Hüte abnahmen und uns ins Gesicht sahen. Es waren Amerikaner, eben von einem Bostoner Schiff gelandet. Ihr könnt euch doch denken, wie eine so unerwartete englische Erscheinung mich wie aus einem Traume wecken mußte.

„Ich liebe das hiesige Leben bis jetzt außerordentlich. Es ist Arbeit da für zehn Frauen anstatt für drei. Ich lerne von Morgen bis Abend Suahili. Dr. Steere hat mir eine kurze Grammatik gemacht und gibt mir neue Theile davon, so schnell ich die ersten lernen kann. Selim, ein Araber vom englischen Konsulat, sitzt zu meinen Füßen und hört mich mit unendlicher Geduld die Zahlen wiederholen, die ich jetzt bis zu 1000 kann; Arabisch und Suahili sind darin seltsam gemischt, indem die Zehner aus der ersteren, und die Einer aus der letzteren Sprache genommen sind. Selim kann nur wenig Englisch, aber er sucht mich zu ermuthigen, indem er sagt: 'Nach und nach Sie sprechen Zanzibar — morgen — übermorgen — Sonntag.'

„Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll mit Erzählen; es ist alles hier so fremdartig und neu. Die Hitze ist größer, als man sie in England je zu fühlen bekommt, und die Moskito's sind sehr lästig." Doch gilt der Platz für gesund.

Von der centralafrikanischen Mission nehmen wir also vorerst Abschied, seit sie in eine ostafrikanische übergegangen ist. Wir können uns über das Aufgeben des weit vorgeschobenen Außenpostens betrüben, und dürfen doch uns damit trösten, daß was aufgehoben scheint, nur aufgeschoben sein mag. Vorerst haben wir nun doch auf jener Ostküste nicht mehr blos die vereinzelte Station der kirchlichen Mission unter den Wanika ins Auge fassen, sondern auf Sansibar ersteht gleichfalls eine kräftige Missionsthätigkeit. Diese will sich durchaus

nicht auf das kleine Inselchen beschränken, wo sie ihren Sitz hat, sondern richtet schon ihr Augenmerk auf das gegenüberliegende Usambara-Land und das am Pangâni weiter hinauf bis zu den Schneebergen sich erstreckende Dschaga-Gebiet. Beide sollen nächstens besetzt werden.

Die Freimethodisten sodann, die im Jahr 1862 sich neben der kirchlichen Station Kisuludini, in dem nur drei Stunden nördlicher gelegenen Ribe niedergelassen hatten, bereuen nun die ungeschickte Wahl des Orts und haben den kühnen Gedanken gefaßt, von den Wanika weg in die nordwärts sich ausbreitenden Länder der Gala ihre Wirksamkeit zu verpflanzen. Da freut es uns, den Bischof mit ihnen in herzlichem Verkehr zu wissen, indem er es sich angelegen sein läßt, alle Arbeiter auf der weitgestreckten Küste in innigen Einklang zu bringen. Nach seinem Rathe soll Lamu die Küstenstation für diese neue Gala-Mission werden, der er von Sansibar aus möglichste Unterstützung zu sichern bemüht ist. Und endlich ist Dr. Livingstone auch wieder an jenem Gestade geschäftig, um einen Weg ins Innere zu finden, nördlich von dem bereits durchforschten 600 Stunden langen Uferlande, welches die Portugiesen als ihr Eigenthum ansprechen, um wenigstens alle Störer des Sklavenhandels davon fern zu halten, wenn sie auch sonst nichts darauf zu schaffen vermögen. Irgendwie nähren wir doch die stille Hoffnung, daß das Evangelium seiner Zeit an die fernen Gräber eines Mackenzie und seiner hochherzigen Genossen vordringen und in dem von ihnen das erstemal aufgeritzten Boden seine Früchte zur Reife bringen wird.

Wenn die englischen Universitäten einerseits dem Hochkirchenthum und der Hinneigung zur starren Tradition einen bedenklichen Anhalt bieten, während sie andrerseits auch der Neologie und dem Unglauben sich zu öffnen beginnen, so tröstet uns beim Blick auf ihren Einfluß und ihre Zukunft die Opferwilligkeit, welche sie in ihrer afrikanischen Mission bewiesen haben, und die Betrachtung der mancherlei Gaben, wie sie sich als vom HErrn geschenkt und Ihm rückhaltlos geweiht in dieser kurzen Leidensgeschichte für jedes einfältige Auge bewähren sollten. Gebe Gott, daß an den deutschen Universitäten ein solches Vorbild nicht wirkungslos vorübergehe!

Missions-Zeitung.

Zwei Heimgänge in der Kol-Mission.

Im Tschota Nagpur Distrikt entschlief am 4. Juli 1865, 21 Jahre alt, John Prabhudayal Frank, ein junger Christ, dessen Heimgang die Missionare als einen schweren Verlust für ihre Gemeinde betrachten, und über dessen Lebensgang sie uns Folgendes mittheilen. Als der Sohn eines Brahmanen im Jahr 1844 in Kaschmir geboren, erhielt er von seinem Vater den Namen Prabhudayal (der Herr ist gnädig), fast als ahnte derselbe, daß der Knabe in späteren Jahren in ganz besonderem Grade die Freundlichkeit Gottes zu schmecken bekommen sollte. Als er noch ein Kind war, starb seine Mutter, und der Vater zog nun südwärts ins Pandschab, wo er in einem Dorfe Priester des Tempels wurde. Der Knabe erhielt eine sorgfältige Erziehung, aber der Militär-Aufstand, der im Jahr 1857 ausbrach, machte seinen Studien ein plötzliches Ende. Der ältere Bruder trat in ein Reiterei-Regiment ein, und Prabhudayal, noch nicht volle 14 Jahre alt, zog mit ihm ins Feld. Er hatte schon manches Handgemenge mit den Rebellen mit angesehen, als einst sein Bruder todt, mit Blut und Wunden bedeckt, aus dem Kampfe zurückgebracht wurde. Da zog ein tiefes Weh durch seine Seele. Von diesem Augenblick an nahm er innerlich Abschied von der Welt, um sich fortan ausschließlich mit Gedanken an den Tod und das Heil seiner Seele zu beschäftigen. Aeußerlich aber blieb sein Leben so ziemlich dasselbe. So jung er war, rückte er an die Stelle des gefallenen Bruders vor. Als kurz darauf sein Regiment aufgelöst wurde, trat er als Trompeter in ein anderes ein. Bisher hatte er Niemand gefunden, der sein geängstigtes Herz hätte zu Jesu weisen können; jetzt war er zwar fast von lauter Menschen umgeben, die den Namen Christi trugen, denn die Musikanten der Sipahi-Regimenter bestehen meist aus Mischlingen; allein sie lebten in solcher Unwissenheit und Finsterniß dahin, daß er auch bei ihnen nicht fand, was er suchte. Im November 1861 jedoch wurde sein Regiment nach Duranda in Tschota Nagpur versetzt. Bald hatte einer der Musikanten die Mission ausgefunden und fieng an die Sonntags-Gottesdienste zu besuchen. Ein anderer folgte, und nicht lange stand es an, so stellten sich sämmtliche christliche Trommler und Pfeifer allsonntäglich in der Kirche ein; manche suchten auch im Lauf der Woche religiöse Belehrung. Dadurch wurden auch die Nichtchristen aufmerksam, und unter ihnen besonders der junge Brahmane Prabhudayal. Am 15. Mai 1862 kam er zum ersten Mal mit einem jungen muhammedanischen Trommelschläger zu den Missionaren, und der Eindruck, den er da erhielt, war so gewaltig, daß er schon nach drei Tagen wiederkehrte und

den Wunsch aussprach, die Kaste sogleich zu brechen.

Mit großer Freude nahmen ihn diese als ihren Schüler an. Er aber gab sich von diesem Tage an mit ganzer Seele der Beschäftigung mit dem Worte Gottes und dem Umgang mit dem Herrn durch Gebet und stille Betrachtung hin. Am 22. Juni wurde er getauft und am 10. August empfieng er zum ersten Mal das heil. Abendmahl. Obgleich nun seine Vorgesetzten sich seiner annahmen, hatte er doch Verfolgungen und Verläumdungen zu erdulden, die er mit großer Sanftmuth ertrug. Sein sehnliches Verlangen war, seine Entlassung aus dem Militärdienst zu erhalten, um ein Bote Christi unter seinen Landsleuten zu werden. Auch die Missionare wünschten das von Herzen, und um so mehr, da seine Lungen nicht für das Blasen der Trompete gemacht schienen. Bereits warfen ihn öfters Brustschmerzen und Blutspeien nieder, trotz allem aber wurde seine Entlassung nicht angenommen. Er mußte bleiben und forttrompeten, bis sein Zustand hoffnungslos war.

Im November 1863 wurde sein Regiment nach Gwalior versetzt. Dort endlich erhielt er im Juli 1864 seinen Abschied, und eilte zu seinen Freunden in Tschota Nagpur zurück. Er sah so wohl und glücklich aus, daß diese hofften, ihn noch manches Jahr behalten zu dürfen. Das war aber eine Täuschung. Bald nöthigte ihn sein Lungenübel, seine Bibelstunde aufzugeben und das Bett zu hüten. Er hatte nicht den Wunsch abzuscheiden, sondern vielmehr den, immer tüchtiger zu werden für die Arbeit am Reiche Gottes, aber in der heil. Schrift, die immer auf seinem Bette lag, fand er Trost und Stärkung unter allen Leiden. Verse, die ihm besonders wichtig wurden, schrieb er in sein Tagbuch nieder. Da sind gar viele zu lesen, die einen tiefen Blick in sein inneres Leben thun lassen, und zeigen, was für ein gediegener Christ er war. An seinem Todestag, als er in seinen Fieberträumen nicht einmal mehr seine Freunde, die Missionare, erkannte, blieb sein Herz doch fest an Jesu hängen. Auf die Frage: „Sind dir deine Sünden vergeben?" antwortete er schnell: „Ja, in der heil. Taufe und im Abendmahl."

Kurz vor seinem Ende brach er in die Worte aus: „O Herr, wenn in Deinem heiligen Buch Sünden von mir verzeichnet sind, lösche sie aus nach Deiner großen Barmherzigkeit und mache mich rein durch Dein kostbares Blut. Bereite mich vor für Dein himmlisches Reich, daß ich nach meinem Tode zu Dir komme. Höre mein Seufzen und gieb mir über Bitten und Verstehen." Und mit den Worten: „Der Herr ist bei mir!" entschlief er. Sein aufrichtiger, einfältiger, liebevoller Charakter, seine Treue, sein Eifer und seine Furchtlosigkeit im Bekenntniß Christi und seine selbstvergessende Sorge für das Reich Gottes und das Heil der Seelen, werden sich nicht sobald wieder in einem andern der jungen Christen vereinigt finden.

Den Tag nach John Prabhudayal Frank starb ein anderer Mann, der verschiedene Male die

heil. Taufe verlangt, sie aber bis zu seinem Ende nicht erhalten hatte. Er war ein Zemindar oder Gutsbesitzer und gehörte zu dem alten Königsgeschlecht von Tschota Nagpur. Schon im Jahr 1847 wurden die Missionare bekannt mit ihm, und er trat damals in nähere Verbindung mit ihnen. Es war im Oktober jenes Jahrs, daß zwei Männer ins Missionsgebäude kamen und eine Unterredung mit den Missionaren begehrten. Mit ehrerbietigem Salam wurde der eintretende Missionar von den zwei gut gekleideten, anständigen, verständig aussehenden jungen Männern begrüßt. Der ältere von ihnen erhob seine Hände wie zum Gebet, sprach das Vater Unser, und bat dann: „Geben Sie mir das Buch, in dem dieses Gebet steht." Mit freudig bewegtem Herzen sprach der Missionar mit ihm, und gab ihm außer dem Evangelium Matthäi auch noch einige Traktate. Die beiden Männer waren Bal Bisnath Schah und sein jüngerer Bruder. Einige Monate, nachdem er die Bekanntschaft der Missionare gemacht, hätte der erstere gerne die Fesseln der Kaste durchbrochen, aber er konnte weder damals noch später den Muth dazu finden. Er kam oft zu den Missionaren und besuchte auch Sonntags die Kirche, wenn er gerade in der Stadt war. Von Jahr zu Jahr schien seine Verbindung mit den Missionaren inniger zu werden; er bezeugte sich sowohl in als außerhalb der Kirche als Christ, bekannte den Namen Jesu vor Jedermann, hielt mit seiner Familie den Sonntag heilig und ließ an demselben auf seinem Gute nicht arbeiten; er las die heil. Schrift und führte in seinem Hause tägliche Morgen- und Abend-Andachten ein, ja lud auch Andere ein, an den Segnungen des Evangeliums theilzunehmen und führte dadurch den Missionaren nicht wenige ihrer späteren Gemeindeglieder zu. Aber er selbst brachte es nicht so weit, alle Bande zu zerreißen, die ihn an die Welt fesselten und vom Christenthum trennten. Dieser Stricke waren es freilich viele und starke, aber sie mußten beseitigt werden, ehe er die Taufe empfangen konnte. Manchmal weinte er wie ein Kind über seine Schwäche, und tröstete sich dann wieder mit der Hoffnung, es werde noch eine Zeit kommen, wo ihm die Kraft werde, Alles von sich zu werfen, was ihn von Christo scheide. Wieder und wieder kamen Tage, an denen er in großer Seelenangst schien und die Missionare nicht verlassen wollte, ohne die Taufe erhalten zu haben, und wieder und wieder mußten diese mit schwerem Herzen ihm sein Gesuch verweigern. Ach wie wahr wurde an ihm das Wort des Herrn: „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme!" In seiner letzten Krankheit verwarf er alle Ceremonien und heidnischen Gebräuche seines Volks und verließ sich einzig auf den Herrn Jesu, bis ihn plötzlich und sehr unerwartet der Tod überfiel. Möge der Herr ihn in Gnaden angenommen haben, obgleich er in seiner Schwachheit sich nicht allen Bedingungen zu unterwerfen vermochte, an denen

die Missionare festhalten müssen, um eine Seele durch die heil. Taufe der Gemeinde Christi einzuverleiben.

(Report of the Chota Nagpur Mission.)

Die Basuto-Mission.

Seit bei den Jahresfesten der Pariser Missionsgesellschaft die Hoffnung ausgesprochen wurde, die Boers werden von ihrem Vorhaben, die Basuto's zu unterjochen, abstehen müssen, sind Nachrichten von neueren, schwereren Stürmen gekommen, die über die Basuto's und die Mission unter ihnen hereinbrachen. Bis dahin war es von Seite der Boers nur auf die Eingebornen abgesehen gewesen; jetzt wird auch den Missionaren offen der Krieg erklärt. Im Verdruß darüber, daß ihnen die Unterwerfung der Basuto's nicht gelingen wollte, haben die Boers gegen Ende Januars in ihrem Volksrath eine Reihe von Maßregeln beschlossen, die den Erfolg eines neuen Feldzugs sichern sollten. Die hauptsächlichste derselben ist der gemessene Befehl, der den Missionaren zugeschickt wurde, ihre Stationen zu verlassen und das Land zu räumen, wiedrigenfalls sie als Feinde angesehen würden. Im ganzen Rath haben sich nur drei Stimmen dieser Ungerechtigkeit widersetzt. Darunter war freilich der Präsident des Freistaats, Brand, aber da sein Nein nicht die Kraft hat, den Beschluß der Versammlung aufzuheben, blieb sein Widerspruch ohne Wirkung. Natürlich wäre die Abreise der Missionare auch abgesehen von dem Schaden, den sie der Sache des Christenthums und der Civilisation brächte, mit bedeutenden Verlusten verknüpft. Ihre Wohnhäuser, Versammlungssäle, Schulen, Gärten, Felder würden unfehlbar verheert; auch hätten sie nicht die nöthigen Transportmittel, um ihre für die Mission sehr werthvollen Möbel, landwirthschaftlichen Geräthschaften, Handwerkszeuge verschiedener Art, Druckerpressen und Typen, Papier und dgl. fortzuschaffen. Wenn die Missionare den Krieg nicht verhüten konnten, so milderten sie doch dessen Charakter, und man zittert beim Gedanken an die Grausamkeiten, welche die Eroberer sich von der Stunde an erlauben würden, wo sie sicher wären, Niemand mehr zu begegnen, der ihre Thaten verrathen könnte. Es ist klar, daß man die doppelte Absicht hat, lästige Zeugen zu entfernen und zugleich die Eingebornen zu schwächen, indem man ihnen diejenigen entzieht und verdächtigt, die sie gewohnt waren als ihre besten Freunde zu betrachten.

Der Beschluß des Volksraths hat die einstimmige Mißbilligung aller edleren Männer in der Kapkolonie erregt; der französische Konsul richtete sogleich zwei Schreiben an den Präsidenten desselben, auf welche vor Postabgang aber noch keine Antwort erfolgt war. In Paris begaben sich die Vorsteher der Missionsgesellschaft sogleich zum Minister des Außern, um die nahe an 80 Seelen zählenden Missionsfamilien dem Schutze des Heimatlandes zu empfehlen; eine Bittschrift ähnlichen Inhalts wurde an

den englischen Minister der Kolonieen gerichtet. Unabhängig von diesen Schritten thaten sich auch in Holland die Missionsfreunde zusammen, um einen Protest zu Gunsten der französischen Missionare abzufassen, der sogleich an die Regierung des Freistaats abgesandt werden soll. Unterdessen sind diese natürlich in großer Bedrängniß. Ihre Vorräthe waren nahezu erschöpft und ihr Verkehr so unterbrochen, daß sie die Geldmittel nicht beziehen konnten, welche die Missionsgesellschaft ihnen zur Verfügung stellte. Zudem war die Aussicht, diese Verlegenheiten noch wachsen zu sehen, und ihre Frauen und Kinder der Wuth von Leuten aussetzen zu müssen, von deren Rohheit sie schon Proben erlebt hatten, eine schwere Glaubensprüfung für sie. Gedenken wir dieser Brüder, die um der Verkündigung des Evangeliums willen so weit hinausgezogen sind, vor dem treuen, starken Herrn, der allen Seinen Boten verheißen hat: „Siehe Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende."

Was Miss. Ellenberger auf der Station Bethesda erlebte, so lange den Missionaren von den Boers noch Schonung versprochen war, erzählt ein Brief, aus dem wir hier die Hauptsache mittheilen:

„So wie Anfangs Juli (1865) die Boers sich der Station Hebron nahten, flohen die Bewohner von Bethesda in die benachbarten Berge. Als die Feinde dann wirklich kamen, lenkte ihnen der Herr das Herz so, daß sie sich mit der Plünderung der Speisekammer begnügten und sich gegen uns und ungefähr 30 eingeborene Frauen, die sie mit ihren Kindern in unserem Hause fanden, gut betrugen. Ehe sie aber weiter zogen, brannten sie die Hütten der Armen nieder und vernichteten wenigstens 300 Säcke Korn und Mais. Während die Boers sich nun nach Thaba Bosigu wandten, kam eine der zu unserer Gemeinde gehörigen Frauen nach der andern wieder vom Gebirge herab. Sie quartierten sich in der Kirche und in kleinen, schnell errichteten Hütten ein, und Gott Lob! sie fanden bald da und dort in den Dörfern Nahrung für sich und ihre Kinder, so daß sie bis zur Ernte genug hatten. Heidnische Weiber, welche sie so friedlich auf der Station wohnen sahen, wollten ihre Ruhe mitgenießen und kamen auch herbei mit einem Vorrath von wohl 150 Säcken Korn, obgleich wir ihnen gerathen hatten, denselben lieber noch eine Zeitlang im Gebirge zu lassen und sich selbst in Höhlen zu bergen. Ein zweiter Besuch von Soldaten des Freistaats, bei dem die englischen Anführer die Frauen und Kinder mit Schonung behandelten und ihren Leuten nicht erlaubten, die neu errichteten Hütten zu betreten, verbreitete unter den Basuto's den Glauben, die Station sei eine wahre Rettungsarche. Es kamen ihrer immer mehrere herbei, so daß sich bei den Gottesdiensten 180 — 200 Zuhörerinnen und in der Sonntagsschule 90 Schüler einfanden. Die Hoffnung lebte wieder auf in den Herzen, und in den Schall der Mühle mischte sich der Gesang geistlicher Lieder. Abends, vor Schlafengehen hörte man von allen Seiten

Dank und Bitten zu dem Geber aller guten Gaben aufsteigen.

„Wir bereiteten uns schon auf die Feier des Christfests vor, als am 19. Dezember mit Tages-Anbruch ein Alarmschrei uns aufschreckte. Zehn männliche Gemeindeglieder, von denen sieben Tags zuvor gekommen waren, um ihre Frauen zu besuchen, rannten davon, die Einen zu Pferd, die Andern zu Fuß in möglichst schnellem Lauf. Kaum waren sie einen Flintenschuß weit von uns entfernt, so überfielen uns die Feinde, ihre Führer verwünschend, daß sie sie einen solchen Fang haben verfehlen lassen. Ein Haufe von 25 Männern verfolgt die entronnenen Christen; diese aber pflanzen sich auf einem Hügel auf und erwarten den Feind, dessen Schüsse sie so lebhaft erwiedern, daß er umkehrt. Unterdessen aber plünderte der Haupttrupp der Feinde unbarmherzig das ganze Besitzthum der armen Weiber und schleppte unser eigenes Vieh fort. Unser Protest dagegen wurde nur mit Schimpf und Spottreden beantwortet. Rührend war es, daß unsere Christen, das Elend, dem sie selbst entgegengiengen, vergessend, nur darüber klagten, daß ihre Lehrer um ihretwillen so viel Verlust, Hohn und Widerwärtigkeiten erdulden müßten. Da die armen Frauen sich der Gefahr aussetzten, mißhandelt zu werden, wenn der Feind wiederkäme, schlugen wir ihnen vor, entweder wieder in die Berge zurückzukehren, oder sich auf eine nahe, doch außerhalb des Kriegsschauplatzes gelegene Station der Methodisten zu begeben, wo wir Lebensmittel hatten ankaufen lassen für den Fall, daß wir von unsern Gemeindegliedern dorthin schicken müßten. Am andern Tag schieden sie, um diese Reise anzutreten. Es war ein herzzerreißender Abschied, bei dem wir selbst unsere Rührung nicht zu beherrschen vermochten. Wir knieten nieder und Miss. Goßelin empfahl sie mit bewegter Stimme der Gnade, der Liebe und dem Schutze Gottes. Nach einigen Tagen erreichten sie glücklich ihr Ziel und wurden von Miss. Daniel mit herzlicher Liebe aufgenommen. Unsere Dienstboten mußten sich auch in die Berge flüchten. Einer von ihnen war mißhandelt worden, nur weil er bezeugt hatte, unser Vieh gehöre wirklich uns, und so wollten wir ihn nicht länger dem Haß dieser Leute preisgeben. Zwei junge Mädchen indeß, denen wir wiederholt sagten, wenn sie wollen, können sie sich zu ihren Eltern flüchten, sind bei uns geblieben und haben geantwortet: 'Nein, wir wollen Sie in dieser schweren Zeit nicht verlassen. Wenn der Herr uns sterben lassen will, fürchten wir uns nicht, mit Ihnen zu sterben. Er kann uns hier so gut wie anderswo erhalten.'

„Nach dem Abmarsch der aus der Kapkolonie gekommenen Freischaar schrieben wir ihrem Höchstkommandirenden, um uns über das Benehmen seiner Leute zu beschweren und die Zurückerstattung unseres Viehs zu verlangen. Da wir aber keine Pferde und keine Boten mehr hatten, blieb unser Brief acht Tage liegen. Noch ehe er in die Hände des Kommandanten gelangte, kam dieser selbst hie-

her, um zu recognosciren. Er versprach uns, sein Möglichstes zu thun, daß wir unser Eigenthum zurückerhalten, setzte aber hinzu: 'Das Leidige an der Sache ist, daß ein Theil Ihres Viehs schon geschlachtet und verspeist ist.' Und bis heute ist uns noch nicht Recht geworden."—

Die neueste schmerzliche Nachricht von dem Arbeitsfeld der französischen Brüder in Südafrika ist der Tod Missionar Fredoux's, Schwiegersohns des ehrwürdigen Moffat. Er verließ Kuruman am 19. März, um eine Missionsreise anzutreten. Den Tag darauf folgte ihm ein reisender Kaufmann Nelson, der aber wegen schmählichen Betragens zurückgeschickt wurde. Betrunken, wie er war, weigerte er sich, zu gehorchen. Während Fredoux ihm Vorstellungen macht, zündet er das im Wagen befindliche Pulverfäßchen an, fliegt selbst in die Luft und tödtet zu gleicher Zeit den Missionar und fünf Eingeborene. Einige Andere kamen mit Wunden davon. Fredoux ist der erste Missionar der französischen Gesellschaft, der in Südafrika gestorben ist!

Nun endlich hat Moschesch Frieden geschlossen, und zwar wie es scheint, unter Abtretung seines halben Landes an den Oranje Freistaat. Hoffen wir, daß durch diesen Schritt wenigsten die Vertreibung der Missionare rückgängig gemacht wird!

Madagaskar.

Bei den Londoner Jahresfesten im Mai dieses Jahres schilderte Miss. Ellis unter allgemeiner Theilnahme seinen Besuch in Madagaskar im Jahr 1861. Acht Jahre vorher hatte er die dortigen Christen zitternd und gedrückt verlassen, jetzt wurde er zwei Tagereisen vor der Hauptstadt von Hunderten, die ihm entgegenkamen, freudig willkommen geheißen. In Antananariwo angelangt, hörte er, daß nach seiner Abreise im Jahr 1856 die schrecklichste von allen Christenverfolgungen ausgebrochen sei, deren Schauplatz je Madagaskar war. Die Häupter der Christen, mit denen er die letzte Nacht vor seinem Abschied zugebracht hatte, waren den Märtyrertod gestorben, und ihre Angehörigen drängten sich nun um ihn her, ihm zu sagen, daß Gott ihnen Gnade geschenkt habe, treu zu bleiben, und daß sie, die Ueberlebenden, bei allem Schmerz über ihren Verlust, Gott danken, daß nicht nur Keiner von ihnen Jesum verleugnet, sondern daß Er sie auch gewürdigt habe, um Seines Namens willen zu leiden. Wehmuth und Freude mischte sich bei diesem Wiedersehen in Ellis Herzen, aber die Freude siegte; denn die Macht der Gnade, welche diese Eingebornen tüchtig gemacht hatte, fröhlich dem Tode entgegenzugehen, damit sie eine bessere Auferstehung erlangen möchten, war ihm eine Bürgschaft für den endlichen Sieg des Evangeliums auf der ganzen Insel.

Am ersten Sonntag, den er in der Hauptstadt feierte, wohnte Ellis einer Versammlung auf dem Platze bei, wo im Mai 1831 das erste Lokal zur Verkündigung des Evangeliums eröffnet wurde. Als dann

1836 die Missionare das Land verlassen mußten, nahm die Regierung von jenem Gebäude Besitz und verwandelte es in ein Gefängniß. Da lagen zwischen Dieben und andern Verbrechern die ersten Christen gefangen; von da aus wurden die ersten Märtyrer zum Tod geführt. Bis zum Jahr 1853 diente es als Gefängniß; dann wurde es zu noch tieferer Erniedrigung in einen Stall verwandelt. Jetzt aber sah Ellis innerhalb dieser Mauern eine Versammlung von wohl 800 Personen auf dem Boden sitzen. Bei seinem Eintritt erhoben sie sich und stimmten ein Lied an. Einer der eingebornen Prediger hieß ihn hierauf im Namen der Versammlung willkommen und drückte in einigen gebrochenen Sätzen ihre Dankbarkeit für die theilnehmende Liebe der Christen in England aus. Zweimal waren schon die ursprünglichen Mauern erweitert worden, und doch standen immer noch viele Leute draußen an Thüren und Fenstern und suchten etwas von den Worten des Predigers zu erhaschen. Ellis hörte, das seien Heiden und Wahrheitssuchende, die Christen drängen sich alle im innern Raum zusammen. Man warnte ihn, sich bei seiner Rede ja nicht an die Draußenstehenden zu wenden, weil sie vielleicht erstmals zum Zuhören gekommen seien, und erschrecken und davonlaufen und wegbleiben würden, wenn sie sich beachtet wüßten. — Von dort besuchte er eine große Versammlung von Handwerkern im Regierungsdienst, deren Aufseher mit der frühern Mission in Verbindung gestanden waren, und während sie die Leute Holz und Eisen bearbeiten lehrten, sie auch in die viel köstlichere Erkenntniß der heiligen Schrift einführten. Viele hatten sich schon dem Christenthum zugewendet, und die Regierung hatte ihnen zu ihren Zusammenkünften einen langen Zimmermannsschuppen überlassen, der an 1000 Personen faßte. Er war gedrängt voll, als Ellis eintrat. Die Begrüßung war nicht minder herzlich als in der ersten Versammlung. Ueberhaupt bekam er gar manchmal zu hören, daß wenn die madagassischen Christen neben ihrem Vertrauen auf Gott noch irgend etwas anderes stärke und erfreue, es das Gefühl ihrer Verbindung mit den englischen Christen sei. Und wenn er auf die beliebte Redensart: England sei ihnen Vater und Mutter, etwa lächelnd erwiederte: „Ich kann Euch ja nicht Vater und Mutter zugleich sein," antworteten sie: „Du und Dein Land und die Christen in England sind beides, Vater und Mutter für uns; denn sie haben uns geliebt und gepflegt und für uns gesorgt." Ellis bat die Versammelten, gerade so fortzumachen, wie wenn er nicht da wäre, und war da Zeuge von solchem Ernst und solcher Andacht von Seiten der Zuhörer und von einer so klaren, bündigen Verkündigung des Evangeliums, als nur immer bei irgend einem Gottesdienst in der Heimat. Mit frohem Muth und dankerfülltem Herzen schied er aus ihrer Mitte. In einer andern Kirche im Westen der Stadt fand er wieder eine Versammlung von ungefähr 1000

Personen. Es war Sitte unter den madagassischen Christen, sich Sonntags schon vor Tagesanbruch in der Kirche einzufinden und etwas Speise mitzunehmen oder sich von ihren Dienern bringen zu lassen; Viele blieben bis zum Abend dort und brachten den ganzen Tag unter Gespräch und gottesdienstlichen Uebungen zu. Als Ellis sie fragte, warum sie schon so frühe zusammen kommen, sagten sie ihm, in den langen Verfolgungsjahren von 1836 bis 61 seien sie gewohnt gewesen, sogar nur in der Nacht von Samstag Abend elf Uhr bis Sonntag Morgens drei Uhr ihre Versammlungen zu halten. —

An jene Verfolgungen wurden die englischen Zuhörer, denen Ellis dieß berichtete, auch durch die um des Bekenntnisses Jesu willen getragenen Fesseln gemahnt, die er von seinem Besuch mitgebracht und vor sich auf dem Tisch liegen hatte. Alles was ihm sonst noch zu erzählen blieb von dem Wachsthum der christlichen Gemeinden und der Empfänglichkeit der Jugend für das Evangelium, war höchst erfreulicher Art. Einen wahren Sturm von Begeisterung erregte es, als er zum Schluß noch den von der Königin von Madagaskar im August 1865 unterzeichneten Freundschafts-Vertrag mit England erwähnte, in dem dieselbe erklärte: „In Uebereinstimmung mit dem Wunsch der Königin Viktoria, verspricht die Königin von Madagaskar, daß keine Christenverfolgungen in ihrem Lande stattfinden sollen."

(Missionary Chronicle.)

Aus Japan.

Nun ist der erste Japaner getauft worden, ein alter Mann Jano, der viele Jahre lang Arzt war, seit 1860 aber mit Missionar Ballagh (von der holländischen Kirche Amerika's) in innigem Verkehr stund. Seine Gesundheit war so schwach geworden, daß er im November 1865 dringend um die Taufe bat, indem er nur in Jesu sein Heil suche und finde und mit Buddhas und andern falschen Lehren fertig geworden sei. Natürlich wurde ihm die Gefahr vorgestellt, in welche er sich begebe, da die Gesetze gegen das Christenthum noch nicht zurückgenommen sind. Aber alles das rührte ihn nicht im Geringsten. Mit der vollen Beistimmung seiner Gattin, seines Sohnes und seiner Tochter ließ er sich durch die heilige Taufe in die Kirche Christi aufnehmen. Der HErr helfe weiter!

Georg Tubou,
König der Freundschafts-Inseln.

Die Freundschafts- oder Tonga-Inseln.

1. Der erste Eindruck.

Hören wir vorerst, wie ein Missionar seine Ankunft in Tonga beschreibt.*) „Am Morgen des 19. Juni 1846 erblickten wir zum ersten Male die verschwommenen Umrisse Tongatabu's und seiner Nachbarinseln. Die vorhergehende Nacht war drückend schwül gewesen, und freudig eilten wir mit Tagesanbruch auf den ersten Ruf: 'Land!' aus der dumpfen Stickluft der Kabinen hinauf aufs Deck. Kein Wölkchen war am Horizont zu sehen, und mit unvergleichlicher Pracht stieg die Sonne aus den Fluthen empor, den ganzen Ocean mit goldenem Licht übergießend. Regenbogenfarben tanzten und flimmerten auf der Spitze der sich brechenden Wellen und immer schärfer zeichneten sich im Morgenglanz die Küsten zu unserer Rechten und Linken. Rechts erhoben sich, vom Silbergürtel der Brandung eingefaßt, die steilen dunkeln Felsen der Insel Eua, ohne irgend eine andere Spur von menschlichen Wohnungen als den bläulichen Rauch, der zwischen dichten, hin und wieder von frischem Rasen unterbrochenen Baumgruppen aufstieg. Vergeblich sahen wir uns nach einem Zeichen der Civilisation um, die wir längst hinter uns gelassen hatten. Kein weißer Leuchtthurm stand auf den Felsspitzen, kein halb verstecktes Bauernhaus an den Abhängen, kein heiterer Landsitz an den Buchten, kein Fischerdorf zeugte von einer dichten Bevölkerung: nur die Natur in ihrer ganzen Lieblichkeit und Majestät war hier zu schauen. Zu unserer Linken begrenzte ein langer Streifen Landes den Horizont; es war das südliche Gestade Ton-

*) Ten years in South-Central Polynesia etc. by the Rev. Thomas West, 1865. Geschichte der Missionen auf den Freundschafts- oder Tonga-Inseln. Bremen und Cincinnati 1857.

gatabu's, aber noch zu weit entfernt, als daß wir irgend eine Einzelheit hätten unterscheiden können.

„Vergeblich kündigte unser phlegmatischer Proviantmeister das Frühstück nach gewohnter Weise an; es wurde dießmal gar kurz abgemacht; dann gab die Glocke das Zeichen zur Morgenandacht. Während des Gebets bekamen wir den ersten Vorschmack der Gefahren einer polynesischen Seereise. Vom Mastkorb herunter erscholl der Ruf: 'Abgehalten schnell! ein Fels gerade vor uns!' — Mit Gottes Hilfe wurde die Klippe vermieden, obgleich das Schiff sich bis auf wenig Ellen ihrem Rande genähert hatte.

„Als wir wieder auf das Verdeck traten, hatte sich die ganze Scene wie durch einen Zauberschlag verändert. Der Lauf des Tonga zusteuernden Schiffs gieng nun durch tiefe Kanäle zwischen verschiedenen Schichten von Korallenriffen, über die mit donnerähnlichem Getöse die Brandung hinschäumte. Nicht ohne Gefahr mußte es in dem schmalen Fahrwasser mehrmals umgelegt werden; ein kleiner Fehler am Steuer, ein Sinken des Windes oder ein versagendes Tau hätte genügt, uns an die senkrechten Felswände zu schleudern, zwischen denen die Meeresströmung eine Geschwindigkeit von mindestens 5/4 Stunden auf 60 Minuten hatte. Doch gieng Alles gut, und gerade ehe wir die gefährlichste Stelle erreichten, sahen wir vom Ufer her einen Kahn auf uns zukommen. Er gieng so tief, daß wir ihn kaum unterscheiden konnten. Der Mann, der darin war, schien das zu wissen, und schwang von Zeit zu Zeit sein Ruder in der Luft, um unsere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Da wir einen eingebornen Lootsen in ihm vermutheten, lavirten wir ein wenig, um ihm Zeit zu lassen, uns zu überholen. Wenige Minuten genügten, den Kahn an die Seite des Schiffes zu bringen. Zum ersten Male also stand nun ein Freundschafts-Insulaner vor uns. Der Eindruck, den er auf uns machte, war keineswegs günstig. Beinahe nackt, nur ein dickes Blättergeflechte um die Hüften gewunden, und triefend von Wasser, sah der Mann fast aus, als wäre er eben jetzt aus irgend einer Meereshöhle heraufgeschwemmt worden. Obgleich schon alt, war er ungemein flink in allen seinen Bewegungen. Aus einem schmalen Streifen einheimischen Tuchs, das er um den Hals gebunden hatte, nahm er sorgfältig ein stark vergriffenes Papier heraus, das ein Zeugniß des Kommandanten der französischen Flotille enthielt, daß Jakobi Moana ein jedem Schiff zu empfehlender Lootse sei. Ein Rosenkranz

und Kruzifix auf seiner Brust kennzeichneten ihn als einen der wenigen Bekehrten der römischen Priester am Ostende der Insel. Da sein elendes Fahrzeug sichtbar Gefahr lief, von den Wellen am Rande des Schiffes verschluckt zu werden, wurde es heraufgezogen, und Freund Jakob, nachdem er zu seiner großen Genugthuung in ein Paar Matrosenhosen gesteckt worden war, bestieg die Vorbramsegelraa, um Lootsendienste zu leisten. Er that das zur ungetheiltesten Zufriedenheit Aller, nicht nur in Betracht der bedeutenden Schwierigkeiten der Schifffahrt, sondern auch des erschwerenden Umstandes, daß er selbst kein Wort Englisch, und der Maat, der mit ihm hinaufgestiegen war, ebenso wenig Tonganisch verstand. Alles wurde zwischen den Beiden durch telegraphische Zeichen abgemacht, und mehr als einmal geschah es, daß wir in vollem Lauf auf eine Klippe zufuhren und ihr schon sehr nahe waren, ehe diese Zeichen auf dem Verdeck in verständliche Worte übersetzt werden konnten.

„Wir nahten uns jetzt dem Lande. Die langen, schweren Blätter unzähliger Kokospalmen glänzten in der Sonne und wiegten sich anmuthig im Winde. Die ganze Insel war in das üppigste Grün gekleidet, ja sogar in die See hinaus reichten an manchen Stellen Gruppen von Wurzelbäumen. Aus den Dörflein, die jetzt zwischen dem dichten Laubwerk am Ufer zum Vorschein kamen, trat da und dort ein staunender Eingeborner hervor, um das waka babalagi oder 'Schiff vom Himmel', wie die Tonganer die fremden Fahrzeuge nennen, mit bewundernden Ausrufen zu begrüßen.

„In geringer Entfernung vom Ufer ankerten wir, gerade Nukualofa, der Hauptstadt der Insel gegenüber. Es ist da zwar kein Hafen, aber eine Rhede, in der das Missionsschiff John Wesley zweimal einen fast zum Orkan anwachsenden Sturm sicher aushielt. Abgesehen von dem vortrefflichen Ankergrund besitzt die Rhede den Vortheil, durch viele in größeren und kleineren Stücken weit in die See hinausreichende Korallenriffe vor dem Anprall der Meereswogen gesichert zu sein.

„Auf dem Verdeck eines bei Nukualofa vor Anker liegenden Schiffes hat man das Panorama von beinahe der ganzen Länge der Insel vor sich. Keine Hügel oder Bergreihen unterbrechen die ebene Linie; der höchste sichtbare Punkt ist eine kleine Anhöhe, dem gewöhnlichsten Ankerplatz gegenüber. Dort stand einst ein stark befestigtes einheimisches kolo oder Dorf, gegen welches die ersten Kanonen ge-

führt wurden, welche die Insel donnern hörte; jetzt ist dieser Hügel mit einem Kirchlein, gleichfalls von einheimischer Bauart, gekrönt, das dem Schiffer ein schätzbares Landungszeichen ist und zugleich Zeugniß gibt von dem Sieg des Ewangeliums über die früheren Gewohnheiten des Volks.*) Das östliche Ende Tongatabu's wird durch das davor gelagerte Bagaimotu und ein Häuflein anderer kleiner Inseln verdeckt, während im äußersten Westen Hihifo und die Insel Atata den Horizont begrenzen.

„Nukualofa ist nicht nur die Hauptstadt Tongatabu's, sondern darf wohl als der Mittelpunkt des ganzen kleinen Inselreichs, das König Georg Tubou regiert, betrachtet werden. Während mehrere der älteren königlichen Residenzen jetzt beinahe verlassen stehen, ist Nukualofa aus einem unscheinbaren Dörflein der Hauptsitz religiösen Einflusses und politischer Macht geworden. Seine Straßen sind ziemlich weit und werden von Schmutz und Unkraut musterhaft rein gehalten. Begrenzt sind diese nicht durch Häuserreihen, sondern durch hübsche Schilfrohrzäune, welche die Einfassung der abi oder Besitzthümer der Häuptlinge und ihrer Klienten bilden. Die Brodfruchtbäume, Bananen, Kokospalmen, Orangen-, Citronen- und Pumpelnußbäume innerhalb dieser Umzäunungen und alle die verschiedenen Sträucher mit ihrem überhängenden Laube gewähren Schutz vor der durchdringenden Glut der Sonne. Die Häuser selbst stehen in größter Unregelmäßigkeit an den kühlsten Plätzen umher, eine in einem tropischen Klima nicht gering anzuschlagende Rücksicht. Ein Fremder gewahrt daher auf den ersten Anblick nur wenige Wohnungen, und selbst wenn er schon in den abi eingetreten ist, fragt er sich noch erstaunt, wo denn eigentlich die Menschen leben, bis er nach und nach die im dichtesten Schatten zerstreuten Gebäude entdeckt.

„Ein tonganisches Haus entspricht den wenigen Bedürfnissen und einfachen Sitten seiner Bewohner, obschon es keine der Bequemlichkeiten darbietet, die eine höhere Bildungsstufe beansprucht. Die öffent-

*) Missionar Williams erzählte dem wesleyanischen Missionar Leigh im Jahr 1830: „Die schöne neue Kapelle Ihrer Brüder steht auf dem Hügel innerhalb der Verschanzungen, in welche die Eingebornen sich flüchteten, als die Wawauer sie mit den Kanonen angriffen, die sie von dem im Jahr 1806 verrätherisch überfallenen Schiff Port au Prince genommen hatten. Damals wurde die Blüthe der Tonga Krieger niedergemacht. Mit tiefem Interesse besichtigte ich den Ort." Life of the Rev. S. Leigh, London 1863.

lichen Gebäude und die Wohnungen der mächtigsten Häuptlinge ausgenommen, enthält jedes Haus nur zwei Gemächer. Dauerhaftigkeit und Geschmack läßt sich aber diesen Gebäuden nicht absprechen. Das Flechtwerk von Schilfrohr, das zwischen den Pfosten die 4—8 Fuß hohe Mauer bildet, gewährt zwar nur schwachen Schutz vor Wind und Regen, läßt aber dafür dem Luftzug desto freiern Spielraum, in einem heißen Lande vielleicht ein größerer Vorzug, als Sicherheit vor den selten wiederkehrenden Unannehmlichkeiten durch stürmisches Wetter. Was den Mauern fehlt, erstattet das tonganische Dach an Höhe. Die aus Kokospalmen oder Brodfruchtstämmen verfertigten Sparren sind dicht aneinander gereiht und an Balken befestigt, welche ihrerseits auf dauerhaften Pfosten ruhen, die bis zur halben Höhe des Dachs hinaufreichen. Das cederähnliche Holz des Brodfruchtbaumes macht, wenn sauber gearbeitet, einen gar angenehmen Eindruck; der Hauptpfeiler ist gewöhnlich reich verziert mit verschiedenfarbigem Flechtwerk. Das Dach selbst ist mit einer dichten Lage von Blättern des Zuckerrohrs oder des Bambu bedeckt und vollkommen wasserfest. Im besten Fall muß es in fünf Jahren einmal erneuert werden, während die Mauern eines gut gebauten Hauses eine schöne Reihe von Jahren überdauern. Der Boden ist mit dürrem Laube bestreut, und mit groben Matten von Kokosnußblättern belegt, über die dann erst die feinern Matten zum Sitzen und Schlafen gebreitet werden. Weder in den Wohnungen der Eingebornen noch in denen der Europäer ist irgend eine Vorrichtung zum Kochen der Speisen getroffen. Die Küche befindet sich in einem kleinen Nebengebäude; ein Platz zur Feuerung im Zimmer ist in dem warmen Klima kein Bedürfniß.

„Der Mangel dieser Häuser an architektonischer Schönheit wird mehr als aufgewogen durch die unendliche Lieblichkeit der natürlichen Lauben, aus denen sie halbverstohlen hervorblicken. Doch erweist sich die Nähe so vieler Bäume in der Regenzeit oft sehr schädlich für die Gesundheit, und wenn ein Orkan kommt, laufen die Hütten und ihre Bewohner große Gefahr, von den fallenden Stämmen erschlagen zu werden. Ein etwas verunglückter Versuch, diesem Uebelstand abzuhelfen, wobei freilich die Eingebornen weit über den Rath der Missionare hinausgiengen, wurde vor längeren Jahren einmal gemacht, nachdem eine herrschende Epidemie viele Opfer gefordert hatte. Auf die Bemerkung der Missionare, vielleicht würde eine Lichtung des Busches der Krankheit Einhalt thun, gaben die Häuptlinge alsbald

Befehl, jeden Baum und jeden Strauch in der Stadt niederzuhauen, und bis ans Meeresufer einen großen freien Platz herzustellen. Unter tausendstimmigem Jubel hatten Feuer und Art die Arbeit schnell vollbracht; bald aber merkte man, daß es noch schwerer sei, Tag für Tag die ungeschwächte Glut der senkrechten Sonnenstrahlen zu ertragen, als dann und wann der Gefahr eines Sturmes oder der sich im Dickicht entwickelnden Fieberluft ausgesetzt zu sein. Seither waren die Eingebornen zu keiner wirklich wohlthätigen Veränderung in der Bauart ihrer Häuser und in der Wahl des Platzes mehr zu bewegen.

„Den Tag nach unserer Ankunft sahen wir die Rückkehr der königlichen Flotte von den nördlichen Inseln, denen König Georg einen Besuch abgestattet hatte. Gegen Mittag verkündeten hölzerne Trommeln und das Freudengeschrei des Volkes das Erscheinen der Flotte, und wir eilten hinaus an die Bai. Vierzehn große Kanoes waren in Sicht, aber die Luft war so ruhig, daß drei volle Stunden verstrichen, bis das erste derselben die Einfahrt erreichte; somit fehlte es uns nicht an Zeit, alle Bewegungen der seltsamen Fahrzeuge genau zu beobachten. Die eigenthümliche Gestalt ihrer Segel gab ihnen fast das Aussehen von auf der See dahinschwebenden Bällen. Es schien, als hätten mehrere Kähne den des Königs überholt, denn eine kleine Stunde vom Ufer entfernt legten sie mehrmals um und bildeten zwei Reihen, zwischen denen das königliche Kanoe zuerst dem Landungsplatz zufuhr. Nach tonganischer Hofsitte wäre es ein unverzeihliches Vergehen gewesen, wenn irgend ein anderes Fahrzeug vor dem des Königs das Ufer berührt hätte. Jedes Kanoe mochte etwa 100—150 Personen fassen. Es waren lauter Doppelkähne neuerer Konstruktion, kalia genannt, von ausgezeichneter Arbeit und den gewöhnlichen Zwecken der einheimischen Schifffahrt vortrefflich angepaßt.

„Man muß gestehen, diese Leute wissen mit ihren Fahrzeugen wohl umzugehen, und von ihrer Vertrautheit mit dem Meere erzählt man sich fabelhaft klingende Beispiele. Hier eines, das sich vor wenig Jahren zutrug. Von einem plötzlichen Windstoß erfaßt, mußte eines der Kanoes der Gewalt des Sturmes überlassen werden. Während es mit ungeheurer Schnelligkeit dahin jagte, schwemmte eine Welle einen der darin befindlichen Männer über Bord. Selbst machtlose Spielzeuge des Windes, konnten die Andern nichts für die Rettung ihres Kameraden thun, und ließen ihn in den dunklen, aufge-

regten Wogen zurück, während sie mit Einbruch der Nacht gerade auf eine Insel zugetrieben wurden, auf der sie erst im Finstern ihre Landung bewerkstelligen konnten. Am andern Morgen hielten sie nach Landessitte ein Trauermahl für den Verlorenen, als dieser plötzlich zu ihrem höchsten Erstaunen in ihre Mitte trat. Er hatte, so unglaublich das scheint, sich die ganze Nacht hindurch über Wasser erhalten, und war endlich durch Wind und Strömung an dieselbe Küste geführt worden wie seine Kameraden. So wurde ihm das gewiß seltene Loos zu Theil, bei seinem eigenen Leichenfest als Gast anwesend zu sein.

„Bei der Abfahrt vom Ufer, wie bei der Landung, pflegt die Bemannung der Boote in vollem Chore eines ihrer eintönigen und doch wohlklingenden Seelieder oder tauaalo zu singen. Dießmal aber ertönten statt der rohen Volksgesänge aus den vierzehn Kähnen geistliche Lieder. Die Flotte kam von Wawau, wo eben jetzt eine große religiöse Erweckung stattgefunden hatte, und der König selbst nebst vielen seiner Leute war ergriffen worden von dem heiligen Feuer. Worte vermögen den Eindruck nicht zu beschreiben, den jene Scene auf unsere Herzen machte; auch die am Ufer stehende Menge war sichtbar ergriffen.

„Das Erste bei der Landung ist, das Segel in Sicherheit zu bringen. Zu diesem Ende springt ein Theil der Mannschaft über Bord; das Ende des Segels wird dem Vordersten auf die Schultern gelegt, jeder der Folgenden trägt auch seinen Theil davon, und so wird es trocken ans Ufer befördert. Ist kein kleines Boot zur Hand, um die Ankommenden aufzunehmen, so sucht sich Jeder auf seine Weise zu helfen. Das gemeine Volk watet oder schwimmt, während die Häuptlinge sich entweder auf einem breiten Brett oder auf den Schultern einiger der Schiffsleute ans Land tragen lassen. Kehrt ein kalia von einer etwas längeren Seefahrt zurück, so ist es immer ein Schauspiel voll des regsten Lebens, das sich am Ufer entfaltet. Alle Zungen sind von dem großen Ereigniß voll und Freunde und Verwandte harren am Strand, um die Heimkehrenden mit den wärmsten Liebesbezeugungen zu empfangen und mit der freigebigsten Gastfreundschaft zu überschütten.

„Man denke sich nun das Leben und die Bewegung bei der Ankunft der königlichen, über und über mit Menschen bedeckten Flotte! Unter dem Gesang einzelner Strophen von allgemein bekannten geist-

lichen Liedern wurden die Segel herabgelassen, und inmitten dieser ungewöhnlichen Kundgebung der religiösen Gefühle betrat König Georg das Land. Wie viel lieblicher klang uns doch dieser Empfang als Kanonendonner und Militärmusik! Und welche Schlüsse ließen sich daraus ziehen in Betreff des Segens, der die Mission auf den Freundschaftsinseln schon gekrönt hat!

„Der erste Sonntag, den wir in Tongatabu feierten, gehört zu den lieblichsten, deren wir uns erinnern. Die Kapelle in Nukualofa war gedrängt voll. Unter den Anwesenden befand sich auch der König, die Königin und viele der ersten Häuptlinge des Landes. In einer Beziehung zwar waren wir unangenehm überrascht durch den Anblick der Versammlung. Mit Ausnahme des königlichen Paares und etwa zehn anderer Personen, trug niemand irgend ein Stückchen europäischer Kleidung. Es schien wirklich in dieser Beziehung kaum ein wesentlicher Fortschritt von der früheren Landessitte stattgefunden zu haben. Fast überwältigend war uns auch der Geruch all' der duftenden Oele, mit denen sich Alt und Jung gesalbt hatte. Sie glänzten in den Haaren, sie träufelten zu unserm Eckel herab auf die nackten Schultern, und dennoch konnten wir von Herzen sprechen: 'Hier ist gut sein.' Der Gesang war nicht unmelodisch, die Responsorien bei den Gebeten wurden warm und herzlich gesprochen; während der Predigt herrschte tiefe Aufmerksamkeit. Zum Schluß forderte Missionar Thomas den König zum Gebete auf. Er nahm die Einladung an und betete mit Kraft und Inbrunst, bis seine Gefühle ihn so übernahmen, daß ein allgemeines Schluchzen und warmes 'Amen! Amen!' ihm aus der großen Versammlung entgegentönte. Wir verstanden nur sehr wenig von der Sprache, aber wir fühlten, daß hier kein heuchlerisches zur Schau tragen der Religion, sondern der ungekünstelte, innige Ausdruck einer kindlichen, aufrichtigen Frömmigkeit waltete. . . .

„Nach wenigen glücklichen Tagen in Nukualofa setzten wir unsere Reise nach unserem noch etwa 90 Stunden entfernten Bestimmungsort auf den Wawau-Inseln fort. Noch vor Sonnenuntergang landeten wir am Tage unserer Abfahrt auf der kleinen, zur Haabai-Gruppe gehörigen Insel Haafewa, um dort die für Missionar Webb auf dem nahen Tugua bestimmten Vorräthe abzuladen, weil am Gestade dieses einsamen Missionspostens selbst kein Ankergrund ist. Der dringenden Einladung Missionar Webbs folgend, entschlossen wir uns, einige Tage in Tugua zu verweilen und von dort aus

in einem einheimischen Kanoe unserem Schiffe auf die nächste Haltstation Lifuka nachzusegeln. Es war uns kein Schmerz, für einige Tage und Nächte den egyptischen Plagen an Bord des Triton zu entrinnen, denn seit wir uns innerhalb der Wendekreise befanden, hatten sich zu der Legion von Käfern, die sich schon vorher darauf eingenistet hatten, noch Schwärme von Moskitos gesellt. Zudem sagte man uns, wir werden in dem kalia den Weg, zu dem der Triton einen vollen Tag brauche, in drei Stunden zurücklegen.

„Die Zeit zur Abfahrt kam heran. Es war unsere erste Reise in einem einheimischen Kanoe und man erwies uns die Ehre, uns als Eiki waka (Schiffskapitän) den ersten Mann in Tugua zu geben. Das Blasen der Schneckenmuscheln, der Schall der großen hölzernen Glocke (lali) und das Geschrei der sich versammelnden Bootsleute brachte die ganze Bevölkerung des Inselchens auf die Beine. Kein Wunder! Hatten sie doch vielleicht nie zuvor so viele Europäer auf ihrer Sandbank erblickt; und dann schmeichelte es ihrem Stolz, daß wir unser großes Schiff mit ihrem leichten kalia vertauschten.

„Einmal an Bord, kamen auch wir in fieberhafte Aufregung. Solch ein Geplapper hatten wir noch nie gehört. Das große Segel wurde aufgezogen, die Ruder tauchten plätschernd in die See, und davon flogen wir mit Sturmeseile. Der Wind gieng stark; jeder Balken des Fahrzeugs knarrte, während der Mast sich wie ein Schilfrohr bog und in seinen Fugen ächzte, als wollte er das Deck zerreißen. Unsere Führer schienen das Ganze nur als ein lustiges Wettrennen zu betrachten, wir aber machten uns darauf gefaßt, daß unser Fahrzeug jeden Augenblick umstürzen oder in die bodenlose Tiefe versinken könnte, und hielten uns fest an einem starken Seil. Bei der ungeheuren Schnelligkeit, mit der wir dahinfuhren, wallte zu beiden Seiten unseres Kahnes, der nicht Zeit hatte sich mit den kleineren Wellen zu heben und zu senken, sondern sie gerade durchschnitt, das Meer wie siedendes Wasser. Die Frauen saßen auf dem flachen Dache des Häuschens auf dem Verdeck. Da legte sich plötzlich das Kanoe auf die Seite, die Stricke, mit denen das Dach angebunden war, gaben nach, und ohne die Behendigkeit der Bootsleute, welche die darauf Befindlichen schnell erfaßten, wäre unfehlbar eine oder die andere derselben kopfüber ins Meer gestürzt. Diesen kleinen Unfall abgerechnet, legten wir die acht geographischen Meilen glücklich in drei Stunden zurück.

„Nicht ohne dem Tod ernsthaft ins Auge gesehen zu haben, vollendete ich aber gerade ein Jahr später in Gesellschaft Missionar Webbs eine derartige Bootfahrt von Tongatabu nach Tugua. Mit fünf Eingebornen traten wir kurz vor Sonnenuntergang die Reise an. Wir hatten nicht viel über eine Stunde Wegs zurückgelegt, ehe finstere Nacht eintrat. Beim Weiterfahren erhob sich der Wind und die See gieng hoch; eine bange Ahnung befiel Alle im Boot. Schweigend handhabten die Eingeborenen ihre Ruder; nur die Stimme des Steuermanns wurde vernommen, wenn er rasche Befehle gab, den drohenden Wellen entgegenzugehen oder auszuweichen. Mühsam arbeitete sich das Kanoe durch die aufgeregte See, und es war mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vorauszusehen, daß beim Hinübersliegen von der Spitze einer Welle zur andern die Maststütze einmal wegschnellen und das ganze Fahrzeug umstürzen werde. Was wir gefürchtet hatten geschah, und im nächsten Augenblick kämpften wir Alle mit den Fluthen. Die Maststütze war mit solcher Gewalt emporgeflogen, daß sie alle Taue zerriß, mit denen sie an den Hauptbalken befestigt war, und dadurch unsere Lage zu einer ziemlich hoffnungslosen machte. Da ich schwimmen konnte, war ich bald wieder an der Oberfläche und konnte den Rufen der Bootsleute — dem einzigen Erkennungszeichen in der Dunkelheit — antworten; aber Missionar Webb wurde vermißt. Sogleich tauchten die Eingebornen unter, ihn zu suchen, und gerade noch zu rechter Zeit, um ihn vom Ertrinken zu retten, gelang es ihnen, ihn zu erfassen. Sein Fuß hatte sich in das Geschirr der schwimmenden Maststütze verwickelt, so daß er mit dem Kopfe nicht an die Oberfläche kommen konnte. Aber dieser Umstand, der ihn beinahe das Leben gekostet hätte, wurde durch Gottes Fügung das Mittel zu unser Aller Rettung; denn ohne die wiedergefundene Maststütze hätten wir mit dem Kahne nichts mehr anfangen können, vermittelst ihrer aber war es möglich, seinen umgekehrten Rumpf wieder in die rechte Lage zu bringen. Das war freilich eine harte Arbeit. Die Nacht war finster und kalt, jeden Augenblick schlugen die Wellen über uns her, und wir wußten, daß die Nachbarschaft von Haifischen wimmelte. Die noch an der Maststütze hängenden Taue mußten durch die kleinen Löcher des von den Fluthen bedeckten Hauptbalken geschoben werden, und obgleich wir öfters ein wenig ausruhten, indem wir uns an den Rand des Kanoes anklammerten, und uns das Schwimmen dadurch erleichterten, daß wir die Brust auf die breiten Ruder-

platten stützten, waren Missionar Webb und ich am Ende doch völlig erschöpft. Da kam jedem von uns ein Eingeborner zu Hilfe. Ich bat den jungen Mann, mir meinen Rock abzunehmen, um mich zu erleichtern; das gieng aber nicht. Dann hieß ich ihn an seine eigene Rettung zu denken, denn ich fühlte, wie meine Kraft schwand; doch seine Antwort war: 'Nein, wenn wir sterben sollen, sterben wir zusammen.' Ich erinnere mich noch, wie ich einen langen, traurigen, und wie mir damals schien, letzten Blick nach dem Lichtlein warf, das von der vor Nukualofa vor Anker liegenden Brigg herüberschimmerte. Die Erinnerungen eines ganzen Lebens drängten sich in diesen Einen Augenblick zusammen. Wie ein Blitzstrahl zuckte das Bild meines geliebten Weibes und Kindes und ferner Freunde durch meine Seele, und dann eben so schnell ein feierlicher, seliger Hoffnungsblick in die Zukunft. Ich kann nicht sagen, daß wir Angst gehabt hätten. Wir fühlten, wie nahe uns die Ewigkeit war, aber wir fühlten auch, daß Gott unsere Zuflucht und Stärke sei. Wir sprachen nur wenig, entweder Worte des Gebets, oder riefen wir einander ein Wörtlein der Hoffnung und Ermunterung zu. Dreimal schon war das Kanoe aufgerichtet, aber eben so oft wieder von den Wellen umgestürzt worden, da es viel Wasser geschöpft hatte. Den letzten verzweifelten Versuch ließ Gott gelingen. Als es auftauchte, trat zuerst ein Mann hinein und fieng mit aller Macht an, auszuschöpfen; ihm folgte ein anderer, und so nahmen wir Alle nach und nach Platz darin. Die starke Strömung zwischen diesen Inseln hatte uns indessen weit in die See hinausgetrieben, so daß wir erst nach fünfstündiger Arbeit und Gefahr das ersehnte Ufer erreichten. Mehr als eine Stunde, in der jede Minute uns eine Stunde däuchte, hatten wir mit dem Tode gerungen, bis wir das Boot wieder besteigen konnten. Mit überfließenden Herzen traten wir in das Missionsgehöfte ein und knieten mit einander nieder, um dem Herrn unserm Erretter Lob und Dank zu bringen."

Diese Schilderung einiger weniger Tage aus einer beginnenden Missionslaufbahn genügt, uns ein ziemlich anschauliches Bild zu geben von dem Zauber und den Gefahren der fernen Inselwelt, nach der wir unsere Blicke richten; sie enthüllt uns auch schon eine Seite aus der Geschichte der vielen Segnungen, wodurch der Herr sich dort zu der Arbeit seiner Knechte bekannt hat. Ehe wir jedoch diesen Segensspuren von ihren ersten Anfängen an folgen, indem wir uns

mit der Geschichte der christlichen Mission auf den Tonga-Inseln beschäftigen, müssen wir ein paar Augenblicke bei der Beschreibung der einzelnen Theile der Gruppe und den frühern Sitten ihrer Bewohner verweilen. Wir thun es in möglichster Kürze.

2. Die drei Inselgruppen.

Zwischen den Fidschi-Inseln im Westen, den Samoa- oder Schiffer-Inseln im Norden und den Hervey-Inseln im Osten erstrecken sich vom 18ten bis 23sten Grad südlicher Breite nordwärts in drei Hauptgruppen die Freundschafts-Inseln. Es sind ihrer, die Klippen- und Felsen-Eilande mit einbegriffen, über 150. Fünfzehn derselben verrathen durch ihre Höhe vulkanischen Ursprung, die meisten aber sind niedrig und scheinen mehr der Korallenformation anzugehören. Das Klima ist feucht, die Hitze oft drückend, die Fruchtbarkeit auf den größeren Inseln außerordentlich. Bei aller Pracht tropischer Vegetation fühlt der Europäer aber sehr den Mangel an frischem Trinkwasser; den Eingebornen genügt gesammeltes Regenwasser zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse vollkommen. In den oft empfindlich kühlen Nächten fällt reichlicher Thau; die Buchten und Küsten sind fischreich.

Eine häufig wiederkehrende Landplage sind Orkane und Erdbeben. Schon die Stürme, die sich alljährlich in der nassen Jahreszeit zwischen Dezember und März einstellen, richten oft bedeutenden Schaden an; ein nicht zu beschreibendes Schauspiel aber bieten die Taifuns dar, von denen etwa alle sieben Jahre die eine oder die andere Gruppe des Archipels heimgesucht wird. Gewöhnlich hebt der Wind im Nordwesten an, dreht sich, zum Orkan anschwellend, ostwärts, und hört im Südosten auf. Oft springt er auch plötzlich von einer Himmelsgegend auf die entgegengesetzte über, so daß man auf derselben Inselgruppe entwurzelte Bäume gegen Norden und Süden hingestreckt sehen kann. Himmel und Erde scheinen bei einem solchen Sturm in Bewegung; das Großartigste dabei aber ist gewiß die unvergleichliche Majestät der wogenden See. Das Heulen des Windes, das Krachen der fallenden Baume, die durch die Luft schwirrenden Zweige, die gleich Kanonenkugeln dahin sausenden Kokosnüsse, der wolkenbruchartige Regen, die ungewohnte Finsterniß, das Getöse der einstürzenden Häuser scheint das Nahen einer zweiten Sündfluth zu

verkünden. Einen Begriff von den Verheerungen, die Wind und Wasser vereint bewirken, mag die Eine Thatsache geben, daß auf der Wawau-Gruppe einmal während eines solchen Sturmes von 39 Kirchlein nur 5 stehen blieben, obgleich sie sämmtlich zu den dauerhaftesten Gebäuden der Eingebornen gehörten.

Weit nicht so zerstörend sind die mitunter ziemlich heftigen Erdbeben, denen die leichten Wohnhäuser trefflichen Widerstand leisten. Die heidnische Tradition der Tonganer schrieb sie dem in dem Vulkan der Insel Tofua wohnenden Gott Maui (nach Andern Lofia) zu, der im Schlafe nicke oder sich in seinem Bette umwälze, wenn ihm sein feuriges Lager zu heiß werde. Damit er in seinem Unbehagen nicht am Ende die ganze Erdoberfläche über den Haufen werfe, pflegten sie daher während des Erdbebens ein entsetzliches Geschrei zu erheben, um ihn vollends zu wecken, eine Sitte, die den Glauben an die falschen Götter lang überdauerte.

Die Hauptinsel der südlichsten Gruppe, nach der zuweilen der ganze Archipel genannt wird, ist Tongatabu (das heilige Tonga). Ein flaches Koralleneiland, dessen höchster Punkt, der Hügel von Nukualofa, sich nur 60 Fuß über die Meeresfläche erhebt, hat sie 32 Stunden im Umfang und 16,000 Einwohner. Außer ihrer uns schon bekannten Hauptstadt sind die Ortschaften Hihifo im Westen, Houmo im Süden, und das frühere Heiligthum der Insel Mafanga zu nennen. Oestlich von Tongatabu erhebt sich das nur halb so große gebirgige Eua, dessen fruchtbare Höhen und Thäler als die Kornkammer der Tonga-Gruppe betrachtet werden. Dann folgen in nördlicher Richtung von diesen beiden Inseln Euaki, Tau, Vagaimotu, Atata Fafa und eine Anzahl unbewohnter Inselchen.

Die nördlichere Haabai-Gruppe umfaßt die Inseln: Haano, Foa, Lifuka, Lofaga, Mugaone, Uiha, Fonualoa, Uolewa, Otu-Tolu, Nomuka, Haafewa, Tugua, Fotuhaa, Tofua und Kao; die beiden letzten ausgenommen, lauter niedrige Koralleneilande, zwischen denen die Schifffahrt wegen der sie umgebenden Riffe mit großen Gefahren verknüpft ist. Hauptinsel ist das nur vier Stunden lange und eine Stund breite, aber sehr fruchtbare und bevölkerte Lifuka; das vulkanische Tofua mit seinem Wasserbecken in der Mitte der Insel wurde in heidnischer Zeit als der Sitz der Meeresgötter betrachtet.

Durch die mannigfaltigen Naturschönheiten seiner Inseln ausge-

zeichnet ist der nördlichste Theil des Archipels, die Haafuluhau- oder Wawau-Gruppe. Sie besteht außer dem romantischen Wawau mit seinen beiden Häfen Port Refuge und Port Valdez, aus den Inseln Bagaimotu, Falewai, Niuababu, Huga, Olua, Kulo, Ofu, Owake, Toku, Funualai, Niua Tobutabu, Nuia Foou und vielen andern ganz kleinen Eilanden. Das vier Stunden im Umfang haltende Funualai war bis zum Jahr 1846 von seiner hohen Spitze bis zum Meeresufer hinab grün bewachsen und reich an Fruchtbäumen; jetzt ist der schöne Kegel nur noch mit schwarzen Schlacken bedeckt, ohne jegliche Spur von Leben oder Vegetation. Der vulkanische Ausbruch, der diese Verwüstung herbeiführte, kündigte sich durch ein Erdbeben an, das die Bewohner der Insel bewog, sich noch rechtzeitig nach dem fünfzehn Stunden entfernten Wawau zu flüchten. Von dort aus sahen sie dann den Himmel von den Flammen gerötheт, die ihre Heimat in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelten und bis zu ihnen herüber Staub und verglaste Massen schleuderten. — An der Küste Falewais ist eine Felsenhöhle sehenswerth, in die bei günstigem Wetter ein gewöhnliches Walfischboot hineinfahren kann, ohne seinen Mast umzulegen. Prachtvolle Stalaktiten, den Pfeilern und Säulen eines gothischen Domes ähnlich, zieren die Seiten und Decke der Höhle; in dem krystallhellen Wasser, das ihren Boden bedeckt, lassen sich bis auf den weißen Sandgrund hinab deutlich Muscheln und Fische unterscheiden; ob die hohe Wölbung nicht irgend eine Oeffnung nach oben hat, ist noch unermittelt. — Schwerer zugänglich als die soeben beschriebene ist die dunkle, von Lord Byron besungene Höhle von Niuababu, deren Eingang auch zur Zeit der Ebbe mehrere Fuß tief unter dem Meeresspiegel liegt. Ein junger Häuptling soll sie einst entdeckt haben, indem er eine Schildkröte verfolgte, die sich dorthin flüchtete.

Ein wenig westwärts von den bisher aufgezählten Inseln liegen zwischen der Tonga- und Haabai-Gruppe zwei hohe vulkanische Eilande, Huga Tonga und Huga Haabai, deren wilde, fast unzugängliche Felsenküsten nur von Schwärmen von Seevögeln bewohnt sind. Gewöhnlich wird zu den Freundschafts-Inseln auch noch die auf der Mitte des Wegs nach den Schiffer-Inseln gelegene Keppels-Insel oder Niua Tabutabu und das 60 Stunden westlichere Niua Foou gerechnet, in dessen Krater ein gewöhnlich ruhig daliegender, unergründlich tiefer Salzsee bei vulkanischen Ausbrüchen wogt und

kocht; und endlich die 75 Stunden östlich von Wawau einsam im Meer verlorene Wildeninsel mit ihren 4000 Einwohnern.

Die Einwohnerzahl sämmtlicher Inseln wird jetzt von den Missionaren auf 50,000 Seelen geschätzt, scheint aber früher bedeutend größer gewesen zu sein. Glieder des von Neuseeland bis zu den Sandwich-Inseln verbreiteten polynesischen Stammes, sind sie wohlgestaltete, mitunter wahrhaft schöne Leute von hellbrauner Hautfarbe. Ohne Zweifel waren nach den Samoa-Inseln die Freundschafts-Inseln die vom hinterindischen Archipel aus zuerst bevölkerten. Aus den vom edelsten kaukasischen Schnitt in vielfachen Schattirungen bis zum mongolischen und malayischen Typus übergehenden Gesichtszügen sämmtlicher Polynesier scheint indeß hervorzugehen, daß nicht nur Malayen, sondern Glieder verschiedener asiatischer Völker — vielleicht unfreiwillig auf die fernen Eilande verschlagen — ihre Stammeltern wurden. In Tonga finden sich namentlich an Japan mancherlei Anklänge in Sprache und Sitte; auch an das jüdische Ceremonialgesetz erinnern hier, wie auf Hawaii, verschiedene alte Gebräuche. Ebenso weist der starke Ständeunterschied auf eine verschiedenartig zusammengebrachte Bevölkerung; die Häuptlinge scheinen von der Samoa- und der Fidschigruppe zu stammen und als „Weißere" gekennzeichnet worden zu sein.

Mit Uebergehung der den Tonganern mit den übrigen Südsee-Insulanern gemeinsamen Züge in Sitte, Verfassung und Religion, heben wir hier nur das hervor, was sie von den Bewohnern anderer Gruppen unterscheidet und theilweise rühmlich auszeichnet. Die bei den Fidschianern und Neuseeländern in so schauderhaftem Grade im Schwange gehende Menschenfresserei kam bei ihnen nur ausnahmsweise im Kriege vor; gleichfalls im Gegensatz zu ihren sämmtlichen Nachbarn behandelten sie das Alter und das weibliche Geschlecht nicht mit Härte und Geringschätzung, sondern mit Liebe und Achtung. Es soll auf den Freundschafts-Inseln etwas geradezu Unerhörtes sein, daß alte Leute leichtsinnig gekränkt werden; ihnen neben den Göttern und Häuptlingen alle mögliche Ehrerbietung zu beweisen, war von jeher eine der ersten Pflichten des Tonganers. Den Frauen wurde keinerlei harte Arbeit zugemuthet; den Bau der Häuser, Kähne, Gärten und Felder, ja sogar die Küche besorgten die Männer. Die ausschließliche Aufgabe der Frauen bestand im Flechten der Matten und Körbe und in der Verfertigung des gnalu, eines Zeuges aus Maulbeerbastfasern,

den beide Geschlechter in gleicher Weise um die Hüften geschlagen und mit einem Gürtel befestigt als einziges Kleidungsstück trugen. War der Stoff gewoben, so kamen die Frauen in großen Gesellschaften, kokaagas, zusammen, um aus den verschiedenen Stücken ein großes Ganzes zu machen, und es dann mit braunen und schwarzen Farben zu drucken. Vielweiberei herrschte zwar auch hier, doch nicht die entsetzliche Sittenlosigkeit der Gesellschafts- und Sandwich-Inseln. Obgleich es einem Mann gestattet war, so viele Frauen zu nehmen, als er zu ernähren vermochte, begnügten sich manche mit einer einzigen, und Beispiele von wirklichem häuslichen Glück waren nichts Vereinzeltes. Untreue von Seiten der Frau kam selten vor und konnte von dem Manne mit Tod bestraft werden. Kindermord war in Tonga nicht zu Hause; es galt aber auch nicht für entehrend, Kinder außer der Ehe zu haben. „Mutter zu werden" von fremden Kindern, ja sogar von Erwachsenen, die sie dann mit allen Bequemlichkeiten des Lebens versorgen, ist allgemeine Sitte unter den tonganischen Frauen. In dieser Weise wurde der Engländer Mariner, der eine Reihe von Jahren unter den Insulanern lebte, auf ausdrücklichen Wunsch ihres Gatten von einer der Frauen des Königs adoptirt, und er rühmt, daß er seine genaue Bekanntschaft mit Sprache und Sitte der Eingebornen hauptsächlich dieser seiner Pflegemutter verdanke, die ihn mit unveränderlicher Liebe und Zärtlichkeit behandelte. Sie gab sich große Mühe, ihn die richtige Aussprache und feine tonganische Lebensart zu lehren, und lachte ihn oft aus über all dem Fremdartigen in Kleidung und Benehmen, was ihr an ihm unpassend und eines Edelmanns unwürdig schien. Ihr eigenes Betragen fand Mariner durchaus bescheiden, verständig und in hohem Grade anmuthig.

Hochzeiten und Begräbnisse waren die Veranlassung zu großartigen Schmausereien. Freunde und Verwandte mußten zu denselben Gaben spenden, die zuerst zusammengeworfen und dann durch die Festredner unter die Anwesenden vertheilt wurden. Die Habsucht, die bei dieser Gelegenheit meistens von allen Seiten zu Tage trat, wurde vielfach die Wurzel bitterer Familienzwiste, und noch jetzt macht den Missionaren unter ihren Gemeindegliedern kein Ueberbleibsel heidnischer Sitte mehr Noth, als gerade dieses. Feste, Tänze, Spiele, Faustkämpfe und Wettrennen mit Booten füllten einen großen Theil der Zeit der Tonganer aus. Manche dieser Erheiterungen waren unschuldiger und harmloser Art, andere aber in hohem Grade un-

sittlich und verderblich. Die Faustkämpfe nahmen oft einen ernsten, ja tödtlichen Ausgang; die Zuschauer bei denselben jubelten, wenn Blut floß, und feuerten die Ringenden durch ihre Zurufe zu immer derberen Schlägen an. Es ist das einer der vielen Beweise, die auch in Tonga nicht fehlen, wie tief, ohne einen lebendigen Glauben an den in der heiligen Schrift geoffenbarten Gott, das menschliche Herz bei aller natürlichen Gutmüthigkeit sinken kann.

Von Hause aus waren bei all dem die Freundschafts-Insulaner ein mehr friedliebendes als kriegerisches Volk. Zur Zeit seines Besuchs auf Tongatabu fand Cook unter ihnen nur wenige und sehr einfache Waffen im Gebrauch. Ihre Bogen und Pfeile schienen eher auf Ratten und Vögel als auf gefährlichere Feinde berechnet. In dem sich nun rasch mehrenden Verkehr mit den wilden Fidschi-Insulanern lernten sie aber bald auch stärkere Waffen von verderblicherer Wirkung verfertigen und führen. Die bei dem völligen Mangel an allem Metall aus hartem Holz gearbeiteten Speere und Streitkolben wurden in ihren Händen sehr gewichtige Angriffs- oder Vertheidigungswerkzeuge. Als noch später die Einführung europäischer Feuerwaffen den Charakter der früheren Kriegführung wesentlich änderte, klagte ein alter, ergrauter Häuptling: „Flintenkugeln kennen nicht Häuptlinge," setzte dann aber einen Augenblick nachher stolz hinzu: „Flintenkugeln sind gut für Knaben, aber Streitkolben sind Waffen für Männer," und schwang dabei den seinen wie einen dünnen Stock um sein Haupt, sichtbar nach einem gleich kampfesmuthigen Gegner verlangend. Die Sitte, sich vor dem Beginn des Krieges das Gesicht in phantastischer Weise zu bemalen, um dadurch dem Feinde schrecklicher zu erscheinen, stammt gleichfalls aus den Fidschi-Inseln, wo die Tonganer Sandelholz zu holen und ihre Boote zu bauen pflegten. Es gab eine Zeit, in welcher der wilde kriegerische Geist ihrer Nachbarn in dem Grade auf sie übergegangen war, daß von ihnen gesagt werden konnte, ihre ganze Beschäftigung bestehe in Kriegsberathungen, Reden halten und Kawa trinken. Das Evangelium des Friedens hat nun darin wieder ein Neues geschafft; noch immer aber zollen die Tonganer verschiedenen Kunstfertigkeiten der Fidschianer große Anerkennung, und ein Mann, der jene Inseln besucht hat, wird als Reisender hoch geehrt.

Daß sie selbst im Allgemeinen ein träges Volk sind, kann nicht geläugnet werden. Nur ungern verdingen sie sich zur Arbeit, und

gelingt es endlich sie zur Uebernahme eines Geschäfts zu vermögen, so hält es schwer, ihre unmäßigen Erwartungen zu befriedigen; doch gibt es hierin auch rühmliche Ausnahmen. Geradezu unbillig wäre es auch, die Fortschritte der Tonganer in abendländischer Industrie zum Maßstab ihrer Civilisation zu machen. Vieles, was im kalten Europa Bedürfniß ist, wäre auf jenen lauwarmen Eilanden nur lästige Zugabe, und deren Bewohner können daher mit Recht fragen: „Warum sollen wir Schiffe bauen und gefährliche Reisen unternehmen, um Dinge zu holen, die wir nicht nöthig haben, oder die nützlichen Produkte unseres Landes gegen die unnützen anderer Länder zu vertauschen? Warum sollen wir uns anstrengen, Sachen zu fabriziren, deren wir nicht bedürfen, ja deren Gebrauch uns sogar unbekannt ist?"

In früheren Zeiten standen sämmtliche Freundschafts-Inseln unter Einem Regenten, Tui oder Tuitonga genannt, der priesterliche und königliche Würde in sich vereinigte und direkt von den Göttern abzustammen vorgab. Später beschränkte sich dieser auf die Ausübung der priesterlichen Pflichten und übertrug seinem Bruder mit dem Titel Tui-Kanokubolu die Regierungsgeschäfte. Von der Besorgung aller geistlichen Angelegenheiten entbunden, genoß der Tuitonga nun die für ihn bereiteten Freuden und vergnügte sich, so gut nur ein träger Mensch sich mit Essen, Trinken und Schlafen vergnügen kann. Die Erbfolge wurde in der Weise geordnet, daß die Tochter des jedesmaligen Tui-Kanokubolu zur Gemahlin des Tuitonga und ihr Sohn zu dessen Nachfolger bestimmt war. Um dieser hohen Dame die Beschwerden einer größeren Familie zu ersparen, trennte man sie gewöhnlich wieder von ihrem Manne, wenn sie ihm ein oder zwei Kinder geboren hatte. Bekam sie eine Tochter, so hieß diese Tuitonga und wurde für eine zu erhabene Person gehalten, um sich mit einem Sterblichen ehlich zu verbinden. Außer der Ehe Kinder zu haben, war aber nicht unrecht oder entehrend für sie, und wenn sie eine Tochter gebar, stieg diese noch eine Stufe höher und rückte den Göttern noch näher als die Mutter. Ihr Titel war Tamaha. Niemand nahte ihr anders als mit Huldigungen und Geschenken; ihr Großvater brachte ihr wie jeder Andere seine Gaben dar und setzte sich in aller Demuth vor ihr nieder; Kranke kamen zu ihr, um geheilt zu werden.*)

*) Die letzte Tamaha starb 1852, über achtzig Jahre alt, als lebendige Christin. Sie erinnerte sich sehr gut des Besuchs von Kapitän Cook, von dem die tonganische Zeitrechnung anfängt.

Der Nachfolger des Tui-Kanokubolu war nicht nothwendiger Weise dessen ältester Sohn. Es stand dem König sogar frei, mit Uebergehung seiner eigenen Kinder seinen Bruder oder irgend ein anderes Glied der regierenden Familie zum Thronfolger zu ernennen; seine Wahl mußte jedoch durch den ihm zur Seite stehenden Rath der Alten (kau matua) und die übrigen Häuptlinge bestätigt werden. Daß diese Einrichtung wiederholt die Veranlassung zu blutigen Erbstreitigkeiten wurde, und daß zuweilen mehrere Häuptlinge zugleich sich den königlichen Titel beilegten, ist beinahe selbstverständlich. Ebenso kämpften zuweilen die geistliche und die weltliche Macht miteinander, wie im Mittelalter Papst und Kaiser. Fand die Thronbesteigung des neuen Fürsten im Frieden statt, so versammelten sich die Häuptlinge sämmtlicher Inseln und setzten sich in einem großen Kreise umher, hinter dem die Menge des Volks neugierig zuschaute. Der Häuptling zur Rechten des Königs eröffnete die Versammlung durch eine Rede, dann sprachen der Reihe nach auch die andern Häuptlinge und der König selbst. Nun wurde der ekelhafte, aus der Wurzel des Taumelpfeffers bereitete Kawa-Trank eingeschenkt; der Häuptling zur Rechten des Königs reichte diesem die Schale, indem er ihn zum ersten Mal mit dem Titel Tui-Kanokubolu, König aller Inseln, anredete, und setzte ihn hiemit in seine neue Würde ein.

Die verschiedenen gesellschaftlichen Stufen waren auf den Freundschafts-Inseln beinahe ebenso scharf abgegrenzt wie in Indien die Kasten. Nach den Hau oder Familien von königlichem Geblüt kamen die Houeiki oder Häuptlinge, dann die Muas oder Edelleute, hierauf die Matabule oder Beamte und Begleiter der höhern Klassen, und endlich die Tua oder das gemeine Volk. Auch die Berufsarten innerhalb dieser Abtheilungen, wie die der Aerzte, Zimmerleute, Fischer ꝛc. waren streng erblich. Ein sehr ausgebildetes Feudalsystem machte die Häuptlinge zu Vasallen des Königs und das Volk beinahe zu Leibeigenen der Häuptlinge. Der gemeine Mann konnte nichts mit Sicherheit sein eigen nennen; besaß er ein fleißig angebautes Stückchen Land, war ihm die Zucht seiner Schweine oder seines Geflügels gelungen, oder hatte er sich irgend eine andere Art Wohlstand erworben, so konnte sein Lehnsherr ihm alles das wegnehmen, sobald sein lüsternes Auge darauf fiel. Auch Frohndienste für den König mußten geleistet werden, wann und so viel dieser begehrte. Den Vornehmen, namentlich den Priestern und den Häuptlingen vom

höchsten Rang wurde die tiefste Unterwürfigkeit bewiesen; ohne besondere Erlaubniß war es weder gestattet ihre Person zu berühren, noch ihr Haus zu betreten. Was sie vor dem übrigen Volk auszeichnete, war viel weniger größerer Luxus in Wohnung, Kleidung und Nahrung, als das Ceremoniel, das ihnen gegenüber beobachtet werden mußte. Um nicht von Jedermann verstanden zu werden, sprachen die Häuptlinge unter sich einen besondern Hofdialekt. Begegnete ihnen ein gemeiner Mann, so mußte er am Wege niedersitzen, bis sie vorbei waren; trug er eine Last, so mußte er damit auf die Seite gehen, sie von den Schultern nehmen und in einiger Entfernung mit allen Zeichen tiefster Demuth weiter schleppen. Ein Versehen gegen die bestehende Etikette konnte unter Umständen sogar ein todwürdiges Verbrechen werden. Besonders strafbar war es, sich zufällig auf irgend einem etwas höher gelegenen Platz zu befinden als der Häuptling. Diese letzte Auffassung führte in den ersten Jahren der Mission zu einer recht komischen Scene in der neu erbauten Kapelle von Lifuka. Der gute Missionar ahnte nicht, wie sehr er die königlichen Rechte verletzte, als er bei ihrer Einweihung die Kanzel bestieg, und war daher hoch erstaunt, am folgenden Sonntag der seinen gegenüber eine zweite, höhere Kanzel zu erblicken, von welcher der Regent mit einem Gemisch von schelmischer Siegesfreude und würdevollstem Stolze auf ihn herabschaute. Erst als er sich überzeugt hatte, daß von Seiten des Missionars kein Hochmuth und keine absichtliche Ehrenkränkung vorliege und die Kanzel eine für den Sprecher durchaus nöthige Einrichtung sei, gab er seinen erhabenen Standpunkt wieder auf.

Die in den oft mehrstündigen und nach strenger Etikette abgehaltenen Kawa-Versammlungen der Häuptlinge gefaßten Beschlüsse wurden dem Volke durch die Matabule mitgetheilt, welche zugleich über die pünktliche Ausführung der erlassenen Befehle zu wachen hatten.

Die Religion der Tonganer beruhte, als sie der civilisirten Welt bekannt wurde, nicht sowohl auf einer bestimmten Mythologie, als auf einem despotischen System, nach welchem ins Endlose vermehrte Gottheiten, Ceremonien und Verbote ein dunkles Chaos bildeten, in das sich das arme abergläubische Volk aus Unwissenheit und sklavischer Furcht versenkte. Alles war nur darauf berechnet, die Macht und den Einfluß der Häuptlinge zu sichern; den Bedürfnissen der Seele des Volks oder auch nur seiner zeitlichen Wohlfahrt trugen jene heidnischen Lehren keine Rechnung. Der Geist der Liebe war

davon ausgeschlossen; Strafen für dieses Leben und Drohungen für das künftige nahmen die Hauptstelle darin ein. Bulotu, das tonganische Paradies (womit vielleicht die amboinische Insel Buru gemeint ist, als Ausgangspunkt der Polynesier) gehörte nur den abgeschiedenen Geistern der Häuptlinge und Edelleute; ein Schiff gerieth einmal dorthin und fand einladende Früchte, die sich aber nicht greifen ließen, Bäume und Häuser, die man ungehindert durchschreiten konnte, eine liebliche Schattenwelt. Das Loos des gemeinen Volks in der andern Welt war durchaus ungewiß; fragte sichs doch, ob die Tua nur Seelen haben. Dennoch brach sich auch unter ihnen eine Ahnung Bahn von einer Fortdauer nach dem Tode und von Lohn und Strafe für das diesseitige Leben. Die Häuptlinge, als die einstigen Diener des im Paradiese herrschenden Gottes Hikuleo, wurden daher oft von dem Volke angebetet, damit sie ihre Fürsprecher bei den Göttern werden möchten.

Schon in der Schöpfungssage der Tonganer treten gar mancherlei Götter auf, und die geringfügigsten Umstände genügten, die Zahl derselben in späterer Zeit zu erweitern. Jeder Gegenstand der Furcht wurde ein Gegenstand der Anbetung. Haifische, Vulkane, ungewöhnliche Naturerscheinungen, Alles fand seine Verehrer. Es gab Familiengötter, Kriegsgötter, Götter der Ernte, der Jahreszeiten und der Winde; die vier größten Gottheiten aber waren Maui, Hikuleo, Tangaloa und Hea-moana-uliuli. Welche derselben die Tonganer als die oberste betrachteten, oder ob sie überhaupt irgend einen Begriff von einem höchsten Wesen hatten, ist zweifelhaft. Maui sollte die Inseln mit einer Angelschnur vom Meeresgrund an die Oberfläche heraufgezogen haben, Hikuleo, Mauis jüngerer Bruder, die Menschen nach Bulotu fortholen, Tangaloa den Donner und Blitz schicken und Hea-moana-uliuli die See regieren. Der letztere wurde in Gestalt einer Seeschlange verehrt, und die Schiffer riefen ihn beim Fange um Beistand an. Tangaloa wurde zugleich als Schutzgott der Zimmerleute gedacht, deren Handwerk die ehrenvollste Beschäftigung auf den Freundschafts-Inseln ist. Er, meinten die Tonganer, müsse auch die Fremden so schöne Schiffe zu bauen gelehrt und Cook und Andere vom Himmel herab gesandt haben.

Lüge, Diebstahl, Ehebruch, Mord u. drgl.; wurden als Dinge dieser Welt betrachtet, welche die höheren Götter nichts angehen, sondern von den untergeordneten Gottheiten geschlichtet werden. Das

einzige Verbrechen gegen die ersteren war Frevel gegen ihre Tempel oder unerlaubter Gebrauch ihrer Opfer. Die den Göttern dargebrachten Gaben bestanden hauptsächlich in Thieren, Früchten und einheimischen Kostbarkeiten. Bei besonderen Veranlassungen wurden indeß auch Fingergelenke geopfert, und in außerordentlichen Fällen suchte man die erzürnten Gottheiten sogar durch Menschenopfer zu versöhnen.

Die Priesterschaft bildete eine einflußreiche Körperschaft, deren Unterhalt schwer auf dem Volke lastete. Ihre Personen galten für geheiligt durch ihren vertraulichen Umgang mit den Göttern; ihre Macht kam beinahe der der Häuptlinge gleich, und wie diese versäumten sie keine Gelegenheit einen persönlichen Vortheil zu erlangen und ihre selbstsüchtigen Zwecke zu verfolgen. Sogar über die kriegerischen Häuptlinge übten die Priester ihre Gewalt aus, indem sie deren Furcht vor den Göttern zur Erfüllung ihrer Wünsche ausbeuteten. Bei Krankheiten oder bei der Angst vor feindlichen Einwirkungen durch Zauberei war ihr Beistand nur durch Gaben zu erkaufen, die dem Range des Hilfesuchenden entsprachen. Zauberspräche, um den Gegner zu verderben, mußten gleichfalls theuer bezahlt werden. Und so groß war der Glaube an die Kraft dieser Verwünschungen, daß gewöhnlich der dem Tode Geweihte aus bloßer Furcht dahinsiechte und starb, sobald er wußte, daß das tuki oder die Zauberformel gegen ihn ausgesprochen worden war. Geschah dieß nicht, so trug man auch kein Bedenken ihn heimlich zu vergiften.

Sinnlose Cermonien und ein thörichter Aberglauben an schadenfrohe blutdürstige Götter, eine grausame habsüchtige Priesterschaft und eine harte willkührliche Regierung, das waren also die Fesseln, die das arme Volk gefangen hielten und auch aus den paradiesischen Freundschafts-Inseln ein Land der Finsterniß und der Todesschatten machten, bis der Aufgang aus der Höhe sie besuchte. Andererseits war die alte Religion schon sichtlich erschüttert, als das Evangelium eintrat. Mariner erzählt, wie im Anfang dieses Jahrhunderts der weltliche König nach und nach herausfand, daß ein Papst, wie der Tuitonga, denn doch ein entbehrliches, ja sehr kostspieliges Möbel sei. Er schaffte es also ab und das Volk dankte ihm für den gewagten Schritt, weil es dadurch einer drückenden Steuer enthoben war. Sah es doch, daß die Insel auch ohne Tuitonga des göttlichen Segens ebenso theilhaftig war wie andere Eilande. Die erträglichen, ja

lobenswerthen Elemente des alten Glaubens aber, wie Achtung für Edle und Alte, Ehr- und Rechtsgefühl, Freundschaft, Geduld und Vaterlandsliebe, fanden auch im neuen ihre gebührende Stelle und bildeten eine gewisse Vorbereitung für die vom Westen eingeführte Lehre.

3. Der erste Missionsversuch.

Zwanzig Jahre nach Cooks zweitem Besuche auf Tongatabu landeten die ersten christlichen Missionare am 12. April 1797 an der Westküste der Insel, ausgesandt von der zwei Jahre zuvor gegründeten Londoner Missionsgesellschaft, deren erster Beschluß war, das Evangelium den neuentdeckten Inseln der Südsee zu bringen. Unter dem lauten Jubel der theilnehmenden Menge, die sich am Ufer eingefunden hatte, um das für die gesammelten Liebesbeiträge angekaufte Missionsschiff „Duff" die Anker lichten zu sehen, hatten sie England verlassen; jung, hoffnungsfroh und, so weit Menschen es beurtheilen konnten, bereit, sich im Dienste Christi zu verzehren, betraten sie ihr Arbeitsfeld. Es waren ihrer im Ganzen zehn, lauter Laienbrüder; achtzehn der mitgebrachten Sendboten hatte der Duff schon auf den Gesellschafts-Inseln abgesetzt, zwei andere sollte er weiter auf die Marquesas-Inseln geleiten.

Das erste Geschäft der Brüder mußte nun die Wahl eines Platzes zu ihrer Niederlassung sein. Die Entscheidung wurde ihnen nicht ganz leicht, indem ihnen verschiedene Häuptlinge gleich mächtig schienen und sie daher nicht wußten, unter wessen Schutz es am gerathensten sei, sich zu stellen. Ein seit dreizehn Monaten auf der Insel ansäßiger Engländer, Ambler, der die Sprache geläufig sprach und sich zum Dolmetscher zwischen den Eingebornen und den Missionaren erbot, versicherte die Letzteren, sämmtliche Häuptlinge seien friedlich gesinnt, rieth ihnen aber, sich nach Hihifo zu wenden und sich dort Finau Ulukalala zum Beschützer zu erlesen. Sie thatens und erhielten von „dem finstern, mürrischen Mann, der fast nur sprach, wenn er böse war, und dann mit der Stimme eines Löwen brüllte," die Zusage, daß sie wohnen dürften, wo es ihnen beliebte und Niemand ihnen ein Leides thun solle. So brachten sie denn ihre Habseligkeiten ans Ufer und schliefen, nachdem sie sich der Obhut ihres himmlischen Hüters empfohlen hatten, auf Matten des Landes so ruhig als nur je in ihrem Leben, bis gegen ein Uhr ein gastfreier

Häuptling sie weckte, um sie zu einem Gericht Fisch, Yams und Kokosnüssen einzuladen. Am gleichen Tage noch schenkte er ihnen drei Grundstücke, eines mit Yams und Bananenbäumen bepflanzt, die beiden andern unangebaut. Alle zusammen mochten mit der Umzäunung, an der das den Missionaren angewiesene Haus stand, etwa fünf Morgen halten.

Neugierig und bewundernd sahen die Eingebornen nun den Versuchen der Fremden zu, sich eine bequeme Niederlassung zu gründen, eine Schmiede herzurichten und Backsteinformen zu machen. Die vielen Geschenke, die sie erhielten, erwiederten die Brüder durch manches nützliche Gegengeschenk an die Häuptlinge; Alles schien sich gar freundlich und einen schönen Fortgang versprechend anzulassen. Doch nur kurze Zeit. Bald zeigten sich unter den Häuptlingen Spuren der Eifersucht, wenn einer von ihnen sich mit mehr Geschenken von den Missionaren brüstete, als die andern aufweisen konnten; Woche um Woche wurden sie lüsterner nach Allem was sie sahen, und schon hörte man munkeln, wann erst der wiedererwartete Duff noch mehr Schätze ausgeschifft habe, solle es an eine allgemeine Beraubung der Missionare gehen.

Hätten es diese doch mit den Eingebornen allein zu thun gehabt! Aber hier, wie an so manchen andern Orten waren es nicht Heiden, sondern Leute, die den Christennamen trugen, welche dem Evangelium die größten Hindernisse bereiteten. Außer jenem Ambler lebten noch zwei andere Europäer, der Irländer Connelly und ein aus der Verbrecherkolonie in Botany-Bai entlaufener Sträfling Morgan auf den Tonga-Inseln, alle drei nach heidnischer Weise mit mehreren Frauen verbunden und dem Müßiggang und Ausschweifungen aller Art ergeben. In ihnen erwachte zuerst der Haß gegen die Missionare, deren ganzer Wandel den ihrigen strafte; sie waren es, welche von harten Worten und unverschämten Forderungen zu Schlägen übergiengen, die Häuptlinge aufreizten, den neuen Ankömmlingen zu mißtrauen und endlich beim Ausbruch einer Seuche die Leute beredeten, sie tödten die Eingebornen mit ihrem Singen und Beten. Natürlich konnte Ambler nicht länger als Dolmetscher benützt werden; die Brüder mußten suchen, selbst die Sprache zu lernen. Zur Erreichung dieses Zweckes schien es ihnen wünschenswerth, nicht alle beisammen zu bleiben, sondern sich in kleine Häuflein aufzulösen, um in möglichst vertrauten Umgang mit den Eingebornen zu treten. So

trennten sie sich, jedoch nicht ohne die Verabredung, sich monatlich einmal zu gemeinsamem Gebet zusammen zu finden. — Noch ehe sie irgend einen direkten Missionsversuch machen konnten, kam der Jahrestag ihrer Landung heran. Mit innigem Danke gegen Gott, der sie bisher beschirmt und die bösen Absichten ihrer Feinde vereitelt hatte, vereinigten sie sich zur Feier desselben, und die Erinnerung an all die Vatertreue, die sie hatten erfahren dürfen, weckte in jedem Einzelnen noch manche stille Herzensfreude außer den gemeinsamen Aufforderungen zum Lob und Preis.

Gleich in der folgenden Nacht aber brachen Diebe in das Haus und plünderten eine vorgefundene Kiste. Da dieselbe Arzneimittel enthielt, welche für die Diebe keinen Werth hatten, fanden die Missionare am andern Morgen weggeworfenen Salpeter, Rhabarber, Fieberrinde u. drgl. im Hofe umhergestreut; einige glücklich erhaschte Kleider kamen natürlich nicht wieder zum Vorschein. Wenige Tage darauf landete der Duff mit den verschiedenen Geräthen, die bei einer kürzlich in Tahiti vorgenommenen Theilung unsern Missionaren zugefallen waren. Als er am 7. September 1798 die Heimfahrt antrat und Missionar Nobbs, dessen Gesundheit sehr gelitten hatte, mitnahm, verschwand für die auf Tonga Zurückbleibenden jede Aussicht auf menschliche Hilfe im Fall der Noth; aber sie hatten das vorher erwogen, und ihr Glaube wankte nicht.

Er sollte noch schwerer geprüft werden als bisher. Nicht durch die Eingebornen, nicht durch sittenlose Abenteurer aus christlichen Ländern, nein durch einen Abtrünnigen aus ihrer eigenen Mitte wurde ihnen dießmal der Trübsalsbecher gemischt. Kurz nach der Abfahrt des Duff fiengen sie an, eine wesentliche Veränderung im Benehmen Georg Veesons zu bemerken. Er mied sichtbar ihre Gesellschaft und nahm endlich offen die Kleidung und Lebensweise der Heiden an. Vergeblich suchten ihn die Brüder zur Umkehr zu ermahnen, er hatte kein Ohr für ihre Worte. Bald zeigte sichs, daß er sich einer eingebornen Frau ergeben hatte, mit der er nun die Missionare bat, ihn ehlich zu verbinden. Sie waren bereit es zu thun, als das kleinere der beiden Uebel, aber als sie jener Heidin etwas von der Wichtigkeit der Trauung erklärten, weigerte sie sich, eine so unauflösliche Verbindung einzugehen. Veeson aber wollte von seinem Weibe nicht lassen, und so mußten die Brüder ihn aus ihrer Gemeinschaft ausschließen.

Tief gebeugt klammerten sich die treuen Brüder nur um so fester an den Herrn ihren Gott an; ihr Verkehr mit den Eingebornen aber scheint dennoch unter dem Grundirrthum gelitten zu haben, daß sie glaubten, erst an deren Civilisation arbeiten und durch die Sorge für ihr leibliches Wohl ihr Vertrauen gewinnen zu müssen, ehe sie mit ihnen von Sünde und Erlösung sprechen könnten. Es war den Insulanern gestattet, dem Sonntagsgottesdienst der Missionare beizuwohnen. Viele thaten dieß und benahmen sich dabei ruhig; ein weiterer Versuch, ihnen den Namen Jesu zu predigen, scheint in den beiden ersten Jahren kaum gemacht worden zu sein. Freilich hinderte daran auch die Unbekanntschaft mit der Sprache; Veeson lernte dieselbe im beständigen Umgang mit den Eingebornen bald mit großer Geläufigkeit sprechen, den Andern gelang das nicht so schnell. Als Bowell, einer der am weitesten Fortgeschrittenen, eben daran war, eine Grammatik zu verfassen, brach ein Bürgerkrieg aus, der die Missionare in neue Gefahren stürzte und aller Thätigkeit ein Ende machte.

Finau nämlich ermordete in der Nacht des 21. April 1799 den Tui-Kanokubolu Tukuaho, Großvater des jetzigen Königs der Freundschafts-Inseln, um sich selbst an dessen Stelle zu setzen; die Anhänger des Ermordeten aber vereinigten sich unter einem ihrer Häuptlinge, um dessen Tod zu rächen. Die nun folgenden Kämpfe, bei denen sich auch Veeson wie ein blutdürstiger Wilder betheiligte, entfesselten in entsetzlicher Weise alle Leidenschaften der Eingebornen. Gleich beim Beginn der Feindseligkeiten wurde Bowell mit zwei andern Missionaren grausam erschlagen; die übrigen irrten schutz- und obdachlos von Ort zu Ort und bewegten manchmal den Gedanken, sich in ihrem kleinen Boot hinauszuwagen in die See, um wo möglich die Küste Neuhollands zu erreichen. Da hörten sie am 21. Januar 1800 zwei Kanonenschüsse. Am andern Tage fuhren sie ab und trafen ein englisches Schiff, dessen Kapitän ihnen freundlich seine eigene Kajüte einräumte, um sie nach Port Jackson zu befördern. — Einer der vor drei Jahren Ausgezogenen also war zum Verräther an den andern geworden, drei hatten unter den Streichen derer, die sie zu segnen gekommen waren, ihr Leben geendet; die übrigen verließen die Insel nach unsäglichem Ungemach ohne die lohnende Hoffnung, auch nur Eine Seele zu Christo gebracht zu haben. So endete vor menschlichen Augen diese erste Missions-Unternehmung. Wie viele Seufzer für

die armen Eingebornen in jenen drei Jahren zum Thron der Gnade emporgestiegen, was das Blut der Erschlagenen noch redete, welche Anregung zum Nachdenken und zu weiterem Forschen nach Wahrheit die Erinnerung an ihren Wandel vielleicht nach Jahren noch war, weiß nur der Herr. Ein wohlthuendes Zeugniß ist es jedenfalls, daß der unglückliche Beeson in einer späteren Schilderung seines Aufenthalts in Tonga nach Erwähnung der vielen dort winkenden Versuchungen fortfährt: „Es muß den Beförderern der Südsee-Missionen eine große Genugthuung gewähren, von Einem, der sich selbst verdammen muß und der in Tonga blieb, nachdem alle Brüder es verlassen hatten, versichert zu werden, daß kein anderer der Missionare, die er dahin begleitete, sich seines heiligen Berufs unwürdig betrug."

4. Die wesleyanische Mission.

Erst volle zweiundzwanzig Jahre nachdem die auf Tonga geöffnete Thüre sich blutig wieder geschlossen hatte, wurde ein zweiter Versuch gemacht, dem umnachteten Volke das Licht des Evangeliums zu bringen. Zwei der Londoner Missionare, Shelley und Cooper, waren in Port Jackson zurückgeblieben, als die andern nach England heimkehrten. Shelley besonders konnte das Volk nicht vergessen, unter dem er einst gearbeitet hatte, und nach seinem Tode fuhr seine Wittwe fort, das Interesse der Missionsfreunde in Neu-Süd-Wales darauf hinzulenken. Endlich kam die Zeit, in der die heißen Wünsche des Entschlafenen ein anderes Herz rührten und im Juni 1822 sehen wir den Methodisten-Missionar Walter Lawry, nachdem er von der Distriktskonferenz Urlaub erhalten hat, mit Frau und Kind, einem alten englischen Hausfreund, dem Zimmermann Lilley, dem Grobschmid Tindall und einem jungen Marquesas-Insulaner, der ihm als Dolmetscher dienen sollte, beinahe ganz auf eigene Kosten die Reise nach Tongatabu antreten, wo er am 16. August landete. Im gleichen Monat beschloß die wesleyanische Missionskonferenz in London die Aussendung von zwei Missionaren auf die Freundschafts-Inseln. Der herrliche Sieg des Evangeliums auf den Gesellschafts-Inseln nach langen Jahren schmerzlichen Harrens hatte aufs Neue die Blicke aller Missionsfreunde nach den Südsee-Inseln gerichtet und in ihnen neuen Muth zu Fürbitte und That geweckt. Bis jedoch jener Konferenzbeschluß wirklich zur Ausführung kam, verstrichen aber-

mals vier Jahre. Unterdessen untersuchte Lawry den Boden. Er fand ungemein freundliche Aufnahme. Die vornehmsten Häuptlinge versprachen, ihn und seine Gefährten gütig zu behandeln und „Tausende von Kindern" zur Schule zu schicken. Sie legten ihre Kleider ab und überreichten sie ihm als Geschenk, der höchste Grad tonganischer Höflichkeit. Zwei bis drei Monate lang wurden Lawry's Hoffnungen durch die Zuvorkommenheit der Eingebornen beständig gesteigert, so daß er um mehr Lehrer und Missionare nach Hause schrieb; dann aber wandte sich plötzlich das Blatt. Bei einer Kawa-Versammlung im November wurden Reden gegen die neuen Ankömmlinge gehalten, in denen man sie beschuldigte, wie die frühern Missionare die Leute zu Tode zu beten. Auch der Verdacht wurde laut, sie seien Spione, gekommen das Land auszukundschaften, um es später zu erobern. Die Folge davon war, daß manche der Eingebornen anfiengen sie zu bestehlen und ihnen mit großer Frechheit, wenn nicht gar drohend zu begegnen. Andere dagegen schienen bereit, Belehrung anzunehmen, sobald Lawry seine Fortschritte in der Sprache einen solchen Versuch gestatteten; denn der junge Marquesas-Insulaner war wohl als Knecht, aber nicht als Dolmetscher zu gebrauchen, da seine Mundart von den Tonganern kaum verstanden wurde. Einen offenbar günstigen Eindruck machte es dann wieder, als gegen Ende des Jahrs 1823 Futakawa, ein junger eingeborner Häuptling, von einer Vergnügungsreise nach Neu-Süd-Wales zurückkehrend alle die Wunder schilderte, die er dort geschaut — die großen Häuser, die schönen Läden, die vielen Schiffe, die Uebungen der Soldaten, die Ausdehnung des Landes, die Mannigfaltigkeit seiner Erzeugnisse u. drgl. Als er hierauf auch die unbegrenzte Güte und Freigebigkeit der Engländer rühmte und hinzufügte, dieselben schicken jetzt in alle Länder Missionare, um die Leute zu unterrichten, und die Tongaleute werden nie weise werden, wenn sie nicht die Lehren der Engländer annehmen und ihre Einrichtungen nachahmen, stimmten ihm sämmtliche Häuptlinge ohne Widerspruch bei. Es zeigte sich, daß die Lust der Tonganer zu weiten Schifffahrten, in Folge deren man sie auf allen Inselgruppen findet, auch mithelfen mußte, dem Evangelium den Weg zu bereiten.

Nun aber forderte die Gesundheit von Lawry's Gattin eine Veränderung des Klimas, und so schied auch dieser Missionar, ohne eine Erstlingsfrucht gewonnen zu haben. Große Volkshaufen versam-

melten sich, um ihn abreisen zu sehen; die Eingebornen brachten sein Gepäck in ihren Kanoes auf das drei Stunden vom Ufer entfernte Schiff und einer derselben drückte ihm beim Abschied ihren Dank für seinen Besuch aus. Kaum war er aber fort, so brach der Häuptling Fatu alle seine Versprechen und fieng an die bei ihm zurückgelassenen christlichen Handwerker zu mißhandeln, ja sogar mit dem Tode zu bedrohen.

Noch einmal verstrichen zwei Jahre, bis im Juni 1826 endlich die von der wesleyanischen Missionsgesellschaft in London ausgesandten Missionare Thomas und Hutchison auf Tongatabu landeten. Auf Tindalls Rath wandten sie sich statt an den treulosen Fatu an den mächtigen Häuptling Ata von Hihifo, der hocherfreut über ihr Kommen, ihnen sogleich ein schönes, vom kühlen Seewind bestrichenes Grundstück zu ihrer Benützung anwies. Den Wankelmuth der Insulaner sollten aber auch sie nicht nur durch die Erzählung Anderer, sondern durch eigene, schmerzliche Erfahrung kennen lernen. Mitte Juli nahm Ata scheinbar mit großer Andacht einmal am Morgengebet der Missionare Theil; einen Monat nachher entzog er ihnen seinen Schutz und drohte ihr Haus niederzubrennen. An Beweisen, daß es den Eingebornen überhaupt mehr um ihre aus England mitgebrachten Geräthschaften als um ihren Unterricht zu thun sei, hatte es schon vorher nicht gefehlt; jetzt bestahlen und beschimpften Männer und selbst Knaben sie ungescheut. Der bei der nächsten Kawa-Versammlung aufgestellten Behauptung, jeder der Missionare habe eine Kiste voll Geister mitgebracht, welche dazu bestimmt seien, die Tongaleute aufzufressen, widersprach zwar Ata als ein verständiger Mann, sein Benehmen aber wurde dessen ungeachtet immer entschiedener feindselig. Er verbot seinen Leuten bei Todesstrafe, am Gottesdienst der Missionare theilzunehmen und ließ am Sonntag deren Thüre bewachen, um jedermann den Eintritt zu verwehren. Als dann im November wegen ungewöhnlicher Dürre eine Hungersnoth zu befürchten war, wurde das drohende Unglück natürlich den Engländern zur Last gelegt. Die über ihr Kommen erzürnten Tonga-Götter, hieß es, züchtigen nun das Volk dafür, daß es ihnen erlaubt habe, sich auf der Insel niederzulassen.

Während so die englischen Missionare sich in Hihifo unter viel Noth und Anfechtung mit den ersten Anfängen des Werks mühten und mitunter wohl auch an ein abermaliges Aufgeben desselben dach-

ten, bekannte sich der Herr wunderbar zu der anspruchslosen Arbeit zweier tahitischer Christen, die zwei Monate vor jenen gelandet waren und sogleich angefangen hatten, in Nukualofa das Evangelium zu verkünden. Obgleich ihre Sprache nur mangelhaft verstanden wurde, gefiel es Ihm, diese schwachen unscheinbaren Werkzeuge zur Anbahnung einer neuen Epoche in der Geschichte Tonga's zu gebrauchen. Bald war in Nukualofa ein Kirchlein erbaut, in dem 300 Personen sich regelmäßig zum christlichen Gottesdienst einfanden; der König (Josia) Tubou selbst unterstützte kräftig die Lehrer und ihr Beginnen. Ihres Bleibens war indeß nicht lange. Als im Januar 1828 zur Verstärkung der wesleyanischen Mission die Missionare Nath. Turner und W. Croß auf der Insel eintrafen, überließen ihnen die Londoner Missionare bereitwillig das von ihren Pfleglingen in Angriff genommene vielversprechende Arbeitsfeld von Nukualofa.

Durch den Dienst dieser eifrigen und glaubensstarken Männer erstand im ganzen Distrikt von Nukualofa Kirchlein um Kirchlein, Schule um Schule, und ein solcher Segen ruhte auf der Verkündigung des Worts, daß die Berichte von dem, was in Tongatabu geschah, schon auch auf den Inseln der andern Gruppen ein Suchen und Fragen erweckten. Der Häuptling Finau von Wawau ließ durch einen bei ihm lebenden Engländer einen Brief an Missionar Turner abfassen, worin er diesen dringend um Zusendung eines Missionars bat und versicherte, er sei seiner Geister so überdrüssig, daß sie ihn anekeln; die Bewohner einer der Haabai-Inseln erbauten eine hübsche Kapelle in Erwartung des ersehnten Missionars, den ihr junger König Taufa-ahau in Nukualofa zu gewinnen suchte; alle diese Bitten mußten jedoch zunächst unbefriedigt bleiben, da die vorhandenen Kräfte kaum für die stets wachsenden Anforderungen des Distrikts von Nukualofa ausreichten. Machen wir denn einstweilen dort die Bekanntschaft des Mannes, der wie zum Fürsten seines Landes so auch zu einem der Erstlinge der Kirche Christi in demselben berufen war!

---

5. König Georg Tubou.

Taufa-ahau, der jetzt unter dem Namen Georg Tubou regierende König der Freundschafts-Inseln, mag etwa im Jahr 1796 geboren sein. In seinen Jünglingsjahren trug er sich mit dem Gedanken, die erste Gelegenheit zu einer Entdeckungsreise in fremde Län-

der zu benützen. Dieser Plan kam jedoch nicht zur Ausführung; er war zu einer edlern und schönern Laufbahn bestimmt, als in jenen gesetzlosen Zeiten an Bord eines Walfischfängers in die weite Welt hinauszufahren. Seine Heimat-Inseln (die Haabai oder mittlere Gruppe) wurden damals durch Bürgerkriege zerfleischt; es galt, die Rechte seines eigenen königlichen Stammes wieder zu allgemeiner Anerkenung zu bringen, und dauernder Friede konnte nur durch die völlige Unterwerfung der nach der obersten Macht strebenden Häuptlinge gesichert werden. Mit festem, unerschrockenem Sinn faßte der junge Fürst diese Aufgabe ins Auge. Bald gewann ihm sein mit großer Klugheit und ungeheurer Körperkraft gepaarter Muth viele Anhänger und einen weit reichenden Einfluß. Keiner seiner Gegner konnte ihm lange widerstehen, sein bloßer Name und seine Gegenwart schon wog in jeder Schlacht ein Heer von Kriegern. Unter den jetzt lebenden älteren Häuptlingen sind wenige, die sich nicht einst im Kampfe mit ihm maßen und von ihm in den Staub gelegt wurden; bei allen seinen Siegen aber betrug er sich so großmüthig gegen seine Feinde, daß die Liebe seiner Unterthanen nicht weniger als deren Furcht der Grundstein seiner Herrschaft wurde. Als Großneffe des Königs Josia Tubou pflegte er diesem zu der Zeit, in der die tahitischen Lehrer sich in Nukualofa aufhielten, häufig ceremonielle Besuche abzustatten. Bei dieser Gelegenheit versäumte er nie, allerlei Fragen über die neue Religion zu machen, die in das Land gebracht worden sei. Was er da sah und hörte, machte einen tiefen Eindruck auf seinen edel angelegten Geist. Die unendliche Erhabenheit der einfachen und doch so herrlichen Lehren der heiligen Schrift über die albernen Mährchen der Götterlehre seines Volkes, die Weihe und Reinheit des christlichen Gottesdienstes gegenüber den leeren, beengenden Gebräuchen des Heidenthums ergriff ihn so, daß er schon vor dem Beginn des Jahrs 1828 mit dem feierlichsten Eide, den er zu schwören vermochte, gelobte, seine Götzen wegzuwerfen und sein Ohr nicht länger den Lügen der Priester zu leihen. Er that das nicht im Stillen; vielmehr entsagte er gleich damals verschiedenen heidnischen Belustigungen, an denen er seither theilgenommen hatte, und fieng an, so gut er es verstand, den Sontag zu feiern. So brennend war sein Verlangen, mit dem Dienst des lebendigen Gottes und dem Unterricht seines Volks zu beginnen, daß er einen englischen Matrosen, der sich gerade bei ihm aufhielt, dazu anstellte, den Lernbegierigen

am Meeresstrand das Alphabet in den Sand zu schreiben, und in einem zu diesem Zwecke eingerichteten Hause Gebete zum Gott der Fremden zu richten. In der That eine seltsame Lage für einen armen ruhelosen Wanderer, der das Land und die Religion seiner Väter verlassen hatte, auf den Machtspruch eines heidnischen Häuptlings den Gott, dem er, der getaufte Heide, entsagt und dessen Bande er von sich geworfen hatte, den aber jener, der ungetaufte, suchte, ob er sich etwa möchte finden lassen, öffentlich Preis und Anbetung darbringen zu sollen! Noch beugte der König selbst seine Kniee nicht vor Jehovah, obgleich er sich mit einigen seiner Leute immer als Zuschauer einfand, wenn der Matrose seine Gebete hersagte; der Geist dürstete darnach, aus dem Dämmerschein seiner jetzigen Erkenntniß hindurchzudringen zum vollen Licht; bis aber auch das stolze Herz und der gewaltige Wille zum Gehorsam der Wahrheit gebracht war, gab es noch einen harten Kampf zu bestehen.

Im Jahr 1829 kam Taufa-ahau wieder nach Tongatabu, um sich einen Missionar zu erbitten. Zum zweiten Mal mußte er abschlägig beschieden werden; doch boten ihm die Missionare einen eingebornen jungen Lehrer an. Derselbe Mann jedoch, der den Worten und Gebeten eines armen weißen Auswürflings willig lauschte, lehnte aufs tiefste beleidigt die Unterweisung eines Mannes von seinem Stamme ab, den er als Jüngling zu seinen Vertrauten gezählt hatte. Voll Aerger und Unmuth trat er, wie einst der Syrer Naeman, die Heimreise an. Er hatte nicht wie jener Diener bei sich, die seinen ungerechten Zorn besänftigten, der Herr selbst aber ließ sich herab, ein Wort mit ihm zu sprechen. Ein furchtbarer Sturm warf das königliche Kanoe zwei Tage lang umher, so daß es sehr zweifelhaft schien, ob es je wieder die Küste Haabai's erreichen werde. Und wie das ungestüme Meer, so wogte nun auch das Herz Taufa-ahau's. Er erkannte in dem Sturm ein Gericht des Gottes, dessen Diener er verworfen hatte, und kurz nach seiner Heimkehr machte er sich abermals nach Nukualofa auf, um den verschmähten Lehrer abzuholen. Noch immer ein Heide, aber ein ernster, demüthiger Forscher nach Wahrheit, kehrte er dießmal mit dem Manne zurück, der gewürdigt war, der erste eingeborne Prediger seines Volkes zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Eine japaniſche Familie bei Tiſch.

Die Freundschafts- oder Tonga-Inseln.

(Fortsetzung.)

Peter Wi las und übersetzte als Sprachlehrer Missionar Turners mit diesem das Evangelium Matthäi. Gleich bei den ersten Worten, die er von Jesu hörte, erwachte in seinem Herzen eine Liebe zu Ihm. Er verband sich mit sechs Andern, die gleichfalls von Turners Predigt ergriffen wurden, zu engerer Gemeinschaft, und nach kurzer Zeit empfiengen alle sieben die heilige Taufe. Wir lassen uns von Peter selbst etwas von jenem Tage berichten. „In der Predigt erzählte uns Missionar Turner von einem Missionar, der einst zu einer schwarzen Versammlung sprach, in welcher sich ein sehr angefochtener Mann befand. Der Missionar sagte, seine Zuhörer müssen viel zu Gott schreien und flehen. Der angefochtene Mann gieng heim und schrie auf dem Dach seines Hauses lange und laut zum Herrn. Aber als er wieder herabstieg, fühlte er, daß er die Vergebung seiner Sünden nicht erlangt hatte. Der Missionar hatte in seiner Predigt auch gesagt, das Wort Gottes sei die rechte Speise für die Seele. Da dachte der arme Mann, er wolle versuchen auf diesem Wege Frieden zu finden, und fieng an buchstäblich ein Stück der heiligen Schrift zu essen; aber er fand, daß selbst dieß ihm nicht die Vergebung seiner Sünden brachte. Als der Missionar wieder predigte, sagte er seinen Zuhörern, sie sollen an den Herrn Jesum glauben. Da glaubte der Mann und erhielt volle Vergebung. Als ich diese Geschichte hörte, fieng ich auch an, den Herrn Jesum oft zu bitten, daß Er mir meine Sünden vergeben möchte, und als Er mein Gebet erhörte und mir alle meine Missethat vergab, fieng ich an, mein ganzes Vertrauen auf Jesum als meinen Heiland zu setzen."

Nun, dieses Vertrauen in allerlei Nöthen zu erproben, hatte der gute Peter schon unterwegs Gelegenheit. Obgleich im Gefolge des Königs, befand er sich doch nicht in dessen eigenem kalia. Da verlautete schon auf einer unterwegs berührten Insel, die großen Häuptlinge Haabai's seien sehr aufgebracht über das, was Taufa-ahau gethan habe, und noch mehr über Tufui und Mafileo, die Peter in ihr Kanoe aufgenommen hatten. Diese Beiden waren darüber so erschrocken, daß sie lieber nach Fidschi als nach Hause segeln wollten; endlich gaben sie jedoch Peters ruhiger Festigkeit nach und landeten in Lifuka, wo Taufa-ahau sie lächelnd mit den Worten empfieng: „Meine Freunde, man sagt die Häuptlinge hier seien erzürnt, aber das thut nichts; laßt uns ein Haus suchen, in dem Peter wohnen kann." Er fieng an bei diesem das Lesen zu lernen; zum Beten lernen brauchte er ihn vorerst noch nicht.

Daß außer dem König, der ihn fortwährend mit großer Liebe behandelte, ihm fast Alle, denen er zu dienen gekommen war, nur Haß und Verachtung entgegenbrachten, mußte Peter bald sattsam erfahren. Als sodann Taufa-ahau die Priesterin eines der Götter der Insel erschlug, weil sie durch Besessenheit ihm zu imponiren suchte, fürchteten sich alle Priester, und kein Gott wagte mehr offen von ihnen Besitz zu nehmen. Wie nun eine Anzahl betender Leute sich zu ihm gesellte, schmiedeten auch gegen ihn die Feinde heimliche Rachepläne. Die Christen sollten erschlagen, er selbst gefangen genommen werden. Peter erfuhr von diesem Anschlag und theilte ihn dem König mit. Es traf sich, daß gerade an jenem Tage ein heidnisches Fest mit Spielen und Faust- und Ringkämpfen gefeiert wurde, für den unerschrockenen, ganzherzigen Mann ein willkommener Anlaß, mit seinem Bekenntniß offen hervorzutreten. Während die Masse des Volks heidnischen Belustigungen nachgieng, beschied er die der neuen Lehre sich zuneigenden Männer zu sich, um mit ihnen zu beten, und eröffnete ihnen zugleich die Absicht der Feinde. Diese sahen sich natürlich ungern verrathen und schöpften sogleich Verdacht gegen Peter. „Wäre er ein Fremder," hieß es, als er, vom König gerufen, erschien, „so könnte mans ertragen, aber er ist nur ein Tonga-Mann; wer wird sich sein Treiben gefallen lassen? Er ist ein Schurke." Peter jedoch erwiederte gelassen: „Aexte und Messer sind Dinge, welche die Fremden uns geben, aber Religion ist eine Gabe Jehovah's, des Gottes, der Himmel und Erde gemacht hat." Nun zeugte auch Taufa-ahau,

dessen Eifer für das Christenthum sich bis jetzt mehr nur im Zertrümmern der Götzenbilder und Altäre aussprach, offen von dem Namen Jesu, und verstimmt gieng der Häuptling davon, der seinen Groll gegen Peter am lautesten ausgesprochen hatte. Es ist nicht zu verwundern, daß der Fürst dieser Welt sich um seinen Sitz auf Haabai wehrte, denn eine wunderbare Gnadenheimsuchung war für dasselbe in Anbruch. Wie es kam, daß vor Ende des Jahrs 1829 von den achtzehn bewohnten Inseln der Gruppe nur drei noch ihren alten Göttern dienten, es läßt sich kaum erzählen; nur staunend und anbetend kann man dem Siegeslauf des Evangeliums von einem Eiland zum andern folgen.

Während hier der Herr fast ohne alle menschliche Pflege ein herrliches Erntefeld reifen ließ, hatte Missionar Thomas in Hihifo (auf Tonga) noch immer mit viel Widerspruch von Seiten des finstern Ata zu kämpfen. Auch ihm war indessen zwar in Lolohea, dem kränkelnden Stiefsohne Ata's, der 1829 selig entschlief, eine Erstlingsfrucht geschenkt worden; die Masse des Volks aber hielt sich aus Furcht vor ihrem despotischen Häuptling, dessen dem Christenthum feindseliger Einfluß sich auch in andern Distrikten der Insel geltend machte, in ängstlicher Entfernung von dem Missionar. So fühlte sich dieser denn volle Freiheit, nach brüderlicher Berathung mit den Missionaren in Nukualofa, im Januar 1830 seinen Posten in Hihifo zu verlassen und nach Lifuka, der Hauptinsel Haabai's überzusiedeln. Es war selige Arbeit, die er da traf, so vielen Hunderten hungriger Seelen das Brod des Lebens zu reichen, aber auch ein so anstrengender Dienst, daß er bald ernstlich erkrankte und nach nicht ganz zweijähriger Wirksamkeit sein Amt frischeren Kräften überlassen mußte. Als er im Dezember 1831 nach Tonga zurückkehrte, waren 550 Personen in die volle Gemeinschaft der Kirche Christi aufgenommen. Unter seinem Nachfolger Peter Turner verdoppelte sich diese Zahl innerhalb weniger Monate; in Haano, Foa, Nomuka, Ua und Mugaone bedienten wackere eingeborne Lehrer das Volk. Eine einzige Insel der ganzen Gruppe ausgenommen, standen die Götzentempel verlassen, während Schaaren von Zuhörern sich zum christlichen Gottesdienst drängten. Bereits waren auch (1832) vierzehn Schulen gegründet, in denen 2000 Personen jedes Standes und Alters vom König bis zum geringsten seiner Diener und vom dreijährigen Kinde bis zum silberhaarigen Greise Unterricht empfiengen.

Jenes einzige noch übrige Bollwerk des Heidenthums war die Insel Uiha mit den Gräbern der Könige und Häuptlinge. Dort hatte der alte Aberglaube so tiefe Wurzeln geschlagen, daß Taufaahau's Uebertritt zum Christenthum als ein Verrath an seinem Lande betrachtet wurde, und seine früheren Freunde und Anhänger die Waffen gegen ihn ergriffen. Durch kluge und feste Maßregeln stellte jedoch der König seine Oberhoheit über Uiha bald wieder her, und kurz darauf lag auch dieses Eiland dem Gekreuzigten zu Füßen.

Wir haben schon eines Briefes erwähnt, den Finau Ulakala, der König der (nördlichen) Wawau-Gruppe im Jahr 1828 nach Nukualofa schreiben ließ, um sich die Zusendung eines europäischen Missionars zu erbitten. Tief gekränkt durch die augenblickliche Verweigerung seines Gesuchs, verbot er nun seinen Unterthanen trotzig, zu dem Gott der Fremden zu beten. Umsonst! Es kamen ihrer in Geschäften immer so viele nach Nukualofa, und Missionar Turner predigte dort so lebendig, so herzbeweglich, daß die Heimkehrenden immer neue Lichtfunken mitbrachten. Wohl tobte auch die heidnische Priesterschaft, die ahnte, daß ihre Herrschaft zu Ende gieng, gegen den Gott der Fremden; aber der Morgen hatte begonnen über Wawau zu grauen, und keine menschliche Gewalt vermochte die aufgehende Sonne in ihrem Laufe zu hemmen.

Längere Zeit hielt die Furcht vor dem König die Gemüther der Angefaßten gefangen. Endlich aber traten zwei Männer, Faone und Lube, offen mit dem Bekenntniß Christi hervor. Ohne einen Missionar oder christlichen Lehrer in der Nähe, der sich ihrer mit Rath und That hätte annehmen können, standen sie allein auf unter den Tausenden ihres Volks, bereit, um Jesu willen Schmach und Verfolgung, ja auch den Tod zu leiden. Der erzürnte Finau begnügte sich damit, sie zu verbannen. In Haabai, wohin sie sich flüchteten, waren sie den Heiden wieder ein Dorn im Auge, aber die Anfechtungen, die sie zu erdulden hatten, erschütterten ihre Standhaftigkeit ebenso wenig als einige Zeit nachher eine freundliche Einladung Finau's, nach Wawau zurückzukehren und dort ihre Frauen und Güter wieder in Empfang zu nehmen. „Saget dem König," erwiederten sie schnell entschlossen dessen Boten, „wir werden kommen, wenn er uns erlauben will zu beten. Ein Leben in Armuth, bei dem wir zu Gott beten können, ist uns lieber als Frauen und Häuser und Felder ohne Gott." Ihre entschiedene Sprache blieb nicht ohne Eindruck auf

Finau, der indessen noch zwei Jahre lang fortfuhr, die da und dort laut werdenden Wünsche seines Volks mit Bitterkeit zu unterdrücken.

Da machte im April 1831 Taufa-ahau mit einer Flotte von 24 Kähnen einen Besuch in Wawau. Es waren zunächst zeitliche Angelegenheiten, in denen er die Reise unternahm, aber die Veränderung, die mit ihm und vielen seiner Begleiter vorgegangen war, konnte nicht verborgen bleiben; die Lippen flossen über von dem, was die Herzen erfüllte. Mit großem Eifer benützte Taufa-ahau namentlich seinen persönlichen Einfluß auf Finau, um dessen Groll zu beschwichtigen, bis ihm dieser endlich seine Bereitwilligkeit ausdrückte, einen Missionar aufzunehmen, wenn derselbe direkt aus England käme. Seine Flotte zurücklassend, eilte Taufa-ahau mit dieser Botschaft freudig nach Lifuka zurück, wo zu Thomas Unterstützung bereits Missionar P. Turner eingetroffen war. Mit diesem waren auch Watkin und Wood aus England gekommen; somit stand jetzt kein Hinderniß mehr im Wege, das Missionsnetz auch über Wawau auszudehnen. Am 27. Mai kehrte Taufa-ahau mit einem Briefe der Missionare zu Finau zurück, der nun gleich am folgenden Sonntag mit Vielen seines Volks am Gottesdienst seiner Gäste theilnahm, obgleich es nur ein eingeborner Lehrer war, der denselben leitete.

Tags darauf ließ Finau sieben seiner Götzen in einer Reihe aufstellen und redete sie an: „Ich habe euch hieher gebracht, euch zu prüfen und euch zu sagen, was ich mit euch thun will, damit ihr keine Entschuldigung habt." Dann, zum ersten gewendet: „Wenn du ein Gott bist, so laufe fort, oder du sollst mit dem Feuer, das für dich bereitet ist, verbrannt werden." Nachdem er diese Worte jedem besonders wiederholt hatte, ohne daß die Götzen sich rührten, befahl er sie und ihre Tempel zu verbrennen. — Noch immer gab es in Wawau unter den Häuptlingen wie unter dem gemeinen Volk Manche, die diesen Befehl mit Mißtrauen und Furcht vernahmen, aber es fanden sich auch willige Hände, ihn zu vollziehen. Da gerade feuchte Witterung war und das Feuer nur langsam brannte, stieg drei Tage lang der Rauch der gefallenen Götzen und ihrer Altäre zum Himmel auf, und als kein Unfall folgte, schlossen endlich auch einige Anfangs zaghafte Gemüther, die Götter, denen sie bisher gedient, müssen allerdings Lügengeister gewesen sein.

Wie wußte man nun die Gäste aus Haabai zu schätzen und zu nützen! So unwissend Viele von ihnen noch selbst in göttlichen Din-

gen waren, wußten sie doch mehr als die Bewohner von Wawau und theilten diesen gern von ihrem Wenigen mit. Vier Tage und Nächte hindurch sprach, betete, sang und las einer von ihnen mit den heilsbegierigen Seelen, die ihn förmlich belagerten. Jede andere Arbeit ruhte. „Wir können unsere gewöhnlichen Geschäfte thun, wenn Ihr fort seid," pflegten die Besucher zu sagen, „so lange Ihr hier seid, müßt Ihr uns lehren Gott zu dienen." Ihr Durst nach dem Wort des Lebens schien unersättlich, und nur mit Mühe konnte sich Taufa-ahau mit seinem Gefolge endlich losreißen, um nach Haabai zurückzukehren.

Aber ohne allen Kampf mit der Macht der Finsterniß sollte doch die Wahrheit in Wawau nicht siegen. Mehreren einflußreichen Häuptlingen gefiel der neue Stand der Dinge nur gar nicht, und wie sie, hieng auch Finau's Halbbruder Laulalo, der eben jetzt von einem Besuch in Fidschi zurückkehrte, noch von ganzem Herzen am alten heidnischen Wesen. Bald hatte er die Unzufriedenen unter seine Leitung versammelt und fieng an, mit ihnen den Christen nachzustellen. Erst wurden einzelne Häuser, dann ganze Dörfer geplündert und zerstört. Finau sah diesem Treiben eine Zeitlang ruhig zu, als aber die heidnische Partei sich endlich in Otea auf der Insel Falewai verschanzte und ihm förmlich den Krieg erklärte, konnte er nicht länger müßig bleiben. Es war klar, daß Laulalo den doppelten Zweck verfolgte, den neuen Glauben auszurotten und sich selbst an der Stelle seines Bruders zum König zu machen. Finau wandte sich um Rath an Taufa-ahau. Dieser erschien mit seiner Flotte sogleich in Wawau und suchte Frieden zu stiften; die Heiden waren jedoch entschlossen, das Glück der Waffen zu versuchen. Sie wollten von keiner Vermittlung und unter keiner Bedingung von Unterwerfung unter Finau's Herrschaft hören. Da schloß Taufa-ahau, als dessen Verbündeter, mit seinen Kriegern die Festung Otea ein. Der Muth der Belagerten fieng bald an zu wanken, und endlich wurde ihre Stadt ohne Blutvergießen durch List genommen und der Erde gleich gemacht — ein in der Kriegsgeschichte der Tonganer unerhörtes Ereigniß und ein sprechender Beweis von der bereits gewirkten Umwandlung ihrer Sitten. — Kurz nach dieser unblutigen Eroberung gesellte sich einer der widerspenstigen Häuptlinge nach dem andern mit seinen Leuten den Christen zu, und so war das Heidenthum nach seiner äußeren Gestalt abgethan, noch ehe der Fuß eines englischen Missionars den Boden Wawau's betrat.

Finau überlebte seine eigene und seines Volkes Bekehrung nicht lange. Er starb gegen Ende des Jahrs 1833 im festen Glauben an seinen Erlöser und empfahl vor seinem Ende Taufa=ahau, der inzwischen in der heiligen Taufe den Namen Georg erhalten hatte, zu seinem Nachfolger. Daß diese Wahl nicht nach dem Sinne aller seiner Häuptlinge war, zeigte sich mehrfach in späteren Jahren; als ihnen dieselbe zur Bestätigung mitgetheilt wurde, erhob jedoch Niemand Einsprache dagegen, und so bestieg König Georg (von Haabai) im vollen Einklang mit den bestehenden Landesgesetzen den Thron von Wawau. Die Ausdehnung seiner Herrschaft auch über diese Inselgruppe war natürlich von großer Wichtigkeit für die Gestaltung der christlichen Kirche auf derselben; der Gotteskinder zeugende Geisteshauch mußte aber unmittelbar vom Herrn selbst kommen.

Ueberblickten die Missionare am Schluß des Jahrs 1833, was Er in den sieben Jahren seit ihrer Ankunft bereits gewirkt hatte, so hatten sie des Stoffes zum anbetenden Danke wohl die Fülle, aber nicht weniger Stoff auch zu neuen Bitten. Auf Tonga hatte im Distrikt von Nukualofa das Christenthum zwar lieblich Wurzel geschlagen; der König Josia Tubou, dessen weicher, unselbständiger Charakter Anfangs an seiner christlichen Entschiedenheit zweifeln ließ, hatte vom Jahr 1828 an sich wirklich bekümmert gezeigt um das Heil seiner Seele und 1830 die heilige Taufe empfangen; in allen Hütten hörte man die Stimme des Gebets; die Götzentempel standen verlassen und verwittert, und Gras und Unkraut überwucherte die zu ihnen führenden Pfade, sowie die Hofräume, in denen die Andächtigen in Erwartung einer günstigen Antwort zu sitzen pflegten, — sonst aber zeigte gerade diese größte und wichtigste sämmtlicher Freundschafts=Inseln die geringste Empfänglichkeit für das Evangelium. Eine herzerquickende Frucht von Thomas' Arbeit in Hihifo war es, daß des finstern Ata's Söhne sich ebenso entschlossen zeigten, Christen zu bleiben, wie ihr Vater es war, keine christliche Andacht vor seinen Augen zu dulden, und deßhalb mit einigen ihrer Freunde und Glaubensgenossen die Heimat verließen, um sich in einem unbewohnten Theil der Insel unter Tubou's Herrschaft anzubauen. Dagegen machte das gottlose Treiben einiger englischen Ansiedler als eine Quelle fortwährender Versuchungen auch für die schon Angefaßten große Noth. Beharrlichkeit lag ja ohnedieß nicht im Charakter des leicht erregbaren Volkes; da läßt sich wohl denken, daß von den Hunderten, ja Tau=

senden, die sich auf den drei Inselgruppen bereits zum Christenthum bekannten, gar Viele wieder in die vorige Weise zurücksanken, sobald irgend eine besondere Lockung dazu ihnen nahe trat. Ausgebreitet hatte sich das Werk mit wunderbarer Schnelligkeit; was noch zu erflehen und zu erstreben blieb, war wenigstens für die beiden nördlicheren Gruppen hauptsächlich seine tiefere Begründung. Glücklicherweise fehlte es nicht an Seelen, die dieses Ziel mit allem Ernst ins Auge faßten.

Zu Anfang des Jahrs 1832 war Missionar Croß von Nukualofa dem schon zur Ernte weißen Arbeisfeld entgegengezogen, das in Wawau seiner harrte. Wer hätte da erst noch an eine vorherige Thränensaat gedacht? Und doch war ihm eine solche verordnet. Nach anderthalbtägiger Fahrt zerschellte das Boot, auf dem er die Reise angetreten hatte, von heftigen Stürmen umhergetrieben an einem Felsenriff, und von den 70 Personen, die sich darauf befanden, fanden fünf Kinder und vierzehn Erwachsene in den Wellen ihren Tod, worunter seine zärtlich geliebte, von kaum erst überstandener Krankheit noch geschwächte Gattin. Mit den Fluthen kämpfend hielt er sie in seinen Armen, bis sie entschlafen war; erst als er selbst, aufs Aeußerste erschöpft, von zweien seiner Begleiter auf ein eilig zusammengebundenes Floß gehoben wurde, trennte er sich von der theuren Leiche, die am folgenden Tag bei Hihifo ans Land gespült und dann in Nukualofa bestattet wurde. Dorthin waren auch die Geretteten zurückgekehrt, so daß Croß dem Leichenbegängniß seiner treuen, nun zu ihrer Ruhe eingegangenen Gehilfin beiwohnen konnte. Doppelt wohlthuend war ihm natürlich nach diesem schmerzlichen Verlust der erfreuliche Fortgang des Werks in Wawau. Eine Kapelle, zu deren Einweihung sich 3000 Personen einfanden, wurde erbaut, Häuptlinge öffneten ihre Häuser zur Verkündigung des Worts, aus der Zahl der regelmäßigen Kirchgänger schlossen sich Viele den engeren Klaßversammlungen an. Schon nach zwei Jahren wurden Croß die Missionare P. Turner und D. Cargill nachgesandt, letzterer jedoch nur, um nach kurzer Zeit mit ihm zu den wilden Fidschianern überzusiedeln, während P. Turner mit einigen eingebornen Gehilfen sich in die geistliche Pflege Wawau's theilten, für das im Sommer 1834 ein an das erste Pfingstfest erinnernder Gnadentag anbrach. Auf die Verheißung Christi gestützt: „Wo zwei unter euch eins werden auf Erden, warum es ist, das sie bitten wollen, so soll ihnen widerfahren

von meinem Vater im Himmel," verbanden sich einige eingeborne Christen mit den Missionaren zu dem gegenseitigen Versprechen, daß Jeder von ihnen täglich zur Mittagsstunde in sein Kämmerlein gehen und da den Herrn um eine reichliche Ausgießung Seines heiligen Geistes bitten wolle. Sie baten um Großes, und doch durften sie noch Größeres sehen, als sie verlangt und gehofft.

Es war der 23. Juli, an dem durch eine Dienstagspredigt eines Nationalgehülfen über die Thränen Jesu über Jerusalem die ganze Gemeinde so mächtig erschüttert wurde, daß Viele laut aufschrieen in ihrer Seelenangst und Alle ihre Sünden bekannten. Sie wollten nicht in ihre Häuser zurückkehren, ohne Frieden gefunden zu haben, und blieben den größten Theil der Nacht im Gebet beisammen. Noch ehe der Morgen kam, konnten auch wirklich schon Viele sich der beseligenden Gnade Gottes in Christo Jesu getrösten. Am nächsten Sonntag zeigten sich in einem andern Dorf dieselben Wirkungen des Worts, und nun verbreitete sich die Bewegung von Dorf zu Dorf, von Insel zu Insel, bis das ganze Volk nur noch von Einer gewaltigen Geistesregung beseelt schien. Eine oder zwei Wochen hindurch wurden sogar die Schulen geschlossen und statt dessen täglich sechs Gebetsversammlungen gehalten. Sobald die Prediger zu reden anfiengen, zerfloß das Volk in Thränen; Einige fielen auf ihr Angesicht nieder und flehten um Gnade; Andere riefen: „Gelobt sei der Herr! Ich habe Jesum nie gekannt, bis heute! Jetzt kenne ich Ihn, Er hat alle meine Sünden von mir genommen. Ich liebe Jesum!" Auch König Georg und seine Gemahlin, die in der Taufe den Namen Charlotte empfangen hatte, wurden erst während eines Besuchs, den sie in dieser Zeit in Wawau machten, gründlich bekehrt und von der bloßen Verstandeserkenntniß zur seligen Herzenserfahrung weiter geführt. Von der Liebe Christi gedrungen, fiengen sie selbst nun eifrig an, durch Wort und That Seinen Namen zu verkündigen.

Noch ehe die Nachricht von dem, was auf Wawau geschah, nach Haabai drang, hatte auch dort der Herr zuerst unter den ernsteren Christen in besonderem Maße den Geist des Gebets geweckt, und dann in weitern Kreisen sein Gnadenwerk begonnen. Am 9. August fand in der Kapelle in Lifuka eine mit so heftigen Aeußerungen der Angst vor Gottes Gerichten verbundene Erweckung statt, daß einige der Anwesenden meinten, es sei eine neue schreckliche Seuche ausgebrochen, und eilig davon liefen, damit sie nicht auch

angesteckt würden und stürben. Von den vornehmsten Häuptlingen bis zu den Geringsten des Volkes herab war es ein allgemeines Bekenntniß der Sünden und Schreien um Vergebung. Vielen wurde schon an diesem ersten Tage die freudige Gewißheit der Gotteskindschaft geschenkt. Die Woche hindurch ruhte alle Arbeit; es war eine Reihe von Festtagen, an denen nur Gebete und Lobgesänge zum Himmel emporstiegen. Auch den kleinern Inseln der Gruppe wurden ähnliche Heimsuchungen zu Theil.

Den der ersten Ausbreitung des Christenthums entgegengesetzten Weg verfolgend, erreichte die große Erweckung des J. 1834 die Tonga-Gruppe zuletzt. Am 6. Oktober brachte ein eingeborner Prediger den Bericht von dem wunderbaren Werke in Wawau und Haabai nach Nukualofa. Von jenem Tage an versammelten sich auch die dortigen Christen häufiger zum Gebet. Miss. Thomas bewog den König, einen Tag zu besondern Andachtsübungen zu bestimmen, und auch in dieser Versammlung war das Wehen des Geistes unverkennbar. Alle Anwesenden vereinigten sich zu inbrünstigem Gebet, während Viele, unfähig ihre Gefühle zurückzuhalten, bitterlich weinten; doch war die Zahl derer, welche in jener Zeit in Tonga zum vollen Frieden kamen, nicht so groß wie auf den andern Inseln.

Wir machen keinen Versuch, die Menge der von ganzem Herzen zum Herrn Bekehrten mit arithmetischer Genauigkeit anzugeben; wir zweifeln nicht an Seiner Macht, in der Wawaugruppe allein innerhalb sechs Wochen „2260 Personen" vom Tode zum Leben hindurchgeführt zu haben, wohl aber an der eines kurzsichtigen Menschen, ein göttliches Gnadenwerk nach so runden Zahlen zu bemessen. Das aber bleibt fest; Hohe und Niedere, Alte und Junge, noch völlig Unberührte und wieder Rückfällige, Laue und nach mehr Gnade schmachtende Seelen durften eine so gründliche Erneuerung erfahren, daß das ganze öffentliche Leben von nun an ein anderes war. Der Sonntag wurde im buchstäblichsten Sinne des Worts heilig gehalten; Keiner brachte seine Ruhestunden in Müßiggang oder mit Vergnügungen zu, und außer den zu einsamer Andacht festgesetzten Zeiten hatte jeder Tag auch seine gemeinsamen Gottesdienste. Miss. Turner rühmte überdieß von seinen Pfleglingen in Wawau, „sie seien fleißiger, sparsamer, gehorsamer und begierig geworden, alle Vorzüge der Europäer nachzuahmen; nur Böses zu thun, fürchten sie sich."

In Haabai zeigte sich besonders der König fortwährend als

eifriger Christ. Kurz nach seiner Rückkehr von Wawau förmlich in das Predigtamt eingetreten, reiste er oft schon Samstag Abends ab, um am folgenden Morgen auf einer zwanzig Stunden entfernten Insel Leute, die er einst zu seinen eigenen Kriegszügen zusammengerufen hatte, zu ermuntern, sich als gute Streiter Jesu Christi zu leiden, dessen Demuth und Liebe er ihnen zugleich mit der reinigenden Kraft seines sühnenden Blutes anpries. Die einfache Erzählung von dem, was England für die Abschaffung der Sklaverei gethan habe, genügte, ihn noch am selben Tage (21. Aug. 1835) alle seine Sklaven zusammenrufen und ihnen die Freiheit schenken zu lassen. Der Liebeseifer, den Bau einer neuen, größern Kapelle in Lifuka zu fördern, vereinigte die Bewohner der ganzen Gruppe einige Monate hindurch zu fröhlicher Geschäftigkeit. Während die Häuptlinge und Matabulen die Anfertigung des feinen Flechtwerks übernahmen, verrichtete das gemeine Volk die grobe Arbeit. Als sodann zur Einweihung des aus lauter freiwilligen Beiträgen erbauten Gotteshauses an einem schönen Septembermorgen 1834 von allen Nachbarinseln Kähne über die ruhige See herbeigerudert kamen, und solche Volkshaufen der neuen Kirche zuwogten, daß nur die Hälfte der Gekommenen darin Platz fand, als hierauf der König über Salomos Gebet bei der Einweihung des Tempels predigte und Miss. Tucker die Versammlung von der schönen Gegenwart auf die noch herrlichere Zukunft und auf die himmlischen Wohnungen hinwies, die Jesus den Seinen bereitet habe, da flossen von vielen Augen Thränen des Dankes und der Freude, auch von denen des tiefgerührten Missionars, der an diesem Tage wieder zwanzig Erwachsene in die Gemeinde aufnehmen durfte. Nun war auf der ganzen Gruppe nur noch eine einzige ungetaufte, und zwar durch Krankheit in ihr Haus gefesselte Person übrig. So wird denn die Missionsgeschichte von Wawau und Haabai von jener Zeit an die Geschichte einer jungen christlichen Kirche, die freilich noch viele unmündige, aber doch nach der lautern Milch des Evangeliums begierige Kindlein zählte, während in Tonga eine kleine Gemeinde entschiedener Christen fortfuhr, sich dem hartnäckigen Widerstand einer starken heidnischen Partei entgegenzustemmen.

6. Religiös-politische Wirren.

Es war nicht die Schuld der Christen und des alternden Königs, daß der unvermeidliche Kampf des Lichts mit der Finsterniß nicht einzig mit geistigen Waffen ausgefochten wurde. Die mächtigen heidnischen Häuptlinge der Distrikte Hihifo, Houma, Bea und Mua begnügten sich nicht damit, selbst ihrem alten Aberglauben treu zu bleiben — das wehrte ihnen ja Niemand —, sie wollten die weitere Ausbreitung des Christenthums überhaupt verhindern; Einige von ihnen trugen sich sogar mit der Hoffnung, es auszurotten. Um diesen Zweck zu erreichen, schien ein Krieg gegen die Christen und die Absetzung Josiah Tubou's unvermeidlich, und so beunruhigten denn schon 1835 und 36 allerlei unheimliche Gerüchte das Häuflein der Gläubigen, bis 1837 die heidnische Partei wirklich die Feindseligkeiten eröffnete. Dem Beispiel Finau Ukalala's folgend, rief König Josiah seinen Großneffen Georg von Haabai zu Hilfe, der den Streit schnell und glücklich beendigte. Die Heiden wurden geschlagen und der Friede nach tonganischer Sitte durch Geschenke besiegelt, die ihre Häuptlinge mit dem König von Haabai austauschten.

So kurz im Ganzen der Krieg gedauert hatte, bemerkten die Missionare doch mit Schmerz dessen entsittlichenden Einfluß auch auf ihre Pfleglinge, von denen sie Manche aus der engeren Gemeinschaft der Christen ausschließen mußten. Ein Zustand der Unsicherheit dauerte überdieß noch längere Zeit fort. War es doch von jeher Sitte der heidnischen Freundschafts-Insulaner gewesen, auch nach dem Friedensschluß noch ihren Feinden aufzulauern und sie zu erschlagen, wenn sie einzeln ausgiengen! Dagegen wurden doch auch manche der Besiegten, worunter einige einflußreiche Häuptlinge, an der Macht ihrer Götter irre und geneigter, den Missionaren ihr Ohr zu leihen. Nach achtjähriger Unterbrechung konnten nun die Missionsgebäude in Hihifo wieder bezogen werden, und Missionar Rabone begann dort eine gesegnete Wirksamkeit.

Der Friede dauerte aber nicht lange. Schon im Januar 1840 brach ein zweiter, heftigerer Krieg aus, in welchem hauptsächlich die Häuptlinge von Hihifo und Bea sich an die Spitze der Heiden stellten, um die Christen zu überfallen und Josiah Tubou zu stürzen. Ersterer kehrte seinen Grimm zunächst gegen die nur eine halbe Stunde von seiner Hauptstadt gelegene christliche Niederlassung Foui, Letzterer

gegen die königliche Residenz Nukualofa. Wieder war es Georg von Haabai, zu dem der Bedrängte seine Zuflucht nahm. Beide Könige ließen, nachdem die Heiden schon die Feindseligkeiten mit der Ermordung von vier friedlich auf ihren Feldern arbeitenden Christen begonnen hatten, wiederholt in Hihifo anfragen, ob ein Besuch von ihrer Seite in der Absicht, den Krieg noch abzuwenden, wohl Aussicht auf Erfolg hätte. Auf einige ausweichende Antworten folgte endlich eine bejahende. Schon auf dem Wege erfuhr indeß König Georg noch rechtzeitig, daß man ihn dadurch nur hatte in die Falle locken wollen, und daß seine Ermordung beschlossen war. So konnte denn der Kampf nicht mehr vermieden werden. Die Festung Hihifo wurde von den Christen umzingelt, und nach 14 Tagen ergaben sich die Belagerten, denen Georg jeden Ausweg versperrt hatte, ohne sie mit den Waffen zu bekämpfen. An den 500 Gefangenen übte er statt altheidnischer Grausamkeit christliche Milde, indem er ihnen volle Vergebung angedeihen ließ. Ata unterwarf sich wieder dem Scepter Josiah's, und nach kurzer Zeit war in Hihifo und den Nachbardörfern kein offenkundiger Heide mehr zu finden.

Der Fall Hihifo's schreckte für einige Wochen die nun verbündeten Häuptlinge von Bea und Houma von der Ausführung eines gemeinsam entworfenen Angriffsplans auf Nukualofa zurück. Am 20. April aber griffen die Heiden ein dorthin gehöriges Boot voll unbewaffneter Christen an, schleppten fünf derselben nach Bea fort und ließen die Uebrigen los, nachdem sie sie durch Drohungen geängstet hatten. Einige Tage darauf landete der damals auf einer Entdeckungsreise in der Südsee begriffene amerikanische Kommodore Wilkes. Er bot sich zu einem Vermittlungsversuch an, indem er den Vorschlag machte, jede der streitenden Parteien solle zehn Häuptlinge in ein Zelt senden, das er zu der beabsichtigten Berathung am Ufer aufrichten ließ. Die Könige stimmten sogleich zu und erwählten ihre Leute; die Ruhestörer aber weigerten sich zu kommen und schickten, um ihre Sache zu vertreten, nur einen weißen Verbrecher, dem sich ein alter blinder Häuptling und die Frau des Häuptlings von Mua anschlossen. Als jedoch die christlichen Abgeordneten kamen, waren jene mit den Speisen, die der Kommodore freundlich zur Bewirthung beider Theile bestimmt hatte, bereits auf und davon. Verdrießlich, und wie es scheint ohne recht zu wissen, auf wessen Seite die Schuld lag, schied Wilkes; die Hoffnung auf Versöhnung aber schwand mehr und mehr.

Neue Gewaltthaten der heidnischen Partei nährten die Erbitterung und Entfremdung der Gemüther; auch die Lage der Missionare wurde von Tag zu Tag mißlicher. Ihre Wohnung stand völlig unbeschützt außerhalb der Befestigungen Nukualofa's, hinter die sich aus der Nachbarschaft die Christen geflüchtet hatten, so viele ihrer darin Raum fanden. Sie sahen, wie die Feinde die verlassenen Pflanzungen zerstörten, hörten, wie sie am 18. Juni vier alte Leute überfielen und abschlachteten, und konnten doch diesen Gräueln nicht wehren. Nachdem sie schon sechs Monate in Angst und Schrecken ausgehalten und sich mitunter wohl auch gefragt hatten, ob es nicht besser wäre, Tonga eine Zeitlang zu verlassen und sich zu Solchen zu wenden, die mehr Muße hätten, die Botschaft des Friedens zu hören, zogen auch die Missionare sich in ein christliches Fort zurück. Gerade jetzt (21. Juni) landete ein englisches Kriegsschiff unter Kapitän Croker. Die Missionare setzten ihn von den sie täglich umgebenden Gefahren in Kenntniß, stellten sich als englische Unterthanen unter seinen Schutz und baten ihn besonders darum, ihre Familien nach Haabai oder Wawau in Sicherheit zu bringen. Er sagte dieß freundlich zu, wollte aber zuerst im Namen der beiden Könige noch einen Versuch zur Wiederherstellung des Friedens machen.

Bei der bekannten Treulosigkeit der Insulaner war es natürlich, daß er eine Anzahl Freiwilliger und drei leichte Geschütze mit sich nahm, um der fast zwei Stunden landeinwärts gelegenen, stark verpallisadirten Festung Bea seine Friedensvorschläge zu bringen. Man wußte, daß zwei Europäer, darunter der verrufene „Teufels-Jemmy", auf die Vertheidigung des Forts alle ihre Kunst verwendet hatten. Nachdem die Feinde durch Jemmy ihre Bereitwilligkeit zu Unterhandlungen zu erkennen gegeben hatten, begab sich Croker mit einigen seiner Officiere selbst zu weiterer Besprechung in die Festung. Dort sah Alles so kriegerisch aus und die Heiden machten so grimmige Geberden, daß die Engländer Anfangs ihre eigene Sicherheit bedroht glaubten; sie wurden jedoch mit Höflichkeit behandelt und ungefährdet wieder entlassen. Die Häuptlinge wünschten nur Zeit, sich die Sache zu überlegen und mit den Häuptlingen der andern Forts zu berathen. Die Forderungen Croker's kamen im Ganzen darauf hinaus, beide Theile, die Heiden wie die Christen sollten ihre Festungen dem Boden gleich machen und im Frieden zusammenzuleben suchen.

Unbegreiflicher Weise bewilligte ihnen Croker dazu nur eine halbe

Stunde Zeit und ließ, noch ehe eine Botschaft in die andern Festungen gelangen konnte, seine völlig ungeschützten Leute den Angriff unternehmen. Er hoffte wohl, das erste Feuer werde die Heiden einschüchtern, erlebte aber noch, daß der Sturm mit furchtbarem Verlust zurückgeschlagen wurde. Croker selbst wurde verwundet und dann durchs Herz geschossen, zwei seiner Officiere fielen, zwanzig Soldaten und Matrosen wurden schwer verwundet. Nur mit Mühe konnten die Ueberlebenden ihre Todten und Verwundeten aufs Schiff zurückbringen, das bei seiner Abfahrt auch die Missionsfamilien (Tucker und Rabone) nach Wawau mitnahm. Sie hatten zuvor den Kapitän auf der Stelle beerdigt, die er merkwürdiger Weise kurz vor dem Angriff mit den Worten bezeichnet hatte: „Sollte ich auf dieser Insel sterben, so wünschte ich hier begraben zu werden." Der Gouverneur von Neusüdwales, der die unglückliche Unternehmung zu untersuchen hatte, sprach die Missionare wenigstens von aller Schuld frei.*)

Drei Wochen nach Crokers tragischem Ende kehrten die Missionare Tucker und Thomas nach Tonga zurück und besuchten die verschiedenen heidnischen Festungen. Es gelang ihnen, die Häuptlinge zur Einstellung offener Feindseligkeiten zu vermögen, obgleich bei ihnen und den meisten ihrer Leute der alte Haß gegen das Christenthum ungeschmälert fortdauerte. Eine feierliche Versöhnung zwischen dem König und dem Häuptling Fatu von Mua brachte im folgenden Jahre der Superintendent Waterhouse während seines Besuchs in Tonga zu Stande. Ungestört durch Verfolgungen und Empörungsversuche von Seiten der Heiden konnten nun die Gemeinden in Nukualofa wachsen und sich ausdehnen, bis der Neid katholischer Priester die Flamme der Zwietracht aufs Neue anblies.

Schon im October 1837 hatte nämlich der römische Bischof Pompalier von der Insel Wallis aus einige Priester abgesandt, welche auf der Wawau-Gruppe Fuß zu fassen suchten. Georg hatte ihnen aber vorgestellt, wie unnöthig hier Lehrer seien, und sie mit Händeschütteln entlassen. Die Sache war beinahe vergessen, als am 17. Dezember 1841 ein französisches Kriegsschiff unter Kapitän Du Bouzet bei Neiafu auf Wawau ankerte mit dem Auftrag, Erklärungen darüber zu fordern, warum der Bischof, dem die ganze christliche Mission in der Südsee anvertraut sei, bei seinem Besuch im Jahre 1838 hier

*) Dieß nach The Life of Rev. A. Leigh, by A. Strahan. London 1863.

nicht die freundliche Aufnahme gefunden habe, die ein französischer Unterthan und besonders ein Mann von seinem Stande zu erwarten berechtigt sei. Da König Georg gerade abwesend war, ließ Du Bouzet ein in englischer und französischer Sprache abgefaßtes Schreiben an ihn zurück mit der Bemerkung, daß in wenigen Monaten ein anderes Schiff kommen werde, um die Antwort in Empfang zu nehmen. Noch ehe das Kriegsschiff die Anker lichtete, lief bereits auch ein kleiner Schooner ein, der den verschmähten Bischof wieder brachte. Auf die Einwendung der Missionare gegen den Versuch, den katholischen Ritus in einem Lande einzuführen, dessen Bewohner schon sämmtlich in die evangelische Kirche aufgenommen seien, erwiederte dieser, er habe nicht die Absicht, einen Priester dazulassen, der Schooner sei nur gekommen, um Wasser und Lebensmittel einzunehmen. Tags darauf segelten beide Schiffe ab, Missionare und Eingeborne ziemlich bekümmert zurücklassend, da die in Tahiti verübten französischen Gewaltthätigkeiten noch Allen in frischer Erinnerung waren.

Am 2. Juli 1842 erschien der Bischof abermals mit einem französischen Priester Chevron auf den Freundschafts-Inseln und dießmal fand er günstigeren Boden.*) Chevron ließ sich nicht auf der schon christianisirten Wawau- oder Haabai-Gruppe, sondern in dem noch heidnischen Theile Tonga's nieder. In der Festung Bea bereitwillig aufgenommen, erhielt er bald Verstärkung durch einen zweiten Priester, Grange, und einige zur katholischen Kirche übergetretenen Eingeborne der Wallis-Insel (Uwea). Von Bea aus verbreitete sich der römische Einfluß nach Mua, dem östlichsten Distrikt der Insel, wo der Tuitonga und einige kleinere Häuptlinge unter der Bedingung, daß sie ihren vielen Weibern und ihren heidnischen Tänzen und Spielen nicht entsagen müßten, die römische Lehre annahmen,**) während Tungi, der eigentliche Regent des Bezirks, im Heidenthum verharrte. Mit großem Eifer suchten die katholischen Priester nun auf der einen Seite alle unzufriedenen Häuptlinge an sich zu ziehen, auf der andern aber auch den evangelischen Missionaren selbst da den Boden zu untergraben,

*) Dieß zum Theil nach der Geschichte der katholischen Missionen von Dr. H. Hahn. Köln 1861. Vgl. Pater Poupinels Brief im Jahresbericht der Verbreitung des Glaubens, 1860.

**) Die Katholiken selbst erzählen nur, daß sich schon im ersten Jahr eine kleine Heerde von 200 Neubekehrten bildete, die weit mehr aus Heiden als aus Protestanten gewonnen worden seien.

wo sie bereits eine liebliche Pflanzstätte hatten. Zu letzterem Zwecke hielten sie eine Zeitlang auf verschiedenen Missionsstationen Reisepredigten und scheuten dabei vor keiner Verläumdung zurück, um das Vertrauen des Volks zu seinen alten Lehrern zu erschüttern. Da es ihnen jedoch nicht gelang, durch dieses Mittel auch nur einen der evangelischen Christen an seinem Glauben irre zu machen, beschränkten sie ihre Thätigkeit in der Folge wieder ausschließlicher auf die Bezirke Bea und Mua.

Dort aber wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um Eindruck auf die Phantasie des Volks zu machen. Einmal hieß es, ein französischer Bischof sei auf dem Wege nach Tonga, um das ganze Land der römischen Kirche zuzuführen. Dann wurde eine „möglichst schöne" Kirche gebaut, „um durch den Glanz des katholischen Gottesdienstes einen größeren Eindruck zu machen," und am 12. Februar 1843 mit großer Feierlichkeit eingeweiht; die Zuschauer waren natürlich „außer sich vor Erstaunen". Einige Zeit darauf landete wirklich ein Geistlicher, der als Bischof angekündigt wurde, in Begleitung einer Anzahl von Gehilfen (wohl Douarre, Bischof von Amata, 21. November 1843, dann Bischof Bataillon im Juli 1844). Er entfaltete möglichst viel Pomp, erhob allerlei Anklagen gegen die Methodisten, sprach vergrößernd von dem Vorgehen der Franzosen auf Tahiti, und flocht dann die Andeutung ein, daß Tonga ihnen auch nicht zu widerstehen vermöchte. Die Folge davon war, daß die Heiden ernstlich um ihre Sicherheit besorgt wurden, und Viele sich fragten, ob es nicht besser sei, sich in das Unvermeidliche zu schicken und katholisch zu werden, als sich dem Mißfallen der Franzosen und dem Feuer ihrer Geschütze auszusetzen. Doch siegte der Widerwille, den der katholische Ritus selbst den Heiden einflößte, über alles Blendwerk wie über die Einschüchterungsversuche, und jene ganze Veranstaltung blieb ohne nachhaltige Wirkung. Die Katholiken behaupten, ihre Armuth in Folge von Mildthätigkeit habe größere Erfolge verhindert. Der einzige Weg zur Befestigung ihres Einflusses, den die Priester jetzt noch vor sich sahen, war, den Geist der Unzufriedenheit zu nähren, der seit der Beendigung des Kriegs von 1840 noch immer in einigen heidnischen Häuptlingen fortlebte.

Unterdessen war im November 1845 König Josiah gestorben und Georg von Haabai und Wawau einstimmig zum Herrscher auch der Tonga-Gruppe erwählt worden. Gegen ihn also richteten sich jetzt,

erst im Geheimen, dann öffentlich die Umtriebe der Priester, indem sie ihn nicht nur unter den Eingebornen, sondern auch bei den Kapitänen englischer und französischer Schiffe, die die Inseln besuchten, als einen ehrgeizigen Usurpator, den zur katholischen Kirche übergetretenen Tuitonga dagegen als den rechtmäßigen Thronfolger darzustellen suchten. Gleich auf die erste Kunde davon bemannte jedoch Georg einige Kähne, segelte geradenwegs nach Mua, klagte öffentlich die Priester der Friedensstörung an und forderte den Tuitonga vor. Letzterer läugnete alle eigene Betheiligung an dem Versuch, ihn mit politischer Macht zu bekleiden und erklärte überdieß, er habe dazu weder das Recht noch den Wunsch. Ob diese Versicherungen ganz wahr und aufrichtig gemeint waren, mag dahin gestellt bleiben, aber jedenfalls machten sie es den Priestern unmöglich, auch fernerhin noch seine Ansprüche denen des Königs entgegenzustellen. Nach diesem mißlungenen Versuch bemühten sie sich nun zu beweisen, daß die Häuptlinge von Houma, Bea und Mua vollkommen berechtigt seien, ihre Städte und Leute unabhängig von der Oberhoheit des Königs und den allgemeinen Landesgesetzen nach eigenem Ermessen zu regieren. Flüchtige Uebelthäter fanden bei ihnen Schutz und wurden den königlichen Boten, die sie zurückfordern sollten, nicht ausgeliefert.

Da traf im Jahr 1849 die heidnische Partei ein neuer Schlag. Tungi, der Häuptling von Mua und Sohn jenes Fatu, unter dessen Schutz sich einst Missionar Lawry gestellt hatte, erlaubte einem evangelischen Missionar, sich bei ihm niederzulassen, und die seit 1823 verlassene Station wieder aufzunehmen. Er war ein sehr begabter Mann und hatte von Jugend auf Gelegenheit gehabt, das Evangelium zu hören. Jahrelang hatte er schon die heilige Schrift gelesen und war dennoch ein Heide geblieben; nicht als ob er wirklich die abgeschmackten Lehren der Priester geglaubt hätte, sondern wegen der unbeschränkten Freiheit, die sie ihm und andern seiner Alters- und Standesgenossen ließen, ihrem Stolz und ihren Leidenschaften zu fröhnen. Nun aber zeigte sich in seinem ganzen Wesen eine Veränderung, die wohl ahnen ließ, daß er entschlossen sei, der väterlichen Weise zu entsagen. Er kam oft zur Predigt, besuchte den Missionar, um sich mit ihm zu besprechen und wich auch der allerspeciellsten Anwendung des Worts auf seine eigene Person nicht aus. Doch stand ihm noch ein harter Kampf bevor. In der Furcht, in ihm ihre Hauptstütze zu verlieren, verdoppelten seine seitherigen Freunde ihre Aufmerksamkeit

gegen ihn und baten ihn flehentlich, sie nicht zu verlassen. Er schwankte lange; bald schien er entschlossen, ein Christ zu werden, bald wieder auf dem Punkte, ins Heidenthum zurückzusinken. Endlich aber kam die Zeit der Entscheidung. Einige Leute aus seinem Gefolge sahen ihn öfters in der Dunkelheit allein den Ort aufsuchen, an dem die Christen sich zu versammeln pflegten, und dort seine Kniee vor Gott beugen. Das wurde bekannt, und nun warf er alle Menschenfurcht von sich und trat offen mit seinem Bekenntniß hervor. Vergeblich überschüttete ihn der römische Priester mit Versicherungen seiner Liebe und seiner Besorgtheit für sein Wohlergehen; vergeblich suchte er ihm die Thorheiten der Protestanten in den schwärzesten Farben zu schildern; Tungi hatte seine Bibel mit Nachdenken gelesen und hielt fest an der evangelischen Wahrheit. Mit ihm traten gegen 200 seiner Leute, von denen die meisten schon viel Erkenntniß hatten und nur auf sein Beispiel warteten, zum Christenthum über; der ganze Osten der Insel stand nun der Verkündigung des Evangeliums und der Errichtung christlicher Schulen durch englische und einheimische Lehrer offen.

Mit Mua fielen indeß nicht, wie Manche es erwartet hatten, auch die noch übrigen Bollwerke des Götzendienstes Bea und Houma; obgleich noch immer Heiden, standen die dortigen Häuptlinge doch völlig unter dem Einfluß der französischen Priester, die natürlich nicht wollten, daß das Evangelium auch in diesen Bezirken freien Lauf bekomme. Besuchte einer der Missionare den Häuptling von Houma, so fand er freundliche Aufnahme, auf seine Hinweisung auf Tungi's Beispiel jedoch war Waea's unabänderliche Antwort: „Tungi hat wohl gethan, aber er ist ein zu großer Häuptling, als daß ich ihn zum Muster nehmen könnte."

Und doch ereignete sich schon im folgenden Jahr auch in Houma eine merkwürdige Bekehrung. Hafoka, einer der kleineren Häuptlinge, der bis dahin zu den entschiedensten Gegnern der Christen gehört hatte, fühlte sich ohne irgendwelchen menschlichen Rath durch eine innere Stimme getrieben, Weib und Kind und Hab und Gut dahinten zu lassen und aus seiner Heimat zu fliehen, um ein Christ zu werden. In dem Dörflein Neiafu suchte und fand seine geängstete Seele Ruhe und Frieden durch die Unterweisung des trefflichen Häuptlings und Lehrers Samuela Moala, der ihm, dem Fremdling, mit der entgegenkommendsten Liebe Haus und Herz öffnete.

Wenige Kirchlein in Tonga sind so malerisch gelegen wie der

damals erst vor Kurzem eingeweihte Versammlungssaal in Neiafu im Schatten der riesigen Bäume, die ihr reiches Blätterdach darüber breiten. Seltsame Lichterscheinungen innerhalb desselben, von denen die Missionare nie Zeugen waren, hatten gleich nach seiner Eröffnung auf die Gemüther der Eingebornen einen ganz überwältigenden Eindruck gemacht. Als nämlich ein altes Paar, wie das in Tonga üblich ist, seine eigenen Lichter mit sich tragend, zu einer Abendversammlung auf das Kirchlein losschritt, sah es mit Schrecken das Innere desselben wie in Flammen. Es rief einige andere Personen herbei, trat ein, fand aber keine Spur von Licht oder Feuer. Man stellte augenblicklich sorgfältige Nachforschungen nach dem Grund dieses räthselhaften Vorfalls an, jedoch vergeblich. Verschiedene, durchaus glaubwürdige Personen wollen in der Folge noch bei mehreren Gelegenheiten ein ähnliches Licht bemerkt haben, so daß Missionar West sich nicht erlaubt, die Erscheinung an sich zu bezweifeln, obgleich er eine unentdeckt gebliebene natürliche Ursache derselben annimmt. Den Augenzeugen selbst wollte begreiflicher Weise als Erklärungsgrund nicht genügen, was er von einer Posse sagte, die sich vielleicht Jemand erlaubt habe, um die zur Versammlung Kommenden zu ängsten, oder von Leuchtkäfern, die sich in großer Anzahl in das Kirchlein verirrt haben könnten.

Ueber die Schwelle dieses Versammlungssaales nun sah Missionar West eines Sonntags Hafoka eintreten und inmitten der Gemeinde niederknieen. „Es war ein Anblick, der Mühe und Arbeit einer ganzen Missionslaufbahn werth." Und nicht weniger lieblich klang nach dem Gottesdienst Hafoka's Erklärung: „Ich kann nicht zum Heidenthum zurückkehren, und wenn mein Weib und meine Kinder mir nicht folgen wollen, bin ich bereit, um Jesu willen Alles zu verlieren." Auf eine freundliche Botschaft von Houma, wo unterdessen sein Entschluß und sein jetziger Aufenthaltsort bekannt geworden waren, erwiederte er: „Erlaubet mir, meine Religion in Houma auszuüben, und ich will sogleich zurückkehren; wo nicht, so kehre ich nie wieder. Meine Liebe zu Euch und zu meiner Familie ist so groß als je, und es ist mir leid, Waea und die andern Häuptlinge zu beleidigen, aber nur unter dieser Einen Bedingung kann ich zurückkehren." Voll Aerger über eine so entschiedene Sprache, sandte Waea jetzt Bewaffnete aus, um Hafoka mit Gewalt zurückzubringen, dieser aber hielt sich im Wald verborgen, bis der erste Grimm der Heiden ver-

rauscht war. Als kurz darauf König Georg bei einem Besuch in Hihifo von Hafoka hörte, schenkte er ihm ein Stück unbebauten Landes, wo er den Busch lichtete und sich eine Hütte baute. Schon nach drei Wochen besuchte ihn in derselben sein heidnisches Weib; und nicht lange darauf verließen auch andere seiner Verwandten und früheren Gefährten Houma, um sich bei ihm niederzulassen. Ehe ein Jahr verstrich, zählte das neue Dörflein 35 Gemeindeglieder, die bereits einen Versammlungssaal und ein Schulhaus erbaut hatten und von einem eingebornen Lehrer bedient noch auf weiteren Zuwachs aus Houma zählen durften.

Um diese Zeit starb der alte Waea. Missionar West besuchte ihn in seiner Krankheit und sprach ernstlich mit ihm über seine Seele; aber wie schon bei manchen früheren Gelegenheiten erklärte der Häuptling nicht ohne Dank für Wests Theilnahme seinen festen Entschluß, bis zu seinem Ende ein Heide zu bleiben. Dessenungeachtet ermahnte er seine Kinder und Freunde wenige Stunden vor seinem Tode noch dringend zum Frieden mit ihren christlichen Nachbarn, ja rieth ihnen, am liebsten selbst auch Christen zu werden. — Ein anderer Häuptling wurde ohne irgendwelche Rücksicht auf die etwaigen Wünsche des Königs sogleich mit altheidnischen Ehrenbezeugungen zu Waea's Nachfolger eingesetzt, und eben damit zu einem bequemen Werkzeug in der Hand Derer gemacht, die ihm ihre Stimme gegeben hatten und ihre Mißachtung der bestehenden Regierung immer unverholener an den Tag legten.

Zu Anfang des Jahrs 1851 wurde Bea ohne die mindeste äußere Veranlassung in Kriegsbereitschaft gesetzt. Monate hindurch schafften die Heiden Proviant herbei und versäumten keine Gelegenheit, von fremden Schiffen Munition zu erhandeln. Auf die Nachricht hievon verlegte im Juli König Georg seine Residenz von Lifuka nach Nukualofa, aber seine Verbote gegen die Armirung Bea's und Houma's blieben ohne Erfolg. Gegen das Ende des Jahrs fiengen die Heiden an, beständig Waffen zu tragen, aufregende Reden und entschiedene Widersetzlichkeiten von ihrer Seite wurden fast zur Tagesordnung. So war z. B. der Sohn Finau Ulakalala's wegen eines Mordversuchs von Wawau nach Tonga verbannt worden; der französische Priester aber traf Veranstaltung, ihn in Begleitung eines katholischen Priesters heimlich wieder auf eine der kleinern Inseln der Wawau-Gruppe zurückbefördern zu lassen. Georg erfuhr das, ließ

den Priester vor sich kommen, übergab ihm ein Exemplar der Hafenordnung und der Landesgesetze und erklärte ihm, wer immer diese Verordnungen übertrete, möge es nun ein Priester oder ein anderer Ausländer sein, werde den Gesetzen gemäß behandelt werden. — Ein anderes Mal langte ein katholischer Fidschianer mit dem Bruder des französischen Priesters in Tonga an, in der Absicht, dort das Papstthum einführen zu helfen. Anstatt nach Landessitte sich dem König vorzustellen oder den üblichen Kawa-Tribut zu entrichten, suchte er verstohlener Weise um Mitternacht seine Landung zu bewerkstelligen. Von einer Wache entdeckt, wurden die beiden Männer von dem König vorgefordert, der dem Franzosen den Aufenthalt in Nukualofa verbot, und dem Fidschianer ihn nur unter der Bedingung erlaubte, daß er keinen Versuch mache, dort eine katholische Kapelle zu erbauen. Sie wendeten sich nun nach Bea, und von dort nach Houma, das im Februar 1852 anfieng, die benachbarten Christendörfer zu bedrohen, obgleich einer der Houma-Häuptlinge noch wenige Tage zuvor Missionar West versichert hatte, sie denken an keinen Angriff, sondern rüsten sich nur zum Krieg aus Furcht, König Georg werde sie überfallen und sie zwingen wollen, Christen zu werden. Daß dieß Georg auch nicht von ferne in den Sinn komme, hatte West mit schlagenden Gründen beweisen können; wahrscheinlich hatten unter den Heiden selbst es nur Wenige geglaubt.

In den ersten Märztagen gestalteten sich die Dinge so ernst, daß Georg nicht länger zögern konnte, seine Leute zu bewaffnen, doch gab er ihnen Befehl, sich durchaus defensiv zu verhalten und mit möglichster Milde zu verfahren. Einige Monate hindurch theilten nun die Missionare mit den eingebornen Christen das peinliche Loos, keinen Augenblick sicher zu sein vor feindlichen Ueberfällen, wie sie die Heiden von ihren Festungen aus wieder und wieder machten; und überdieß hatten sie noch den Schmerz zu sehen, wie auch in manchen von Georgs Kriegern die alte Rohheit wieder auflebte, wenn sie, als Sicherheitswachen die Gegend durchstreifend, auf ein Häuflein der Gegner trafen. Endlich beschloß Georg die Festungen Houma und Bea durch Hunger zur Uebergabe zu zwingen oder nöthigenfalls im Sturme zu nehmen, um dem Krieg ein rasches Ende zu machen, denn sehnsuchtsvoll schauten die Katholiken und Heiden schon nach einem französischen Kriegsschiffe aus, das einer der römischen Priester von Tahiti herbeizurufen gegangen war.

In Houma fieng zuerst der Muth der Rebellen an zu sinken. Am 12. Juli nahmen sie die Aufforderung an, sich unter der Bedingung, daß Keiner von ihnen mit dem Tode bestraft werden sollte, auf Gnade und Ungnade zu ergeben, und ihre Häuptlinge erschienen gesenkten Hauptes und als Zeichen tiefer Demüthigung einen Kranz von Ifiblättern um den Hals tragend in Georgs Lager. Offenbar trauten sie der königlichen Versicherung nicht recht und fürchteten für ihr Leben. Als dann aber nicht nur der Herold ihnen zurief, ihre Ifiblätter abzulegen, was einer feierlichen Begnadigung gleichkam, sondern Georg ihnen beim Herumreichen des Kawa-Tranks ihre alten Plätze anwies und sie damit wieder in ihren frühern Rang einsetzte, waren sie so hingerissen von der Milde des Siegers, daß sie bei der Abendandacht mit niederknieten und sich beugten vor dem Gott, dessen Religion solche Früchte wirkte.

Aufs gastfreundlichste beherbergt, verbrachten sie die Nacht im Lager und kehrten am andern Morgen nach Houma zurück, um auch den dort Eingeschlossenen die volle Vergebung des Königs zu verkünden. Nur die Festung mußte seinen Truppen eingeräumt werden, um entweder von ihnen besetzt zu bleiben oder geschleift zu werden. Am folgenden Sonntag hielt Missionar West in Houma die erste Predigt vor einer großen Versammlung halb zum Gefühl der Wahrheit erwachter Heiden, aus deren Zahl gleich 100 den Entschluß aussprachen, Christen zu werden.

Noch widerstand aber Bea, von den dort weilenden Priestern fortwährend auf französische Hilfe vertröstet. Da kam am 8. August wirklich ein Kriegsschiff in Sicht. Seine Flagge konnte noch nicht unterschieden werden, indeß ließ Georg alle seine Leute gegen die Festung vorrücken, um die Erstürmung im selben Augenblick zu beginnen, in dem es erwiesen wäre, daß es das lang erwartete französische Schiff sei. Am andern Morgen zeigte sichs jedoch, daß anstatt eines Feindes ein Freund gekommen war, denn vor Anker lag das englische Kriegsschiff Calliope, dessen Befehlshaber Sir Everard Home persönlich mit König Georg bekannt und ihm von Herzen gewogen war. Auf seinen Rath ließ dieser Bea zum letzten Male Friedensvorschläge machen, als deren Bedingungen er die völlige Zerstörung der Stadt und Festung, im Uebrigen aber Straflosigkeit der Rebellen aufstellte. Die Ueberbringer dieser Botschaft hatten zugleich den französischen Priestern ein Schreiben Sir Home's zu übergeben, in welchem dieser

ihnen für den Fall der Nichtannahme der Friedensbedingungen die Erstürmung und den wahrscheinlichen Fall Bea's ankündigte und ihnen auf seinem Schiffe eine Zufluchtsstätte anbot. Dieses Anerbieten wurde von den Priestern abgelehnt, den heidnischen Häuptlingen aber entsank jetzt der Muth, und zwei von ihnen begaben sich in Georgs Lager, um die bedingungslose Uebergabe der Stadt zu melden.

Am 10. August aber am frühesten Morgen fanden die Wawauer eines der Festungsthore fast unbewacht und drangen rasch ein. Ihr Triumphschrei rief den König von seinem Frühstück weg; denn schon begann die Plünderung und Einäscherung Bea's, wobei freilich Georg, Sir Home und die Missionare vereinte Anstrengungen zu machen hatten, die Leidenschaften der Belagerer zu bändigen. Zum Glück wurde kein Leben geopfert. Die Missionare West und Adams halfen selbst sammt dem König das Eigenthum der französischen Priester vor den Fortschritten des Feuers in Sicherheit zu bringen; übrigens blieb ihre Kapelle und ihr Wohnhaus, Dank den Bemühungen des Königs und einiger seiner Leute, fast unversehrt von den Flammen. Am andern Tag hieß Georg die Besiegten in ihre verschiedenen Wohnorte zu den Beschäftigungen des Friedens zurückkehren, und die Missionare priesen Gott, daß ein Krieg, der begonnen worden war, um die bestehende Regierung zu stürzen, durch Seine Gnade so glücklich und mit so wenig Blutvergießen geendet hatte.*)

Zu beklagen blieb immerhin Vieles. Ein fünfmonatlicher Bürgerkrieg konnte nicht ohne nachtheilige Folgen auf das innere Wachsthum der jungen Gemeinde bleiben. Eine Abnahme des geistlichen Lebens bei Vielen, ein Umgetriebensein von weltlichen Sorgen bei Andern, ein förmliches Verlassen der Kirche von Solchen, die mehr nur den Schein als die Kraft der Gottseligkeit hatten, und ein bedeutender Ausfall in den Einnahmen für Zwecke des Evangeliums waren auf sämmtlichen Inseln spürbar. Dazu kam noch Mangel an Lebensmitteln und allerlei Krankheiten in Folge der Anstrengungen, denen

*) Die katholische Erzählung mit der gegebenen zu vereinigen, wäre ein vergebliches Unternehmen. Jene behauptet, die Wesleyaner haben (16. August 1852) die Festung durch List genommen, indem sie sich mit drei zur Unterhandlung ins Lager gegangenen Häuptlingen in dieselbe eingeschlichen haben. Auch soll die katholische Missionsanstalt zerstört worden sein. Die eifrigsten Katholiken habe man dann nach Haabai und Wawau verbannt (Missionar Chevron in Jahrbücher zur Verbreitung des Glaubens, 1853).

während des Kriegs ein großer Theil der männlichen Bevölkerung sich zu unterziehen hatte. Und überdieß war auch jetzt noch nicht jede Gefahr einer fremden Einmischung in die bereits beigelegten tonganischen Streitigkeiten beseitiget. Jener Priester Calinon, der während des Kriegs um französische Hilfe nach Tahiti gesegelt war, konnte, als er in einem kleinen Handelsschiff nach Tongatabu zurückkehrte, sich durchaus nicht in das Unterliegen der mit den Katholiken verbündeten heidnischen Partei finden. Mit der Drohung, dieser volle Genugthuung zu verschaffen, machte er sich abermals nach Tahiti auf, und bewog durch allerlei falsche Vorspiegelungen dießmal wirklich ein französisches Kriegsschiff, la Moselle, ihn im November nach Nukualofa zu begleiten. Schon unterwegs aber schöpfte der redliche Kapitän Belland gegründeten Verdacht gegen die Wahrheitsliebe seines Berichterstatters, und in einer fünfstündigen Verhandlung mit König Georg, bei welcher alle auf sein Verhalten gegen die katholischen Priester bezüglichen Aktenstücke geprüft wurden, überzeugte er sich so vollständig von dessen Gerechtigkeit, Weisheit und Mäßigung, daß er von seiner Vollmacht, eine bedeutende Entschädigungssumme zu fordern, keinen Gebrauch machte, sondern mit der Versicherung schied, wenn französische Unterthanen sich je wieder staatsgefährliche Umtriebe erlauben sollten wie die soeben erwiesenen, werden, sobald Georg es zur Kenntniß der französischen Behörden bringe, diese selbst die Unruhestifter aus seinem Reiche entfernen. Und zum Beweis, daß es ihm mit diesem Versprechen Ernst sei, nahm er gleich jetzt den Schuldigen wieder nach Tahiti mit. Belland sprach es offen aus, er habe in der Südsee noch keinen Mann gefunden, der sich mit König Georg vergleichen lasse. Kein Wunder, wenn die katholischen Berichte von Bellands Besuch schweigen. Bischof Bataillon wagt (April 1854) nur von einer „heimlichen Verfolgung" zu schreiben, der die Katholiken ausgesetzt seien; bald aber (November 1856) schreibt er: „der Fürst des Archipels, der den Katholicismus bis dahin eifrig verfolgt hatte, scheint uns günstiger zu werden." Zwei Jahre später jedoch nennt ihn Poupinel einen „unversöhnlichen Feind unserer Religion; indessen muß man ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen: der Mann ist gewandt und hat eine Willenskraft, die den günstigen Augenblick abzuwarten weiß, ohne sich durch Hindernisse beirren zu lassen" (Juni 1858). Man sieht deutlich, daß die französischen Priester, nachdem sie erst Georg als eine Drahtpuppe in der Hand der Wesleyaner angesehen

hatten, von der Bedeutung des Mannes nachgerade einen richtigeren Begriff bekamen, freilich ohne ihm darum näher zu treten. Von ihrem Thun wird noch einmal die Rede sein müssen.

7. Friedenswerke.

Es brach nun eine neue, schöne Zeit in Tonga an. Die durch den Krieg entfesselten Leidenschaften legten sich bald; die verödeten Dörfer füllten sich wieder mit glücklichen Bewohnern; ein bisher unbekannter Aufschwung fand in verschiedenen Lebensgebieten statt; vor Allem aber bekam die Predigt des Evangeliums freien Lauf. Das katholische Dörflein Kotoga am Ostende der Insel und ein anderes Dorf ausgenommen, in welchem der noch immer heidnische Bruder Tungi's regierte, stand die ganze Insel jetzt den Missionaren offen, die von dem Volke überall mit Freuden begrüßt wurden. Da und dort erstanden neue Dörfer, in deren Mitte sich freundliche Versammlungshäuser erhoben; der Distrikt Houma bekannte sich bereits ganz zum Christenthum; sogar in Bea fanden sich Katholiken und die noch übrigen Heiden bei der Verkündigung des Worts ein. Die Inselchen Atata und Eueiki und das bedeutend größere ungemein liebliche, aber nur schwach bevölkerte Eua eingerechnet, zählte nun Tonga 37 Versammlungshäuser, 60 Schulen mit 2200 Schülern und (seit 1841) ein Seminar für eingeborne Lehrer und Missionsgehilfen, aus dem nach dreijährigem Kursus (1852) siebzehn Zöglinge an die Schulen verschiedener Inseln abgegeben wurden. Doch gestanden sich die Missionare (noch 1854), daß für die gründliche Bildung von Nationalgehilfen, welche einst selbst Missionare abgeben könnten, bei weitem nicht gehörig gesorgt sei. Ihre tüchtigsten Männer waren bis jetzt nicht die Zöglinge der Schulen, sondern Männer, wie der alte Sprachlehrer Fisita, ein Mann, der alle Traditionen der Inseln in merkwürdiger Vollständigkeit besaß, oder der unerschrockene Prediger Faubula, ein Sohn des Königs der Fidschi-Insel Lakemba, oder der thatkräftige Häuptling Latuselu, der erste der ordinirten Tonganer, von dem wir noch weiter hören werden. Mit Ausnahme von etwa 50 Personen hatten nun auch die Bewohner Tonga's wie die der beiden andern Gruppen das Evangelium angenommen; Hunderte, ja Tausende waren

von der Knechtschaft der Sünde zu der seligen Freiheit der Kinder Gottes hindurchgedrungen, Alle aber wenigstens unter den gesegneten Einfluß Seines Wortes und der gewaltigen Veränderung gekommen, die es innerhalb nicht voller dreißig Jahre im ganzen Volksleben bewirkt hatte.

Es ist bei dem schon mehrfach erwähnten natürlichen Wankelmuth der leicht erregbaren Tonganer selbstverständlich, daß so vorsichtig auch die wesleyanischen Missionare mit der Aufnahme neuer Gemeindeglieder zu Werke giengen und so klein die Zahl derer, die sie in die volle Gemeinschaft der Kirche aufnahmen, im Verhältniß zu der gesammten christianisirten Bevölkerung der Inseln war, doch auch innerhalb der jungen Kirche von Anfang an manche betrübende Rückfälle vorkamen. In größerem Maßstab fand das natürlich bei denen statt, die ohne die erneuernde Kraft des Evangeliums an ihren eigenen Herzen erfahren zu haben, sich nur von der allgemeinen Strömung hatten fortreißen lassen. Wir haben schon oben die betrübenden Wirkungen der wiederholten Kriege in Tonga auf den innern Stand der dortigen Gemeinden berührt; aber auch in Wawau wurden die Missionare durch manche schmerzliche Erfahrungen daran erinnert, daß mit der Ausrottung der Götzen und ihrer Altäre noch nicht alles Heidenthum aus den Herzen vertilgt sei. Das jedoch durften sie allenthalben rühmen, daß auf neue Kämpfe der Herr immer neue Siege schenkte. So wurde im Jahr 1842, während Georg auf einer Reise nach Samoa war, von einigen unzufriedenen Häuptlingen in Wawau, deren etliche sich gerade in Fidschi aufhielten, ein Plan zur Ermordung des Königs geschmiedet, falls er, wie verlautet hatte, vor seiner Heimkehr auch noch die Fidschi-Inseln besuchen sollte. Georg hörte das bei seiner Ankunft in Haabai und segelte eilig nach Wawau hinüber. Dort ließ er sämmtliche Häuptlinge vor sich kommen und hielt ihnen die ihm zu Ohren gekommenen Beschuldigungen vor. Alle betheuerten ihre Unschuld; Georg hielt es aber dennoch für gerathen, einige der wichtigsten Aemter anders zu besetzen, und theilte diesen Beschluß, so wie die Veranlassung dazu in einer öffentlichen Versammlung dem Volke mit. In längerer Rede führte er ihm die frühere Geschichte des Landes vor Augen, wobei er besonders die Thaten seiner königlichen Ahnen hervorhob. Viele Eingeborne hörten da zum ersten Male eine zusammenhängende Schilderung vergangener Zeiten, da die mündlichen Ueberlieferungen sorgfältig auf

einen engen Kreis beschränkt waren, und einige Jahre hindurch störte nun nichts weiter den öffentlichen Frieden.

Daß trotz dem in der Stille noch immer feindliche Einflüsse gährten, verrieth sich indessen in der böswilligen Einäscherung der Missionsgebäude. Schon aber bereitete auch der Herr durch allerlei Mahnstimmen unter den etwas lau gewordenen Bewohnern Wawau's eine neue Gnadenheimsuchung vor. Im März 1846 vollendete der von Allen geliebte und verehrte Missionar Wilson nach längeren Leiden in großem Frieden sein Lauf. Sein seliges Ende machte auf Viele einen tiefen Eindruck, und an seinem Grabe, zu dem fast die ganze Bevölkerung der Insel herbeiströmte, konnte man Worte hören wie: „Ach jetzt erkenne ich ganz, was ich an ihm hatte!" „Heute denke ich daran, wie unaufmerksam ich zuweilen war!" „Er lebte für uns und er starb für uns!" – Ungefähr um dieselbe Zeit fand jener furchtbare Ausbruch des Vulkans von Funua-lai statt, der die schöne grün bewachsene Insel in eine schauerlich ins Meer hinausstarrende schwarze Lavamasse verwandelte. Ueber vierzehn Tage lang wurden damals sämmtliche Inseln der Wawau-Gruppe bei Tag und Nacht von Erdstößen erschüttert, die sich zu Zeiten in Zwischenräumen von nur 10—15 Minuten wiederholten. Keinen Augenblick war man sicher, was der nächste bringen werde, und die Beherztesten zitterten im Warten der Dinge, die da kommen sollten. Neben diesem Beben der Erde lief ein Wehen des heiligen Geistes her, wie es seit 1834 nicht mehr spürbar gewesen war. Vom gleichen Dorfe wie damals ausgehend, und wie damals während der Predigt eines eingebornen Lehrers entstanden, hatte es in seinen ersten Anfängen noch den sterbenden Wilson erquickt, und breitete sich immer gewaltiger aus, so daß von Hunderten der Ruf ertönte: „Was sollen wir thun, daß wir selig werden?" Wohl kamen bei dieser Bußbewegung, die Junge und Alte, Hohe und Niedere, Arme und Reiche, seitherige Verächter wie schon angefaßte Seelen ergriff, hin und wieder auch bedauerliche Auswüchse vor; doch war der Gewinn im Ganzen groß genug. Viele der entschiedensten Feinde der Wahrheit wurden damals gründlich bekehrt, und manche derselben haben sich seither als treue Diener des Evangeliums in ihrem eigenen Lande oder in Fidschi und Samoa bewährt. Der sittliche Zustand der Bewohner Wawau's im Allgemeinen erregte geradezu die Bewunderung aller wohlgesinnten Reisenden, während solche, die in früheren Zeiten sich hier zügellos

ihren Lüsten hingegeben hatten, mit Verdruß und bitterem Spott von der seit fünfzehn Jahren allmählich eingetretene Veränderung sprachen. (Uebrigens beklagte West im Dezember 1854, daß von jener Erweckung auf Wawau wenig Spuren mehr übrig seien.)

Arbeit für den von vier Missionaren allein übrig gebliebenen Turner gab es nach jener Erweckung bis zu Wests Ankunft natürlich die Fülle. Denn wie mannigfaltig waren schon vorher die Aufgaben der Missionare gewesen! Da galt es, Sonntags entweder zu Fuß auf den schmalen Pfaden stundenweit zu gehen, um an verschiedenen Orten die hungrigen Seelen mit dem Worte des Lebens zu speisen, wobei in der Morgenkühle der starke Thau im langen Grase den Wanderer durchnäßte und in den Mittagsstunden die Sonnenglut ihn traf, oder aber durch Klippen und Brandung zum gleichen Zweck hinauszufahren auf eine der kleinen Nachbarinseln. An den Wochentagen mußte Schule gehalten oder wenigstens die Schule eines eingebornen Lehrers besucht werden neben der Ausarbeitung der nöthigen Lehrbücher und der Ueberwachung und seelsorgerlichen Pflege der Gemeindeglieder. Kein Wunder, daß wieder und wieder Hilferufe um mehr und immer mehr Arbeiter in die Heimat drangen. So weit möglich, wurde diesen Bitten auch bereitwillig entsprochen, so daß wir darauf verzichten, die Namen aller derer anzuführen, die mit Hand anlegten an dem schönen Werk.

Von besonderer Bedeutung war die Presse. Seit die Tonganer sich nicht mehr mit ihren heidnischen Tänzen und Spielen vergnügten, trat an die Stelle der früheren Volksbelustigungen eine leidenschaftliche Lesegier. Die Missionare hatten für die zur Zeit ihrer Ankunft noch ungeschriebene Sprache ein Alphabet erfunden, vermittelst dessen auch alte und schwachbegabte Leute schnelle Fortschritte im Lesen machten; sie hatten verschiedene Elementarbücher allgemeinen und religiösen Inhalts verfaßt, Theile der heiligen Schrift ins Tonganische übersetzt, ein kleines Gesangbuch zum Gebrauch bei dem Gottesdienste herausgegeben, Missionar Rabone war mit einem trefflichen englisch-tonganischen Wörterbuch fertig geworden und schon erschien auch eine kleine periodische Zeitschrift „der Hausfreund" — aber von allen diesen Schriften die gehörige Anzahl von Exemplaren zu liefern, das war eine kaum zu lösende Aufgabe. Als daher 1848 die erste vollständige und wiederholt durchgesehene Uebersetzung des Neuen Testamentes in Wawau aus der Presse kam, übernahm die Londoner Bibelgesellschaft

bereitwillig den Druck von 10,000 weiteren Exemplaren. Wahrhaft rührend war das unter dem Volk erwachte Verlangen nach diesem Schatz. Viele, denen es nicht gelungen war, eines von den 4000 in Wawau gedruckten Exemplaren zu erhalten, hatten eine solche Angst, auch für die Sendung aus England zu spät zu kommen, daß sie monatelang vor der Ankunft derselben den Betrag ihrer Exemplare bei den Missionaren niederlegten. Gerade um diese Zeit brannte einem der eingebornen Lehrer sein Haus ab. Er verlor dadurch so ziemlich seine ganze Habe, aber sein Testament in die Höhe haltend rief er fröhlich aus: „Gott Lob, ich habe doch meine Bibel gerettet!" Fügen wir noch bei, daß später die ganze Bibel in einer Auflage von 10,000 Exemplaren von der britischen Bibelanstalt gedruckt (1862) und der Tonga-Mission geschenkt wurde.

Der Ueberbringer jener sehnsuchtsvoll erwarteten Testamente war der von der wesleyanischen Missionsgesellschaft im Jahr 1853 zu einem Besuch auf den Südsee-Inseln abgeordnete Superintendent Young. Hören wir, wie er die in Tonga erhaltenen Eindrücke schildert: „Während meines Aufenthalts in diesem interessanten Lande sah und hörte ich Vieles, was mich innig erquickte und freute. Dahin gehört die Ehrfurcht des Volks vor dem Tage des Herrn. Da stößt man auf nichts, was die heiligen Rechte dieses Tages verletzte. Verlassen die Leute ihre Wohnungen, so geschieht es in keiner andern Absicht, als um in das Haus des Herrn zu gehen. Sieht man ein Boot auf der offenen See, so bringt dasselbe einen Prediger auf eine benachbarte Insel, damit er Jesum dem Volke verkündige. Nirgends in der Welt sah ich je den Sonntag in dem Grade geheiligt. — Eine wahre Herzenslabung ist es ferner, um die Stunde des Familiengottesdienstes in einem Tonga-Dorfe anwesend zu sein. Während ich auf die Lobgesänge und Gebete lauschte, die aus fast jedem Hause zu gleicher Zeit aufstiegen, war ich aufs Tiefste ergriffen und stund im Geiste vor den Thoren des Himmels. — Nicht minder konnte ich mit den Fortschritten im Lernen zufrieden sein. 8000 Tonganer sind im Stande die heilige Schrift zu lesen und 5000 können in ihrer Muttersprache schreiben. Ich prüfte einige Schulen und fand viele Schüler, die außer dem Lesen und Schreiben sich bedeutende Kenntnisse in der Geographie, Arithmetik, Naturgeschichte und einigen andern Zweigen des Wissens gesammelt hatten."

Es ist nicht uninteressant, die Schulen, von denen Young hier

spricht, etwas näher ins Auge zu fassen. Er meint damit hauptsächlich die Bildungsanstalten in Nukualofa, deren Zöglinge sich am 23. Oktober 1853 der Reihe nach in der Kapelle einfanden und acht Stunden lang seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Da erschien zuerst europäisch gekleidet die Klasse der Erwachsenen, die sich zu Lehrern ihres Volkes ausbilden wollten. Sie bestand aus vierzehn Personen, worunter drei Frauen — die Königin, die Frau eines Oberrichters und eine Friseurin, die Dichterin von Tonga. „Es gehe nicht an, daß die Königin weniger verstehe als irgend einer ihrer Unterthanen," meinte die hohe Frau, und so beugte sie sich unter die Schulregeln und mühte sich ab wie jeder andere Zögling. Dann folgten, in der Landestracht, singend 26 kräftige, wohlgestaltete junge Leute; es war die unter dem besondern Schutz des Königs stehende Erwachsenenschule. Sie waren noch nicht entlassen, so hörte man schon in der Ferne die melodischen Stimmen von etwa 80 Kindern, die jetzt förmlich von Oel triefend zur Prüfung hereingezogen kamen und sich mit ihren Schiefertafeln auf dem Boden niederließen. An ihrer Spitze saß in seiner hübschen Landestracht der junge Prinz, den König Georg auch dann in der Missionsschule zu lassen pflegte, wenn er selbst zeitweise nicht in Nukualofa residirte. Schade nur, daß die mitunter recht hübsche Schrift der Kinder auf manchen Tafeln kaum sichtbar war wegen des fortwährend aus ihren Haaren herabträufelnden Oels! In der Geographie wußten sie ordentlich Bescheid, bestanden aber schlecht im Rechnen. — Die Kleinen wurden abgelöst durch die unter dem Schutze der Königin stehende Schule von Frauen und Jungfrauen. Hundert an der Zahl nahten sie in feierlicher Procession unter dem ergreifenden Gesang eines Liedes, dessen Text und Melodie von der dichterischen Friseurin stammt. Wir geben es hier in wortgetreuer Uebersetzung wieder:

Eine schuldige Welt war Gottes Zorn verfallen,
Doch Christus erbarmte sich ihrer in Liebe.
Chor. Und wir weinen, während wir Seine sterbende Liebe besingen.
Im Garten Gethsemane schwitzte Er Blutstropfen,
Damit Er für uns den letzten Feind überwinde.
Chor. Und wir ꝛc.
Dort sagtest Du zu Deinen wenigen Jüngern,
Daß Traurigkeit Deine Seele niederdrücke.
Chor. Und wir ꝛc.

Er wurde zum grausamen Tode verurtheilt,
Und doch öffnete Er Seinen Mund nicht.
Chor. Und wir ꝛc.
Wir schauen in Deine verwundete Seite, einst geöffnet
Durch des römischen Soldaten Speer.
Chor. Und wir ꝛc.
Wir beten in Jesu Namen und werden nicht matt
Und beten Ihn an immerdar.
Chor. Und wir ꝛc.

Die Königin hatte ihren Anzug gewechselt und erschien in Landestracht an der Spitze ihrer Schule, bei welcher sie selbst die Prüfung leitete. Sichtbar befriedigt von den Fortschritten ihrer Schützlinge zog sie sich mit diesen zurück, um einer aus 70 jungen Frauen bestehenden Schule Platz zu machen, deren Beschützerin und Lehrerin die Frau des Oberrichters war. Man sagte, das seien die Schönheiten des Orts; Eitelkeit wenigstens war in diesem Kreise unverkennbar. Die jungen Frauen schienen mit einander gewetteifert zu haben, der Landestracht möglichst viel Abwechslung zu verleihen, sie möglichst reizend zu machen. Alle hatten sich stark mit Oel gesalbt und Einige noch überdieß ihre Stirnen carmoisinroth gefärbt und gemahlenes Sandelholz auf den Kopf gestreut. Die Prüfung bestanden sie übrigens gut. Es folgte nun noch eine Schule von 60 Männern unter dem Schutze eines bejahrten Häuptlings und endlich eine von 150 im kräftigsten Alter stehenden Insulanern, die mit einem Eifer lasen, buchstabirten, einen Theil des Katechismus hersagten, Fragen über biblische Geographie beantworteten und arithmetische Aufgaben lösten, als ob die Kriegstrompete ertönt hätte und sie sich zur Schlacht rüsteten. Das Einmaleins sangen sie zum nicht geringen Erstaunen des Examinators nach einer ihrer wilden Melodieen ab. Der Schirmherr dieser muthigen Streiterschaar war der Sohn des verstorbenen Königs Josiah Tubou.

8. Missionsbestrebungen der Tonganer.

Ein besonders lieblicher Zug der bekehrten Tonganer war von Anfang an der Drang, auch Andern die frohe Botschaft zu bringen, die sie selbst empfangen hatten. Wie sich unter ihrem eigenen Volke das Evangelium hauptsächlich durch Eingeborne von Insel zu Insel

verbreitete, so trugen sie es über ihre engere Heimat hinaus auch auf entferntere Eilande. Freilich hatte dort der Herr den Weg bereits gebahnt und ein Suchen und Fragen nach Wahrheit erweckt, denn schon im Jahr 1829 hörten einige Bewohner der Keppelsinsel (Niua Tobutabu), die in Geschäften nach Nukualofa kamen, von der neuen Lehre, die dort verkündet wurde. Ihrer Götzen müde und von einem wunderbaren Zuge zu dem Gott der Fremden ergriffen, bauten sie ihm bei ihrer Heimkehr eine Kapelle, ohne noch zu wissen, was und wie sie zu ihm beten sollten. Mehrere Jahre lang blieben sie ohne weitere Anleitung, bis das Evangelium in Wawau siegte, und nun von dorther Lehrer und Lehrerinnen zu ihnen kamen, die mit Jubel begrüßt wurden. Es waren einfache, in vielen Stücken selbst noch sehr unwissende, aber ihren Heiland in kindlichem Glauben und brünstiger Liebe umfassende Leute, deren Arbeit der Herr so segnete, daß, als 1835 Missionar Turner die Insel besuchte, er nur die reifen Früchte einsammeln und der jungen Gemeinde eine feste Organisation geben durfte.

Schon vor seiner Ankunft war in dem glücklichen Völklein der Wunsch erwacht, den Schatz, den es gefunden, nicht für sich allein zu behalten, sondern mit seinen Nachbarn auf Niua-Foou zu theilen. 40 Stunden stürmischer See, in der schon mancher Kahn verunglückt war, trennten sie von jenen, aber das Verlangen, ihnen das Evangelium zu bringen, wurde immer heißer und brennender, und so bemannte man endlich zwei Boote zu der Reise dorthin. Der König Gogo und der Lehrer aus Wawau zogen selbst mit hinaus. Bei günstigem Wind hätte die Fahrt nur einen Tag gedauert, bald aber erhob sich ein Sturm und warf die Kähne sechs Tage lang umher. Wieder und wieder sahen sie die Küsten von Niua Foou, ohne sie erreichen zu können, denn berghoch thürmten sich die Wellen vor ihnen auf. Endlich schlug eines der Boote um, und 70 Personen fanden in den Fluthen ihr Grab, unter ihnen der Wawau-Lehrer, dessen Leiche in der Folge ans Land gespült wurde. Er hielt noch ein Päckchen heiliger Schriften, von denen er sich auch im Todeskampf nicht hatte trennen wollen, in der krampfhaft geschlossenen Hand.

Dieses traurige Ereigniß hinderte indeß den König und die Seinen nicht, kurz nachdem Missionar Turner sie besucht hatte, nach der noch ferneren Wallis-Insel (Uwea) zu segeln, um die ihnen befreundeten Bewohner derselben zur Annahme des Christenthums

einzuladen. Die Reise wurde glücklich zurückgelegt, aber das Ende dieses zweiten Missions-Unternehmens war noch betrübender als das des ersten. Ob der redliche Gogo im Drang der Liebe die rechte Weisheit versäumte, oder ob der Häuptling von Uwea gleich Anfangs lüsterne Blicke auf die Frau seines Gastes warf und deßwegen Ursache zu Händeln suchte, läßt sich wohl kaum ermitteln. Genug, die Uweaner fielen über ihre Besucher her und erschlugen Gogo und beinahe seine ganze aus 45 Leuten bestehende Mannschaft; die Frauen wurden zu härterem Loose gespart. Gogo's edle, heldenmüthige Wittwe sollte in den Harem des Königs eintreten. Sie entfloh in die Wälder und fristete da zwei Monate lang ihr Leben kümmerlich mit Wurzeln. Dem Verhungern nahe wurde sie entdeckt und von ihrem Verfolger gezwungen, Speise zu sich zu nehmen. Sobald sie sich ein wenig erholt hatte, erneuerte er unter Drohungen seine Forderung; sie aber blieb standhaft und nach unsäglichen Leiden nahm sie gerade zur Zeit der höchsten Noth ein Georg von Wawau gehöriges Boot auf, das vom Sturm an die Küste Uwea's getrieben worden war, und brachte sie in ihre Heimat zurück. — Etliche Jahre später fügte es sich, daß Maatu, der neue König der Keppels-Insel, auf einer Fahrt nach Niua Foou des ungünstigen Windes wegen gleichfalls in Uwea einlaufen mußte, wo kurz nach Gogo's Ermordung zwei tonganische Lehrer mit ihren Frauen gelandet und bei einigen Häuptlingen freundliche Aufnahme gefunden, von dem König aber nicht die Erlaubniß erhalten hatten, sich bleibend da niederzulassen. Da indessen des Königs Bruder Booi sich auch dem Evangelium zuneigte und nach einem Besuch in Fidschi, wo er dasselbe näher kennen lernte, anfieng selbst einige Anhänger der neuen Lehre um sich zu sammeln, wurde in der Folge dennoch einem andern tonganischen Lehrer der Aufenthalt auf der Insel gestattet. Ungefähr zu gleicher Zeit hatten sich aber auch französische Priester eingefunden (1. November 1837), von denen Bataillon schnell solchen Einfluß auf den König und seine nächsten Umgebungen gewann, daß er seinen erst verheimlichten geistlichen Charakter offenbaren und ungehindert für die katholische Kirche wirken konnte. In den ersten Monaten des Jahres 1842 wurde der König mit 2500 seiner Unterthanen getauft. Den Haß des Heidenthums gegen die evangelischen Christen zu schüren und zur offenen Kriegsflamme anblasen zu helfen, war nun Jahre hindurch eines der Hauptgeschäfte der katholischen Priester. Maatu's Ankunft fiel gerade in

die Zeit der ersten Verfolgungen. Seine Bemühungen, Frieden zu stiften, verzögerten noch um kurze Zeit den Ausbruch des offenen Kampfs, erregten aber in dem Grade den Grimm der Priester, daß Maatu nur durch plötzliche Flucht einem Mordplan entgieng, der wenn nicht von dem (nun zum Bischof erhobenen) Priester entworfen, doch in dessen Wohnung ausgeführt werden sollte, als er arglos einer Einladung dorthin folgte.

Nach mehrjähriger Unterdrückung benützten dann endlich sämmtliche evangelische Christen eine sich darbietende Schiffsgelegenheit, um nach Wawau zu entkommen. Der Streit, der sich dort zwischen ihnen und ihrem Kapitän erhob, ist zu bezeichnend für das Südseeleben, um hier nicht erwähnt zu werden. Der Kapitän wollte seine Passagiere unter der Bedingung an Bord genommen haben, nur die Greise und Gebrechlichen in Wawau abzusetzen, und die Starken und Gesunden auf eine von ihm entdeckte, noch unbewohnte Insel zu bringen, die sie bebauen sollten; die Uweaner behaupteten, er habe sie durch das Versprechen, sie zu ihren Freunden nach Wawau zu bringen, aufs Schiff gelockt, dabei aber die geheime Absicht gehabt, sie zu eigennützigen Zwecken auf eine öde Insel zu führen. Gesetzlich zu schlichten war die Sache nicht, da keine schriftlichen Dokumente vorlagen, obgleich der Umstand, daß unter den 500 Ankömmlingen 200 Katholiken waren, in etwas für die Aussage des Kapitäns sprach, und so wurden sie von Georg gastfreundlich aufgenommen.

Einige Besorgniß erregte zwar dabei der Gedanke, die römischen Priester könnten unter dem Vorwand, nach ihren verirrten Schafen zu sehen, einen neuen Versuch machen, in Wawau Boden zu gewinnen; allein das geschah nicht, und in wenigen Monaten waren alle von Uwea gekommenen Katholiken zur evangelischen Kirche übergetreten. Krankheiten lichteten übrigens schnell die Reihen der Einwanderer, denen es doch nicht ganz heimisch zu werden schien im fremden Lande; Uwea aber ist nun die Burg des Katholicismus in der Südsee, von der seine Vorkämpfer nach allen Richtungen hin ausziehen. Die Katholiken nennen es einen kleinen Musterstaat, „in welchem ein bürgerliches Gesetzbuch nicht nöthig wurde, da die obwaltenden Differenzen durch den Schiedsrichterspruch der Missionare beseitigt wurden, Verbrechen aber gar nicht vorkamen."

Nicht mit der Absicht eine Missionsreise anzutreten, sondern vom Sturm an die unwirthliche Küste getrieben, und von den allgemein

als grausam bekannten Eingebornen mit drohenden Geberden empfangen, landeten im Jahr 1832 bekehrte Wawauaner in Niua Foou, das kurz zuvor die beiden von der Keppelsinsel abgesegelten Kähne vergeblich zu erreichen gestrebt hatten. Die Einen hatten über dem Versuch, ihren Brüdern die Liebe des Gekreuzigten zu verkünden, ihr Leben verloren, den andern wurde es wunderbar erhalten, damit sie auf dem schwer zugänglichen Eilande Boten Seiner Gnade würden. Und sie verstanden es so gut, den unfreiwilligen Aufenthalt in Niua Foou zu nützen, daß, als sie schieden, das Inselvölklein sie bat, ihnen doch einen Lehrer zurückzulassen, der sie weiter unterrichten könnte. Gerne willigte Einer, der es im Lesen und Schreiben schon etwas weiter gebracht hatte als die Uebrigen, ein, sich unter ihnen niederzulassen, und von der Zeit an wurde Niua Foou ausschließlich von Nationalgehilfen aus Wawau bedient. Ein schönes Zeugniß von dem Segen, der ihre Arbeit begleitete, ist das Benehmen der mit der übrigen Welt nur durch die Besuche des Missionsschiffs John Wesley in Verbindung stehenden Insulaner bei einer furchtbaren Heimsuchung, die sie am 24. Juni 1853 traf. Schon am vorhergehenden Tag waren zwei heftige Erdstöße fühlbar gewesen; zwei Stunden nach Mitternacht aber folgte ein dritter, durch den mitten in einem Dorf der Boden sich spaltete. Aus dem Feuermeer, das allem Anschein nach unter der ganzen Oberfläche der Insel wogte, schossen hier wie aus andern neu eröffneten Kratern blutrothe Flammensäulen hoch in die Luft; das Kirchlein und 25 Personen versanken in dem schauerlichen Abgrund. Es war eine Nacht des Entsetzens, in der es nicht zu verwundern ist, daß alle Ueberlebenden den jüngsten Tag gekommen glaubten. Als der Morgen anbrach, war der fruchtbarste Theil der Insel begraben unter einem glühenden Lavastrom, der jetzt versteinert 8—15 Fuß tief eine Strecke von 4 Stunden bedeckt. Wie sehnsuchtsvoll schauten da die an die Abhänge ihres rauchenden Vulkans Gebannten nach dem Missionsschiff als nach einer rettenden Arche aus, um auf ihm dem Verderben zu entrinnen! Aber gerade jetzt kam der John Wesley nicht. Da veranstalteten die Häuptlinge der Insel, sobald der Boden soweit abgekühlt war, daß man der muthmaßlichen Stätte des verschlungenen Dorfes sich nähern konnte, dort einen feierlichen Gottesdienst, und der Lehrer John Latu hielt eine liebliche Ansprache über die Worte: „Wir wissen aber, so unser irdisches Haus dieser Hütte zerbrochen wird, daß wir einen Bau haben von

Gott erbauet, ein Haus nicht mit Händen gemacht, das ewig ist, im Himmel." Und unter dem Bekenntniß ihrer Sünden, der Beugung unter Gottes Gerichte und dem Dank für manche wunderbare Errettung wurden die Geängsteten wieder so ruhig, daß sie nach Verfluß einiger Zeit gar nicht mehr an das Verlassen ihres seitherigen Wohnsitzes dachten. — Es wäre zwar vielleicht nur weise Vorsicht, bei der sehr nahe liegenden Möglichkeit der Wiederholung einer so furchtbaren Katastrophe die Uebersiedlung auf eine andere Insel zu bewerkstelligen; indeß freuen wir uns auch der Weisheit, die jenes Inselvölklein lehrt, mehr noch auf die Rettung ihrer Seelen als auf die ihrer Leiber bedacht zu sein.

Eine förmliche Missions-Hilfsgesellschaft wurde in Wawau schon im Mai, in Haabai im Oktober 1836 gestiftet; die Gaben, welche bei den Jahresfesten derselben eingiengen, bestanden in Matten, Körben, Fischangeln, Geflügel, Schweinen, Yams, Muscheln u. drgl. Vorsitzender war König Georg, der im Jahr 1841 eine Anzahl Tonga-Lehrer nach der Samoa-Gruppe hinübersandte, und damit die Proselytirung dieser Inseln fortsetzte, über welche im Weiteren noch geredet werden soll (s. Kap. 9).

Nach Fidschi war noch kein Lichtstrahl von Oben gefallen, als im J. 1835 die Missionare Croß und Cargill, von einem mit Empfehlungsschreiben und Geschenken für den König von Lakemba versehenen Boten Georgs begleitet, seine umnachteten Ufer betraten. Daß ein großer Theil dieses entsetzlichen, blutgetränkten Landes jetzt in Wahrheit ein Garten Gottes ist, wie seine lieblichen Thäler, seine stolzen Berge und seine weißen Korallenufer es wohl zuweilen scheinen konnten, auch so lange die Mordlust seiner Bewohner es noch zu einem Vorhof der Hölle machte, dazu haben bekehrte Tonganer redlich das Ihre beigetragen. Tonganische Nationalgehilfen standen als treue, eifrige Mitarbeiter den europäischen Missionaren zur Seite, und ein Brief König Georgs war es, der im April 1854 Thakombau, den König von Bau bewog, sein Herz der Wahrheit zu öffnen. Bei einem freundschaftlichen Besuch, den im folgenden Jahr Georg wegen der noch immer in Fidschi herrschenden Unsicherheit, nicht wie die Missionare es gerathen hatten mit etwa 10, sondern mit einer Flotte von 40 großen Kähnen unternahm, wurde er durch die Ermordung eines seiner Häuptlinge gegen seinen Willen in den Krieg mitverwickelt, in dem Thakombau gerade mit einem aufrührerischen, im Heidenthum

beharrenden Häuptling lag. Durch seine Hilfe gelang es Thakombau schnell, wieder in den Besitz seiner Macht zu kommen und einen dauerhaften Frieden zu schließen; wichtiger als das aber war für die weitere Ausbreitung des Evangeliums der Eindruck, den das Benehmen der christlichen Krieger auf die wilden Fidschianer machte. Die Ueberzeugung, daß ihr Götzendienst Thorheit und Lüge und die Menschenfresserei vernünftiger Geschöpfe unwürdig sei, scheint sich damals in vielen Herzen Bahn gebrochen und dem Wort der Missionare den Boden bereitet zu haben. — Doch es ist Zeit, daß wir nach diesen erfreulichen Lebensäußerungen der jungen Kirche Tonga's noch eine überflüssige Kraftanstrengung derselben besehen, ehe wir die staatliche Umgestaltung der Inseln ins Auge fassen.

(Schluß folgt.)

Eine Stimme aus Japan.

Wir haben schon berichtet, wie am 5. November 1865 der Erstling der evangelischen Japaner, der alte Arzt Jano in die Kirche Christi aufgenommen wurde (s. S. 352). Derselbe ist seither zu Kanagawa im Frieden entschlafen, ohne daß seine Familie um seines Uebertritts willen von den Behörden belästigt worden wäre. Wie es nun überhaupt mit den Aussichten der Mission in diesem Lande steht, sehen wir am besten aus dem Schreiben, das einer der ersten Missionare an die Kirchen der Christenheit gerichtet hat, um einen Ueberblick über das bisher Erreichte zu gewähren.

Yokohama, 14. Januar 1866.

Eine kleine Versammlung von Gläubigen verschiedener Nationen hat hier in den letzten acht Tagen die Gebetswoche, zu welcher das Volk Gottes auf der ganzen Welt sich vereinigt, mitgefeiert; sie bittet euch jetzt Japans in euren Gebeten in besonderer Weise zu gedenken.

Es befinden sich nun in diesem Lande protestantische Missionare, die von drei oder vier Zweigen der Kirche Christi hergesandt sind. Zwei derselben wohnen in Nagasaki, die andern hier. Die meisten derselben halten sich seit 1859 im Lande auf, also über sechs Jahre. Sie haben bedeutende Wechsel in verschiedenen Punkten seit ihrer

Ankunft erlebt. Am Anfang ließen die Behörden des Landes aus Vorurtheil und Argwohn die Häuser der Missionare durch Offiziere besuchen; dieselben stellten sich als Freunde vor, während sie in Wirklichkeit Spione waren, bemüht den Grund ausfindig zu machen, der diese nicht-handelnden Leute nach Japan gebracht habe; aber seit drei Jahren haben diese Hausbesuche gänzlich aufgehört. Das erste entschiedene Zeichen vom Schwinden des Argwohns wurde damit gegeben, daß etwa zwölf junge Männer hohen Rangs von Yedo nach Kanagawa gesandt wurden, um daselbst von einem der Missionare im Englischen unterrichtet zu werden. Kürzlich ließen die Gouverneure von Nagasaki und dem hiesigen Platze Schulen zu gleichem Zwecke unter ihrem Schutz errichten, und die protestantischen Missionare wurden eingeladen, die Aufsicht derselben auf sich zu nehmen. Ein Missionar in Nagasaki hat während des letzten Jahres täglich drei bis vier Stunden der Schule gewidmet. Die Schule in Yokohama zählt über fünfzig Schüler, und seit länger als zwei Jahren haben drei, manchmal vier der Missionare täglich ein oder zwei Stunden daselbst Unterricht gegeben. Eine Masse amerikanischer Schulbücher wurde vom Gouverneur für diese Schule eingeführt, und man hat die Lehrer noch in keiner Weise beschränkt, weder was die Art und Weise des Unterrichts, noch was den Lehrstoff betrifft. Durch den Gebrauch dieser fremden Schulbücher wird täglich mehr und mehr christliche Wahrheit den Herzen der Jünglinge nahe gebracht; man hat sie auch ganz offen in den Klassen zum Gegenstand der Besprechung gemacht, nicht ohne Wirkung, wie sich das in der ungenirten Weise zeigt, in der die Schüler über religiöse Gegenstände fragen und Aufschluß begehren, und christliche Thatsachen und Lehren in ihren Aufsätzen behandeln. Als vor vier Jahren Exemplare eines Buchs, „der christliche Leser", von einigen jungen Leuten, welche Englisch lernen wollten, einem Missionar abgekauft wurden, vertilgten sie sogleich das Wort „christlich", aus Furcht, es könnte von Andern bemerkt werden und sie in Ungelegenheiten bringen, vom Titelblatt und von der Decke. Nun aber hat eine beträchtliche Zahl derjenigen, welche den Unterricht genossen, Bibeln zum eigenen Gebrauch gekauft. In der Schule und in den Häusern zeigt sich kein Widerwille, von Christus und Christenthum zu sprechen. Der Name Jesu wird nicht mehr mit halber Stimme ausgesprochen. Auch einige Missionsfrauen haben mit großem Erfolg ganzen Klassen japanischer

Knaben englischen Unterricht ertheilt. Ein Missionsarzt (Dr. Hepburn) besorgt eine Freiapotheke, die sich täglich mit Kranken füllt, und woselbst die zehn Gebote und andere Sprüche in japanischer Sprache an den Wänden hängen und von den Patienten gelesen werden.*) Ferner trifft der Gorodjo oder Staatsrath von Yedo nun Vorrichtungen zum Bau einer großen Schulanstalt in dieser Stadt, darin einige Hunderte von Jünglingen der höhern Klassen unterrichtet werden sollen, die einen im Englischen, die andern im Französischen, und die protestantischen Missionare sind gebeten, die Aufsicht über jene Abtheilung zu übernehmen. — Diese Thatsachen mögen euch zeigen, welches Maß von Vertrauen die Japaner in die Missionare zu setzen angefangen haben.

Inzwischen haben die Arbeiter der verschiedenen Missionen sich tüchtig ans Studium der japanischen Sprache gemacht, und die dahin einschlagenden Arbeiten durch Veröffentlichung einiger Werke für diesen Zweck ihren Nachfolgern nutzbar zu machen gesucht; und nun ist ein japanisch-englisches Wörterbuch, einige 40,000 Wörter enthaltend, zum Druck fertig. Die meisten dieser Missionare, wenn nicht alle, sind schon lange her beschäftigt mit der Uebersetzung der Bibel, so daß sie, nach Verwendung einiger Monate auf die letzte vergleichende und ausfeilende Arbeit, wenigstens die vier Evangelien im Japanischen in den Druck geben können.

Gegen alle Erwartung machten wir die Erfahrung, daß im allgemeinen die Japaner gegen Fremde keinen Haß hegen, noch bigott genannt werden können in religiösen Dingen. Sie bilden sich sogar etwas darauf ein, weniger starr und freisinniger in dieser Hinsicht zu sein als die Chinesen. Diejenigen, welche zur Klasse der Samurai gehören und allein zu bürgerlichen und militärischen Aemtern wählbar sind, zeigen sehr viel Verlangen, die Sprachen, Wissenschaften und Künste des Westens zu erlernen. Einige derjenigen, welche gegenwärtig Englisch lernen oder es schon gelernt haben, finden sich täglich in den Häusern der Missionare ein zu zwei bis drei, oder auch in Gruppen von sechs bis sieben, um dort ihre englischen Bibeln zu lesen, da sie diese ihren Schulbüchern vorziehen. Diese begabten

*) Ein gebildeter Mann, der diese Sprüche las, bemerkte dem Doktor, die Sprüche seien theilweise trefflich, störend aber wirke der Name Jesu in denselben; einem Japaner errege derselbe geradezu Ekel. (Miss. Advoc.)

jungen Männer drücken oft ihren ernstlichen Wunsch aus, daß der Tag bald kommen möge, an welchem alle ihre Landsleute die heilige Schrift und diejenige Freiheit im Staatlichen haben, welche die Bibel zu begründen geeignet ist. Sie verachten den Buddhismus und seine Priester.

Einer der ersten Sprachlehrer, den die Missionare seit 1860 beschäftigt hatten, starb kürzlich in der vollen Gewißheit, daß er zu Jesus gehe. Er wurde auf sein eigenes Verlangen in seinem Hause getauft und zwar in Gegenwart der ganzen Familie, die ihre Zustimmung zu dem gewagten Schritte gab. So ist nun die Erstlingsfrucht Japans, wenigstens aus unserer Zeit, in die Scheune eingesammelt. Hier stehen wir denn vor diesem großen heidnischen Volk, das sie selbst auf 32 Mill. Seelen schätzen, und ihr möget wohl fragen: „Was steht denn der freien, öffentlichen Predigt des Evangeliums im Wege?" Dies ist auch die Frage, die uns gegenwärtig viel beschäftigt und uns treibt, euch um Gebete für dieses Volk zu bitten.

Die Regierung mag in einigen Beziehungen sehr stark genannt werden. Sie hat in Folge der früheren Erfahrungen mit Jesuiten und Mönchen die kräftigsten Maßregeln ergriffen, auch den Namen des Christenthums als eines listigen Eindringlings vom Gedächtniß ihrer Unterthanen auszurotten, oder doch denselben zum Sprüchwort zu machen für alles, was gefährlich und verächtlich ist. Unglücklicherweise haben die Jesuiten, als sie aus diesem Lande verbannt wurden, demselben nicht die Bibel hinterlassen; sonst hätte hier ein Stand der Dinge eintreten können, der doch auch einige Aehnlichkeit mit dem Verlauf der Verfolgung in Madagaskar gehabt hätte. Gegenwärtig nun muß jedermann, auch Frau und Kind, im Register eines Buddha- oder Schinto-Tempels eingetragen sein, oder es wird ihm ein anständiges Begräbniß versagt. So fühlt sich jeder Japanese von einer eisernen Hand gepackt, der Hand der Regierung. Die alten Edikte gegen die Christen sind, so viel wir wissen, nicht abgethan, noch versichert irgend eine Proklamation der Regierung die Leute, daß es ihnen nicht mehr als todeswürdiges Verbrechen angerechnet werde, wenn sie dem Christenthum gewogen scheinen. Die Missionare hätten vielleicht mitzuleiden für die Verkündigung des Wortes, gewiß aber die Hörer. So zögern wir denn und wünschen, den göttlichen Willen und unsere Pflicht noch völliger zu erkennen. Wir möchten weder feig noch voreilig sein. Wir rufen unsern Brüdern in Christo zu,

mit uns im Gebet anzustehen, daß dieses letzte Hinderniß weggeräumt und die Mächte, welche mit Japan Verträge geschlossen haben, geneigt werden, in dieser Sache zu handeln, wie es christlichen Regierungen ziemt, daß ferner der Geist Gottes die Herrscher des japanischen Volkes leiten möge, ihren Unterthanen Freiheit zu geben, Freiheit Gottes Wort zu hören und zu lesen, und daß bald die Thüren geöffnet werden, daß der König der Ehren einziehen möge. Dürfen wir nicht hoffen, daß diejenigen, welchen dieses zu Gesichte kommt, in ihren Familien und Gebetszusammenkünften dieses Anliegen vor Gott bringen, besonders auch in der Gebetswoche des Januars 1867?

Missions-Zeitung.

Fortschritt in Indien.

Missionar Dr. Mullens hat am 11. Mai dieses Jahrs die Ergebnisse der indischen Mission in folgender Weise dargestellt:

Zwei Dinge hat man zu richtiger Würdigung des evangelischen Missionsverfahrens in Indien und seiner bisherigen Resultate hauptsächlich im Auge zu behalten. Erstlich müssen wir alle Kritiker unserer Arbeiten, sie mögen Freunde oder Feinde sein, ernstlich bitten, das Moment der Zeit bei Ihren Urtheilen gehörig in Rechnung zu ziehen. In Indien stehen alle unsere Hauptstationen dermalen noch nicht viel länger als 30 Jahre in voller Thätigkeit. Denn erst seit dem Gesetz von 1833 ist Indien dem Evangelium wahrhaft geöffnet, und erst seit dieser Zeit haben unsere dortigen Missionen von ihrer vorher lediglich vorbereitenden Thätigkeit zu ausgedehnteren und wirksameren Operationen übergehen können. Damals waren 130 Missionare im Feld, die in kurzem zu 2 und 300 anschwollen. Dabei ist aber Indien das schwierigste aller Missionsgebiete der Welt. Man bedarf Zeit für jede Arbeit, fürs Bauen, Reisen, Erziehen, für Bergwerke oder wissenschaftliche Forschung, für Gesetzgebung und jeden gesellschaftlichen Fortschritt. Da sollte ich doch denken, das planmäßige Streben, das auf Umwandlung nicht blos einzelner Individuen oder Familien, sondern ganzer Nationen aus unchristlichen in christliche ausgeht, bedürfe nothwendig längerer Zeit als jene Unternehmungen! Man gebe uns das Moment der Zeit, man bedenke die erste so kurze Dauer unserer Missionsbemühungen — und schon sind die Einwürfe unserer Gegner sammt den Zweifeln unserer übel berichteten Freunde mehr als zur Hälfte beseitigt.

Sodann vergesse man nicht, einen Unterschied zu machen zwischen dem, was wahrer Erfolg ist und was nicht. Viele unserer trefflichen Freunde betrachten das Ziel der christli-

chen Missionsthätigkeit bereits als erreicht, wenn einzelne Seelen zum HErrn bekehrt sind. Unsere Widersacher dagegen, weil sie alle Beispiele von Einzelbekehrung für Heuchelei und Betrug ansehen, verlangen alsbaldige Christianisirung ganzer Nationen und erklären, weil sie dieß zur Zeit noch nicht zu ihrer Zufriedenheit geglückt sehen, unser ganzes Werk für fehlgeschlagen. Wir aber trachten nach diesen beiden Erfolgen und nach noch vielen anderen, die alle durch rührige Thätigkeit, durch gute Gelegenheit und — durch Zeit zum Heranreifen der Früchte bedingt sind. Bekehrte, Gemeinden, eingeborne Lehrer, eine selbständige, sich ausbreitende Christenheit, christliche Literatur und christliche Sitte, all das gehört zu dem langsam bewirkten Erfolg.

Ich will hier nur auf den Einfluß hinweisen, den unsere Arbeit auf die europäische Christenheit und auf die Kirchen der Ansiedler in Indien rückwirkend geübt hat. Wir haben uns selbst kennen gelernt und ebenso unsere Gegner. Wir verstehen jetzt den Hinduismus und seine Litteratur; wir kennen seine Geschichte und was er für sich vorzubringen hat, den Geist, den Charakter, und die Waffen seiner Priester. Wir haben gesehen, welche Gewalten sich für die Erhaltung des Götzendienstes zusammengethan haben und welche furchtbar hemmende Schranken sie dem Fortschritt der Wahrheit entgegenzusetzen vermögen. Aber wir haben auch unsere Waffen versucht und unsere ersten Siege erfochten, und wir wissen nun, daß wir nichts zu fürchten haben. Nicht minder haben wir den ganzen Apparat unserer Werkzeuge wesentlich vervollkommnen gelernt, haben außer der Errichtung unserer Häuser, Kirchen und Schulen Jahrelang an unsern Sammlungen für Sprachlehren und Wörterbücher gearbeitet, haben 10 Bibelübersetzungen und 15 Uebersetzungen des neuen Testaments in verschiedenen indischen Sprachen ausgearbeitet und möglichst vervollkommnet, haben ferner Schulbücher, Gesangbücher, Handbücher der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, Andachtsschriften, erbauliche und Streitschriften verschiedener Art abgefaßt und zwar dieß alles in möglichst genauem Anschlusse an unsre praktischen Zwecke und Bedürfnisse.

Wie oftmals haben doch unsere Missionsredner schon darauf hingewiesen, daß wir in Indien jetzt etliche 50,000 Communicanten in allen möglichen Kirchen und 200,000 Eingeborne haben, die den Namen Christi bekennen, den Sonntag gottesdienstlich feiern und auf christliche Erziehung ihrer Kinder bedacht sind! Ich erinnere jetzt daran lediglich zu dem Zwecke, Euch zu versichern, daß wir gegenwärtig alles dieß seit Jahren Besessene uns in viel höherem Grade und ausgedehnterem Maaße für die Zukunft sichern. Ich führe in Kürze nur drei Beweise hierfür an. Erstens steht unsere christliche Gemeinschaft hinsichtlich ihrer sittlichen Haltung und besonders ihrer Freigebigkeit, dermalen viel höher denn je zuvor. Die Heiden blicken jetzt voll Achtung auf unsere Christen hin, als auf Leute, die ihren Glauben nicht etwa als mit Geld Erkaufte, sondern aus wirklicher Ueberzeugung

und Heilsbegierde ergriffen haben. Sie erkennen jetzt den sittlichen Unterschied an, der zwischen den Christen und ihnen selber besteht. Dabei lernen die christlichen Kirchen ihrerseits die Pflicht der Aufrechterhaltung und Förderung des Evangeliums in ihrer Mitte jetzt immer besser und vollständiger erfüllen. Die Kirchen von Tinnewely und Barma glänzen in dieser Hinsicht vor andern durch die bedeutenden Beiträge, die sie jährlich aufbringen; die Freikirche in Calcutta, die aus 60—80 Glieder gebildeter Familien besteht, bestreitet aus eigenen Mitteln alle ihre Bedürfnisse. Meine eigene Gemeinde in Calcutta, die einst 6, jetzt 70 Communicanten zählt, brachte im letzten Jahr für kirchliche und Missionszwecke 1800 fl. zusammen; die Travankor Gemeinden beinahe 10,000 fl.

Weiter haben wir jetzt mehr eingeborne Prediger und Missionare in Indien, als je zuvor. Wir haben im Ganzen 2000 Prediger, wovon 1800 Katechisten sind, 200 aber als förmlich ordinirte Prediger wirken. Außerdem haben wir etwa 1500 christliche Lehrer und Schulmeister, so daß die Gesammtzahl unserer Arbeiter sich auf 3500, oder auf nahezu ein Siebentheil aller unserer männlichen Communicanten beläuft. In welchem Lande der Welt, und in welcher Kirche wird sich ein ähnliches Verhältniß finden? Und beachten wir nun insbesondere einmal die seitherige Zunahme jener ordinirten indischen Amtsbrüder! Früher war ihre Zahl eine sehr geringe. Im Jahr 1852 belief sie sich auf nur 48. Schon 1862 dagegen betrug sie in ganz Indien und Ceylon 140, und gegenwärtig ist sie um weitere 60 angewachsen. Und diese Klasse von Mitarbeitern wird fort und fort wachsen und zunehmen, bis sie die der europäischen Missionare bei Weitem übersteigen wird.

Ich komme zu einem dritten Beweise, wichtiger als alle hier aufgezählten Thatsachen. Ich meine den allgemeinen Eindruck, welchen das Evangelium auf die Bevölkerung Indiens in weitesten Kreisen hervorgebracht hat, und den wir als die wirksamste aller Vorbereitungen für eigentliche christliche Bekehrungen und Kirchengründungen im Großen betrachten müssen. — Wir sind jetzt etwa ein Menschenalter vollauf thätig in Indien gewesen, unsere Missionare und Katechisten haben überall gepredigt, haben an allen möglichen Orten, in Kapellen und öffentlichen Bazars, an Flußufern, auf Straßen und bei den großen nationalen Festversammlungen das Wort des Lebens zahlreichen und aufmerksamen Hörern verkündigt, haben die Saatkörner des Evangeliums weit und breit durch fast alle Provinzen unseres indischen Reiches hin ausgestreut. Haben sie alle diese Arbeit umsonst gethan? In keiner Weise! Die Wenigen sind gewonnen, aber die Vielen sind wenigstens belehrt und angeregt worden. Der Götzendienst ist ihnen in seiner Nichtigkeit dargethan, ihre Ansichten darüber sind gründlich geändert worden. Sie fühlen jetzt, daß sie ihn nicht mehr zu vertheidigen im Stande sind, wissen aber freilich fürs erste nicht, wohin sie sich nun wenden sollen. Die ganze öffentliche Mei-

nung des indischen Volkes ist dermalen in einer zwar langsamen, aber gewaltigen Umbildung begriffen. Die Ueberzeugung befestigt sich überall mehr und mehr, daß der Götzendienst falsch, daß die Kaste nicht ein Segen, sondern ein großes Uebel ist, ja daß die gegen beide ankämpfende christliche Religion in der That die wahre sein müsse. In dieser so tiefen und weit verbreiteten Ueberzeugung des indischen Volkes muß ich ein großartiges Hauptergebniß unserer Thätigkeit erblicken, ein Ergebniß, das für alles, was wir an Opfern und Anstrengungen aufgewendet, reichen Ersatz gewährt.

Auf drei Punkten tritt dieser Meinungsumschwung zu Gunsten des Christenthums besonders merklich zu Tage. Wie war doch nicht das weibliche Geschlecht verachtet und vernachlässigt! Die Bemühungen unserer Gesellschaften für die Förderung der weiblichen Erziehung, insbesondere unsere Zenana-Schulen in und um Calcutta, und unsre Schulen für Mädchen aus höhern Ständen in anderen Gegenden erfahren den erfreulichsten Fortgang und erfreuen sich des vollsten Beifalls der indischen Gesellschaft, in welcher die Einsicht in die Nothwendigkeit sorgfältiger weiblicher Erziehung sich täglich mehr befestigt. Sodann mehrt sich die Zahl der jungen Leute, die ihre Verachtung der Götzen und der religiösen Gebräuche ihrer Vorfahren offen zur Schau tragen, in großartigem Maßstabe. Diese aufgeklärten „jungen Indier" brechen zwar nicht offen ihre Kaste, sprechen aber ihre Verurtheilung des ganzen Systems von Tag zu Tag ungescheuter aus und bereiten so den großen Schritt ihres förmlichen Austrittes immer mehr vor. Ihrer 2000 haben sich zur Verehrung Eines Gottes zusammengethan, aber 20,000 allein in Calcutta haben den Götzendienst aufgegeben und verachten ihn gründlich. Ein letztes bedeutsames Zeugniß für die dermalige Auflösung des Hinduismus will ich in die kürzlich gethane Aeußerung eines Hindu-Professors zu Bombay einkleiden. „Der Hinduismus ist todtkrank," sagte derselbe; „von der Nothwendigkeit seines Untergangs bin ich fest überzeugt; doch müssen wir auf seiner Seite stehen, so lange er noch lebt."

Man werfe einen Blick auf die ungeheuren Provinzen unseres indischen Reiches und ihre dermaligen socialen und religiösen Zustände. Während der sieben Jahre, die seit der Niederwerfung des großen Aufstandes verstrichen sind, hat sich ein ebenso wichtiger als hocherfreulicher Fortschritt zum Besseren bemerklich gemacht, im ganzen Geist der Regierung, im Charakter ihrer Maßregeln, in ihren Gesetzen, im ganzen Ton und Verhalten ihrer Leiter und Beamten. Das ganze Land liegt offen vor uns als ein ungeheures Arbeitsfeld, das Gott selbst uns geöffnet hat. Es ist unser eigenes Land; denn es gibt kein Vorrecht mehr, dessen wir in England genießen, das wir nicht auf Indien übertragen hätten. Es ist ein Reich, wie keines je im Orient gesehen worden ist. Weder Alexander, als er auszog, mit seinen Schaaren, noch Rom, als es in der Fülle seiner Kraft seine

Legionen von Britannien bis zum Euphrat hin sandte, haben je ein Reich gegründet von gleicher Volkszahl, gleichem Reichthum seiner Hülfsquellen und gleich großer Macht, als Indien unter seinem britischen christlichen Regiment fort und fort sein wird. Wir haben nur unsere Pflicht zu thun, indem wir es auf alle Weise zu erleuchten suchen mit dem Lichte des Evangeliums, und das Land wird alsbald des Herrn unseres Gottes werden. Er gewinnt sich selbst die Herzen seiner Bewohner. Er wird herrschen, bis daß er sie Alle gewonnen hat!

(Miss. Mag.)

Die Indianer in den Vereinigten Staaten.

Im fernen Westen Amerika's ist zwischen den weißen Ansiedlern und den unglücklichen Indianern ein Haß entbrannt, der blutig, unversöhnlich, nach der völligen Vernichtung des Gegners trachtet. In welchem Geiste namentlich in dem weiten Thale des Colorado und am Saume des öden, aber goldreichen Territoriums von Idaho von Seiten der zerstreuten Goldgräber dieser langsame, erbarmungslose Vertilgungskrieg geführt wird, beweisen folgende Beschlüsse der gesetzgebenden Versammlung von Idaho:

„Beschlossen, — daß drei Commissäre ernannt werden, um 25 Männer zur Indianer-Jagd zu erwählen, und daß alle, die sich selbst ausrüsten können, eine bestimmte Summe für die Scalpe erhalten, die sie aufzubringen vermögen, und daß alle, die sich nicht selbst ausrüsten können, ihre Ausrüstung von der Commission erhalten gegen gebührenden Abzug bei der Ablieferung der Scalpe. Daß für jeden Bock-Scalp 100, für den einer Squaw 50 und für jeden Scalp eines indianischen Dings unter 10 Jahren 25 Dollars ausbezahlt werden; daß jeder Scalp noch die Haarlocke haben und der Ueberbringer schwören soll, daß besagter Scalp von der Gesellschaft aufgebracht wurde."

Man sieht, in diesem Regierungs-Erlaß ist die Jagd auf Männer, Frauen und Kinder auf die gleiche Linie gestellt mit der Ausrottung gefährlicher und schädlicher Thiere; sind doch im englischen Original dieses herodianischen Mordbefehls Männer und Kinder nicht einmal mit dem Namen „Menschen" bezeichnet!

Alles Ernstes wurde sodann in Arizona der Vorschlag gemacht, die Damen möchten sich in Zukunft zu ihrem Haarschmuck (den sogenannten waterfalls) der Scalpe von Indianern bedienen, so würden die Jäger auf das Kopffell der Rothhäute dieselbe Jagd machen, wie auf Biber und Otter.

(Record. Aug. 1.)

So schreibt denn auch die Allgemeine Zeitung (schon 22. Okt. 1865):

„Die völlige Ausrottung der Apatschen in Arizona scheint von den dort cantonirten Truppen systematisch betrieben zu werden. Unter den kürzlich wieder befreiten Gefangenen dieser Apatschen befanden sich amerikanische, mexikanische und auch ein deutsches Mädchen. Auch gegen die Mohawks und andere Indianerstämme am Colorado-Fluß ist amerikanischerseits

ein Feldzug eröffnet, um die Emigrantenstraße nach Neu-Mexiko frei zu halten. An der Gränze Californiens und Oregons haben die Agenten verschiedene Verträge mit einzelnen Stämmen abgeschlossen, was aber nicht verhindert, daß fortwährend Reibungen zwischen den amerikanischen Goldgräbern und den Rothhäuten stattfinden, wobei gegenseitig gemordet wird. Auf dem großen Plateau der Prairieen scheinen sich die verschiedensten Stämme vereinigt zu haben, um sich für wirkliche oder eingebildete Unbill an den Weißen zu rächen, und drei bedeutende Truppenabtheilungen der Amerikaner sind jetzt dort beschäftigt, den Frieden wieder herzustellen. Am 24. Juli griffen etwa 1000 Indianer (Cheyennes, Sioux, Arrapahos, Schwarzfüße und Camantschen) die Brücke über den Platte-Fluß bei Fort Laramie an, wo nur 200 Amerikaner stationirt waren. Der Kampf wurde von beiden Theilen mit Verzweiflung geführt und dauerte zwei Tage, endete aber mit dem Rückzug der Indianer, welche bedeutenden Verlust erlitten haben sollen. Man fand auf dem Schlachtfeld ein von einem weißen Gefangenen geschriebenes Blatt, auf welchem stand: daß die Indianer keinen Frieden wollten, sondern Verstärkungen erwarteten; daß einer ihrer Häuptlinge gefallen sei, und ihre nächste Absicht dahin gehe, die Telegraphenlinie zu zerstören, was denn auch geschah.

„Unter den verschiedenen Indianerstämmen herrscht zu wenig Einklang, um ein gemeinschaftliches Handeln derselben befürchten zu müssen. Einige hervorragende Häuptlinge haben es schon früher versucht, durch Vereinigung aller Indianer der auf sie eindringenden weißen Bevölkerung einen Damm zu setzen, und nicht selten sind sie dabei durch canadische Jäger unterstützt worden; allein die Civilisation kennt keine Gränzen und das Schicksal dieser Urstämme ist besiegelt. Uebrigens bleibt es die Frage, ob der freie Indianer moralisch nicht höher steht, als die Majorität der seinen Frieden störenden Weißen."

Kann man sich nach solchen Scheußlichkeiten wundern, wenn ein Fort in Arizona (Goodwin) von den Wilden überrumpelt und die ganze aus 124 Mann bestehende Besatzung niedergemetzelt wurde? Wie sollen auch die Missionen unter den Indianern der Union gedeihen, wenn in dieser Weise allenthalben tödtlicher Haß durch Namenchristen gesäet wird?

Missions-Literatur.

Blätter für die Mission. Zwei Jahrgänge 1864—1865.

Der mit der Leipziger Missionsanstalt verbundene Zweigmissionsverein zu Werdau (Sachsen) sucht durch diese Blätter, deren sechs im Jahre erscheinen, möglichst weite Kreise aller Stände zur Arbeit für die Mission heranzuziehen. Die Hauptblätter enthalten abgerundete, leicht faßliche Schilderungen aus der Heidenwelt (z. B. die Eskimo's, die Indianer, die Neger, die Hindu's, die Chinesen) und kurze Skizzen der Missionsthätigkeit auf diesen Gebieten, während außerdem in drei

Beiblättern die Geschichte der Leipziger Mission in Südindien erzählt wird. Der Jahrgang kostet auf der Post nur zwei Neugroschen, das einzelne Blatt (von vier Octavseiten) dreiviertel Kreuzer. In Norddeutschland haben diese Blätter bereits vielen Eingang gefunden, so daß die Auflage sich auf 30000 Ex. beläuft.

Sie verdienen diesen Eingang durch die ansprechende Weise, in welcher die Hauptthatsachen der Mission dem mit ihr noch Unbekannten nahe gerückt werden. Weitaus die meisten lösen diese Aufgabe in anerkennenswerther Weise. In einigen, will uns scheinen, wird, was von den deutschen Kirchen für die Mission geschah, in etwas einseitiger Weise betont. So bedauern wir, daß Gützlaff noch immer der Apostel China's genannt wird. Das Mißlingen seiner großen Plane ist doch zu augenfällig, als daß von seiner Wirksamkeit mehr viel die Rede sein könnte. Man thut besser, die Fehler unsres Landsmanns mit dem Mantel christlicher Liebe zu bedecken, als durch solches Lob die Kritik herauszufordern. Erwägt man die große Zahl der amerikanischen und englischen Missionare und die von ihnen erzielte Frucht (wie z. B. Amoy, wo keine Deutschen arbeiten, ein Drittheil aller chinesischen Christen enthält), so muß man sich gestehen, daß die Wirksamkeit der Deutschen in China immerhin eine untergeordnete Stellung einnimmt. — So ist auch der Verfasser des Aufsatzes über die Negersklaven Westindiens den englischen und nordamerikanischen Bemühungen für die Hebung der Neger nicht gerecht geworden, wenn er die Emancipation von 1838 und den großen Bürgerkrieg der Union in etwas gewagter Weise zusammenfassend, sich die allgemeine Behauptung erlaubt: „Die (!) Bekämpfer der Sklaverei haben es offen ausgesprochen: wir verabscheuen die Sklaverei, aber nicht minder verabscheuen wir die Neger;" und dann fortfährt: „das ist nicht die rechte christliche Weise, das Elend der Sclaverei zu mildern. Da haben die Holländer einen bessern Weg eingeschlagen, die in Surinam den Sklaven erst die christliche Predigt und dann eine allmähliche Freiheit gaben." So grell unterscheidet sich denn doch keineswegs das Verfahren der Holländer von dem der Engländer und Nordamerikaner. Weder „gaben" jene die christliche Predigt, noch ließen es diese, wie angedeutet wird, an „allem Trost der Religion fehlen". Beide Theile fügten sich mit Widerstreben darein, der Mission, die sich nicht abschütteln ließ, den Zugang zu gestatten, und sie ist es, die da wie dort der Emancipation den Weg bereitet hat. Ohne den Vorgang der Engländer aber wären die Niederländer nie auf Emancipationsgedanken verfallen. — Doch, wie gesagt, das ist ein sehr vereinzeltes Beispiel von Mängeln an einem preiswürdigen Unternehmen. Wir wünschen den Blättern gesegneten Fortgang und immer frischen Eingang in Häuser und Hütten, die von den großen Thatsachen der Mission noch keine Kunde haben.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 3. **Inhalt:** Die Bekehrung eines jungen Muhammedaners. 1. Jesus Christus, nicht Muhammed. 2. Der Weg nach Rom. 3. Die Erlösung aus dem Diensthause. 1866.

Die Bekehrung eines jungen Muhammedaners.

Unser Bibelblatt hat es sich von jeher zur Aufgabe gemacht, aus der Erfahrung heraus Zeugnisse dafür mitzutheilen, daß die Bibel Gottes Wort, und als solches lebendig und kräftig ist. An lebendigen Beispielen will es seinen Lesern zeigen, daß der heiligen Schrift eine Macht inne wohnt, die sonst nirgends zu finden ist, nämlich die Kraft, Herzen zu ändern und neue Menschen zu schaffen.

Gott sei Dank, daß es an solchen Thatsachen nicht fehlt. Das Schönste und Größte wird freilich erst die Ewigkeit zu unseres Gottes Preis offenbaren. Doch auch jetzt schon leuchten nicht selten einzelne Strahlen von dieser Sonne der Herrlichkeit, welche das Wort des ewigen Gottes umgibt, in die Augen. Als ein besonders ergreifendes Beispiel von der Macht der Wahrheit, welche der heiligen Schrift innewohnt, ist uns die Geschichte von der Bekehrung eines jungen Muhammedaners erschienen, welcher ohne menschliche Unterweisung und Handreichung, nicht „von Menschen und auch nicht durch Menschen", einzig und allein durch die heilige Schrift und das in derselben ihm enthüllte Lebensbild Jesu Christi im innersten Grunde erfaßt wurde. Wir stehen nicht an, diese Geschichte unsern Lesern mitzu-

theilen, um so weniger, als die englische Dame, welche den in Frage stehenden Jüngling im Waadtlande kennen gelernt und nach seinen eigenen mündlichen Mittheilungen seine Erlebnisse aufgesetzt hat, für die Wahrheit derselben einstehen kann. Denn nicht nur wurden ihr von Freunden in Marseille, Neapel und im Orient, wo sie mehrere Jahre für die Errichtung von Schulen unter der arabischen Jugend mit Erfolg thätig war, seine Mittheilungen auf geschehene Nachfrage bestätigt, sondern er legte auch urkundliche Belege für die Wahrheit derselben in ihre Hände.

---

1. Jesus Christus, nicht Muhammed.

Hafis, dies ist der Name des jungen Mannes, wurde in der Stadt Damaskus im Jahr 1845 geboren. Sein Vater war ein Türke von vornehmem Geschlecht, wie auch seine Mutter einer wohlbekannten und hochangesehenen türkischen Familie, die in Konstantinopel ansäßig war, angehörte. Drei Jahre alt wurde er von seinen Eltern nach Konstantinopel gebracht und lebte mit ihnen in der Vorstadt Galata. Er wurde in den strengsten Grundsätzen des Muhammedanismus erzogen; schon in seinem siebenten Jahre brachte seine Mutter einen türkischen Imam oder Religionslehrer zu ihrem Sohne. Derselbe blieb bis zu seinem 14ten Jahre bei ihm und unterrichtete ihn in den verschiedenen Fächern, die für sein Alter und seinen Stand als nothwendig angesehen wurden.

Als er zwölf Jahre alt war, hatte er den gewöhnlichen Studiengang, wie er für Knaben höheren Standes vorgeschrieben war, durchgemacht; vom 12ten bis 14ten Jahr mußte er die Hauptgebiete des Unterrichts noch einmal durcharbeiten und namentlich in den Koran noch sorgfältiger und mehr im Einzelnen sich hineinarbeiten. Während dieses zweiten Theils seines Studiums stieß er in einem Kapitel (oder, wie es Arabisch heißt, einer Sure) des Koran auf eine Stelle des Inhalts, daß Gott vier Bücher, die Er mit Seinem eigenen Finger geschrieben, in die Welt gesandt habe zu dem Zwecke, die Menschen die rechte Gotteserkenntniß und den rechten Gottesdienst zu lehren. Diese vier Bücher seien der Koran, die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments, die Psalmen und das Neue Testament. Diese Stelle des Koran veranlaßte ihn, seinen Erzieher nach den drei andern Büchern zu fragen, welche hier erwähnt seien. Die Antwort

seines Lehrers war, daß Gott diese drei andern Bücher von der Erde weggenommen habe zur Strafe für die Gottlosigkeit des menschlichen Geschlechts; alle Menschen, vor allem die Christen, seien von Gott verworfen, und wie dürres Holz nur zum Feuer gut; Gott habe nur den Koran auf Erden gelassen, weil Niemand, als Muhammed allein, auf Erden die Menschen retten könne.

Mit dieser Antwort war die Frage, die einmal in des jungen Hafis Gemüth erwacht war, nicht zum Schweigen gebracht. Sie hörte nicht auf, sein Gemüth zu beschäftigen. Da geschah es eines Tages eben um diese Zeit, daß er einen Spaziergang machte, wie gewöhnlich, von zwei schwarzen Sklaven begleitet. Auf dem Weg giengen sie an einem einfach aussehenden Mann vorüber, welcher Bücher verkaufte. Im Vorübergehen fiel des Jünglings Blick auf den Titel eines Buches, welches eine Bibel in arabischer Sprache war. Er nahm das Buch, öffnete es, und sah an den Ueberschriften der einzelnen Seiten, daß darin eben dieselben Bücher enthalten seien, von welchen ihn sein Lehrer versichert hatte, daß sie nicht mehr auf Erden vorhanden seien. Voll Ueberraschung und Freude bot er dem Mann jeden Preis an, den er für das kostbare Buch fordern möchte. Es wurden nur fünf Franken verlangt. Er zahlte die Summe und trug das Buch wie eine gewonnene Beute im Triumph zu seiner Mutter heim. Diese war böse auf ihn, daß er eine so kleine Summe dafür bezahlt habe; er müsse an dem Verkäufer ein Unrecht gethan und ihm zu wenig gegeben haben, erklärte sie ihm; denn das viele Papier allein sei viermal so viel werth. Sie wollte sich nicht zufrieden geben, bis sie zu dem Kolporteur — denn ein solcher war der Bibelverkäufer — gesandt und ihm noch mehr Geld für das Buch angeboten hatte. Wie erstaunt war sie aber, als der Mann bei dem geforderten Preis blieb und weder mehr noch weniger annehmen wollte!

Zwei Jahre lang gab sich der angehende Gelehrte mit größtem Fleiß dem Studium seines neuen Schatzes hin, ohne daß sein Vater und sein Lehrer oder sonst jemand etwas davon erfuhr. Nur seine Mutter wußte darum; sie aber bewahrte sein Geheimniß. In dieser Zeit las er die Schrift sechsmal durch vom Anfang bis zum Ende. Nach und nach fieng er an, den Koran mit der Bibel zu vergleichen, und als er deutlich bemerkte, daß viele Stellen in jenem offenbar aus dieser genommen seien, da drängte sich ihm mit einem Mal und mit

unwiderstehlicher Gewalt die Ueberzeugung auf, daß die Religion der Bibel wahr und der Koran falsch sei. Sofort rief er seinen Lehrer zu sich in das Zimmer, in welchem er seinen Studien oblag, und mit dem dem Orientalen eigenthümlichen Ungestüm zog er sein Schwert, schwang es über seines Lehrers Haupt und rief aus: „Wohlan, wirst du mir die Wahrheit sagen, so will ich deines Lebens schonen; wo aber nicht, stirbst du von meiner Hand."

— Sprich, sagte der Lehrer, was meinest du? „Nun", sagte „Hafis, sollen wir den Schöpfer oder das Geschöpf anbeten?"

— Den Schöpfer ohne allen Zweifel, erwiderte der Lehrer.

„Wenn es so ist," entgegnete der Zögling, „warum verlassen wir die Anbetung des großen Gottes, um einen anzubeten, der ein Sünder war, wie wir?"

Der Lehrer antwortete nichts, und sein Schüler fuhr fort:

„Muhammed hat keine Erziehung noch Unterricht genossen; er war ein Kameeltreiber, ein Waise, der nicht lesen noch schreiben konnte. Nun —, ist es recht, diesen unwissenden Mann zu einem Gegenstand der Anbetung zu machen?"

Mit diesen Worten öffnete er seine Bibel, wies mit dem Finger auf dieselbe und rief: „Dieses Buch ist Wahrheit; der Koran ist Lüge." Der Lehrer war über die Maßen wüthend; sein Zögling aber, voll Unwillens darüber, daß er ihn so lange in Unwissenheit in Betreff der Wahrheit gelassen habe, gebot ihm aufs Entschiedenste, das Zimmer zu verlassen und ihm nie wieder unter die Augen zu kommen. —

Der fortgeschickte Lehrer eilte zum Vater und erzählte ihm Alles, was sich ereignet hatte. Der Vater, voll Erstaunen und Schrecken über den Bericht, begab sich wüthend zu seinem Sohn und fragte ihn: „Was muß ich von dir hören? Wer ist der Heiland, an den du glaubst?"

Der Sohn antwortete, daß er an Jesum Christum, den Messias, glaube; er und nicht Muhammed, sei der wahre Heiland. Der Koran sei ein Betrug und Muhammed ein Lügner; Wahrheit komme von Jesu Christo allein.

Ueber dieses einfache und heldenmüthige Glaubensbekenntniß seines Sohnes von Wuth übermannt, packte ihn der Vater, warf ihn zu Boden, zog sein Schwert und versuchte, ihm den Hals zu durchschneiden. Bis auf den heutigen Tag trägt der junge Hafis die Narbe davon an seinem Hals. Sicherlich würde er getödtet worden

sein, wenn nicht seine Mutter und die Diener sich ins Mittel gelegt hätten. Ihnen gelang es, sein Leben zu retten. Auch die Eltern seiner Mutter legten Fürbitte für ihn ein. Sie gaben dem Vater den Rath, seinen Sohn in einer Art von anständiger Haft zu halten, ihm zwar alle die gewohnten Annehmlichkeiten und Bedürfnisse seiner gesellschaftlichen Stellung zu gewähren, ihn aber nie ohne die strengste Ueberwachung aus dem Haus zu lassen.

Der Vater gieng auf diesen Rath ein und in dieser Abgeschlossenheit verlebte der Sohn nicht weniger als drei Jahre, von seinem vierzehnten bis zum siebzehnten Lebensjahr.

Während der ersten sieben Monate seiner Gefangenschaft fesselten ihn die Wunden, welche er bei jenem tödtlichen Ringen von seines Vaters Hand erhalten hatte, ans Bett. Je mehr er wieder zu Kräften kam, um so sehnsüchtiger gedachte er seiner lieben Bibel, welche sein Vater in der Wuth verbrannt hatte. Er bat seine Mutter dringend, ihm ein anderes Exemplar zu verschaffen. Die Mutter, deren einziger Sohn er war, und die mit zärtlicher Liebe an ihrem Kind hieng, konnte seinen Bitten nicht widerstehen. Sie schickte die beiden Sklaven, welche ihn auf jenem folgenreichen Gang begleitet hatten, aus, um wieder so ein Buch zu kaufen. Dies gelang ihnen, und während der ganzen übrigen Zeit seiner Gefangenschaft war er anhaltend und fleißig damit beschäftigt, das neu gewonnene Buch zu studiren. Dabei aber verlor er die Hoffnung nie, eines Tages zu entrinnen, und offen ein Christ zu werden. Ohne Unterlaß betete er zu Gott, daß Er es ihm doch möglich machen möge, den christlichen Glauben frei zu bekennen und in die Gemeinschaft von Christen zu kommen. Wenn das einmal der Fall sei, stellte er sich vor, werde er den Herrn Jesum Christum selbst sehen. Denn das Verheißungswort: „Wo zween oder drei versammelt sind in Meinem Namen, da bin Ich mitten unter ihnen" (Matth. 18, 20), verstand er so, daß Jesus sich nach dem Wortlaut dieser Stelle unter seinen versammelten Jüngern in leiblicher Gestalt sichtbar mache, und glaubte darum fest, er brauche nur unter Christen zu gehen, um seinen Heiland noch im Fleische zu schauen.

2. Der Weg nach Rom.

Sein brennender Wunsch, unter Christen zu kommen, sollte zuletzt in Erfüllung gehen. Er hatte sein siebenzehntes Lebensjahr vollendet,

da faßten zwei seiner Halbbrüder den Plan, mit einander die Wallfahrt nach Mekka zu machen. Die türkischen Priester riethen den Eltern, sie sollten auch ihren Hafis ihnen mitgeben, in der Hoffnung, daß, wie sie sich ausdrückten, auf dem Grabe des Propheten der böse Geist von ihm weichen und der erzwungene und falsche Anhänger Muhammeds als ein aufrichtiger Gläubiger zurückkehren werde.

Im Frühjahr 1863 traf der Vater die nothwendigen Vorbereitungen, und am 1. April verließen die Reisenden auf einem nach Beirut bestimmten Schiffe Konstantinopel. In Beirut schifften sie sich auf einem Dampfschiffe nach Alexandrien ein. Am Bord desselben Schiffes befand sich ein römisch-katholischer Missionsbischof, welcher von Syrien nach Alexandrien fuhr. Eines Tages saß Hafis im Saal des Schiffes und las eben in seiner Bibel den 34. Psalm, als der Bischof herzutrat, und, ihm über die Schulter schauend, die Bemerkung machte: „Das ist das Buch der Christen; Sie sind ein Muhammedaner; wie kommen Sie dazu, darin zu lesen?"

Er antwortete, er liebe dieses Buch in hohem Grad, und es liege ihm sehr am Herzen, denjenigen ausfindig zu machen, der es geschrieben habe. Darauf erwiderte ihm der Bischof: „Wenn Sie dies Buch lieben und seinen Urheber zu sehen wünschen, so kommen Sie mit mir nach Rom."

— Wo ist Rom? sagte Hafis.

Der Bischof setzte sich neben den Jüngling, um ihm näher zu erklären, was er meine, und sagte ihm, der Urheber des Buches sei in Rom.

Hafis hielt ihm entgegen, daß auf dem Titelblatt London stehe; der Urheber müsse darum in London zu finden sein.

Der Bischof erwiderte: „Jesus Christus ist in Rom; Rom ist der Mittelpunkt und das Haupt aller Katholiken; alle Christen in der Welt sind Katholiken, und darum Rom unterthan und gehorsam. Wenn Sie ein Christ zu werden wünschen, so kommen Sie mit mir nach Rom."

Darauf fragte Hafis, was denn der Glaube der Katholiken sei. Der Bischof antwortete, sie glauben an die heilige Dreieinigkeit und beten einzig und allein Jesum Christum an. Ihr Glaube gründe sich auf die Bibel, und die Bibel sei in der That und Wahrheit ihr Buch.

Hafis war durch diese Erklärungen befriedigt. Er wurde mit

dem Bischof einig, daß er bei ihrer Ankunft in Aegypten heimlich sich von seinen Brüdern trennen und mit seinem neuen Freunde sich vereinigen wolle, um ihn nach Rom zu begleiten.

Es gelang ihm, ohne Schwierigkeit diesen Plan auszuführen. Sie hatten Empfehlungsbriefe an Halim Pascha, den Bruder des Vicekönigs von Aegypten. In Alexandrien angekommen, ließen sie sich ihm vorstellen und fanden in seinem Palast Aufnahme. Am 9. Mai verließ Hafis das Haus insgeheim und begab sich, wie verabredet, zum Bischof, mit dem er dann nach Messina (auf Sicilien) fuhr. Hier verweilten sie sieben Tage lang in einem Kloster der unbeschuhten Karmeliter. Dort ereignete sich zum ersten Mal ein Vorfall, der geeignet war, das Vertrauen des Hafis in seine neuen Genossen zu erschüttern. Die Mönche wußten ihm nämlich, während er schlief, seine Bibel wegzunehmen. Aber da sie sahen, wie groß sein Aerger über den Verlust war, gaben sie ihm das Buch wieder zurück, mit der Ausrede, sie haben es der Merkwürdigkeit wegen behalten wollen, da die Schriftzeichen ihnen neu seien.

Von Messina gieng es nach Neapel, wo der Bischof mit seinem Pflegling im chinesischen Kollegium*) zwei Monate lang blieb. Als Hafis zum ersten Mal eine Kirche betrat, gieng er an dem Gefäß mit dem Weihwasser vorüber, mit welchem alle römischen Christen ihre Stirne benetzen. Er dachte, das Becken sei zu Waschungen bestimmt, und begann in aller Ruhe darin seine Hände zu waschen. Ein Priester, der das sah, entbrannte in Wuth über diese Entheiligung, und würde ihn mit Schlägen traktirt haben, hätte sich nicht der Bischof ins Mittel gelegt. Dann wies man ihm einen Sitz im Hintergrund der Kirche an, von wo aus er das ganze Ceremoniell des Gottesdienstes mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgte. Aber alles kam ihm so ganz und gar theatralisch vor, daß er gar keine religiöse Feier darin erkennen konnte. Als es vorbei war, bemerkte er deßhalb gegen den Bischof: „Dies Theater gefällt mir durchaus nicht." Der Bischof erwiderte: „Sie können Jesum Christum jetzt nicht sehen, weil Ihnen die Augen noch gebunden sind. Die wahre, innere Bedeutung dieser Dinge ist noch vor Ihnen verborgen. Wenn wir nach Rom kommen,

*) Das chinesische Collegium, collegio della propaganda fide, auf Capo di Monte in Neapel ist eine im Jahr 1726 gestiftete klösterliche Anstalt, in welcher junge Chinesen zu Missionaren für ihr Vaterland gebildet werden.

dann werden Sie getauft werden, und alsdann wird die Binde von Ihren Augen fallen, und Sie werden den Heiland sehen."

Ein anderer Vorfall, welcher in der Folgezeit von großer Bedeutung für seinen Lebensgang werden sollte, trug sich während seines Aufenthalts in Neapel zu. Während er in Begleitung eines der Priester, die ihm nunmehr beigegeben waren, einen Gang durch die Stadt machte, kam er an einem Buchladen vorüber, wo er Bibeln in arabischer Sprache, wie er eine hatte, zum Verkauf ausgestellt sah. Er wünschte Halt zu machen und in den Laden einzutreten; aber seine Begleiter sagten ihm, daß die Leute in dem Buchladen schlechte Subjekte seien, welche gegen die Regierung Unruhe erregten; je weniger er mit denselben in Berührung komme, um so besser sei es. Für diesmal lies ihn diese Aeußerung seinen Wunsch unterdrücken; doch behielt er den Vorfall in seinem Gedächtniß.

Von Neapel setzten sie ihren Weg weiter fort nach Rom. In dem Gasthof, wo sie ihren zeitweiligen Aufenthalt nahmen, war ein türkischer Officier von höherem Rang zur Herberge, von Geburt ein Armenier, der aber dem römisch-katholischen Bekenntniß zugethan war. Dieser Officier nahm Hafis mit sich und führte ihn bei einem armenischen Bischof ein, der in Rom residirte. In Gemeinschaft mit diesen Freunden wurde er dem Pabst vorgestellt.

Er erschien vor diesem Oberhaupt der katholischen Christenheit mit seiner Bibel in der Hand. Jener Missionsbischof, der ihn nach Rom gebracht hatte, erzählte nun Seiner Heiligkeit die ganze Geschichte, wie er mit Hafis zum ersten Mal zusammengetroffen sei, und unter welchen Umständen er ihn veranlaßt habe, mit ihm nach Italien zu kommen. Der Pabst hörte dem ganzen Bericht aufmerksam zu, wandte sich dann an Hafis, wobei der Bischof als Dolmetscher diente, und fragte ihn, was ihn dazu geführt habe, nach Rom zu kommen?

„Ich bin hieher gekommen, um ein Christ zu werden und den Urheber dieses Buches zu finden," antwortete Hafis.

— Möchtest du getauft werden? fragte der Pabst weiter.

„Ja gewiß," erwiderte er, „und ich kam hieher, weil der Missionar mich versichert hat, daß ich in Rom Jesum Christum finden werde."

— Liebst du Jesum Christum? war die nächste Frage.

„Wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser, so schreiet meine Seele nach Ihm."

— Wo hast du Ihn kennen gelernt?

„In diesem Buch."

— Wer hat es dir gegeben?

„Ich kaufte es, als ich ein zwölfjähriger Knabe war, und seitdem habe ich es vielmals durchgelesen."

Der Pabst sagte ihm zuletzt, er solle den Herrn Jesum anrufen, Er werde ihm die Thüre aufthun. Diesem wirklich guten Rath folgte Hafis, und es ward ihm auch auf sein Rufen Erhörung zu Theil, freilich in einer Weise, die weder er selbst, noch der, welcher ihm diesen Rath gab, zu jener Zeit ahnen konnte.

Nach dieser Unterredung übergab ihn der Pabst der Fürsorge eines seiner Erzbischöfe, damit ihm vor der Taufe der nöthige Unterricht in der christlichen Wahrheit gegeben würde. Sein neuer Lehrer versah ihn mit Werken von römisch-katholischen Schriftstellern, die ins Arabische übersetzt waren. Aber er fand dieselben ganz und gar nicht nach seinem Geschmack und wollte nur die Bibel lesen.

Der Erzbischof hatte in dieser Zeit, wie er nachher dem Hafis einmal erzählte, mit dem Pabst eine Unterredung über seinen jungen Pflegling. Er erwähnte vor dem Pabst seinen Widerwillen gegen die Bücher, die ihm in die Hände gegeben worden seien, und seine Unlust, etwas Anderes zu lesen, als die Bibel. Der Pabst antwortete ihm: „Taufen Sie ihn nur ohne Weiteres; seiner Zeit wird er schon seinen Sinn änderen." Noch Andere wurden zu Rath gezogen, und sie alle waren darin einig, das Beste sei, den jungen Mann sogleich zu taufen, ohne zu warten, bis er den Katechismus gelernt habe. Darauf hin gab der Pabst seinem Kardinalvikar die entsprechende Weisung, und dieser wies einen andern Kardinal an, den jungen Türken zu taufen.

Am 16. September 1864 wurde die Ceremonie in der großen Jesuskirche in Rom vollzogen. Sein Taufpathe war einer der Kardinäle; alle Fragen wurden in lateinischer Sprache gestellt und von seinem Pathen in derselben Sprache beantwortet. Der Täufling aber verstand kein Wort Lateinisch, und so verstand er von der ganzen Handlung nichts. Er nahm nur die für ihn unverständlichen äußeren Ceremonien wahr, welche die römische Kirche als Menschensatzungen zu dem einfachen Gotteswort hinzugethan hat. In der Taufe erhielt er die Namen Vincentius Maria Johannes Damascenus Hafis. Nach der Taufe ward ihm die geweihte Hostie gereicht.

Als die ganze Handlung vorüber war, wurde er vor den Pabst gebracht, welcher ihm nicht erlaubte, wie sonst seinen Fuß zu küssen, sondern selbst den jungen Christen auf die Wange küßte, mit dem Worte: „Nun bist du ein Engel, da du von neuem geboren bist," und ihm seinen Ring zum Kusse reichte. Dann fügte er hinzu: „Du bist nun ein römischer Katholik; so gib nun mir als dem Stellvertreter Christi dein Buch. Ich will es für dich aufbewahren, und dir dieses anstatt seiner geben." Zuerst hatte Hafis keine Lust, seine kostbare Bibel herzugeben. Aber der Pabst sagte, er wolle nur hineinsehen; er werde sie ihm bald zurückgeben. Inzwischen gab er ihm statt seiner Bibel ein anderes Buch, das in lateinischer und italienischer Sprache geschrieben war. Hafis war damals ganz nicht im Stande, es zu lesen, und dachte, es werde wohl eine andere Bibel sein. Es waren aber die Regeln des heiligen Alfons Liguori.*)

Darauf übergab ihm der Pabst eine Denkmünze und fragte ihn, welchen Stand und Beruf er wählen wolle; ob er vielleicht in seine Nobelgarde einzutreten wünsche?

Der Jüngling antwortete, er wolle ein Missionar werden und seinen Brüdern das Evangelium verkündigen. Der Pabst billigte diesen Wunsch und drückte die Hoffnung aus, daß der Herr, der aus dem Saulus einen Paulus gemacht habe, auch diesen jungen Bekehrten als ein Werkzeug gebrauchen möge, um Seelen zu gewinnen. Er wurde nun in das Kollegium der Propaganda gebracht und in die Tracht der Zöglinge gekleidet.

Mittlerweile hatte sein Vater an den römischen Hof geschrieben und das Verlangen an diesen gestellt, daß sein Sohn, ohne getauft zu sein, an ihn zurückgesendet werden solle. Der Erzbischof, dessen Leitung er übergeben worden war, fragte ihn, ob er Willens sei, in seines Vaters Haus zurückzukehren. Er erwiderte, er habe keinen Vater auf Erden mehr und gehöre einzig und allein Jesu Christo.

3. Die Erlösung aus dem DienstHause.

Bald hernach wurde Hafis förmlich unter die Zöglinge der Propaganda aufgenommen. Ein Missionspriester kam jede Woche zu ihm,

*) Alfons Maria von Liguori, geb. 1696 in Neapel, Anfangs Jurist, später Priester und Mitglied der Kongregation der Propaganda in Neapel, gründete 1732 einen eigenen Orden, den der „Redemptoristen", welcher sich der inneren Mission widmen sollte. Er starb, über 90 Jahre alt, im Jahr 1787; 1839 wurde er heilig gesprochen.

der in seiner Muttersprache seine Beichte abhörte; jeden Abend wurde er in die Kirche geführt, um den Rosenkranz zu beten und die Messe zu hören. Da hatte er nun Gelegenheit, in vollem Maße das überladene Ceremoniell der römischen Kirche kennen zu lernen. Der Eindruck, den es auf sein Gemüth machte, war der eines entschiedenen, durch nichts gemilderten Ekels. Von zarter Kindheit an in dem muhammedanischen Abscheu vor allem Götzendienst erzogen, sah er sich nun von nichts als Götzenbildern umgeben, und jene Heiligenbilder und Statuen, welche durch ihre Schönheit sein Auge und Gemüth fesseln sollten, dienten nur dazu, ihn mit Abscheu und Grauen zu erfüllen.

Jede Woche hatte er vor dem Pabste zu erscheinen, und bei jedem Besuch bat er hartnäckig um seine Bibel. Der Pabst sagte ihm zuletzt, es sei ein schlechtes Buch, ein Buch der Ketzer; jeder, der es lese, müsse in den Bann gethan werden und sei vom Himmel ausgeschlossen. Jetzt sei er ein Kind der römisch-katholischen Kirche; darum dürfe er es nicht mehr lesen.

Hafis antwortete: „Ich bin ein Türke, kein Kind der römisch-katholischen Kirche. Ich liebe Jesum Christum, ich liebe die, welche Ihn lieben, und aus diesem Buch habe ich Ihn kennen und lieben gelernt.“ — Der Pabst ließ jedoch sich nicht bewegen, ihm die Bibel herauszugeben.

Je länger je mehr wurde Hafis von Widerwillen gegen die römischen Ceremonien erfüllt. Er hatte ganz den Eindruck, wie wenn er mitten unter Heiden lebte, und er verglich in seinen Gedanken seine Lage mit denjenigen der Israeliten in Aegypten. Denn für ihn, das war ihm jetzt klar, war Rom ein Haus der Knechtschaft.

Nachdem er ungefähr einen Monat dieses Leben geführt hatte, erbat er sich vom Pabst die Erlaubniß, um einer Luftveränderung willen wieder nach Neapel in das chinesische Kollegium sich begeben zu dürfen. Sein eigentlicher Wunsch aber war, dem Druck, der so schwer auf seinem Gemüth lastete, zu entgehen. Er erhielt die Erlaubniß, und nun rief er in seinem Herzen zu Gott, daß Er, der ihn von Muhammed befreit habe, ihn auch von diesem Joch, das ihm wie Pharao's Joch erschien, befreien und ihn aus Aegypten erlösen möge.

Mit Empfehlungsschreiben des Pabstes und einiger Kardinäle begab er sich nach Neapel und nahm im chinesischen Kollegium seinen Aufenthalt. Am Tag nach seiner Ankunft gieng er mit einem Priester

des Kollegiums aus, um einen Spaziergang zu machen, und richtete seine Schritte nach dem Buchladen, den er von seinem ersten Besuch her noch wohl in Erinnerung hatte. Er öffnete die Thüre des Buchladens; der Priester zog ihn zurück; aber er widerstand und drang wie mit Gewalt hinein. Von dem Ladeninhaber wurde er freundlich empfangen und ließ sich mit ihm in eine Unterredung ein, so gut er konnte, indem er durch Zeichen sein mangelhaftes Italienisch zu ergänzen suchte. Er gab dem Mann zu verstehen, daß er eine Bibel zu kaufen wünsche und wissen möchte, wo der Urheber des Buches gefunden werden könnte. Der Buchhändler sagte ihm, es seien Missionare in Neapel, welche die Lehre dieses Buches verkündigten, und erbot sich, ihn zu ihnen zu führen. Ohne den Widerstand des Priesters zu beachten, nahm Hafis das Anerbieten an, und wurde von dem Buchhändler zu einem evangelischen Geistlichen in Neapel geführt, mit welchem er sogleich ein Gespräch begann. Sein unvollkommenes Italienisch war auch hier ein Hinderniß; aber mit Hilfe von Zeichen und Gebärden und mittelst eines kurzen Berichtes seiner Geschichte, welcher von dem Bischof aus Syrien aufgesetzt worden war, und den er seinem neuen Bekannten überreichte, gelang es ihm, ihn über die hauptsächlichsten Züge seiner Geschichte ins Klare zu setzen. Der Geistliche eilte, einige Freunde, die an dem Werk der Evangelisation in Neapel lebendigen Antheil nahmen, zu sich zu bitten. Sie sprachen mit dem jungen Bekehrten und sagten ihm, wenn er in Wirklichkeit Christum liebe und die Abgötterei hasse, so thue er am besten daran, wenn er bei ihnen bleibe; sie würden ihn beschützen. Für den Augenblick glaubte er nicht bei ihnen bleiben zu können, versprach aber, am andern Tag wieder zu kommen. Seine römischen Freunde jedoch hatten kaum erfahren, daß er mit Ketzern sich eingelassen habe, so nahmen sie ihre Maßregeln, um ihn zu verhindern, zu seinen neuen Bekannten zurückzukehren. Ohne Zeit zu verlieren, schickten sie ihn in aller Eile nach Rom zurück.

Der Pabst schlug nun vor, ihn in ein Jesuitenseminar außerhalb Italiens zu senden; aber Hafis weigerte sich dessen ganz entschieden, und erklärte, er wolle lieber in Rom bleiben. So blieb er denn im Kollegium der Propaganda; aber seine Lage war ihm je länger je peinlicher. Mit Hilfe von Freunden gelang es ihm, den Männern, mit denen er in Neapel bekannt geworden war, zwei oder dreimal Briefe zugehen zu lassen. Diese aber konnten ihm nicht antworten,

da die in die Propaganda einlaufenden Briefe immer geöffnet und durchgesehen werden. Sie gaben einem Freund in Rom den Auftrag, ihn aufzusuchen; aber man wußte jede Zusammenkunft desselben mit Hafis zu verhindern.

Um den Eindrücken, welche auf das Gemüth des jungen Türken gemacht worden waren, entgegen zu arbeiten, ließ man ihn sechsmal die Exercitien des heiligen Ignatius*) durchmachen, die jedesmal acht Tage dauerten. Seine Gesundheit und seine Nerven wurden durch diese strengen Uebungen erschüttert; aber sein Widerwille gegen das römische Ceremoniell wurde durch dieselben nicht gemindert. Zuletzt, körperlich und geistig niedergedrückt und erschöpft, bat er, man möge ihn wieder zu seinem Vater zurücksenden. In dieser verzweifelten Auskunft glaubte er das einzige Mittel zu sehen, aus einer Lage, die unerträglich für ihn geworden war, Erlösung zu finden.

Dies war im März 1865. Zuerst war die Antwort ein entschiedenes Nein. Es sei besser für ihn, wurde ihm gesagt, in Rom Hungers zu sterben, als in die Türkei zurückzukehren und der Wohlthat seiner Taufe und der heiligen Weihe verlustig zu werden. Endlich aber ereignete es sich, daß ein türkischer General, der früher ein Namenchrist gewesen und später ein Muselman geworden war, nach Rom kam. Hafis traf mit ihm zusammen und erzählte ihm von seinem Wunsch, in sein Vaterland zurückzukehren. Der General, ein Mann von großem Einfluß, sprach am Hofe zu Gunsten seines jungen Landsmanns, und wenn auch mit Widerwillen, ward ihm endlich die Erlaubniß zur Reise gegeben. Aber von Woche zu Woche, von Monat zu Monat ward seine Abreise hinausgeschoben. Endlich schrieb er an seine Eltern und bat sie um Geld für die Reise, welches ihm denn auch von seiner Mutter gesendet wurde.

Jetzt bat Hafis den Pabst bestimmt um Erlaubniß zur Abreise. Der Pabst drückte seine Hoffnung aus, daß er ein treuer Anhänger der römischen Kirche bleiben werde. Hafis bat wieder um seine

*) Die in der römischen Kirche gebräuchlichen „geistlichen Uebungen“ (exercitia spiritualia) sind besonders von dem Stifter des Jesuitenordens, Ignatius von Loyola, kultivirt und in ein System gebracht worden; sie bestehen in Meditationen (Nachsinnen über göttliche Dinge), Konsiderationen (inneren Beschauungen), geistlichen Lesungen, mündlichen Gebeten, Gewissenserforschungen und besonderen Bußübungen, welche in bestimmt geregelter Aufeinanderfolge unter Leitung eines Seelsorgers vorgenommen werden.

Bibel; aber er erhielt zur Antwort, das sei kein Buch, welches für ihn, als für ein Glied der römischen Kirche, tauge. Nachdem sie noch einige Worte gewechselt, fragte ihn der Pabst zuletzt, ob er nicht glaube, daß er der Stellvertreter Christi sei? Hafis erwiderte, er könne nicht glauben, daß Gott ein solches Amt einem Menschen anvertrauen würde, da doch die Menschen selbst ineinander kein Vertrauen setzen. „Ich sehe Sie," fügte er hinzu „als einen alten und ehrwürdigen Mann an; aber den Stellvertreter Christi kann ich in Ihnen nicht erblicken."

Trotz dieser klaren Antwort ward ihm jetzt die Erlaubniß zur Abreise gegeben. Zunächst gieng die Fahrt nach Marseille, wohin er sich in Civita Vecchia in der Begleitung eines Priesters, der ihn unter genauer Aufsicht halten sollte, einschiffte und wo er im September 1865 landete. Da fiel ihm ein, daß der evangelische Geistliche, den er in Neapel gesehen hatte, ihm von einem Freund gesprochen hatte, den er in Marseille habe, und ihm zugleich den Rath gegeben, wenn er je nach Frankreich komme, solle er zu diesem seine Zuflucht nehmen. Es gelang ihm, die Wachsamkeit seines Begleiters zu täuschen und den Freund, dessen Adresse er hatte, aufzufinden. Hafis verstand nicht Französisch, der Andere nicht Italienisch; so konnten sie nur durch einen Dolmetscher mit einander reden. Der Franzose fragte telegraphisch des Ankömmlings halber in Neapel an; auf demselben Wege wurde eine Empfehlung für Hafis von Neapel nach Marseille geschickt. In Marseille konnte aber seines Bleibens nicht sein; er sollte nach Italien zurückkehren. Freunde in Nizza und Genua wurden durch den Telegraphen von seiner Ankunft in Kenntniß gesetzt und er ihrer Fürsorge und ihrem Beistand empfohlen. Wiederum gelang es ihm, seinen Begleiter im Stich zu lassen; er verließ ruhig den Gasthof in Marseille, fand sich auf dem Bahnhof zurecht und bestieg den Zug nach Nizza. Von hier wurde er von dem Freund, welchem er telegraphisch empfohlen worden war, an andere Freunde nach Genua und von diesen weiter nach Florenz geschickt. Hier fand er endlich eine Ruhestätte. Von dem Direktor des waldensischen Seminars wurde er mit der größten Freundlichkeit gastlich aufgenommen. Fünf Monate verweilte er unter seinem Dach und erfuhr alle mögliche Theilnahme und Unterstützung. Während dieser Zeit lernte ihn eine Dame aus Bern kennen, welche den Winter in Florenz zubrachte, und ebenso Miß Burton, jene Dame aus Nordamerika,

deren Thätigkeit unter den italienischen Eisenbahnarbeitern im Waadtland ein früheres Bibelblatt (Jahrgang 1864) geschildert hat. Beide Damen gewannen für den jungen, heimatlosen Bekenner eine lebendige Theilnahme; für sie, wie für seine übrigen Freunde wurde es ein Gegenstand ernster Erwägung, was aus ihm werden solle. Am nächsten lag der Gedanke, daß er in dem theologischen Seminar der Waldenser bleiben und seine Ausbildung erhalten sollte. Bei weiterm Nachdenken aber mußte man sich sagen, daß für Hafis eine in seine persönlichen Bedürfnisse mehr eingehende Leitung und ein mehr vorbereitender Unterricht angemessen sei, wie solches in einer größeren Anstalt dem Einzelnen nicht leicht zugewendet werden könne. Das Beste wäre es, in einer Familie eine Stätte für ihn zu finden, wo er der Unterweisung eines tüchtigen und frommen Mannes genießen könnte. Durch die Vermittlung jener Berner Dame wurde in der französischen Schweiz ein solcher Ort gefunden und Hafis dahin gebracht. Dort empfängt er nun die Ausbildung, welche ihn befähigen soll, späterhin, wenn Gott seine Studien segnet und ihm Mittel und Wege öffnet, unter seinen Landsleuten und frühern Religionsgenossen ein Prediger des Evangeliums zu werden.

Der Lebensgang des jungen Hafis hat etwas ungemein Ergreifendes. Dem jungen Türken fällt eine Bibel in die Hand; mit Begierde liest er das Buch und vertieft sich in seinen Inhalt; es gefällt Gott, Jesum Christum als seinen Heiland ihm zu offenbaren, und alsobald fährt er zu, bespricht sich nicht mit Fleisch und Blut und bekennt den Sohn Gottes, welcher sein Herz gewonnen und mit heißer Liebe erfüllt hat. Diese Liebe wird ihm zu einem Leitstern, den er nicht aus den Augen verliert, und dessen Licht ihn aus der Finsterniß des Islam und aus dem seelengefährlichen Irrthum Roms heraus den Weg zur Wahrheit und zur Freiheit weist.

Uebrigens geschieht es nicht ohne Schüchternheit, daß wir diese Geschichte mittheilen. Wissen wir ja doch, daß der Jüngling noch unbewährt ist und die rechten Proben der Treue erst noch ablegen muß. Um so mehr sollte es uns freuen, wenn hin und wieder ein Leser, der jenen Wunsch Abrahams, des Vaters der Gläubigen: „Ach, daß Ismael leben sollte vor dir!“ (1 Mos. 17, 18) auf dem Herzen trägt, den jungen Türken liebgewonnen hätte und nun auch

sich gedrungen fühlte, für ihn zum Herrn zu bitten, daß Er den Glauben des jungen Bekenners stärke, damit er sich bis an das Ende bewähre und bei Dem mit ganzer Treue bleibe, der sich ihm als Leben und Wahrheit geoffenbaret hat. — Nicht daß wir von diesem jungen Mann, weil er so Merkwürdiges erlebt hat, darum auch für sein Vaterland und die Ausbreitung des Christenthums unter den Muhammedanern etwas Besonderes und Außerordentliches erwarten. Das steht in des Herrn Hand, und Seine Weise ist bei Seinen Werkzeugen oft und viel eine andere. Wir müssen es vielmehr schon als etwas Großes achten, wenn nur er seine Seele errettet und bis ans Ende treu bleibt.

Aber Eines müssen wir zum Schluß hervorheben. Wie tritt uns in solchen Thatsachen die Aufgabe der Mission und der Bibelgesellschaften, das lebendige Wort Gottes allen Völkern in allen Sprachen zugänglich zu machen, in ihrer Größe und Herrlichkeit entgegen! Wir können nicht umhin, an dieser Stelle zu wiederholen, was in unserm Bibelblatt früher schon ausgesprochen worden ist: „Gerade für die Muhammedaner ist und bleibt die Hauptsache die Wirksamkeit der Bibel, in noch mehr hervorragender Weise, als bei der Heidenmission. Mag die Vergleichung zwischen dem Leben der Christen und der Muhammedaner an einem Orte, wo sie zusammenwohnen, vielfach noch so sehr zu Gunsten der letztern ausfallen, die Vergleichung zwischen den Quellen ihrer Religion, zwischen der Bibel und dem Koran, wird ein von der Sünde geängstigtes, nach Wahrheit und Frieden suchendes Gewissen keinen Augenblick zweifelhaft lassen, wohin es sich wenden soll. Gegenüber dieser Macht der Wahrheit, welche an den Herzen sich bezeugt, müssen bei ernstlich suchenden Seelen auch die von den Vätern ererbten Vorurtheile schwinden." —

Was der selige Selim Effendi und unser junger Hafis erlebte, erscheint vor unsern Augen als Angeld und Vorbote der großen Siege, die dem Worte Gottes verheißen sind.

Redactor: Th. Weitbrecht. — Druck von C. Schultze.

In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.

Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Indianer, die zählen lernen.

Die Freundschafts- oder Tonga-Inseln.

(Schluß.)

9. Der Methodismus in Samoa.

Es wäre eine ungetrübte Freude für den Missionsfreund, den Unternehmungen der christlichen Kirchen in der Südsee — oder sonst irgendwo — zu folgen, wenn es sich dabei immer nur um die Ausbreitung des Reiches Gottes mit der einfachen Waffe des Evangeliums handelte. Aber wer ein Auge hat für die Schwächen und Sünden auch der besten Gläubigen in unseren Tagen, wird sich nicht wundern, wenn allerlei niedrige Beweggründe und eben damit auch ungeistliche Waffen bei diesem heiligen Kriege mit ins Spiel kommen. Die historische Treue verpflichtet uns, eines dieser niedereren Motive, wie es in vieljährigen Anstrengungen zu Tage trat, ungescheut blos zu legen; es ist das Proselytiren der Methodisten auf Samoa.

Hört man den Verfasser der (1857 in Bremen veröffentlichten) Geschichte der Tonga-Missionen, so wären im Jahr 1835 Wesleyaner und Londoner Missionare fast gleichzeitig nach Samoa gekommen. Die Inseln schienen Raum für beide Gesellschaften zu bieten. „In der Zwischenzeit wurde eine Vereinbarung zwischen den Leitern beider Gesellschaften getroffen, nach welcher die Samoa-Gruppe ganz den Londonern überlassen, den Methodisten die alleinige Obhut der Fidschi-Gruppe anvertraut werden sollte. Diese Vereinbarung erscheint gerecht, billig und gütig; man glaubte, daß dadurch die brüderliche Liebe und die Ausbreitung der Religion befördert würden. Im Juni

1839 verließen deßhalb die wesleyanischen Missionare Samoa, wo sie mehr als 3000 Mitglieder, sowie 13000 andere Personen unter dem Einfluß der methodistischen Missionare zurückließen." Man könnte nach dieser Darstellung meinen, damit habe diese methodistische Mission ihr Ende erreicht und sei die Einigkeit hergestellt worden.

Leider war dem nicht so. Wir haben bereits (Miss. Mag. 1863 S. 523 ff.) den Verlauf der leidigen Sache gehörig verfolgt, und wollen die dort gegebene Erzählung nur vervollständigen durch die seither bekanntgewordenen Auslassungen von beiden Seiten. Zur kurzen Rekapitulation mögen folgende Thatsachen dienen. Im Jahresbericht von 1836 sagt die Kommittee der wesleyanischen Gesellschaft: „Da die Missionare der Londoner Missionsgesellschaft gleichfalls ihre Aufmerksamkeit auf die Schiffer- und Fidschi-Inseln gerichtet und eingeborne Lehrer auf beide Gruppen gesendet hatten, sind die Kommitteen der beiden Gesellschaften übereingekommen, daß, um die Hinderung der Missionare in ihren Arbeiten durch das Zusammenstoßen der beiderseits verfolgten Plane zu verhüten, die Schiffer-Inseln, als den Stationen der Londoner Gesellschaft nächst gelegen, von den Arbeitern derselben besetzt werden sollen, die Fidschi-Gruppe aber, als an Tonga anstoßend, ebenso den wesleyanischen Missionaren überlassen werde." Wiederum findet sich im Bericht des Jahres 1838 folgende Stelle: „Eine wichtige Uebereinkunft ist im letzten Jahre geschlossen worden. Um hemmenden Collisionen zwischen den Missionaren verschiedener Gemeinschaften in der Südsee zuvorzukommen, werden hinfort die Arbeiter der Londoner Gesellschaft ausschließlich die Schiffer-Inseln, diejenigen unserer Gesellschaft die Fidschi-Inseln besetzen." Keine Kunst der Rede wird dem einfältigen Leser beweisen können, daß es mit rechten Dingen zugegangen ist, wenn nun doch die Methodisten auf den Schiffer-Inseln fortarbeiten. Die Londoner haben sich aufs erste Manneswort hin von der Fidschi-Gruppe zurückgezogen; es wird sie auch einen Riß gekostet haben; sie schweigen aber davon. Die Wesleyaner dagegen haben, wie sie sagen, es versucht, ihren Theil des Vertrags zu halten, nur ist es ihnen leider nicht gelungen. Es ist schon gar nicht Vertrauen erweckend, daß der Uebereinkunft von 1836 im nächsten Jahr — man sieht nicht warum — wieder eine Uebereinkunft folgen mußte. Wenn die erste nicht bindend genug war, so wird der zierende Zusatz „wichtig" die zweite nicht eben bindender gemacht haben. Gieng doch eine allererste Uebereinkunft im Jahr 1830

voraus, die den Wesleyanern nicht „wichtig" genug erschienen sein muß, um sie irgend zu beachten.

Miss. West nun erzählt in seinem Werke, wie die „2000" Kirchenglieder in Samoa, welche die Methodisten 1839 auf den positiven Befehl ihrer Kommittee (datirt vom 6. Dec. 1837) verlassen mußten, nicht nachließen, dringende Bitten um wesleyanische Lehrer auf die Tonga-Inseln zu senden. „Diese seien nun von den Missionaren abschlägig beschieden worden; als aber die Samoaner vom König Georg Hilfe begehrten, hatten die Missionare keinerlei Recht, irgend welche Schritte zu hindern, die dieser thun würde." So kam es denn, daß dieser den Häuptling Benjamin Latufelu mit andern Lehrern 1841 nach Samoa segeln ließ, mit dem Bescheid, zurückzukehren, falls die Samoa Methodisten sich den Londonern unterworfen hätten; wenn nicht, zu bleiben. Sie blieben natürlich, und im folgenden Jahr verstärkte Georg ihre Zahl durch weitere zehn Lehrer, die er selbst hinüberführte. Verübeln wirs doch dem Könige nicht, daß er so entschieden für seine Kirche auftrat! Kein junger Christ wird sich der Ueberzeugung erwehren können, daß das Evangelium gerade in der Form, wie er es gehört und angenommen hat, die Menschen am besten selig mache; von einem redlichen Halbbarbaren ist vollends nicht zu erwarten, daß er das Wesentliche vom Unwesentlichen in seinem ganzen Glauben und Gottesdienst unterscheide. Georg hielt es für eine große Schwachheit, ja für eine Sünde, daß die Missionare jene Inseln geräumt hatten, und trieb beständig an diesen, wie an der Kommittee in England, die Samoa-Mission doch zu erneuen; hiefür nach Vermögen Alles zu thun fühlte er im Gewissen sich gedrungen.

West war selbst zugegen, als im Jahr 1847 eine Deputation von Samoa-Häuptlingen in Neiafu, der Hafenstadt von Wawau, eintraf und in öffentlicher Versammlung dem König vorstellte, wie ihre besten und heiligsten Interessen geopfert worden seien, ohne sie zu fragen. Aufs feierlichste erklärten sie, nun und nimmermehr sich der Londoner Gesellschaft anschließen zu können, und baten dringend um weitere Lehrer. Die Rede schloß mit einer leidenschaftlichen Drohung: wenn man ihren Wünschen nicht gerecht werde, halten die Samoaner die Sache für bedeutend genug, sie als einen Kriegsfall gegen Tonga zu betrachten. Der König hörte die thörichte Rede mit Lächeln an und versprach weitere Hilfe, die er auch gegen Ende des Jahres

in zehn Kähnen nach Samoa überführte. Alle diese Lehrer wurden von den Beiträgen der Samoaner erhalten, ein Beweis wenigstens, daß das Verlangen derselben nach wesleyanischem Unterricht kein künstlich genährtes war.

Nun aber folgte ein Schritt der Missionare, durch den sie sich scharfer Kritik blosstellten. Latuselu kam „Besuchshalber" von Samoa zurück, gerade als der Generalsuperintendent der wesleyanischen Mission, W. Lawry, auf Tonga seine Visitation hielt. Latuselu hatte sich als einen Mann in Christo erwiesen, und wenn irgend ein Tonganer, verdiente er die Predigerweihe. Doch stellte man ihm vor, für Samoa dürfe er einmal nicht ordinirt werden, ob er sich auch auf eine andere Insel würde senden lassen? Da er sich hiezu bereit zeigte, wurde er, als der erste aller Tonganer (August 1847) ordinirt und nach Niua Tobutabu geschickt. Um seine Gattin zu holen, kehrte er elf Monate später im Missionsschiff John Wesley nach Samoa zurück, wurde aber, als er sich wieder einschiffen wollte, „mit Gewalt" zurückgehalten und leistete dann gute Dienste in den bewegten Zeiten, welche die Stammfehden der Jahre 1848—1849 auf Samoa herbeiführten.

West erwähnt nicht, daß schon ein Vertrag vom Jahr 1830 die Samoa-Gruppe den Londonern zutheilte, ebenso wenig, daß im Jahr 1852 die Wesleyaner ihre Lehrer von Samoa zurückriefen, ein Schritt, der ihnen zur Ehre gereicht (s. Miss. Mag. 1863, S. 525). Vielmehr schließt er mit der bedauerlichen Wendung der Dinge, welche 1857 eintrat, da die australische Konferenz der Wesleyaner, nun unabhängig von den Leitern in London, die Mission auf Samoa durch Sendung eines europäischen Lehrers erneuerte. Nicht als ob er das bedauerte; ihm scheint alles gut und glücklich abgelaufen zu sein: „Die Ergebnisse der Mission sind bis jetzt überaus befriedigend, und die Missionare beider Gesellschaften leben und arbeiten in Eintracht zusammen."

Diese Behauptung hat eine wahre Seite, sofern sich die Londoner bestrebten, brüderlich zusammen zu arbeiten; sie enthält aber nicht die volle Wahrheit, wie ein Blick auf die aktenmäßige Darstellung der Londoner Missionare zeigen kann. Zu ihrer Vervollständigung fügen wir noch einige ungeschminkte Auslassungen dieser Brüder*) bei, deren Sachgemäßheit uns völlig einleuchtet.

Zuerst beanstanden die Londoner die methodistische Schilderung vom

*) im British Standard 1863/64.

Stand der Dinge in Samoa zu der Zeit, als Miss. Turner und Wilson die Weisung erhielten, nach Tonga zurückzukehren (1839). Turner schrieb damals: „Wir ließen dort etwa 13,000 Hörer des Worts, mehr als 3000 Kirchenglieder, 197 Schulen, 487 Lehrer und 6354 Schüler mit 80 Kapellen zurück." Diese Zahlen klingen geradezu unglaublich, wenn man bedenkt, daß außer einer höchst unvollkommenen Uebersetzung des Evangeliums Matthäi noch kein Theil der heiligen Schrift gedruckt war, und daß das stolze, eigenwillige Volk der Samoaner eben erst aus dem Zustand der Wildheit, Unwissenheit und tiefen Versunkenheit erstand. „Wir hatten," schreibt Miss. Harbutt, „viele Jahre unter einer weit größeren Zahl regelmäßiger Zuhörer zu wirken und waren fast mit der ganzen Uebersetzung der heiligen Schrift fertig geworden, ehe wir uns eben so vieler Gemeindeglieder erfreuen durften, obgleich unser Zwölf in der Arbeit standen. Weniger räthselhaft ist die unverhältnißmäßig große Zahl der Lehrer, deren einer der obigen Tabelle nach auf je 26 Hörer, worunter 6 Gemeindeglieder, kommt, zu der Zeit, in welcher die Sendlinge des Königs Georg von Tonga ihre Arbeit anfiengen (1841). Diese erhoben oft einen Mann zum Lehrer, nur weil er mit seiner Familie zu ihrer Kirche übergetreten war; ja es kam vor, daß sie einen aus der unsern ausgeschlossenen Mann, der im Aerger zu ihnen übertrat, auf diese Weise auszeichneten. Ich erinnere mich eines Häuptlings, der schon eine Woche, nachdem er wegen grober Unsittlichkeit aus unserer Kirche ausgeschlossen wurde, als wesleyanischer Lehrer auftrat, weil ihn der Tonga-Lehrer des Distrikts für dieses Amt bezeichnet hatte. Solche Thatsachen erklären die große Zahl der Lehrer im Jahr 1845, aber nicht die von 1839, da ich eine ähnliche Handlungsweise den Miss. Turner und Wilson nicht zutrauen kann. — Leicht aber erklärt sich die große Zahl der Wesleyaner in späteren Jahren. Denn die eingebornen Lehrer waren über die Maaßen bemüht, ganze Distrikte zu bekehren. So war es Latuselu's System, Volksversammlungen zu berufen und Massen zu taufen, wobei er sich dem Vorwurf bloslegte, für die Taufhandlung Bezahlung angenommen zu haben.

„Es könnte auffallend erscheinen, daß die Samoaner sich nicht der Londoner Mission anschlossen, nachdem Turner und Wilson die Inseln verlassen und, wie Miss. Tucker sagt, Alles gethan hatten, um eine solche Vereinigung zu Stande zu bringen. Hatten sie selbst

aber auch den Eingebornen nicht, wie einige derselben versichern, Hoffnung gemacht, daß sie zu ihnen zurückkehren werden, so ermahnten doch ihre Tonga-Gehilfen ihre Gemeinden, sich ja nicht unter unsere Pflege zu begeben, denn wenn sie nur fest stünden, würden sie bald mit weißen Lehrern aus England wieder kommen; wenn sie aber das andere Lotu annähmen, dann würden die Direktoren beschließen, daß sie nimmer kommen dürfen. Von diesen Tonga-Gehilfen wurde auch noch vor ihrer Abreise die Deputation der Samoaner (vom Jahr 1847) angeregt, der man nachher so großes Gewicht beilegte. Wer jedoch den leicht erregbaren Charakter der Eingebornen kennt, denen leider! das Evangelium gleich unter dem Streit zweier Parteien gebracht wurde, weiß, daß ein solcher Schritt bei ihnen nicht viel sagen will. Als dann König Georgs Lehrer kamen, flammte das Feuer der Zwietracht neu auf, und höher als zuvor. Nur wer Aehnliches erfahren hat, kann sich einen Begriff machen von den bittern Tagen, die wir durchzumachen hatten. Sehr schmerzlich war es mir, durch Miss. Tuckers Brief zu vernehmen, daß sowohl er als der sel. Waterhouse die Aussendung dieser Lehrer gebilligt hatten, da mehrere der Letzteren ausdrücklich versicherten, die Missionare haben ihr Kommen nicht gut geheißen, ja verboten; König Georg allein habe sie gesandt, ohne sich um die Ansicht der Missionare zu kümmern.

„Es ist kaum glaublich, was wir von diesen Menschen zu erdulden hatten. In einem Dorfe meines Distrikts bauten sie ihre Kapelle hart neben die unsere. Beides waren geräumige, offene Gebäude. Erst wenn wir unser Zeichen zum Gottesdienst gaben, gaben sie auch das ihre. In schreienden Mißtönen klangen die verschiedenen Lieder durcheinander, und wenn ich in unserer Kapelle predigte, konnte ich kaum meine Gedanken zusammenfassen vor der lauten Stimme meines Nachbars. Und was war die sich Monate, ja Jahre lang wiederholende Ermahnung dieser Tonga-Lehrer? 'Seid stark! haltet fest an unserem, am Tonga-Lotu! König Georg hat an die Gesellschaft in London geschrieben und ihr befohlen, die Uebereinkunft zu lösen und Missionare von unserer Gesellschaft nach Samoa zu senden.' Einmal hieß es: 'Es sind Briefe nach Samoa gekommen, daß sich Missionare in England hieher einschiffen.' Dann: 'Sechs Missionare warten in Sydney auf ein Schiff nach Samoa.' Dann: 'Die Missionare sind in Tonga und werden in einem halben Jahre hier sein.' Diese und eine Unzahl gleich grundloser Versicherungen hielten die

Gefühle für die Wesleyaner wach. Wären weniger politische Beweggründe mit untergelaufen, so hätten sich die Samoaner nicht so leicht täuschen lassen. Aber manche Häuptlinge der wesleyanischen Partei hätten viel von ihrem Einfluß verloren, wenn sie zu uns übergetreten wären.

„So verstrichen Monate, Jahre. Die Hoffnung begann zu schwinden, und manche Wesleyaner begannen eine Vereinigung zu wünschen. Sie sahen, daß sie hinter unsern Gemeinden zurückblieben und ihre Kinder in Unwissenheit aufwuchsen. In jener Zeit glaube ich, daß sie gerne massen- und dorfweise, die Lehrer als Lehrer, die Glieder als Glieder, zu uns übergetreten wären; aber so konnten wir sie nicht annehmen. Wir hatten nur von Wenigen die Ueberzeugung, daß sie Kinder Gottes seien, und fügten also nur Einzelne zu unsern Gemeinden hinzu. Doch fiengen wir an zu hoffen, das Uebel, welches so viele Jahre die Seelen verwirrt hatte, werde allmählich geheilt werden. Im Jahr 1854 war die Wesleyanische Partei in manchen Gegenden im Verschwinden; in meinem Bezirk, in dem es ihrer sehr Viele gab, wurde ich von ihnen um einen unserer Lehrer ersucht; der Streit schien zu Ende. Da ankerte zu unserer großen Bestürzung der John Wesley bei den Inseln, und bald war wieder ein Feuer angefacht, das nicht von Oben kam."

Im Juni 1855 nämlich hatte die australische Missions-Gesellschaft der Methodisten beschlossen, daß ihr Miss. Thomas mit Benjamin Latuselu nach Niue und Niuafoou reisen, aber auch die Samoa-Inseln besuchen sollte. Sie hatte sich von der Muttergesellschaft in England losgetrennt und kümmerte sich daher nicht mehr um die früheren Verträge. Ihren Beschluß that sie dem Vertreter der Londoner Missions-Gesellschaft erst nach fünf Monaten kund, und entschuldigte den Verzug mit Geschäftsdrang. Thomas gieng an den Häusern der dortigen Missionare vorbei, ohne einzusprechen; er wandte sich an die Häuptlinge und fragte sie: werdet ihr weiße Missionare aufnehmen, wenn wir sie schicken? Latuselu, der die Sprache von früher her gut kannte, war der Hauptredner und setzte besonders denen zu, welche zu den Londonern übergegangen waren; er schenkte ihnen Theile der Tonga-Bibel (die sie nicht lesen konnten) und hoffte damit das Versprechen ihres Rücktritts zu gewinnen. Nicht, daß das viel gewirkt hätte. Aber Familienverbindungen und politische Parteiungen bewirkten, was man erwarten konnte, und so wurde 1857 Miss. Dyson hingesandt, die methodistische Mission zu erneuern.

Die Londoner beklagen es mit vollem Recht, daß auf 35000 Samoaner so viele Arbeiter von zwei Gesellschaften kommen, während andere Inseln noch vernachlässigt umher liegen. Im Jahr 1845 hatten sie ihre Lehrer von Rotuma zurückgezogen, um diese Insel „als mit Fidschi näher verbunden", den Wesleyanern zu übergeben. Was haben diese dort gethan? Sie besuchten die Insel einmal des Jahrs, und führten die Evangelisationsarbeit so saumselig fort, daß die heidnische und römische Partei das Uebergewicht bekam und die eingebornen Lehrer des Landes verwiesen wurden. Darauf wurde endlich ein europäischer Missionar geschickt. Aber er wurde nicht angenommen und kehrte unverrichteter Dinge zurück; er war zu spät gekommen!*)

Was richten aber die Wesleyaner in Samoa aus? Darüber schreibt tief betrübt Miss. Bird: „Das christliche Publikum kann sich schwerlich einen Begriff machen von den zahllosen, endlosen Uebelständen, die durch das Vorhandensein einer zweiten Sekte derselben Religion auf diesen Inseln entstehen. Nur ein Beispiel. Das Dörflein Togapoa, wo ich selbst wohne, besteht aus zwei Straßen. Die Bewohner der einen geriethen in Streit mit denen der andern, und sagten mir, sie wollen auch in der Kirche nicht mit ihnen zusammenkommen, und wenn der Lehrer nicht in ihre Straße komme, ihnen zu predigen, so werden sie das Tonga-Lotu (den Methodismus) annehmen und eine eigene Kapelle bauen. Der Lehrer fügte sich, um einer völligen Trennung vorzubeugen; das ist aber doch leidig genug! —

„Um die zwei katholischen Priester Lügen zu strafen, die das Wiedererscheinen der Wesleyaner gehörig ausbeuten, werde ich mit sämmtlichen Londoner Brüdern nicht müde, zu wiederholen, daß das Tonga-Lotu und das Samoa-Lotu im Grunde nur Eines seien. Wir haben diese Versicherung schon durch brüderlichen Verkehr mit den Wesleyanern und durch gemeinsame Feier des heiligen Abendmahls zu besiegeln versucht, aber die Samoaner glaubens nicht, und die Priester wiederholen eben so unermüdlich: 'O nein, es sind zwei verschiedene Religionen, und beide sind falsch.' — Die wesleyanischen Brüder helfen uns in keiner Weise. Wir boten den ersten Missionaren,

*) Neuestens steht wieder ein Missionar auf Rotuma, aber über die ungenügende Besetzung der Fidschi-Stationen wird schwer geklagt.

die aus Sydney kamen, eine der wichtigsten Stationen an, um im Frieden mit ihnen zusammenzuwirken, aber das genügte ihnen nicht. Sie wollen über die ganze Insel Anhänger sammeln. So wird die Wunde immer tiefer, anstatt zu heilen."

Es wird genügen, von dieser „Wunde" so viel geredet zu haben. Der unbefangene Zuschauer kann sich dabei des Eindrucks nicht erwehren, daß die Wesleyaner nicht ehrlich zu Werke gegangen sind. Hätten die Londoner irgend Lust gehabt ihr Beispiel zu befolgen, die anerkannt*) tüchtige Vorarbeit jener tahitischen Lehrer (S. 382) hätte allein schon ihnen hinreichenden Vorwand geboten, für ihre Kirchenform auf Tonga gleichfalls zu werben. Ebenso hätten sie, wenn einmal der Vertrag gebrochen war, ihre auf den Fidschi-Inseln abgebrochene Arbeit wieder aufnehmen können. Beides haben sie unterlassen und wir loben sie darum. Das eben aber scheint den Methodismus nach seiner schlimmen Seite zu charakterisiren, daß er sich nicht aufrichtig über ein Christenthum freuen kann, das sich in andern Formen bewegt, vielmehr des Glaubens lebt, erst durch Wesley sei die Vollendung gekommen und diese Krönung des christlichen Baues thue im Grunde aller Orten noth. Scheint sie aber einmal nöthig, so muß dann auch irgendwie, selbst durch Vertragsbruch oder -Umgehung, dafür Rath geschafft werden. Und so dürfte es eine gerechte Fügung Gottes sein, daß diejenige Körperschaft, welche allein in strenger Organisation ihm gleichzustellen ist, in der Ueberschätzung der eigenen Form aber ihn noch weit übertrifft, daß die römische Kirche dem Methodismus auf Tonga als ein Pfahl ins Fleisch gegeben ist, ihn vor Ueberhebung zu bewahren. Dabei darf man wohl glauben, daß sein Missionswerk auch auf Samoa manches Gute gewirkt hat; der Tag wirds klar machen.

10. Die Umgestaltung des Staats.

Schon im November 1839 hatte Georg einen für ein Land, in dem seither Gewalt und Recht gleich bedeutend waren, sehr bedeutungsvollen Schritt gethan, indem er vier Richter einsetzte, die künf-

*) West gesteht offen, die ersten wesleyanischen Missionare in Tonga „bauten auf einen Grund, der von andern Männern gelegt war, und zwar von Eingebornen Tahitis," also von Jüngern der Londoner Mission.

tig allein Verbrechen strafen und Streitigkeiten schlichten sollten. Weder die Häuptlinge noch ihre Unterthanen konnten also fortan sich selbst Recht sprechen, sondern mußten sich an die Behörden wenden, die nach einem kurzen, einfachen Gesetzbuch und öffentlicher Anhörung beider Theile ihr Urtheil zu sprechen hatten. Die Widersetzlichkeiten nicht nur, mit denen er in der Folge in Tonga und Wawau zuweilen zu kämpfen hatte, sondern auch die veränderte Bildungsstufe seiner Unterthanen machten ihm jedoch bald das Bedürfniß einer erweiterten Gesetzgebung fühlbar. Er besprach sich darüber wiederholt mit den Missionaren und bat sie endlich um ihre Mitwirkung zum Entwurf derselben. Nach reiflicher Ueberlegung der Sache schlugen diese ihm vor, sich lieber bei dem englischen Oberrichter in Neuseeland Raths zu erholen. Miss. Lawry, der 1822 zuerst das verlassene Arbeitsfeld der Londoner Brüder wieder in Angriff genommen hatte, und gerade jetzt als Superintendent der wesleyanischen Missionsgesellschaft in Australien seinen ersten Besuch auf den seither so wunderbar veränderten Inseln machte, beförderte Georgs Gesuch an die geeignete Stelle. Die Erwiederung auf dasselbe war, er könne nichts Besseres thun, als ein dem tahitischen ähnliches Gesetzbuch entwerfen, das er so weit nöthig der herkömmlichen Regierungsform und der Volkssitte Tonga's anpasse. Nachdem sodann die Missionare eine Uebersetzung der tahitischen Gesetze gemacht und in die Hand des Königs und seiner Häuptlinge gelegt hatten, arbeiteten diese unter vielen Berathungen die ihnen angemessen scheinenden Veränderungen und Zusätze aus, um sie dann ihrerseits wieder der Prüfung der Missionare vorzulegen. Die Letzteren hatten manche Ausstellungen daran zu machen, die sie dem König und seinen Rathgebern zu bedenken gaben, dabei aber sprachen sie die entschiedene Ansicht aus, daß jene durchaus nach eigener Ueberzeugung handeln und die Gesetzgebung sodann auch allein vertreten sollten, da dieselbe nicht Sache der Missionare sei. So kam es, daß das neue Landesgesetz in seiner endgiltigen Gestalt nicht durchaus den Ansichten der Missionare entsprach, obgleich sie es mit Freuden als einen dankenswerthen Fortschritt zum Bessern begrüßten.

Und Georg selbst stand auf der einmal betretenen Bahn nicht stille. Weit mehr noch als die Befestigung seiner eigenen Macht, zu der er übrigens kein gesetzmäßiges und durch die Klugheit gebotenes Mittel versäumte, lag ihm der Wunsch am Herzen, auch die noch in ihren alten Vorurtheilen Befangenen unter seinen Häuptlingen

über die Bedürfnisse des Volkes aufzuklären und ihre selbstlose, herzliche Mitwirkung zu einem vollständigeren Gesetzbuch und zu einer freisinnigeren Verfassung zu gewinnen. Lange hatte er mit der trägen Gleichgiltigkeit der Einen und mit dem zähen Widerstand der Andern zu kämpfen, allmählich aber gelang es ihm doch, seine Ueberzeugungen auch zu den ihrigen zu machen, und sie zu einem freiwilligen Verzicht auf ihre früheren Privilegien zu vermögen. In Nukualofa brachten sodann in den ersten Junitagen 1862 die 57 Häuptlinge, die Georg dorthin beschieden hatte, das wohl vorbereitete Werk zum Abschluß. Statt wie bisher als Leibeigene der Willkühr der Häuptlinge und allen Frohndiensten unterworfen zu sein, die diese zu fordern beliebten, sollten jetzt die Landleute Pächter ihrer Gutsherren werden und durch diese nicht von ihren Grundstücken vertrieben werden können, so lange sie den schuldigen Pacht bezahlten. Der König seinerseits verzichtete auf das Recht, Kähne und Bemannung unentgeldlich für den Regierungsdienst zu beanspruchen, und verpflichtete sich, jede ihm geleistete Hilfe aus Staatsmitteln zu bezahlen. Da nun auch alle Beamten einen Gehalt beziehen, mußte für regelmäßige Staatseinkünfte durch Zölle u. s. w. Vorsorge getroffen werden. Die Steuern sollten auf alle männlichen Unterthanen, die das sechzehnte Jahr zurückgelegt hätten, gleichmäßig vertheilt werden, und der König so gut wie sein Volk an die durchgängig milden, von christlichem Geiste getragenen Landesgesetze gebunden sein. Zu der feierlichen Verkündigung der neuen Verfassung wurden schon seit Monaten Vorbereitungen getroffen; 49 große Kähne brachten die Häuptlinge und Vertreter von Haabai, Wawau, den beiden Niua's, Samoa und Fidschi nach der tonganischen Hauptstadt, in der wochenlang an 4000 Gäste täglich mit königlicher Freigebigkeit gespeist wurden. An Georgs Tafel herrschte durchaus europäischer Styl; silberne Löffel und Gabeln, Champagner- und Liqueur-Gläser, kein derartiger Luxusartikel fehlte. Seltsam und ein bischen spaßhaft war es aber doch anzusehen, wie die Häuptlinge, die eine Stunde zuvor oder nachher mit freien Gliedern in der leichten Landestracht sich am Meeresstrand ergiengen, in schwarzem Anzug mit weißer Halsbinde auf den prachtvollen Stühlen in seinem Saale saßen. Für die minder vornehmen Besuche begann jeden Morgen um 6 Uhr im Fremdenhaus die Vertheilung von allerlei Fleischwerk, als Schweine, Gänse, Truthähne, Enten, Tauben und Fische aller Art, mit Zuthaten von Yams, süßen Kartoffeln, Brod-

früchten, Bananen, verschiedenen anderen Baumfrüchten und Bäckereien. Nach der Aussage eines Augenzeugen giengen dabei im Ganzen 150,000 Yamswurzeln und 9000 Schweine auf; der Verbrauch sonstiger Nahrungsmittel stand im Verhältniß zu diesen Zahlen.

Ein ansprechendes Schauspiel gewährte die von der Königin selbst geleitete Uebergabe der Geschenke, welche die Bewohner Tonga's ihren von andern Inseln gekommenen Gästen darbrachten. Zwei und zwei zogen die eingebornen Frauen, sich ehrfurchtsvoll verbeugend, an der Königin vorüber und legten zu ihrer Seite ihre Spenden nieder, die aus großen Matten, künstlich gewobenen Kleiderstoffen, geschmackvoll gedruckten Zeugen, Fächern, Körben, allerlei Schmucksachen und verschiedenen andern Gegenständen bestanden, und dann sogleich ihrer Bestimmung gemäß vertheilt wurden.

Bei weitem das Erfreulichste jedoch war die religiöse Seite dieses Festes. Von all den alten Missionaren, die einst auf der Insel gearbeitet hatten, war nur noch Einer anwesend; aber ihre Namen wurden mit Thränen der Liebe und des Dankes genannt, und ihre jüngeren Nachfolger schauten sich mit tiefer Bewegung auf der Stätte ihrer heißen Kämpfe und Leiden um.

Im Schatten der weitarmigen Bananenbäume versammelten sich am Morgen des Pfingstfestes (8. Juni) 5000 Insulaner von nah und fern zu gemeinsamem Gottesdienst. Umgeben von den alten Kriegern, die mancher Gefahr mit ihm getrotzt, in mancher Schlacht an seiner Seite gekämpft hatten, saß im Vordergrund König Georg, leicht erkennbar durch die Majestät seines ganzen Wesens. Viele der einst gewaltigen Gestalten waren jetzt von den Jahren gebeugt und lehnten sich auf ihren Stab, manche Augen waren trübe geworden; aber aus alten und jungen Gesichtern leuchtete der Friede und die Freude des heiligen Geistes. Unter nicht zu beschreibender Rührung stimmte die Versammlung das von dem ältesten Missionar vorgesprochene Lied an:

„Jesus Christus herrscht als König!"

Dann ergriff der alte Oberrichter Tevita Ahome das Wort zum Gebet. „Er verstand es, wie Jakob mit Gott zu ringen und Ihn nicht zu lassen, Er segne ihn denn," sagt einer der Missionare von ihm. Als er endigte, hallte ein hundertstimmiges Amen von Zweig zu Zweig. Dann hielt einer der Missionare eine Predigt über den großen Text dieses Tages, und Jeder spürte, daß ein ähnliches Werk des verklärten Heilandes, wie das, welches dort in Jerusalem Parther,

Meder und Elamiter vereinigte, auch hier die einst durch Haß und Mordlust getrennten Stämme um den Einen Namen geschaart hatte, in dem für Alle Heil ist. Ihm folgten noch viele eingeborne Redner, unter denen einer, gestützt auf 1 Kor. 8, 9 ernstlich warnte vor dem Mißbrauch der geschenkten Freiheit; den Beschluß machte ein bekehrter Menschenfresser aus Fidschi, der, selbst eine Erstlingsfrucht des Liebeseifers der tonganischen Christen, die großen Thaten Gottes auch in seiner Heimat rühmte.

Am liebsten möchten wir diese Skizze der Geschichte Tonga's mit der Beschreibung des schönen Tages schließen, an dem die letzten Reste der aus der heidnischen Zeit stammenden Tyrannei abgethan wurden und Fürst und Volk feierlich anerkannten, daß sie die Ruhe und Wohlfahrt, die sie nun genossen, einzig der Religion Jesu verdankten. Es bleiben uns aber noch einige Kämpfe nachzuholen, die dem edlen Georg von Außen her bereitet wurden und auch auf die Zukunft seines Landes noch ihre Schatten werfen.

Im Januar 1855 erschien nämlich in Nukualofa der französische Gouverneur von Tahiti, um den ein Jahr zuvor von Kapitän Belland dorthin abgeführten Priester Calinon wieder nach Tonga zurückzubringen, und von dem König die Unterzeichnung eines Vertrags zu fordern, in dem die französische Regierung zwar die Unabhängigkeit der Freundschafts-Inseln anerkannte, Georg sich aber verpflichten sollte, der katholischen Kirche und ihren Bekennern in seinem Reiche ganz dieselben Rechte einzuräumen, welche die Protestanten darin genossen, seine um ihres Glaubens willen verbannten oder beraubten Unterthanen zurückzurufen oder wieder in den Besitz ihrer Güter einzusetzen und allen je auf die Inseln kommenden Franzosen seinen besondern Schutz zu gewähren. Vergeblich entgegnete Georg, daß nie einer seiner Unterthanen um seines Glaubens willen gestraft worden sei; vergeblich sprach er noch über andere Punkte seine Bedenken aus; der Mann, mit dem er es zu thun hatte, war derselbe bigotte Kapitän, Vicomte Du Bouzet, der schon 1841 einmal drohend in Wawau erschienen war, und ihm zur Seite stand zur Unterstützung seiner Forderungen ein französisches Kriegsschiff. Es blieb nur die Wahl, den sogenannten Freundschaftsvertrag einfach anzunehmen oder abzulehnen; der Gewalt gegenüber konnte Georg sich nur für das erstere entscheiden. Was also Calinon bei dem redlichen Belland nicht erreicht hatte, war ihm bei Du Bouzet gelungen.

Die Folgen dieses Sieges der Priester ließen nicht lange auf sich warten. Kaum hatte sich das Kriegsschiff wieder entfernt, so forderten sie von dem König ein Stück Land in Nukualofa, zur Errichtung von Missionsgebäuden. Er wußte diesem Begehren geschickt auszuweichen, aber an mehreren von ihnen vorher nie besuchten Orten der Insel nisteten sie sich dennoch ein. Von Tonga aus begehrten sie dann Zutritt in Haabai, und obgleich kein einziger Katholik dort wohnte, erzwang im Juli 1858 ein französisches Kriegsschiff eben jenem Calinon die Aufnahme und das Versprechen des Königs, ihm ein Stück Land zu geben und zwei Häuser auf demselben zu erbauen, wie er es den englischen Missionaren gethan habe. Mit christlichem Heldenmuth ergab sich Georg in diese empörende Unbill, und anstatt seinem gerechten Unwillen Luft zu machen, rief er seinen Unterthanen zu: „Wir sind ein ohnmächtiges Volk und liegen wie im Staube. Aber wenn mächtige Völker kommen, Besitz von uns nehmen und uns niederwerfen, wenn ein zürnendes Volk, das uns zu vernichten trachtet, uns schlägt und wieder schlägt, bis wir zerknickt sind, laßt uns nur immer an unserm Glauben festhalten und Jesum Christum umfassen, damit unsere Seelen das ewige Leben haben."—

Häuptlinge, Lehrer und Gemeindeglieder mußten Wochenlang arbeiten, um für die Priester Wohnungen herzustellen. Diese machen sich dann eine Freude daraus, die strengen Sabbathgesetze, welche auch einen Spaziergang am Sonntag verbieten, zu verhöhnen, oder die Protestanten damit zu ärgern, daß französische Matrosen unter Trommelschlag in die Messe ziehen. Auch suchen sie zu Zeiten die halbvergessenen heidnischen Spiele wieder hervor, um sich damit den Anhängern der alten Sitten zu empfehlen.

Im März 1860 erschien wieder ein Kriegsschiff vor Nukualofa, dessen Kapitän de Cuitre dem Gouverneur einen Besuch abstattete, in Begleitung von vier Priestern. Er klagte den — eben in Haabai weilenden — König an, einen Artikel des Vertrags gebrochen zu haben, der den Römischen gleiche Rechte mit den Protestanten einräumte. Denn, fuhr er fort, noch sei kein Römer zum Richter oder Regierungsmitglied erhoben worden, und im letzten Jahr, da der König einen Reichsrath der Häuptlinge berufen, habe er keinen Katholiken dazu eingeladen. Umsonst bewies der Gouverneur, es bestehe kein Gesetz, das Katholiken von irgend welchem Amt ausschließe, und seit dem Vertrag mit Frankreich im Jahr 1855 seien nur zwei höhere

Aemter besetzt worden, das eine — eines Dorfhauptmanns — nach Erbrecht, das andere durch freie Wahl, womit also der König nichts zu thun gehabt habe. Der Kapitän wollte nichts hören, sondern verlangte eine schriftliche Versicherung, daß römische Häuptlinge nach dem Verhältniß der beiderseitigen Bevölkerungszahl befördert werden sollen. Ferner müsse der Gouverneur von Haabai abgesetzt werden, weil er kein Freund der Katholiken sei. Als der Gouverneur sich für unbefugt dazu erklärte, da er auf andern Inseln nichts zu sagen habe, und den Franzosen bat, doch lieber selbst den König zu besuchen, gerieth der Kommandant in große Wuth und schwor: er habe noch fünf andere Kriegsschiffe in der Nähe und werde den König gefangen nach Neukaledonien abführen! Stürmend verließ er den Gouverneur, ohne ihm Zeit zu lassen, irgend einen Europäer als Zeugen dieser Verhandlung herbeizurufen. Der arme Gouverneur mußte ihn auf dem Schiff besuchen und einen der Beamten absetzen, um seine Stelle einem Katholiken einzuräumen.

Gegen solche Gewaltthaten nun ist die Inselgruppe schutzlos, wenn gleich England und Amerika zugleich mit Frankreich die Unabhängigkeit Tonga's anerkannt haben. Auch nach Wawau hinüber sind jetzt die Friedensstörer gedrungen, soweit unsere Nachrichten reichen, jedoch ohne Halt unter einem Volke zu gewinnen, das gründlich in der reinen evangelischen Lehre unterwiesen wurde und seit 1862 die ganze heilige Schrift besitzt. Die Kapellen stehen wohl fertig da und die Glocken werden geläutet, aber trotz aller Anstrengung und Umtriebe der Priester halten sich die Eingebornen, denen der römische Kultus in der Seele zuwider ist, beharrlich ferne davon. Die Priester freilich geben die Zahl ihrer Pflegebefohlenen (1857 und 1860) auf 2000 an, behaupten aber, die Sympathien für Rom seien im Wachsen.

Gefährlichere Feinde evangelischer Wahrheit und evangelischen Wandels als die bis jetzt im Grunde nur in politischer Beziehung zu fürchtenden Priester sind leider europäische Kaufleute geworden, die ihre falsche Aufklärung zu verbreiten und geistige Getränke abzusetzen bemüht sind. Ihren verderblichen Einfluß hatte Georg nicht nur als Christ und Regent, sondern auch als Vater zu betrauern, indem sein einziger Sohn Wuna sich von ihnen zum Trunke verleiten ließ und in Folge davon im Januar 1862 an der Schwindsucht starb. Es wurde ihm zwar der Trost, denselben bußfertig scheiden zu sehen, aber

natürlich blieben die Verirrungen und das frühe Ende seines muthmaßlichen Erben dem treuen Manne dennoch ein tief eingreifender Schmerz.*)

Bei so vielen feindseligen Einwirkungen von Außen, mußte es Georg wohl thun, auch einmal eine Botschaft aus der Ferne zu erhalten, durch die ein anderer Herrscher eines jungen christlichen Staates ihm die Hand zum Bunde reichte, wie das 1855 der König der Sandwich-Inseln that. — In der Entwicklung einheimischer Quellen des Wohlstands wie im Austausch seiner Produkte mit andern Ländern hat Tonga in den letzten zehn Jahren bedeutende Fortschritte gemacht, obgleich der Flächenraum der Inseln zu beschränkt ist, um sich für größere Pflanzungen zu eignen, und bei dem angebornen Unabhängigkeitssinn ihrer Bewohner es schwer hält, die nöthigen Arbeitskräfte für ein ausgedehnteres gewerbliches Unternehmen zu ge-

*) Als eine Probe der väterlichen Gesinnungen Georgs möge hier ein Brief seinen Platz finden, den er demselben im September 1850 schrieb, nachdem er seine Residenz für einige Zeit nach Haabai verlegt hatte: „Oh Georg Wuna, mein Sohn! Ich schreibe Dir, um Deinem Angesichte meine Liebe kund zu geben. Ich höre nicht auf, den Herrn für Dich zu bitten, daß Er Dich weise in den Dingen werden läßt, derenthalben Du in Nukualofa geblieben bist. Ich bitte Dich, mein Sohn, befleißige Dich der Arbeit, für welche Du da bist.

„Das Geschäft, welches Dir dort obliegt, ist groß, wichtig und schwierig. Aber es ist ein Werk, welches an Vortrefflichkeit alle Beschäftigungen auf der Erde übertrifft. Es ist ein Werk, welches Dein Gemüth zu dem Herrn lenkt und Deine unsterbliche Seele betrifft. Es ist ein Werk, welches während des Menschen Leben sowohl dem Herrn als unsern Mitmenschen ersprießlich ist.

„Wenn Du Dich meiner und Deiner Mutter erinnerst, so merke auf das, was ich Dir jetzt schreibe. Alles was Miss. Amos Dir befiehlt zu thun, das thue, und hüte Dich wohl ungehorsam zu sein in irgend einer Sache, die er anräth. Nimm Dich in Acht, irgend etwas in seinem Hause zu verderben oder zu vernichten. Hüte Dich wohl, seinem Sohn unhöflich zu begnen; und wenn Du auf irgend eine Weise ungehorsam bist, so ist es recht und billig von Miss. Amos, daß er Dich bestraft. Halte diesen Theil meiner Vorschriften wohl in Deinem Gedächtniß und befolge sie.

„Deine Sachen, welche ich Dir mit diesem Kanoe schicke, sind folgende: Deine Bettstelle, Muskitonetze, drei Hüte, Seife, Deine Kleider, Haarbürsten und Schildplattkamm, einige Stücke Cattun, um Dir Jacken zu machen, mit dem dazu gehörenden Faden, so wie auch Nähnadeln. Bitte Miss. Thomas, mir zu schreiben, ob Du in Weisheit zunimmst, oder wie Du sonst fortschreitest.

„Dieß ist das Ende von meinem Schreiben. Ich bin

Georg Tubou."

winnen. Das Verständniß davon, daß treue Arbeit gegen Bezahlung durchaus nichts Unehrenhaftes ist, ist ihnen noch so wenig aufgegangen, daß selbst in den Missionsfamilien sich die Dienstboten, auch wenn sie noch so reichlich belohnt werden, immer nur als völlig freiwillige „Gehilfen" betrachten. Ein sehr erfreuliches Zeugniß nicht nur für die Gesinnung der Tonganer, sondern auch für ihren materiellen Wohlstand sind indeß ihre Gaben für die Mission, die außer den lokalen Beiträgen für die Besoldung eingeborner Schullehrer und die Erbauung von Kirchen und Missionshäusern sich jährlich auf etwa 27,000 fl. belaufen. Erst im Jahr 1846 hatten die Missionare die Aufmerksamkeit der Insulaner auf die räthliche Ausdehnung der Manufaktur des Kokosnußöls gelenkt, durch dessen Verkauf ihnen auch die Mittel gereicht würden, die Mission zu unterstützen. Dann baute ein Missionar in Verbindung mit seinem Setzer, einem gewandten Amerikaner, das erste Walfischboot, das sich auch weiter hinaus wagen konnte. Jetzt besitzt der König mehrere Schooner, welche die Nationalflagge führen. Seither hat sich ein Handel mit den australischen Kolonieen entwickelt, durch welchen der Werth aller Produkte so gestiegen ist, daß die eingebornen Christen die Mittel für alle Bedürfnisse der Missionare, Lehrer und sämmtlicher Anstalten ohne große Anstrengung zusammenbringen. Gewiß ist es ein großes Ergebniß der 40jährigen Arbeit, wenn nun die tonganische Kirche sich nicht nur unabhängig von der heimischen Christenheit unterhält, sondern auch Lehrer für die Nachbarinseln abzugeben vermag. Der Gott, der ihr so gnädig einen Fürsten geschenkt, wie die Südsee keinen zweiten aufzuweisen hat, wolle den gesegneten Aufschwung nicht erlahmen lassen, auch wenn der greise Georg Tubou zu seiner Ruhe eingegangen sein wird!

Eine Stimme aus der Odschibwä-Mission.

Kahkewaquonaby ist der Name eines eingebornen Missionars der Odschibwä-Indianer, der als Rev. Peter Jones in wesleyanischen Kreisen eine gewisse Berühmtheit erreicht hat. Derselbe hat ein unvollendetes Werk über die „Geschichte der Od-

schibwä-Indianer*)" hinterlassen; und so wenig die wohlgemeinte Arbeit dem hochtönenden Titel entspricht, enthält sie doch viele werthvolle Beiträge zur genauern Kenntniß der Ureinwohner Nordamerika's. Bedeutend interessanter wäre sicherlich eine bescheidene Selbstbiographie des guten Mannes selbst ausgefallen; was sich aus den ungeschickt zerstreuten Materialien über das Leben des Verfassers zusammenbringen läßt, kommt etwa auf Folgendes hinaus.

Kahkewaquonaby wurde im Jahr 1802 von einer Odschibwä-Mutter im Walde geboren und dem Adler oder Donnergott geweiht. Am Tag seiner heidnischen Weihe empfieng er eine Kriegskeule, ein Kanoe und den Schmuck der Adlerfedern, als Zeichen des künftigen Häuptlings. Der Großvater gab ihm auch darnach seinen Namen, welcher „heilige Federn" bedeutet. Der Knabe wuchs in dem Wanderleben und unter den heidnischen Umgebungen seines Stammes als ein Heide auf, bis sein Vater, ein Geometer von wallisischer Abkunft, ihn im 16ten Jahre einigermaßen unterrichten und in der bischöflichen Kirche bei Brantford (im südlichen Canada) taufen ließ. Das Bekenntniß des Christenthums gieng zwar nicht tief, doch gab der Jüngling nun die gröbste Abgötterei auf, während heidnischer Aberglaube und die liebgewonnenen Stammesbräuche noch volle Herrschaft über ihn besaßen. Er wurde damals auch in den Stamm der christlichen Mohawks adoptirt und führte bei ihnen den Namen Sagondensta.

Ungefähr drei Jahre später (? wohl 1821 oder 1823) besuchte er mit seiner Schwester eine Lagerversammlung bei Ancaster (am westlichen Gestade des Ontario See's); es war bloße Neugierde, die ihn trieb, einmal zu sehen, wie die Methodisten den großen Geist in der Einöde anbeten. Er erzählt: „Als ich zum Lagerplatz kam, wunderte mich die feierliche Stimmung der Leute, von denen einige sangen und beteten. Ein eigenthümliches Gefühl kam über mich, als sei das höchste Wesen hier gegenwärtig unter seinen Verehrern. Der Lagerplatz mochte zwei Morgen einnehmen. Der Busch war umgehauen, um Platz für die Zelte zu gewinnen, während die geschonten großen Bäume einen herrlichen Schatten gewährten. Nachts war Alles durch hohe Feuer erhellt. Die Leute kamen von überallher in

*) History of the Ojibway Indians, with especial reference to their conversion to Christianity. By Rev. P. Jones (Kahkewaquonaby), Indian Missionary. London.

Wägen, wohl 1000 an der Zahl. Mehrere Prediger wechselten ab mit gewaltigen Ansprachen unter dem Vorsitz des Aeltesten W. Case. Nach jedem Gottesdienst wurde eine Betstunde gehalten, in welcher jeder nach Belieben beten, oder auch die Bußfertigen anreden durfte. Am Sonntag wurden die vielen Predigten nur durch Betstunden unterbrochen, weil das Volk in Masse zusammenströmte. Da wurde mirs sehr weh um das Herz, ich verstand das Meiste von dem, was geredet wurde, und dachte, die Schwarzröcke wissen doch alles, was in meinem Innern vorgehe; allein ich theilte meine Gedanken Niemand mit. Die Last meiner Seele nahm zu und ich fragte mich: was soll ich auch thun, um selig zu werden? Immer deutlicher wurde mir die Wahrheit und Bedeutung des christlichen Glaubens, und so sehr sich mein indianisches Herz sträubte, schon rollten mir die Thränen über die Wangen. Ich sah, wie einige der Weißen mächtig erweckt wurden, und hörte sie nach Gnade schreien, während andere verwundert zuschauten oder lachten. Mein älterer Bruder John lernte damals die Feldmesserkunst in Hamilton; er kam gleichfalls am Sonntag, machte sich aber über die frommen Leute nur lustig. Als ich ihm dagegen vorstellte, dieselben meinen es doch redlich, erwiederte er: O ich sehe, du willst auch ein Methodist werden! — Am Montag nahmen die tiefen Eindrücke bei mir nur immer zu; ich mußte mich hinter die Schultern hochgewachsener Leute verstecken, daß niemand mich um meines Weinens willen für ein altes Weib halte. Ich merkte nun, daß ich beim HErrn Jesu Gnade finden müsse, wenn ich meiner Sündenlast los werden wolle; und wie gern hätte ich einige der Gläubigen ersucht, für mich zu beten, wenn ich nur den Muth gehabt hätte. Abends zog ich mich in die Einsamkeit zurück, ob etwa der große Geist auch mich zu sich reden lasse. Ich kniete dort nieder und versuchte es mit Flehen; wieder stand ich auf und gedachte, einige der Gläubigen aufzufordern, daß sie mit mir zum Gebet anstehen; aber wenn ich dann zur Versammlung kam, war ich wieder scheu und ängstlich. In der Dämmerung lehnte ich an einen Baum und fragte mich, ob ich es aufgeben sollte, den HErrn zu suchen, oder nicht. Da kam ein alter Mann, Reynolds, auf mich zu und fragte mich, ob ich dem HErrn dienen wolle? Ja. — Ob Gottes Leute für mich beten sollen? Ach ja. — Er führte mich in die Betstunde und kniete mit mir nieder, indem er für mich betete und mich zum Glauben ermunterte, da der Heiland sich für Indianer

wie für Weiße zum Lösegeld gegeben habe. Ich versuchte nun selbst auch zu Jesu zu beten, so gut es gieng; und anfänglich wurde mein Herz weich, so daß ich viele Thränen vergoß, dann aber wurde es hart und ich kam mir vor als einer, für den es keine Gnade mehr gebe. Um Mitternacht war ich so abgemattet, daß ich in unser Zelt zurückgieng und alsbald einschlief.

„Wie lang ich schlief, weiß ich nicht; aber die Geistlichen Stoney und Ferguson kamen endlich mit einem Licht, um nach mir zu sehen, weil sie mich in der Betstunde vermißten, und weckten mich. Jener sagte: Stehe auf, Peter, und komm mit uns und suche nach der Bekehrung deiner Seele; deine Schwester Marie hat bereits den kindlichen Geist empfangen, und du mußt dich auch nach demselben Segen umthun. Das war eine frohe Botschaft, denn ich wußte noch nicht, daß sie nur den HErrn suche, und wie ich zu der Versammlung kam, war sie schon überglücklich. Sie kam zu mir, weinte über mir und sagte, wie sie den HErrn gefunden habe. Ich fiel auf meine Kniee und flehte um Gnade, worin mich die andern unterstützten. Als es dann dem Morgen zugieng, konnte ich mich ganz auf den Heiland werfen, und hatte unaussprechliche Freude, wie ich 'Abba Vater!' zu sagen vermochte. Ich fühlte mich von Gott geliebt und konnte Ihn wieder lieben, daher erschien mir Alles in neuem Lichte und mir wars, als ob alle Werke Gottes sich mit mir zu Seinem Lobe vereinigten.

„Hatte ich früher gemeint, der Gott der Weißen könne nicht unser Gott sein, und die Religion der Rothen sei so gut für sie, wie die der Weißen für diese, so fanden nun ich und mein Volk, daß es nur Einen Glauben und Einen Gott für Alle gibt. So hob uns denn das Evangelium aus dem Staube empor, stellte unsere Füße auf einen Felsen, und gab uns ein neues Lied in den Mund, das Lob unseres Gottes."

Damit begann denn ein neues Leben für unsern Peter und für den Stamm, dessen Häuptling er war. Er fieng an für Andere zu beten und sie zu ermahnen und dehnte bald seine Arbeit auch auf andere Stämme aus, unter denen er bedeutende Erfolge zu Stande brachte. Im Jahr 1830 wurde er daher zum Diakon der wesleyanischen Gemeinschaft geweiht und drei Jahre später zum Aeltesten; und ein volles Vierteljahrhundert bediente er seine indianischen Brüder, besonders die am Credit-Flusse Angesiedelten, mit dem Worte des Lebens.

Vielfach gieng er den Wanderern auf Predigtreisen nach und brachte Hunderte in die Hürde des guten Hirten. Ueber diese wachte er mit großer Treue und Sorgfalt, und genoß als Häuptling einen immer steigenden Einfluß bei allen Odschibwä's.

Was an seiner Erziehung versäumt worden war, holte er mit unermüdlichem Fleiße nach, verschaffte sich noch ein schönes Maaß von englischer Bildung und suchte seinem Durst nach gründlicher Erkenntniß auf jede Weise Genüge zu verschaffen. Aber er blieb ein Indianer; das Gesicht, gewöhnlich so ernst und ruhig, wurde nur durch den Glanz des dunkeln Auges erhellt, wenn er von tieferen Gefühlen bewegt war. Er war der erste Mann, der die Odschibwä-Sprache in ein Alphabet faßte und Bücher darin schrieb.

Im April 1831 besuchte er England in Angelegenheiten seiner Nation; auch sollten zwei Evangelien und andere Bücher der heiligen Schrift nebst Liedern, die er in das Odschibwä übersetzt hatte, gedruckt werden. Er machte dort durch seinen einfältigen Glauben und vorsichtigen Wandel tiefen Eindruck auf viele Christen. Einen Katarrh, den er von einer Nachtfahrt auf dem Omnibus davon trug, beachtete er so wenig, redete vielmehr fort und fort, auf den Maifesten und sonst, daß man einmal schon an seiner Herstellung verzweifelte. Damals gewann er die Herzen der Familie, die ihn in Bristol verpflegte, durch seine völlige Hingabe in den Willen des himmlischen Vaters, und erbaute Viele, denen ein wahrer indianischer Christ noch ein fragliches Wunder war.

Was er (December 1831) seinem Bruder John aus London schrieb, mag hier auch eine Stelle finden: „Du wirst gerne hören, wie es mir in diesem fremden Lande ergeht; so will ich denn mittheilen, was mir hier Bemerkenswerthes aufstößt.

„Im Allgemeinen sind die Engländer ein edles, großmüthiges Volk, frei im Denken und Handeln; etwas stolz auf ihre bürgerlichen und religiösen Errungenschaften, auf ihr Wissen, ihre Künste und ihren Welthandel; sie denken, daß kein Volk ihnen gleich komme.

„Ich fand sie sehr offen und freundlich, immer bereit, dem Dürftigen zu helfen, wenn ihnen das Bedürfniß recht vorgestellt wird. Kaum aber gibt es eine neugierigere Nation als die Briten; sie beschauen einen Fremden, als ob er so eben vom Monde herabgefallen sei, und oft mußte ich mich wundern, welche Massen sich sammeln, um etwa einen Affen zu sehen, der auf einem Hunde reitet. Und das an

Orten, wo man fast täglich dergleichen sehen kann. Wenn mein indianischer Name Kahkewaquonaby angekündigt wird, als Redner in einer Missionsversammlung, ist der Platz gewiß übervoll. Dabei sind sie aber sehr fleißig, und im Ganzen recht ehrlich. Immerhin meine ich, ihre ungemeine Aufmerksamkeit auf ihre Geschäfte mache sie gar zu weltlich gesinnt; sie denken daher nicht genug an ihre Seelen und an ihren Gott. Immer scheint es bei ihnen zu heißen: Geld, nur Geld! mache Geld, werde reich, werde ein Gentleman! Mit diesem Sinn fliegen sie dann nach allen Weltgegenden, wie ein Bienenschwarm, bemüht den Schatz zu finden, auf den ihr Herz gerichtet ist. Das gilt von den Weltmenschen, und solcher gibt es hier nicht wenige.

„Die Engländer halten viel von guter Kost, und manche, die von Ochsenbraten, Rosinenpudding und Schildkrötensuppe leben, werden sehr fett und rund wie eine Kröte. Sie essen viermal des Tags: Frühstück um 8 oder 9 Uhr (weitläufig beschrieben) ꝛc und Nachts noch ein Mahl, mit dem sie sich beladen, um gegen Mitternacht zu Bett zu gehen.

„Ihre Kleidermode wechselt so häufig, daß ich es nicht beschreiben kann. Nur das will ich sagen, daß die hohen Damen sonderbare Hüte tragen, fast wie Aschenschaufeln; und wenn sie ganz vornehm einhertrippeln, muß ich an die Schnepfen denken, die um unsere canadische Seeen herschlendern. Aermel haben sie wie Waizensäcke, daß man meinen könnte, jeder Kopf habe drei Leiber unter sich. Trotz diesem allen halte ich doch die englischen Damen für die besten Frauen."

Nach seiner freien Art hat Peter damals auf den Festen mehrerer Missionsgesellschaften eindringliche Reden gehalten. In den Maiversammlungen erzählte er von seinem Volke, und wie der Branntwein, welchen „einige von euren weißen Heiden" herübergebracht haben, gar wenige übrig gelassen habe, wie aber nun der Ueberrest auf zwölf Missionsplätzen der Methodisten und vier der bischöflichen Kirche sich im Namen Jesu zu sammeln beginne (Calw. Blatt 1831. September 10.).

Sieben Jahre später treffen wir Peter wiederum in England, dießmal in Begleitung seiner „theuren Newisch". Es scheint, daß ihm besonders daranlag, seinem Stamme, den Missisauga's, den Besitz ihres Landes zu sichern. Sie hatten nun angefangen zu pflügen

und zu säen, zu lesen und zu schreiben, und die ersten Schritte im civilisirten Leben zu machen. Wie beunruhigend aber war da für die kleine Zahl der Indianer das Gewühl der sie umgebenden weißen Ansiedler! Wenn jene mit ihren Feldfrüchten auf die Märkte kamen, so hörten sie in den verschiedensten Tonarten Reden, Flüche und Sticheleien, die darauf hinausliefen: ihr Rothe müßt uns Weißen Platz machen; euer Land gehört nicht euch, sondern dem König; früher oder später kann man es euch nehmen und schuldet euch keinen Ersatz dafür.

Daher machten die Häuptlinge, die im Oktober 1837 am Creditfluß zur Berathung versammelt waren, ein Eingabe an die Königin Viktoria. Sie schilderten ihre Lage, und wie die Eisenkette, womit die Franzosen sie gebunden, verrostet und geborsten und durch die Silberkette der englischen Allianz ersetzt worden sei. Wie Georg III, ihr großer Vater, ihnen das Land am Credit zugesichert habe; wie auch vom kanadischen Parlament anerkannt sei, daß dasselbe den Odschibwä's gehöre, daher den Weißen untersagt worden sei, ihre Fischereien ꝛc. zu stören. „Wie sagen denn nun die Leute, das Land gehöre nicht uns, sondern Ew. Majestät? Hat etwa Ew. Majestät es von uns oder von unsern Vorvätern gekauft? Wir wissen, daß unser Volk in früheren Zeiten unserm Vater selig, dem Könige, Länder verkaufte; aber unser Land hier am Credit haben wir nie verkauft." Daher bitten sie um Zusicherung der angewiesenen Ländereien, indem die Furcht, am Ende vertrieben zu werden, die ausgedehntere Klärung des Landes verhindere.

Peter setzte sich in Verbindung mit dem edlen Kolonialminister, Lord Glenelg, und erreichte soviel, daß versprochen wurde, die Eigenthumsrechte der Indianer sollten registrirt werden. Am Creditfluß rühmte man damals, eine Königin sei doch besser als ein König, denn Mutterliebe erweise sich zärtlicher und helfe rascher als Vaterliebe. — Sodann bemühte sich Peter um Errichtung einer Gewerbeschule für die Kinder seines Stammes; damit scheint er aber zunächst nicht durchgedrungen zu sein, wenn auch sein Plan der Berücksichtigung des Gouverneurs empfohlen wurde. Geehrt von den Großen wie von den Guten, und mit manchen Andenken beschenkt, die er für sein Volk nutzbar zu machen suchte, kehrte er (im Herbst 1838) nach Canada zurück und lebte nun mit ganzer Seele seinem Missionsberuf auf der Station Munsey.

Die Gründe, welche ihm die Errichtung einer Gewerbeschule nahelegten, hat er etliche Jahre später dem Kommissär der indianischen Angelegenheiten weitläufig auseinandergesetzt (21. November 1842). Einmal fand er die gewöhnliche Schulbildung den Bedürfnissen seines Volkes nicht ganz entsprechend. „Unsere Kinder besuchen die Schulen von ihren Häusern, wo die Eltern, wenn auch in großer Zahl wackere Christen, noch viele ihrer alten Gewohnheiten beibehalten; daher wird der Nutzen, den sie von der Schule ziehen, großentheils durch die Hauserziehung wieder neutralisirt. Die Eltern überlassen bekanntlich die Kinder meist ihrem eigenen Willen, daher wandern sie nur zu oft mit Bogen und Pfeil im Walde herum oder begleiten ihre Väter auf Jagdgängen. Wenn sie dann endlich die Schule verlassen, ist von einem Trieb zu geregelter Thätigkeit kaum eine Spur zu bemerken.

„Die Industrieschule in Missouri hat so gute Folgen gehabt, daß ich überzeugt bin, eine ähnliche Anstalt würde bei uns dasselbe wirken. Alle Indianer, mit denen ich geredet habe, billigen den Plan von Herzen und sind bereit, ihre Kinder rückhaltlos in die Leitung der anzustellenden Lehrer zu übergeben.

„Wenn nichts derartiges gethan wird, müssen die Indianer in ihrem halbcivilisirten Zustand beharren, eine beständige Last für die Regierung wie für die Missionsgesellschaften. Wir haben ja Gottlob manche Beispiele von fleißigen Indianern, die ihre Güter nach bestem Wissen bestellen und die Jagd aus Gewissensgründen aufgegeben haben; es scheint aber wünschenswerth, daß auch noch durch andere Beweggründe auf die Uebrigen gewirkt werde, damit sie nützliche Unterthanen unserer großen Mutter und eine Zierde der bürgerlichen Gesellschaft werden." — Gegenwärtig existirt nun eine solche Industrieschule in Mount Elgin (bei Munsey), welche auf die Jugend von drei indianischen Völkern und Sprachen bedeutenden Einfluß ausübt. Es ist übrigens keine Regierungsanstalt, sondern die methodistische Mission hat die gesammte Leitung der Schule. Sie scheint noch in Peters Lebzeiten zu Stande gekommen zu sein.*)

Aus Peter's Antworten auf eine Reihe von Fragen, die ihm vom Indianer-Bureau vorgelegt wurden, läßt sich auch ersehen, wie sehr ihm die Förderung des Unterrichts unter seinem Volk am Herzen lag. Er sagt da (Februar 1843) im Wesentlichen folgendes: „Ich

*) Report of the Wesl. Meth. Miss. Soc. 1861 ff.

gehöre zum Missisauga oder Adler-Stamme der Odschibwä, lebte aber auch etliche Jahre unter den Mohawk-Indianern am Großfluß, von welchen ich adoptirt wurde; und seit ich Missionar geworden bin, habe ich Reisen zu allen Indianerstämmen im Lande gemacht und mich über ihren früheren und jetzigen Zustand unterrichtet. Der frühere Zustand war ein unbeschreiblich kläglicher, ich rede von der Zeit vor dem Jahr 1823, da der Häuptling J. Sawyer und ich bekehrt wurden und die Mission ihren Anfang nahm. Die Indianer waren Heiden voll Aberglauben, in Trunksucht, Unreinlichkeit und Trägheit versunken; sie wanderten ruhelos umher und lebten von Jagd und Fischfang. Jetzt sind Viele Christen geworden, die mäßig leben und es schon zu ziemlicher Fertigkeit und Fleiß im Ackerbau gebracht haben; sie haben feste Niederlassungen mit Kirchen und Schulen und befleißigen sich der Reinlichkeit. Mir schiene es räthlicher, daß jeder Bauer sich auf seinem Gute anbaute, statt in Dörfern beisammen zu wohnen, da manche eine Stunde weit auf ihre Felder zu gehen haben. Immerhin sind die Credit-Indianer noch weiter vorgeschritten als die in Munseystadt. Die Frauen werden nicht mehr als Sklaven behandelt, sondern haben nach den Kindern und der Haushaltung zu sehen, während der Mann die schwereren Lasten selbst trägt. Und es ist ihnen nun ein Anstoß zu immer weiterem Fortschritt gegeben, indem sie lernbegierig geworden sind und jeden Vortheil, den ihre weißen Nachbarn vor ihnen voraushaben, aufmerksam ins Auge fassen.

„Es gibt jetzt keine Heiden mehr auf den Stationen Credit, Alnwick, Reissee, Schlammsee, Schlangeninsel, Balsamsee, Simcoesee, Kaltwasser, St. Clair, Mährenstadt; dagegen zählt man noch ziemlich viele Heiden in Munseystadt, wenige in Sahging, Bigbai, Großfluß. Auf der Walpole-Insel sind noch Alle Heiden*). Die richtige Art, unter ihnen zu missioniren, besteht zweifelsohne in der Verbindung von Religionsunterricht mit Handarbeit, und zwar wird sie von europäisch gebildeten Indianern am erfolgreichsten betrieben. Wichtig scheint auch, daß mehrere der zerstreuten Stämme auf einer und derselben Niederlassung angesiedelt werden, ein Umstand, der sicherlich zum Gedeihen der Station Credit nicht wenig beigetragen hat.

---

*) Seither sind dort zwei gedeihliche Missionen der Ausbreitungsgesellschaft und der Wesleyaner erstanden, durch deren Bemühungen schon im Jahr 1861 die Mehrzahl der Inselbewohner christianisirt war.

„Ehe das Christenthum zu ihnen kam, nahm die indianische Bevölkerung reißend ab. Die Alten sagen, sie haben früher blühende Familien und wenige Krankheiten gehabt, bis die Weißen ins Land eindrangen. Seither haben Pocken und andere Seuchen, besonders aber das Feuerwasser fürchterlich unter ihnen aufgeräumt; und die heidnischen Gemeinwesen sind noch immer mit völliger Ausrottung bedroht, weil die Constitution der Kinder sich als innerlich geschwächt herausstellt, während für ihre Erhaltung und Kräftigung von den Müttern kaum Sorge getragen wird. Ich bin überzeugt, daß die Indianer aussterben, so fern sie nicht ihre bisherige Lebensweise aufgeben. In Credit führte ich Jahrelang die Register der Gemeinde. Eine Zeitlang starben auch nach der Bekehrung noch eben so viele, als geboren wurden; erst in den letzten Jahren haben die Geburten das Uebergewicht über die Todesfälle bekommen. Auch in den übrigen Stämmen findet man es so: je länger sie die Segnungen christlicher Bildung genießen, desto gesünder werden sie und desto größere Kinderhäuflein wachsen heran. Besonders wohlthätig aber zeigt sich für tiefherabgekommene Stämme die Verschwägerung mit andern Geschlechtern. Einige der kleineren Stämme waren in Folge der ewigen Verwandtenheirathen schon ganz ausgeartet. Durch Zusammenfassung in größere Gemeinschaften erholen sie sich allmählich wieder. Daß weiße Männer Indianerinnen heirathen, war früher viel gewöhnlicher als jetzt; die Mischlinge zeigen sich im Ganzen stärker und zu stätiger Arbeit geneigter als die reinen Indianer. Oft aber verbinden sie nur die Laster beider Racen.

„Sehr bedaure ich, daß noch nichts gethan worden ist, die Indianer in bürgerlichen Rechten den Weißen gleich zu stellen. Kaum wissen sie selbst, ob sie sich als Unterthanen oder als Alliirte der britischen Regierung anzusehen haben. Sie genießen zwar den Schutz, den diese allen Fremdlingen zugesteht; sie sollten aber auch das Stimmrecht in Gemeinde- und Provincialangelegenheiten erhalten, sollten zu Geschworenen gewählt werden ꝛc., sobald sie sich der Ausübung solcher Rechte gewachsen zeigen. Ferner sollten sich landwirthschaftliche Vereine in jeder Niederlassung bilden und die thätigsten Ackerbauer durch Preise ermuthigen. Jeder Familie sollten 50—100 Morgen Lands zur Bebauung übergeben werden; die Urkunden für den Landbesitz aber sollten zunächst dem Stamm, nicht der einzelnen Familie ausgefertigt und übergeben werden, so jedoch, daß ein Besitzer, der

den Werth des Landes erweislich kennen gelernt hätte, auch sein Recht auf den Boden urkundlich zugesichert bekäme und durch Vorzeigung dieser Urkunden sich als Wähler legitimiren könnte."

Peter gab dann noch eine Reihe einsichtsvoller Räthe, wie z. B. dem bei der Jugend schon tief gesunkenen Ansehen der Häuptlinge wieder aufzuhelfen und überhaupt der Uebergang aus dem Stammleben ins Volksleben am sichersten zu bewerkstelligen wäre. Die englische Regierung sorgte ja väterlich für die Indianer, so weit ihre Augen reichten; aber in wie vielen Punkten fand sie sich gehemmt durch die in einem Koloniallande so unerläßliche Freiheit des Individuums! Immerhin machen die Indianer den Unterschied zwischen den weißen Machthabern, daß sie den amerikanischen Präsidenten nur „den großen Stiefvater" nennen, während Viktoria die „große Mutter" heißt. Die besten Freunde der Indianer wünschten, wie diese selbst, daß Peter zum Allgemeinen Indianer-Agenten ernannt würde, ein Amt, dem er anerkannter Maßen völlig gewachsen war; allein es sollte nicht sein. Ihm selbst war das keine Enttäuschung, er fuhr fort, in Glauben, Liebe und Geduld seinem HErrn in seinem Geschlecht zu dienen, ein lebendiger Brief, erkannt und gelesen von allen Menschen.

Im Jahr 1850 schien seine Gesundheit unter den übermäßigen Anstrengungen zusammenzubrechen. Doch wurde soviel für ihn gebetet, daß er endlich sagen konnte: Die Gebete der Frommen haben mich vom Himmel abgehalten. In Folge des Heimgangs eines vielversprechenden Sohnes erkrankte er aufs Neue, das bewog ihn, dem Rath seines Arztes zu folgen und sich pensioniren zu lassen. Doch predigte er noch immer und diente nach Kräften seinem Stamm in allen Rathversammlungen und in den wichtigsten Verhandlungen mit den Indianer-Commissären; dabei starb er der Welt sichtlich ab und suchte nur immer entschiedener die Grundwahrheit des Evangeliums zu genießen und andern zugänglich zu machen. Während des Krimmkriegs vermochte er seine Leute, dem Wittwen- und Waisenfond in England 25 Pf. St. zu übermachen, wie er überhaupt bemüht war, Indianer und Briten einander auf jede Weise nahezubringen.

Im December 1855 fuhr er auf offenem Wagen nach Neucredit, wohnte einen ganzen Tag, obwohl leidend, der Rathsversammlung an und kehrte in starkem Regen zurück. Alsbald mußte er sich legen und eine allgemeine Schwäche stellte sich ein. Im März 1856 schien

er sich wieder zu erholen, aber kein Mittel wollte auf die Länge anschlagen. Mehreremal des Tags kamen die christlichen Indianer zusammen, um für sein Leben zu beten, aber sein Stündlein konnte nur aufgehalten werden. Nachdem er noch Alle insbesondere ermahnt hatte, droben nicht auszubleiben, „er gehe heim, in Vater's Haus," verabschiedete er sich noch von seinen vier Söhnen, seiner treuen Gattin, der greisen Mutter, die durch ihn zum HErrn geführt worden war, und entschlief in großem Frieden, 29. Juni 1856, in den Armen seines Freundes, des Häuptlings der sechs Nationen. Fast sein letztes Wort war: Gott, segne mein Volk! Weiße wie Indianer erwiesen ihm die letzte Ehre in großer Zahl, als er am 1. Juli in Brantford bestattet wurde. Die Indianer stellten ihm ein schönes Marmordenkmal aufs Grab, und viele Stimmen von Bleichgesichtern und Stammgenossen, von Bischöflichen und andern Christen feierten sein Andenken als das eines guten und großen Mannes.

Kahkewaquonaby hat sich viele Mühe gegeben, die Erinnerungen der Greise und die Ueberlieferungen seines Stammes zu sammeln. Es läßt sich daraus manches Werthvolle herauslesen; hier beschränken wir uns darauf, einige seiner eigenen Erfahrungen, besonders unter den christlichen Indianern, mitzutheilen.

Als die größten Hindernisse der Mission betrachtet er die Pauwau's und den Branntwein.

Die Pauwau's sind die Arzneimänner, eine Art Priester, die jeder Stamm besitzt, berühmt durch wunderbare Kuren mittelst Kräuter und Wurzeln oder durch Zaubereien. Wer sich in diesen Stand aufnehmen lassen will, muß erst ein bedeutendes Eintrittsgeld bezahlen, worauf man ihn in den Wald nimmt und ihm die Namen und Kräfte der Nutzpflanzen mittheilt; dann lehrt man ihn das Arzneilied und die Kunst zu beten, d. h. irgend einen Manidu anzurufen. Es gibt nämlich außer dem „großen Geist" (Ketsche-manidu) einen bösen Geist (Madschi-manidu) und noch eine Unzahl anderer Manidu's, guter und schlimmer Art, die man gar leicht beleidigen kann; und Krankheiten sind gewöhnlich die Folge einer solchen Beleidigung. Peter selbst war z. B. schon als kleiner Knabe gewarnt worden, nie den Finger gegen den Mond auszustrecken, sonst fühle sich dieser gekränkt und beiße ihm denselben ab. Mit allen diesen Manidu's kann man sich nun in ein Verhältniß setzen; nur gelingt es nicht Jedermann. Eltern und Greise ermahnen daher die Knaben vom

zehnten Jahr an, zu fasten und zu wachen, ob etwa ein Manidu sie besuche. Da stehen dann die Jungen vor der Sonne auf, schwärzen sich das Gesicht mit Kohlenstaub, enthalten sich aller Nahrung bis zum Abend und beobachten, ob etwa ein Traum ihnen etwas offenbare, worauf sie den dadurch angezeigten Manidu zu ihrem besondern Gott erwählen. Träumen sie von einem alten Mann, so bedeutet das langes Leben, von einer Waffe, so hoffen sie schußfest zu werden, von einem besonderen Thier, Fisch oder Vogel, so glauben sie dessen Eigenschaften, Geschwindigkeit, Kraft, List u. s. w. zu erlangen. Auch Peter schwärzte sich das Gesicht und fastete oft und viel. Einmal trank er dann ein wenig Wasser, worüber ihm sogleich sein Gelübde einfiel, daher er fast die ganze Nacht hindurch weinte, indem nun zu fürchten stand, daß kein Manidu sich zu ihm herabneigen werde. Und wirklich träumte ihm nie in all seinem Fasten, noch hatte er je ein Gesicht. Andere dagegen werden ihres Manidu gewiß und lassen sich durch keine Macht der Erde von demselben abwendig machen.

„Ich kannte," sagt Peter, „einen berühmten Arzneimann, einen Häuptling am Fluß St. Clair, der durch seine Kunst sich allen Indianern so unentbehrlich machte, daß die andern Häuptlinge ohne seinen Rath nichts zu unternehmen wagten. Der Mann wurde ungemein reich durch seine Kuren; der eine gab ihm eine Büchse, der andere einen Teppich, Kessel, Rock oder Branntwein. Zu Dutzenden rennen seine Pferde auf der Ebene herum; man fängt sie nur ein, wenn er sie brauchen oder verkaufen will. Ich habe diesen Häuptling mehrmals besucht, um dem Evangelium eine Thüre zu öffnen; aber er widerstand uns wie Elymas und hielt seinen ganzen Stamm von der Annahme des Evangeliums beharrlich ab."

Für den größten Propheten in Mackinaw galt der alte Uschaska, ein undurchdringlicher Charakter, groß als Krieger, voll List und Witz, zugleich aber ein Trunkenbold wie wenige. Was er vom Evangelium hörte, schien völlig weggeworfen; er verhöhnte die höchsten Wahrheiten und spottete viel darüber mit seiner ebenso trinklustigen Gattin Mekagas. Im Winter aber wählte er sich einmal seinen Jagdgrund so fern von den Weißen, daß er keinen Whisky bekommen konnte. Das wurde nun für beide Gatten eine Zeit des nüchternen Nachdenkens. Mekagas erkrankte, und alle Mittel Uschaskas wollten nicht verfangen. Sie aber dachte der evangelischen Botschaft nach, fühlte sich innerlich verurtheilt, zitterte vor dem Gericht und betete endlich zum großen

Geist um Gnade und einen seligen Heimgang. Plötzlich fühlt sie sich erhört, und zugleich weicht die Krankheit. Sie redete mit ihrem Gatten, bis er mit ihr anstund zu beten und zu loben. Nach Mackinaw zurückgekehrt, hielten sich beide zur Gemeinde und erwiesen die Wahrheit ihrer Bekehrung durch einen unverrückt gottseligen Wandel.

Uschaska nun erzählt, wie er von den Ueberlieferungen des Stammes erfaßt, schon als Kind darnach gedürstet habe, Prophet zu werden. Zwanzig Tage lang enthielt er sich jeder Nahrung außer etwas Maisabsud je nach Sonnenuntergang. „Am zwanzigsten Tag," erzählt er, „ließ ich mein Zelt in Waldesöde aufschlagen, trat ein und aß nichts an selbigem Abend. Fast ausgehungert und todesmüde legte ich mich nieder, entschlossen, zu sterben oder meinen Wunsch zu haben. Um Mitternacht trat plötzlich ein Mann ins Zelt und fragte mich: Wozu bist du hier? was willst du? Auf meine Antwort: ich faste und bin dem Tode nahe, rief er: Folge mir! und alsbald schien mein Geist aus dem Körper zu gehen. Jener faßte mich unter dem Arm und wir stiegen mit ungemeiner Leichtigkeit in die Luft." Die Götter zeigten sich zufrieden mit dem entschlossenen Jungen und machten ihn zu einem gewaltigen Propheten. Nach einiger Zeit fand er sich wieder im Zelt und zwar sehr hungrig; darauf aß er etwas und schlief herrlich. Als er am Morgen erwachte, fühlte er sich von allen ihn umgebenden Indianern verschieden und trug sich unter allerlei Wechseln mit dem stolzen Bewußtsein, ein Vertrauter der Götter zu sein, bis er durch die Erfahrung seiner Gattin lernte, daß er Nichts, ja ein Kind des Teufels sei. „Dann betete ich zu dem großen Geist und Er erhörte mich und vergab mir. Ich hatte damals eine große Menge von Mitteln bei mir, einige zum Tödten, andere zum Heilen; ich warf sie alle weg, und mein Falke, der mir früher als Bote diente im Verkehr mit meinem Manidu, hat mich nie mehr besucht. Gott gebe, daß er hinfort ausbleibe! Mein Verkehr mit dem Fremden aus der Höhle hatte mich stolz gemacht, aber nur gar nicht glücklich. Gottlob, jetzt verkehrt ein unsichtbarer Geist mit mir, der mich zwar nicht lehrt, wie ich meine Feinde vernichten könne, aber wohl ihnen zu vergeben und sie zu lieben."

Peter selbst predigte einmal (9. Augnst 1828) den Indianern am See Simcoe, zu einer Zeit, da der Geist Gottes sich mächtig unter ihnen regte. Die Bekehrten sagten ihm, ein Pauwau gedenke die Manidu's zu fragen, ob es recht sei, wenn die Indianer den

alten Glauben verlassen und sich der Religion des Weißen zuwenden. Darauf bat sie Peter, ihm anzuzeigen, wann der Pauwau seine Beschwörungen anfange, da er dabei sein möchte. Bald nach Eintritt der Nacht bedeuteten sie ihm, daß der Pauwau in den Tannenwald gegangen sei. Er erzählt nun selbst, was sich dort begab: „Ich folgte ihm mit Anderen, und da hörten wir bald das Gerassel in seinem Dschisakon, dem runden Zauberwigwam, das aus sieben Pfählen besteht, mit Birkenrinde überzogen. Darein hatte sich der Pauwau zurückgezogen und sang dem Geiste, den er zu Rathe ziehen wollte. Das Dschisakon bewegte sich, als wäre es von Wind erfüllt. Wir schlichen uns so leise als möglich in dessen Nähe, und hörten dort das Gemurmel eines Geistes, der die Fragen des Pauwau beantwortete: 'Freilich sei es für die Indianer das Rechte, Christen zu werden, und er selbst sollte auch die Predigt besuchen.' Ein anderer Geist, den er anrief, rieth ebenso entschieden von der Bekehrung ab. Er wandte sich an einen dritten, der beinahe wie der erste redete und beifügte, der Pauwau irre, wenn er die christlichen Indianer für närrisch oder besoffen halte, vielmehr beten sie auch in ihren Thränen und Seufzern den großen Geist so an, wie es dieser liebe. Der vierte Geist sagte ihm: 'bald wird eines deiner Kinder sterben.' Jetzt flüsterte mir einer der Christen zu: Wenn wir niederknieen und zu dem großen Geiste beten, so wird die Beschwörung gebrochen und alle seine Teufel werden fliehen müssen. Ich wünschte aber die Sache zu Ende zu hören und sagte: 'Stören wir ihn nicht!' Dennoch betete mein Freund ganz leise, Gott möge sich des armen verführten Mannes erbarmen. Im selben Augenblick hörte das Dschisakon auf sich zu bewegen, und das Gemurmel hatte ein Ende. — Alsbald sagte der Pauwau zu sich selbst: 'Beten vielleicht die christlichen Indianer gegen mein Wigwam?' und fieng an mit Macht zu singen, bis das Dschisakon sich mit Wind anfüllte und bebte, als wolle es bersten. Eine dumpfe Stimme sagte: 'die christlichen Indianer stehen alle um dich her.' Sogleich trat der Pauwau heraus. Wir fragten ihn: was wissen die Geister Neues? und er antwortete: 'Einige haben mir verboten, Christ zu werden, und wollen, daß ich weiter mache in der Weise meiner Väter; andere aber sagen, es sei ganz recht, sich zu bekehren, und ich solle selbst auch die Missionare hören. Dies werde ich thun und morgen in eure Versammlung kommen.' Der Mann hielt Wort."

Peter ist nun völlig überzeugt, daß, wenn es noch irgendwo in der Welt Zauberei gebe, dieselbe bei den Indianern zu finden sei. Er weiß auch davon zu erzählen, wie christliche Indianer in schwerer Krankheit oder anderer Noth wieder abgefallen sind, um bei Pauwaus sich Raths zu erholen.

Unter allen Uebeln, welche die Europäer eingeführt haben, erscheint das Feuerwasser unserm Peter als das bei weitem verderblichste. Er hat dessen schauerlich verheerende Wirkungen vor seiner Bekehrung in solchem Maaße gesehen, daß er überzeugt ist, keine Sünde könne den Indianer so knechten und entmenschlichen wie die Trunksucht. „Kein Volk als Ganzes ist ihr mehr zugethan als das meinige. Wenn ein Indianer einmal Geschmack am Feuerwasser findet, so kennt sein Durst keine Grenzen mehr; er wird Alles dran geben, um ihn zu befriedigen. Eine Frau, die ich kannte, hat ihr Töchterlein um eine halbe Maaß Whisky verkauft, weil sie sonst keine Mittel hatte, sich denselben zu verschaffen. Ein Trunkenbold rief einmal nach einem Schluck aus: 'O daß meine Gurgel zwei Meilen lang wäre, daß ich den Geschmack den ganzen Weg genösse, den es hinabläuft!' Wie schlagen dann die Männer ihre Weiber und zerren sie am Haar herum, während die Kleinen jammern und schreien, die größeren Kinder aber in aller Eile die Waffen in den Wald flüchten, um sie zu verstecken. Und doch sind schon bei Einem Trinkgelage zwölf Kinder zu Tod geschlagen oder zerstampft worden. Alle Sünden bringen im Gefolge dieser einen ein, und von keiner gewinnt der Tod eine größere Ernte!"

Daher haben auch die christlichen Indianer eine unsägliche Scheu vor diesem Feind; in keinerlei Gestalt wollen sie ihn dulden, oder sich mit ihm vertragen. Peters Mutter fuhr einmal im Boot mit andern Indianerinnen von Toronto zurück; ein Kahn mit weißen Männern holte sie ein, diese winkten freundlich und boten eine Flasche Whisky zum Trinken an. Die Weiber sagten: wir trinken nicht; allein die Weißen redeten ihnen zu: Ein wenig kann euch ja doch nicht schaden. Jene wehrten sich fort und fort, ebenso beharrlich drangen die Männer in sie, bis endlich Peters Mutter die Hand ausstreckte und rief: Gebt mir die Flasche. Die Weißen meinten schon, sie haben gewonnen; allein die Alte goß das flüssige Feuer auf der andern Seite des Boots in den See und gab die Flasche dem Versucher leer zurück, worauf auch dessen Begleiter lachten und lauten Beifall klatschten.

In Munseystadt kamen einmal vier Indianer zu einem weißen Händler, der sie durchaus zum Trinken verführen wollte. Sie weigerten sich, wie sie sagten, weil sie Christen seien; allein der Krämer dachte, sie fürchten sich blos, von irgend jemand gesehen zu werden, der dem Missionar Bericht abstatten könnte. Und da er den Pfad wußte, auf dem sie heimkehren würden, legte er ein Fäßchen neben denselben, während er selbst sich hinter dem Gebüsch des Abhangs verbarg, um den Spaß zu genießen, wenn sie nun in der Einsamkeit sich dem Trunk überlassen würden. Sie kamen endlich einher, nach Indianer Art, einer hinter dem andern. Plötzlich hielt der Erste inne und rief: „Ho! seht, der böse Geist ist hier." Der Zweite rückte nach und sagte: „Ja, ich ihn riechen." Der Dritte stieß mit dem Fuß an das Fäßchen und äußerte: „Wahrlich, ich ihn hören." Der Vierte aber sandte mit Einem Tritt das Fäßchen im Fluge den Hügel hinab, wohin ihm der weiße Heide bestürzt nachrannte, um den „Teufel" vom Untergang zu retten.

Das Gesetz des Staates Maine hatte für die christlichen Indianer, in den Vereinigten Staaten einen großen Reiz; 60 Onondaga's haben damals bei dem Senat von Neuyork folgende Bittschrift eingegeben:

„Wir hören, Väter und Brüder, wie ihr jetzt im Rathhaus in Albany versammelt seid, allwo nun das große Rathsfeuer brennt, zu welchem unsere weißen Brüder aus dem ganzen Staat Holz zusammen bringen und senden; wir fürchten aber, ohne weitere Hilfe möchte es doch nicht recht helle brennen, daher wir auch dieses schicken, um es aufflammen zu machen. Brüder, was uns beschäftigt, ist dieß: wir hören, wie man im Staat Maine darauf aus ist, den großen Schurken zu fangen, der den Leuten ihr Geld nimmt, Häuser verbrennt, Leute umbringt, bald Familien arm macht, bald Leuten den Verstand stiehlt und sie ärgerlich, lumpig und schmutzig macht, bald auch einen und den andern erfrieren läßt.

„Nun haben unsere Brüder ihn schon festhalten und hindern wollen; wurde viel darüber geredet, er auch etwas festgehalten, aber nicht viel. Jetzt wollen sie ihn nicht länger ertragen, machen Gesetz, ihm eines auf den Kopf zu schlagen, wo man ihn findet, in Faß, Flasche oder Krug, Schenke, Scheuer oder Laden; irgendwo — stracks niedergeschlagen! Wir sagen also unsern Brüdern: hört, dieser große Schurke ist auch hier in Onondago gewesen und hat viel Unheil angestiftet. Einige unserer Leute wären sehr gut, wenn der schlimme

Kerl wegbliebe. Wir versuchens damit, aber er will nicht. Könntet ihr nicht Gesetz machen, sowie unsere Brüder im Staate Maine? Wir probirten, ihm zuzureden, er wills nicht annehmen; versuchten ihn zu erschrecken, erschrickt nicht, macht noch immer viel Lärm; besser Gesetz machen, ihn auf den Kopf zu schlagen, dann thut er uns nichts mehr. Wir Christen bitten das, und auch fast alle Heiden bitten: macht doch dieß Gesetz!

„Nun, ihr Brüder, unsere Leute haben unser Land an die Weißen verkauft, und die Weißen schlossen Vertrag mit uns, sagten, Vertrag sei gut für Indianer. Mag sein, aber diesen Schurken haben sie uns fast zu lange aufsitzen lassen. Wir waren ein großes Volk und giengen für unsern weißen Bruder in den Krieg; jetzt sind wir wenige und er ist sehr stark geworden. Helft uns doch jetzt, durch dieß Gesetz, daß wenn wir den Schurken finden, wir ihn packen dürfen. Wir bekommen ihn sehr oft zu Gesicht, wollen aber gute und friedliche Bürger sein, und mittlerweile entschlüpft er uns; sobald ihr aber dieß Gesetz macht, dann schlagen wir ihn todt und leben glücklich, nicht trutzig, nicht lumpig, nicht mehr in Händeln, sondern ziehen Korn, Waizen, Bohnen, Vieh, Pferde und etliche Kinder heran; nicht mehr besoffen, nicht mehr erfroren, und gedeihen wie die Weißen!"

Peter kann sich kaum täuschen, wenn er im Feuerwasser den größten Feind seines Volkes sieht; es hat daher gewiß seine Berechtigung, wenn die Indianer denselben geradezu personificiren und ihren Satan nennen. Nachdenklich machte auch den ehrlichen Peter, was ihm der Häuptling der Beldom-Indianer, ein berühmter Pauwau, einmal auf seine Predigt erwiederte: „Das Bleichgesicht braut Feuerwasser, trinkt selbst und verkaufts dem armen Indianer, auch lügt er und betrügt diesen. Ich sah in Malden, wie sie in ihr Bethaus gehen, und folgte ihnen nach, als sie herauskamen; da liefen sie stracks in die Schenke, betranken und balgten sich. Also ist des Weißen Religion nicht besser als die meine; ich bleibe daher bei dem Glauben meiner Väter und folge ihnen nach in den fernen Westen (ins Paradies)."

In Betracht nun, daß der Indianer in den meisten Fällen den Erwerb seiner Jagd in Whisky ausbezahlt bekommt, wünscht Peter geradezu, daß die Büffel und andere Thiere des Waldes in den Prairien möglichst bald vollends ausgerottet werden möchten. Denn

er sieht keine Rettung für den Indianer außer im geordneten Christenleben, das in Ackerbau und Viehzucht seine natürliche Grundlage hat. „Je bälder der Indianer auf diese Erwerbsquellen beschränkt wird, desto besser für ihn."

Die natürlichen Anlagen des Indianers schlägt Peter vielleicht zu hoch an. Doch bringt er für seine Ansichten interessante Beispiele bei. Ein Indianer wurde einmal von einem Weißen herausgefordert. Er antwortete: „Ich habe zwei Gründe gegen das Duell, einmal könnte ich dich verletzen, und dann könntest du mich verletzen. Ich sehe nichts Gutes für mich darin, daß ich dir eine Kugel durch den Leib schieße; denn ich könnte dich wenn todt zu nichts brauchen, da wäre mir ein Hase oder Huhn nützlicher. Solltest du dagegen mich treffen, so nützt es mich noch weniger. Also ist es besser, daß ich mich fern von dir halte. Willst du aber deine Pistolen probiren, so suche dir ein Ziel, etwa einen Baum von meiner Größe. Trifft du das, so laß michs wissen, und ich werde dann gern anerkennen, daß wenn ich dort gestanden wäre, du mich getroffen hättest." — Die Standhaftigkeit des sterbenden oder zu Tode gequälten Indianers ist dem Verfasser überaus merkwürdig, und die Arbeit des Gesetzes in der Brust des natürlichen Menschen verfolgt er mit augenscheinlicher Liebe. Ein Heide bat einst einen Weißen um etwas Tabak, seine Pfeife zu füllen. Der Weiße griff in die Rocktasche und gab ihm eine Handvoll. Am nächsten Tag sucht die Rothhaut den Weißen überall auf. „Warum denn?" fragen einige. — „Ich fand Geld in dem Tabak." — „Ach was! behalt es, es war dir geschenkt," meinten die Umstehenden. — Aber der Indianer schüttelte den Kopf und sagte: „Ach ich habe hier (auf die Brust deutend) guten Menschen und bösen Menschen. Guter sagt: Geld nicht dein, gibs zurück. Böser sagt: Geld dein, dir geschenkt. Guter sagt: Ist nicht wahr, Tabak dein, Geld nicht dein. Böser sagt: Schadet nichts, Niemand weiß davon, kaufe Rum. Guter sagt: Pfui, nichts dergleichen! Armer Indianer weiß nicht, was thun, liegt nieder zu schlafen, aber kein Schlaf; guter Mensch und böser Mensch reden die ganze Nacht und machen viel Noth. So jetzt Geld zurückbringen, dann wieder froh." So liebt Peter auch den Spruch anzuführen: daß Gott die Person nicht ansieht, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet und recht thut, der ist ihm angenehm, — und wendet ihn namentlich gern auf Christen anderer Bekenntnisse an, deren aufrichtigen Wandel er mit

sichtlicher Theilnahme und Freude anschaut, als ein Mann, frei von kindischen Vorurtheilen.

Doch theilt er natürlich aus der Methodisten-Mission die meisten und lieblichsten Züge mit. Miss. Prindle hatte ihm z. B. erzählt, wie gar tief gesunken er die Indianer in Canada getroffen habe, so daß er und seine Begleiter über den Auftrag, eben diesen das Evangelium zu predigen, geradezu gelacht haben. Bald darauf sei Dr. Bangs nach Canada gekommen und habe in Duffin's Creek gepredigt, freilich mit stärkerem Glauben als seine Vorgänger. Da sei dann der Häuptling in Thränen ausgebrochen und habe seine Arme dem Doktor um den Hals geschlungen mit den Worten: Ich will ein Christ werden und Du mußt mein Lehrer sein. Und dann habe das Werk rasche Fortschritte gemacht, so daß bald auch die Indianer ihre Ohrenringe und andern Schmuck in die Missionskasse geworfen haben. – Da weiß er von einem zwölfjährigen Knaben in Munseystadt zu erzählen, einem John Caleb, dem seine Eltern Flinte und Pferd abnahmen und sie um Feuerwasser verkaufen wollten, wenn er die Schule und Kirche nicht aufgebe. Ihm aber lag mehr an Lehre und Gebet, als am Schießen und Reiten; er ließ sich Alles gefallen und betete fort für die Eltern, bis der HErr auch sie bekehrte. — Andere Indianer kamen nach Credit und baten Peter um Gewehre, ihre Feinde zu erschießen, weil sie zu Felde lägen. Er fragt, was sie damit meinen, und sie erklären, daß unter den geistlichen Gewehren die Bibelübersetzung verstanden sei.

Peter hat seine Herzenslust an ergreifenden Erweckungen und unerwartet raschen Bekehrungen; doch auch das stille Wachsthum in Gnade und Erkenntniß verfolgt er mit scharfem Auge. Mit der Annahme des Christenthums regte sich immer auch die Willigkeit, sonstige Bildungselemente von den Europäern anzunehmen; dann lehrten sich die Indianer unter einander die Buchstaben oder die Zahlen (s. Abbildung). Wie viele Frauen tragen dort das schwere Kreuz, an einen Trunkenbold gebunden zu sein! Einmal da die Zuhörer aufgefordert wurden, Fragen zu stellen, äußerte eine solche Kreuzträgerin: Mein Sohn hat mir aus dem Testament gelesen, daß Mann und Weib Eines seien. Gesetzt nun, das Weib ist bekehrt und der Mann ein Säufer, wie macht sich das im Tode? Zieht der Mann das Weib mit in die Hölle, oder geht jener mit dieser in den Himmel? — Eine andere sieht ein Kind ums andere sterben, aber der

Mann geht unbekümmert dem Trunke nach. Der letzte hoffnungsvolle Sohn ertrinkt im Mühlbach von Credit und die einzige Tochter siecht an der Schwindsucht dahin. Und die Frau hält doch fest am Trost des Evangeliums und singt wieder und wieder:

Die Meinen sind vorangegangen,
Ich bin nunmehr allein mit Dir ꝛc. —

Sieben Kinder hat der edle Thomas nach einander begraben. Als Peter dem siebenten die Leichenrede gehalten hatte, steht Thomas auf und sagt: „Brüder und Schwestern, ich begrabe heute das siebente Kind. Ich klage nicht, daß der große Geist sie alle weggenommen; vielmehr ist mir nun, als reichen sieben Seile vom Himmel herab an mein Herz und ziehen mich hinauf. Keines der sieben wird reißen, bis ich droben bin und alle die lieben Kinder wieder finde." — Man darf sich gewiß der Hoffnung hingeben, daß auch in diesen scheinbar aussterbenden Völkerresten das Evangelium sich als eine Kraft Gottes erweist, selig zu machen alle, die daran glauben, ja auch als ein Heilmittel, das die schon verdorrende Wurzel des Volkslebens erfrischt, verjüngt und zu neuen Trieben befähigt.

Aus seinen späteren Jahren erzählt Peter folgende Anekdote: Bald nachdem die Indianer an der Quinty-Bai sich bekehrt hatten, begab es sich, daß einer aus ihrer Zahl durch das Kolonistendorf gieng und vom Schall der Predigt in einem Schulhaus angezogen wurde. Er hätte gern mehr gehört von den Worten des großen Geistes, so trat er ein und setzte sich neben der Thüre nieder. Er hörte und hörte; aber statt der guten alten Bibel hatte der Prediger von einem andern Buche viel zu rühmen, das er die Mormon-Bibel nannte und viel besser und verständlicher fand als das ältere Buch. Er erzählte, wie Joe Smith es aus dem Boden gegraben und von oben herab befähigt wurde, es zu übersetzen. Als der Prediger fertig war, forderte er die Zuhörer auf, ihre Gedanken auszusprechen. Alle blieben stille, und da kein Weißer für die alte Bibel ein Wort einzulegen sich bemüßigt fand, stand endlich der Indianer auf und fragte: „Darf Indian sprechen?" — Ja wohl darf Indian sprechen. — „So hört. Vor vielen Wintern gab der große Geist sein gutes Bibelbuch dem Bleichgesicht über dem großen Wasser. Der nahm und las es, und es machte ihm das Herz über und über fröhlich. Nach und nach kam der Weiße herüber zu unserm Land und brachte das gute Buch mit. Er gab es dem armen Indian. Der hören, verstehen, sein Herz

auch fröhlich werden sehr. Darüber der böse Geist Madschimanidu ärgerlich, auch versuchen ein Buch zu machen und es ganz ähnlich dem machen wollen, das der gute Geist machte; aber es gelang nicht. So schämte er sich seines Machwerks, gieng in den Wald, grub ein Loch in den Boden und verbarg darin sein Buch. Dort es viele Winter gelegen, Joe Smith kommen und es aufgraben. Dieß ist das Buch, von dem der Prediger so viel sagte. Ich halte fest die gute alte Bibel, die mein Herz so glücklich gemacht hat. Ich nichts zu thun haben mit des Teufels Buch."

Einer der interessantesten Freunde unsers Peter war der Häuptling Shawandais, bekannt als John Sunday durch einen Besuch in England, der ihm einen in christlichen Kreisen unvergeßlichen Namen verschaffte; derselbe war schon 30 Jahre alt, als er sich zu Christo bekehrte. Früher ein Heide, gleichgiltig gegen alle Bildung, lernte er nun in einer halben Stunde das Alphabet; in einigen Monaten konnte er fertig lesen, und nach schweren Anfängen gelang ihm auch das Schreiben. Am Besten aber kam er mit dem Reden zurecht. Wunderbar war der Eindruck, den seine originellen Worte auch auf englische Versammlungen machten; z. B. auf einem Missionsfest in Hamilton (1845) schloß er mit folgenden Worten: „Gewiß ist auch heute ein gewisser Herr in diesem Hause, ein sehr feiner und vornehmer Herr, aber überaus bescheiden. Er mag sich nur gar nicht zeigen; weiß nicht, wie lange es ist, seit ich ihn sah, er geht so wenig aus. Ich fürchte, er verschläft einen sehr großen Theil seiner Zeit, da er doch sich umthun sollte, um Gutes zu wirken. Er heißt Herr Gold. Ei, Herr Gold, sind Sie diesen Abend hier? oder schlafen Sie in Ihrer eisernen Kiste? Kommen Sie doch heraus, Herr Gold, und helfen Sie uns an der großen Aufgabe, das Evangelium aller Kreatur zu verkündigen! Ach, Herr Gold, Sie sollten sich schämen, so lang in Ihrer Kiste zu schlafen, sehen Sie doch auf Ihren weißen Bruder, Herr Silber. Wie viel Gutes schafft der in dieser Welt, während Sie schlafen. Auf und heraus, Herr Gold! Ja, beschauen Sie sich nur auch Ihr kleines braunes Brüderlein, das Herrlein Kupfer. Der ist doch überall; dieses Brüderchen läuft unermüdlich herum, und richtet aus, was es nur immer vermag. Warum wollen Sie nicht kommen? Bitte doch, kommen Sie hervor, Herr Gold! Nun wenn Sie durchaus verborgen bleiben und

sich nicht selbst präsentiren wollen, dann bitte ich, senden Sie uns wenigsten Ihr Hemd, eine Banknote!"

J. Sunday reiste einmal mit Miss. W. Case in die Vereinigten Staaten, um für die canadische Mission Beiträge zu sammeln. Da saßen sie eines Tages bei einem wackern Prediger zu Tisch, der voll Freude, einen wirklich bekehrten Indianer zu sehen, von der Seligkeit des Glaubenslebens redete. Unter andern Schüsseln stand auch geriebener Meerrettig vor unserm Häuptling; der meinte, das unbekannte Gericht werde wohl etwas recht Süßes sein und nahm einen Löffel voll in den Mund, worauf ihm die Augen überliefen. Der Prediger war so warm geworden, daß er Johns Thränen für die Wirkung seiner Reden hielt und, nach wesleyanischer Art, mit Macht ausrief: „glory, glory, glory! (herrlich)" — John aber deutete, sobald es ihm möglich war, auf den Meerrettig und sagte: „O, es ist das, nur das!" — So ist dieser gute Indianer stets bei der Einfalt der Wahrheit geblieben, und hat sich des gefährlichen, oft übertriebenen Beifalls, den er erntete, nach Kräften erwehrt. —

Das möge genügen, uns einen Blick in die besonderen Schwierigkeiten und Kämpfe dieser Indianer-Missionen Canada's zu eröffnen, wie es auch zum Zeugniß dient, daß der HErr sich aus jenen Stammresten noch tüchtige Rüstzeuge erwählt, die nicht zu erröthen brauchen, wenn man sie nach dem Erfolg ihrer Arbeit fragt. Auch der neueste Bericht von diesen Missionen erzählt von Fortschritt in mehrfacher Hinsicht, doch freilich von keinem ununterbrochenen; wo wäre ein solcher auch zu finden!

Der Aufstand in Jamaika.

Es liegt uns ob, die Mittheilungen über dieses traurige Ereigniß, wie sie S. 145 ff. gegeben wurden, zu vervollständigen und abzuschließen.

Am 19. Juni wurde dem englischen Parlament der Bericht der Kommission vorgelegt, welche die Regierung nach Jamaika gesandt hatte, um das Verfahren der dortigen Behörden im Oktober des ver-

flossenen Jahrs genau zu untersuchen. Im Grunde ist er nur eine Bestätigung dessen, was schon vorher verlautete. Der Grund der Mißstimmung der Neger am Ostende der Insel lag hauptsächlich in ihrem Mangel an Vertrauen zu den Gerichten, denen die Schlichtung fast aller ihre Interessen berührenden Streitigkeiten übertragen war. Mehrere von ihnen hegten bittere Feindschaft gegen ihre politischen oder persönlichen Gegner, und auch Solcher gab es nicht Wenige, die sich den Tod oder die Vertreibung der weißen Bevölkerung der Insel zum Ziel setzten. Obgleich der ursprüngliche Plan, die bestehende Obrigkeit zu stürzen, auf den kleinen Distrikt von St. Thomas beschränkt war, breitete sich der Geist der Auflehnung denn doch so schnell über einen bedeutenden Landstrich aus, daß die Untersuchungskommission glaubt, es hätte noch einen ungleich größeren Verlust an Menschenleben zu beklagen gegeben, wenn die Aufständischen durch einige Erfolge zum Weitergehen ermuthigt worden wären. Sie lobt daher die Schnelligkeit und Kraft, mit welcher der Gouverneur den Aufstand im Beginn niederwarf, tadelt aber die unnöthige Verlängerung des Belagerungszustandes und das Uebermaß der verhängten Strafen. Sie erklärt frei heraus, das Todesurtheil sei zu oft ausgesprochen, Peitschenhiebe unbekümmert, ja in Bath in eigentlich barbarischer Weise ausgetheilt worden, und nennt die Einäscherung von 1000 Wohnhäusern geradezu muthwillig und grausam. Im Ganzen fielen 439 [?] Eingeborne als Opfer des Aufstandes; 60 wurden auf den Ausspruch des Kriegsgerichts gepeitscht, eine ungleich größere Zahl aber ohne alles und jedes Verhör; im Ganzen erlitten schwerlich weniger als 600, worunter auch Weiber, diese entehrende Strafe. In Betreff des unglücklichen Gordon erklären die Untersuchungsrichter, seine Verhaftung sei durch die öffentliche Sicherheit geboten gewesen, aber die Billigkeit hätte erfordert, ihn nicht vor das Kriegs-, sondern vor das Civilgericht zu stellen und zwar mit allen Vertheidigungsmitteln, die die Gesetze jedem Angeklagten gestatten. Es sei zwar mit großer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß Gordon durch Wort und That viel zu der Aufregung der Gemüther beigetragen habe, die den Aufstand zur Folge hatte, aber es fehle jeder genügende Beweis dafür, daß er die Grenzen einer erlaubten Opposition gegen die Regierung überschritten und sich bei dem Aufstand in Morantbay oder bei einer weiter verzweigten Verschwörung, wenn überhaupt eine solche bestand, betheiligt habe.

Erwiesen ist also, daß Gouverneur Eyre mindestens mit großer Schwäche sein eigenes besseres Urtheil durch die ihn umgebende Aufregung verdunkeln ließ, und dann, nicht zufrieden mit dem sichtbaren Erfolg seiner schnellen und kräftigen Maßregeln, selbst von dem Schrecken, wenn nicht gar von der Bitterkeit der Mehrzahl der weißen Einwohner Jamaika's angesteckt wurde. Man darf zwar annehmen, daß er lange nicht um alle Abscheulichkeiten wußte, die im Namen des Gesetzes begangen wurden, aber die heilige Pflicht hat er jedenfalls versäumt, die Strenge des Kriegsrechts auf die engsten Grenzen zu beschränken und ein wachsames Auge auf die Art zu haben, womit dasselbe ausgeübt wurde. Ferner konnte ihm die rohe Behandlung des armen Gordon, dessen Verurtheilung und Hinrichtung die Untersuchungskommission ein beklagenswerthes und verwerfliches Ereigniß nennt, unmöglich entgehen, da er sich auf demselben Schiffe befand, auf dem jener krank bei Wasser und Brod unter der glühenden Sonne auf dem Verdeck liegen mußte.

So klar die Untersuchungskommission das verübte Unrecht darlegte sind doch verschiedene englische Zeitschriften nicht ganz zufrieden mit ihr und meinen, sie hätte die Schuldigen schonungsloser nennen und den Gerichten überweisen sollen. Dem Gericht des eigenen Herzens werden diese jedenfalls nicht entgehen, wie schon ein bedeutungsvoller Vorgang zeigt. Jener Oberst Hobbs, der so schonungslos gegen die Neger verfuhr, war ganz betroffen, als er vernahm, wie allgemein sich die öffentliche Stimme in England gegen ihn erklärte. Er wurde schwermüthig und stürzte sich von dem Schiffe, auf dem er nach Europa zurückkehren sollte, ins Meer!

Der Kolonialsekretär aber äußerte im Parlament: „Ich weiß von keinem Fall, in welchem ein Gouverneur sich gleiche Strenge erlaubt hätte, wie Herr Eyre. Im Jahr 1859 brach ein gefährlicher Aufstand in Cephalonia aus und vier Tage lang hatten die Truppen zu kämpfen, dennoch wurden nur 20 Personen hingerichtet. Bei der Rebellion in Ceylon, da drei hitzige Gefechte vorfielen, und große Gefahr erwiesenermaßen bestand, beschränkte sich die Regierung darauf, 18 der Anführer am Leben zu strafen. In Jamaika aber ist nur ein Schuß gegen die Truppen, und sind im Ganzen blos fünf Schüsse gegen die unregelmäßigen Corps abgefeuert worden, daher die Menge der Hinrichtungen durchaus unbegreiflich bleibt. Weder in Polen noch in Ungarn ist je ein solches Strafgericht über Aufständische

ergangen, ein Umstand, der uns als Nation aufs tiefste demüthigt. Der neue Gouverneur ist ermächtigt, die Beamten und Offiziere, die sich Grausamkeiten zu Schulden kommen ließen, zur Rechenschaft zu ziehen.".

Nachträglich hat nun ein Herr Price über die leidige Geschichte ein Buch geschrieben,*) das volle Aufmerksamkeit verdient. Price hat 22 Jahre in der Kolonie zugebracht, und zwar als einer der höchsten Beamten der Insel. Er ist ein gemäßigter kirchlicher Mann, daher den Baptisten nicht sehr geneigt; immerhin denkt er frei genug, um auch die Geistlichen der letztern Kirche auf Jamaika scharf zu kritisiren. Ihm scheinen die Neger nicht so schwer besteuert, wie Dr. Underhill's Klagen vermuthen ließen. Auch die theure Zeit, veranlaßt durch die große Dürre, scheint ihm die gereizte Stimmung der Neger nicht hinlänglich zu erklären. Vielmehr findet er die Hauptursache des Aufstands in dem launischen und ungeschickten Benehmen des Gouverneurs. Im März 1862 hatte Herr Eyre, als einstweiliger Stellvertreter Herrn Darling's, die Regierung der Insel übernommen, und alle Klassen wetteiferten in entgegenkommendem Empfang des neuen Herrschers; nach zwölf Monaten hatte er es dahin gebracht, daß, einige wenige Familien ausgenommen, jede Abtheilung der Bevölkerung ihn herzlich haßte. So gedankenlos hatte er gereizt, wo er hätte gewinnen sollen, und Argwohn gesäet, wo seine Pflicht gewesen wäre, die Dinge bis auf Darlings Rückkehr in möglichster Ruhe zu erhalten. Den Kolonialminister aber beschuldigt der Verfasser eines gewissen Leichtsinns, indem derselbe Eyre's Untauglichkeit für diesen Posten bald genug erkennen konnte, daher er diesem die Stelle Darlings nicht hätte definitiv übergetragen sollen. Die Weißen der Insel haben lange vor den Unruhen Eyre's Verfahren aufs entschiedenste verurtheilt; erst der Schrecken des Negeraufstandes hat sie im Augenblick der Gefahr mit dem Gouverneur wieder versöhnt und seinen Eifer im Austreten des von ihm angezündeten Feuers lobenswerth finden lassen.

Price fährt fort: „Ich bin kein Philanthropist; denn ich war der Mann, der in der Abgeordnetenkammer das Prügelgesetz vorschlug, welches der sel. Gordon so abscheulich fand. Die freien Neger aber waren von Herzen für diese Maßregel, weil sie dadurch ihre Pflan-

*) Jamaica and the Colonial Office: who caused the Crisis? By G. Price, Esq.

zungen gegen Obstdiebe zu sichern hofften. Ich habe auch für die Zuchthäusler strengere Behandlung, Hosen aus Reissäcken, die Tretmühle ꝛc. empfohlen, weil ich denke, dergleichen schickt sich für den schwarzen, wie für den weißen Müßiggänger. Also bin ich kein 'Freund der Schwarzen', aber ich wünsche, daß sie gerecht behandelt werden. Ich halte sie für bildungs- und besserungsfähig; sehe ich doch, wie sie alljährlich die Ausfuhrlisten ihrer Erzeugnisse vergrößern und immer bedeutendere Massen Einfuhrartikel sich anschaffen, auch an den Schulden der Insel und ihren Zinsen tüchtig abzahlen. Ich kenne die vielen Fehler der Neger, finde aber bei den untersten Klassen von Engländern und Irländern ganz ebenso namhafte Fehler, obgleich dieselben sich einer viel höheren Civilisation rühmen. Sodann aber kenne ich viele fleißige und glückliche Schwarze, die es den Weißen in Ergebenheit gegen die Regierung und im Sinn für Recht und Ordnung gleich thun, so daß in den meisten Beziehungen die Bauern Jamaika's wohl eine Vergleichung mit dem niederen Landvolk der britischen Inseln aushalten können." Tief bedauert Price Gordon's unglückliches Loos und redet nur mit herzlicher Achtung von dem widerrechtlich verurtheilten, wohlmeinenden Manne; eine Kundgebung, die um so größere Aufmerksamkeit verdient, da in politischen Fragen Price sein entschiedener Gegner war.

Eyre ist nun in England gelandet und hat, statt sich stille zu halten, die Taktlosigkeit begangen, sich von den äußersten Tories als einen unschuldig verschrieenen Kämpen der Civilisation feiern zu lassen. Dadurch hat er die öffentliche Stimme zur Beurtheilung seiner ungesetzlichen Schritte in solcher Weise herausgefordert, daß er selbst der strengsten Rüge nicht entgehen kann, die fernen Kolonieen aber wohl einigen Vortheil daraus ziehen dürften, sofern die Minister hinfort ihre Leute mit größerer Sorgfalt auswählen werden.

Entschieden erhellt übrigens aus den Mittheilungen der Missionare selbst, daß die Baptisten-Gemeinden am Ostende der Insel noch nicht reif zur Emancipation von europäischen Lehrern waren.

Man höre z. B. was der Prediger einer eingebornen Baptisten-Gemeinde in Jamaika, Georg Trueman, über die sogenannten Erweckungen unter denselben, die in der Zeit vor dem Aufstand viel besprochen wurden, erzählt: „Männer und Frauen wohnen gleichermaßen diesen Versammlungen bei und bleiben zuweilen 3—4 Tage ohne Speise und Trank. Diese ganze Zeit über singen und heulen

sie in entsetzlicher Weise fort und steigern sich dadurch in einen Zustand von Erregtheit hinein, in dem sie die größten Ueberspanntheiten begehen. Sie werfen sich zu Boden und geben vor, zu weissagen; Einige behaupten, sie sehen den Herrn und die himmlischen Heerschaaren; Andere beschreiben Personen, die sie in ihrem Leben nie gesehen hatten, als nun im Himmel wohnend. Männer springen in dieser Verzückung zuweilen zu hohen Fenstern hinaus, ohne sich zu verletzen; auch Geißelungen finden in diesen Versammlungen statt. Sie werden an den Weibern von einer Frau vollzogen, die man die 'Pathin' nennt, an den Männern von einem Manne mit dem Titel des 'Hirten', Diese Büßungen werden als Strafen für begangene Sünden auferlegt. jedoch selten mit heilsamen Erfolg." Denn obgleich die Gegeißelten hinfort für los von der Sünde gelten, kannte Trueman kaum einen derselben, der hintennach nicht so schlimm gewesen wäre wie zuvor. Während solche „Erweckungen" stattfinden, rauchen, trinken und tanzen die Leute nicht; auch hörte Trueman nie, daß die langen Versammlungen zu sittlichen Verirrungen zwischen beiden Geschlechtern geführt hätten. Dennoch aber glaubt er, daß sie verderblich auf das Volk wirken, und hat gethan, was in seiner Macht stand, um ihre Einführung in seinem in der Nähe von Kingston gelegenen Distrikt zu verhindern.

Die Baptisten-Mission hat nun angefangen, durch eine Besuchsreise von tüchtigen Geistlichen jenen verwahrlosten Distrikt Jamaika's, die Morantbai und ihre Umgebung, in bessere Pflege zu nehmen. Der HErr gebe, daß auch hier, wie so oft in Seinem Reich, die Fehler der Menschen zur Förderung Seiner Heilsabsichten beitragen müssen!

Missions-Zeitung.

Christenverfolgung in Korea.

Aus dem Königreich Korea sind am 7. Juli dieses Jahrs sehr betrübende Nachrichten in China eingelaufen. Eine koreanische Dschonke mit französischer Flagge landete an jenem Tage im Hafen von Tschifu den katholischen Missionar Ridel und elf bekehrte Koreaner, die sich auf der Flucht vor einer von dem Vater des regierenden Königs verhängten Christenverfolgung befanden. Pater Ridel erzählte: Der König habe im verflossenen Febr. die Nachricht erhalten, wie die Russen seine Grenze überschritten haben und mit seinen Unterthanen in Verkehr getreten seien. Zu gleicher Zeit haben die koreanischen Gesandten aus China berichtet: es seien

dort zwei katholische Missionare ermordet worden, ob es nicht gut wäre, diesem Beispiel zu folgen. Daraufhin wurde der Befehl erlassen, alle katholischen Missionare in Korea (evangelische arbeiten dort nicht) zu ermorden und die Christen auszurotten. Zwei französische Bischöfe und sieben Priester wurden verhaftet und nach grausamer Folter enthauptet. Als eine besondere Gnade wurde einigen der Missionare die Bitte gewährt, am Charfreitag hingerichtet zu werden. Nur drei Priester, die sich in den Bergen versteckten, blieben verschont. Sie beschlossen, einer von ihnen solle versuchen die Küste zu erreichen, und in Tschifu für die Uebrigen den Schutz der französischen Regierung anzurufen. Pater Ridel wurde zu dieser Aufgabe erwählt und nur im Gehorsam trennte er sich von seinen Amtsbrüdern, um die Flucht anzutreten. Er schildert die an der christlichen Kirche in Korea verübten Gewaltthätigkeiten als entsetzenerregend. Einer beinahe nur von Christen bewohnten Stadt wurde befohlen, ihrem Glauben zu entsagen. Viele wurden gefoltert, andere flohen, die größte Bestürzung herrscht. Die heidnische Bevölkerung sei der Verfolgung abgeneigt, aber zu schwach, um sich ihr zu widersetzen. Am Anfang dieses Jahrs zählten die Priester an 50,000 Christen im Königreich. Die beiden zurückgebliebenen Missionare wollen, wenn es ihnen gelingt, den Nachforschungen der königlichen Soldaten zu entgehen, bis zur Ankunft neuer Missionare den Glauben der eingebornen Christen wach zu erhalten suchen, aber sie haben all ihr Eigenthum verloren. Die Missionsbibliothek in der Hauptstadt, welche verschiedene Schriften in koreanischer Sprache, namentlich aber zwei von den Missionaren verfaßte Wörterbücher — die Frucht 25jährigen ununterbrochenen Fleißes — enthielt, ist mit der Presse und dem Material zu neuen Werken vernichtet worden. Der Verlust der beiden Wörterbücher ist ein für die Kenntniß der koreanischen Sprache kaum zu ersetzender Verlust; die heiligen Geräthe, die zum katholischen Ritus gehören, wurden auf Befehl des Königs zerstört; die christliche Kirche war mit Ausrottung bedroht. Gerade als Pater Ridel das Land verließ, hatte die Verfolgung nachgelassen, weil der König fand, daß die Einbringung der Ernte darunter litt; aber der Befehl zur Fortsetzung des Vertilgungswerks im Herbst war schon gegeben.

Von Tschifu begab sich Pater Ridel nach Tientsin, um den dort weilenden französischen Admiral aufzusuchen, und man vermuthet, es werde ein Kriegsschiff nach Korea gesandt werden, um für das muthwillig vergossene Blut Genugthuung zu fordern.

Die Regierung Korea's ist sehr im Verfall. Die Wittwe des verstorbenen Königs nahm einen Jüngling zum Thronfolger an, und der Vater dieses Jünglings ist der Urheber aller jener Grausamkeiten. Ueber Vertheidigungskräfte, die es mit einem europäischen Gegner aufnehmen könnten, hat das Land nicht zu verfügen. (China Mail.)

Literatur.

Aus dem Nachlaß von E. F. Fink, Dr. theol. und Pfarrer an der Heilanstalt zu Illenau. Nebst einem Abriß seines Lebens. Herausgegeben von Dr. F. Ehrenfeuchter. Heidelberg, bei C. Winter, 1866 (1 fl. 40 kr.).

Wir möchten diese Schrift allen Predigern, so wie denjenigen Gliedern der Gemeinde, die neben und in dem Dienst der Liebe auch die Arbeit des Gedankens pflegen, herzlich empfehlen. In schmuckloser Form bietet sie eine Fülle von Anregungen, die ein edel angelegter, gründlich durchgebildeter, treu und redlich den Brüdern dienender Geist uns in Thaten und Worten hinterlassen hat. Wohl der theologisch gebildetste unter den Pfarrern seiner Landeskirche, hat Fink doch nicht an der Wissenschaft, sondern am Dienst der Gemeinde, die ihm freilich keine Allerweltsgemeinde war, seine Herzenslust gefunden. Geboren zu Kandern am 24. October 1806, hat er schon in früher Jugend aus dem nahen Basel die ersten Nachrichten von Heidenwelt und Missionsversuchen vernommen, hat sehnliche Blicke in die ferne Völkerwelt geworfen und sich selbst gewünscht, ein Missionar zu werden. Und er ist es geworden, wenn auch nicht im Ausland. Wir können seine Entwicklung hier nicht verfolgen, und bemerken nur, daß sie einen überaus freien Gang nahm, fern von aller pietistischen Einwirkung, bis auf einmal der Zeuge Christi unverkennbar vor dem Leser fertig dasteht, wohl erst vorsichtig und leise, bald aber so muthig und ganzherzig, als man ihn sich nur wünschen mag. Tief fühlt der Pfarrverweser schon die zahllosen Gebrechen der evangelischen Kirche, denkt ihnen nach und sucht zu helfen, so weit es seine Kraft vermag. Er fängt in seiner Gemeinde Leutesheim 1839 eine Kleinkinderschule an und besorgt sie erst allein mit seiner Gattin, dann mit einer Gehilfin. Er merkt nun, welch eine Menge von Anstalten nöthig wäre, um das System der Hilfe vollständig zu organisiren, eine Kinderpflegeanstalt, eine Nebenschule für Verwahrloste, eine Arbeitsschule für Knaben und Mädchen, eine Fortbildungsschule für die Größeren, und sucht das Bedürfniß allmählich zu befriedigen. Vom hergebrachten Unterschied der Laien und Geistlichen scheint er nichts zu wissen, ihm ists genug, wenn er dienen kann, und er thuts auf die ungezwungenste Weise, in Singstunden, durch Spaziergänge mit der Dorfjugend, durch Verhandlungen mit Alt und Jung an Winterabenden, bald vorlesend, bald erzählend, bald Schriften verbreitend. Am liebsten

erzählte und las er Missionsgeschichten, im Hause wie in der Kirche, wo er 1837 die erste Missionsbetstunde hielt. Ein Jahr später predigte der Judenmissionar Hausmeister in seiner Kirche, und seither war er auch für die Mission unter Israel thätig.

Am liebsten hätte er es gesehen, wenn „ein evangelischer Verein" die vielfach so zersplitterte christliche Thätigkeit einfach und klar nach allen Seiten hin zu leiten unternommen hätte. Das Schema der Arbeitsgebiete, in denen der Verein zu wirken hätte, war etwa folgendes:

I. Erziehung. 1. Kinderpflege (Waisen, Findelkinder, Blinde, Taubstumme, Cretinen). 2. Jugendpflege (Sonntagsschulen, Lesesäle, Dienstmädchenschule).
II. Unterstützung. 1. Armenpflege, Leihvereine, Sparkasse. 2. Krankenpflege, Spitäler ꝛc.
III. Zucht. 1. Besserung (Rettungs- und Arbeitsanstalten). 2. Gefängnißpflege (Züchtlinge, entlassene Sträflinge).
IV. Bibelverbreitung.
V. Gustav-Adolf-Verein, für deutsche und angrenzende Glaubensgenossen.
VI. Kolonistenpflege (in Amerika.)
VII. Mission.

Fink verwendete unendliche Mühe auf die Ausführung dieser Gedanken; denn ihm kam alles darauf an, die Sache aus der Theorie ins Leben zu führen und namentlich tüchtige Jünglinge und Jungfrauen für solche Dienste der Barmherzigkeit zu sammeln und auszubilden. Ein großes Ganzes zu organisiren gelang ihm freilich nicht; dazu ist schon unsere Zeitströmung nicht angethan, als vorherrschend zur Zersplitterung und Vereinzelung geneigt. Man muß daher froh sein, wenn die einzelnen christlichen Thätigkeiten sich nicht hindernd in den Weg treten und wenigstens ein unbewußtes Zusammenwirken zu Stande gebracht wird. Fink erkannte es als die Aufgabe unserer Zeit, „die Kirche in ihrer lebendigen Leiblichkeit anzuschauen, die in ihrer Entwicklung hervorgetretenen Gegensätze der Lehre und des Lebens nicht durch Verschärfung noch fester, vielmehr in ihrer Einheit dem Leben des Ganzen dienstbar zu machen, kurz darauf zu wirken, daß das Christenthum Sache des Gewissens und Lebens werde, eine That der lebendigen Gemeinde in allen ihren Gliedern." Und in dieser Thätigkeit hat er seine edlen Kräfte verzehrt. Im Jahr 1842 zum Pfarrer an der neuerrichteten Heilanstalt in Illenau ernannt, durfte er bis zu seinem plötzlich einge-

tretenen Heimgang (25. Juni 1863) dem Reiche Gottes in so vielfacher Weise dienen, daß sein Jugendwunsch, Missionar zu werden, reichlich in Erfüllung gegangen ist.

Wir erwähnen hier nur noch, was er für die Missionssache insbesondere gewirkt hat. Sein Missionsbüchlein in Katechismusform, zuerst 1840 erschienen und in vielen Auflagen verbreitet, hat wesentlich dazu beigetragen, die Missionssache als eine Gemeindepflicht und Gemeindethat erkennen zu lassen. In schlichter Einfalt, in durchsichtiger Klarheit und herzlichem Gefühl legt er dar, wie es das Wesen des Christenthums sei, sich auszubreiten, und wie Alle an dieser Aufgabe Theil nehmen können und sollen. In demselben Geiste hat er auch seinem Freunde Hausmeister ein schönes Denkmal gesetzt (die evangelische Mission unter Israel, Basel 1861). Das höchste Recht der Kirche, die ihr von Gott gegebene Macht zu beweisen in ihrem Verhältniß zur Welt, ist ihm die Mission. Für die Wissenschaft von ihrer Aufgabe hat er ein neues Wort erfunden, die Apostolik, die zeigen soll, „wie die Welt der Kirche gehört, in die Kirche eingehen, von ihr überwunden und verklärt werden muß. Hier ist die Kirche (schon auf Erden) ecclesia triumphans (eine triumphirende Kirche) im Bewußtsein und in der Kraft ihrer weltüberwindenden Macht. Es ist ihr absolutes Recht und ihre Pflicht, in die Welt, die nur Unheil hat, ihr Heil hineinzutragen."

Schwer bewegt hat ihn, den Mann der Einigung und des weitesten Herzens, die Trennung, welche durch konfessionelle und andere Fragen verursacht, störend in die Kreise der Gläubigen eingriff. Die Ausschließung der Reformirten vom Abendmahl der Lutherischen schien ihm eine thatsächliche Verläugnung des lutherischen Begriffs vom Sakrament. Habe doch das Abendmahl seine Kraft nicht von Menschenwillen und -Lehre, sondern von Gottes Wort, Segen und Gnade. „Das Sakrament ist nicht, was Menschen davon halten, sondern was der HErr denen, die ihn begehren, schenkt." Am meisten fühlte er sich daher von der freien und frischen Brüdergemeinde angezogen, in der er wie sonst nirgends das Bild einer apostolischen und evangelischen Gemeinde verwirklicht fand.

Auch in seelenvollen Dichtungen hat Fink es ausgesprochen, wie der Menschheit ganzer Jammer ihm so nahe gieng, und wie gewiß ihm das Heil war, das ihr in Christo aufgegangen. Sein „Samariter" und „Thurm zu Babel" sind ergreifende Missionslieder. Wir schließen unsere Anzeige mit einem Vers aus dem letzteren Gedicht:

Ja Du, o Heiland Jesus Christ, Du sammelst wieder neu
Das Menschenvolk, das Du erwarbst in Deines Glaubens Treu.
O baue Du Dein hohes Haus auf Deinen Gottes-Grund,
Gieß' Deines Geistes Feuer aus, so wird die Welt gesund.

Ripon Wasserfall am Nyanza.

Ostafrika.

Erst vor Kurzem haben wir (Augustheft S. 343) der ostafrikanischen Mission erwähnt, ohne zu erwarten, daß von jenem Erdstrich sobald wieder die Rede werden sollte. Allein es fügt sich so, daß die Aufmerksamkeit der Missionsfreunde noch einmal darauf gelenkt werden muß.

Es war Missionar Rebmanns Entdeckung eines schneebedeckten Berges (am 11. Mai 1848), was die geographische Forschung auf diese Gegenden concentrirte. Durch dieses eine Faktum, das sich nicht wegläugnen ließ, wenn auch gewandte Federn die Unmöglichkeit desselben bewiesen, „wurde Ostafrika eines der lockendsten Ziele für wissenschaftliche Helden.“*) Einem Deutschen, dem Baron von der Decken, war es dann vorbehalten, im August 1861 bis zu dem mächtigen Schneeberg Kilimandscharo, vorzudringen, und auf einer zweiten Expedition (November 1862) denselben zu ersteigen. Bis zu der Höhe von 14,000′ konnte er seine Begleiter bewegen, mit ihm hinaufzusteigen; dort übernachtete er auf dem Schnee, überzeugte sich, daß er es mit einem einstigen Vulkan und wohl dem höchsten Berge Afrika's (etwa 20,000′ hoch) zu thun habe, und sah sich genöthigt, seine Untersuchungen abzubrechen.

Indessen hatten andere Reisende sich dem Gebiet der großen Seen zugewendet, welchen die mächtigen Flüsse Ostafrika's entströmen. Burton und Speke besuchten von Sansibar aus (1857—58) den See Tanganyika und den weiter nördlich gelegenen Nyanza-See. Im Süden erreichten sodann (1859) Dr. Livingstone und Dr. Roscher fast gleichzeitig, aber an verschiedenen Punkten den großen Nyanza

*) S. Petermanns Geographische Mittheilungen 1866. II.

(S. 17), aus welchem der Schire dem Zambesi zufließt. Hauptmann Speke aber umreiste den nördlichen Nyanza (im Jahr 1862, siehe Miss. Mag. 1864, S. 441) und fand nun zu seiner hohen Freude, daß am Nordende dieses See's, den er Victoria-Nyanza taufte, wohl 3800′ über der Meeresfläche, der Nil gegen 2000′ breit seinen weiten Lauf beginnt. Inseln und Felsen, von Fischerhütten oder Krokodilen besetzt, zierten in bunter Mannigfaltigkeit die majestätische Fluth, in der Nilpferde schnaubten und Raubvögel jagten, während auf den weiten parkähnlichen Auen Heerden von Nsunnu und Hartebeests weideten. Und an dem nahen Ripon-Wasserfall, der etwa 500′ breit und 12′ hoch sein mag, war es dem Reisenden so heimatlich zu Muthe, daß er fast keine reizendere Stätte für eine Mission sich denken konnte (s. die Abildung).

In Gondokoro sodann begab es sich, daß Speke und Grant 1863, von ihren Nil-Entdeckungen zurückkehrend, den trefflichen S. W. Baker und seine junge Gattin trafen, entschlossen, ins Herz Afrika's vorzudringen. Er hörte von ihnen, wie sie im Victoria-Nyanza-See die Sammlung der Wasser erkannt hatten, denen der weiße Nil seinen Ursprung verdankt. Diesem Strome waren sie eine Strecke weit gefolgt, doch wo er sich rasch nach Westen wendete, hatten sie ihn verlassen müssen. Auch von einem See im Westen ihres Nyanza hatten sie gehört, den der Fluß durchströme. Daraus erkannte Baker, was ihm zunächst obliege, und nun drang er unter Gefahren, welche nur die rasche Besonnenheit seiner Gattin beschwor, in das schöne Latuka-Land (40 Stunden östlich von Gondokoro) vor, ein Paradies, bewohnt von rohen, fast nackten Wilden. Vom Sonnenstich getroffen, schwebte seine Gattin eine Woche lang am Rande des Grabes, das wirklich schon für sie gegraben wurde. Doch sie genas, und in drei Wochen erreichten sie den westlichen See, den Luta Nzige, jetzt Albert-Nyanza genannt, in 2700′ Höhe. Der See wurde dann eine geraume Strecke weit befahren und sein östliches Ufer, Unyoro, erforscht. König Kamrasi, dessen Bekanntschaft wir schon (Miss.-Mag. 1864, S. 441) gemacht haben, behielt sie ein ganzes Jahr bei sich; daß er sie überhaupt gehen ließ, scheint einem fast ein Wunder, nachdem Baker durch das Aufziehen einer britischen Flagge, womit er Kamrasi's Land unter Englands Schutz stellte, einen feindlichen Angriff von ersterem abgewendet hatte. Natürlich galt die Flagge für einen mächtigen Zauber, von dem jedoch Baker etwas zweideutig behauptete,

er sei nur in britischen Händen wirksam. Er hat ein sehr interessantes Buch über diese Entdeckungen veröffentlicht, welche den Einblick in die neue Welt, in die Speke uns einführte, nach vielen Seiten hin vervollständigen.*) Nachgewiesen ist jetzt also, daß der Nil aus dem Victoria-See an Kamrasi's Residenz, Mruli, vorbei nordwestlich in den Albert-Nyanza fließt, von wo er dann sich nordwärts wendet. Von Missionen, das sei beiläufig bemerkt, hofft Baker nichts für jene Gegenden, so lange nicht der Sklavenhandel, der sie verheert, ausgewurzelt werde.

Beide Seen liegen unter dem Aequator. Fast in gleicher Breite, aber 2—300 Stunden weiter östlich, fließt der Dschuba und südlicher der Osi in den indischen Ocean. Dort versuchte nun Baron von der Decken ins Innere des Landes einzudringen, indem er die Flüsse als Wasserstraßen zu benützen gedachte. Zuerst machte er sich an den Osi; es gelang ihm nicht. Er verließ im Juni 1865 Sansibar wiederum mit zwei Flußdampfern, um damit in den Dschuba einzufahren. Das glückte dem einen Dampfer so ziemlich, während der andere in der starken Brandung verloren gieng. Langsam rückten die Deutschen den Strom hinauf, unter gemischter Bevölkerung von allerlei Heiden und Muhammedanern. Man passirte da Stellen, wo auch die Gala in trockener Jahreszeit an den Fluß herabkommen, um ihre Heerden zu tränken. Am 19. September aber erreichte man die Stadt Berdera, wo ein strenger wahabitischer Muhammedanismus herrscht, daher schon das Rauchen des Barons großen Anstoß gab. Er wurde in unangenehme Verhandlungen verwickelt, in welchen er wohl nicht immer die kaltblütige Ruhe des vollkommenen Afrika-Reisenden behauptete. Sein Dampfboot, der Welf, fuhr auf einem Felsen auf und sprang einen solchen Leck, daß ausgeladen werden mußte. Indessen sank der Strom unerwartet schnell, und auf Fahrwasser, wie es die Rückkehr erforderte, durfte man sich kaum mehr Rechnung machen. Während nun der Baron sich etliche Tage in Berdera aufhielt, wurden am Sonntag den 1. Oktober die auf dem Schiff und im nahen Lager beschäftigten Deutschen von den Berdera-Leuten überfallen und mehrere getödtet; die übrigen entrannen mit größter Mühe auf dem kleinen Boot, erreichten am 6. die Mündung des Flusses und fanden dort ein Negerfahrzeug, das sie nach Sansibar zurückbrachte. Wohl

*) The Albert Nyanza etc. By S. W. Baker. 2 Voll. London 1866.

dampfte dann ein englisches Kriegsschiff (November) dem Tschuba zu, konnte aber nur in Erfahrung bringen, daß der Baron schon vor dem Angriff auf seine Leute durch den fanatischen Häuptling von Berdera umgebracht worden war.

Ein preußisches Missionsblatt,*) welches die Folgen des deutschen Krieges bespricht, mag sich „gewisse Hintergedanken" doch nicht zurückdrängen. „Unser Vaterland," heißt es dort, „hat sich jetzt ans Meer herangemacht und zwar an die Nordsee. Das bedeutet etwas. Nämlich dieses, daß es von nun an eine das Meer befahrende Macht zu werden gedenkt. Dazu gehören aber nach dem bisherigen Gang der Weltgeschichte Kolonieen. Vor 200 Jahren machte der große Kurfürst einen Anfang damit, indem er auf der Zahnküste in Westafrika ein Gebiet erwarb und darauf eine Festung erbaute. Von seinem Enkel ward diese Kolonie an Holland verkauft. Hätten wir sie noch, sie käme uns jetzt sehr zu paß. Nun muß von Frischem ausgeschaut werden. Es hat schon verlautet, daß mit Dänemark Verhandlungen wegen Abtretung einiger westindischen Eilande schweben, und ich wüßte noch einen andern Ort, wo sich gerade etwas machen ließe, insofern die Somali an der Ostküste Afrika's von Gottes und Rechtswegen für die Ermordung des Barons von der Decken eine Strafe haben müßten. Da stehen wir also vor der Aussicht, bald einmal preußische Heiden, du verstehst, Heiden zu bekommen, die gleich uns Preußen wären und also das erste Anrecht darauf hätten, daß die preußischen Missionen sich ihrer annähmen, was um so mehr ihre Schuldigkeit sein würde, als sich dann ja auch die auswandernden Preußen nach den kolonialen Gebieten gezogen fühlen würden. Dir ist klar, hier eröffnet sich ein Blick, der in weite Fernen sieht, und wäre „der Krieg der sieben Tage" in seinen Früchten von dieser Tragweite, welch eine Bedeutung für das Reich Gottes hätte er!"

Wir wollen diesen Hintergedanken eines frommen Preußen nicht unterdrücken, wünschen vielmehr von Herzen, daß er sich irgendwie verwirkliche. Und wie man nach einem Strohhalm greift, wenn einem die Angst das Herz zusammenschnürt, so darf man wohl auch dem herzlichen Wunsche den Ausdruck geben, es möchte sich irgend einer, der die Macht hat, jener Ostküste Afrika's bemächtigen und neben all den andern Zielen, die er dort verfolgen mag, die Schranken nieder-

*) Der Missionsfreund Nr. 8. 1866.

reißen, welche jene hilfsbedürftigen Länder von den mit dem Evangelium gesegneten Völkern trennen, dem Sklavenhandel und der muhammedanischen Propaganda ein Ziel setzen und Raum schaffen, daß die Botschaft vom Frieden verkündigt werden könne. Nicht, daß wir eben große Erwartungen hegten, am wenigsten die, daß etwa „ein Krieg der sieben Tage" auch dort den Ausschlag herbeiführen könnte, wo vielmehr ein Feldzug vieljähriger Geduld in Aussicht stünde; aber es schickt sich zuweilen für den Christen, wär's auch nur im Traume, seiner Nation ein großes Ziel zu wünschen. Und so sei denn auf den „abenteuerlichen Gedanken", von dem früher einmal (Miss. Mag. 1864, S. 446) die Rede war, noch einmal hingedeutet, nachdem er — ohne Verabredung — von einer andern Seite her eine gewisse Unterstützung gefunden hat. Indessen nähert sich die Mission von verschiedenen Seiten diesem Gebiet, das im Süden Abessiniens und im Westen der Seeregion sich bis ans Weltmeer erstreckt.

Vor der Hand sind drei schwedische Missionare auf dem Weg zu den nördlichen Gala: Lange, in Basel gebildet, mit Schellberg und Kalson, den Erstlingen der Stockholmer Missionsanstalt. Sie haben ihren Weg ins Innere über Massawa zu nehmen versucht und werden freilich Mühe haben, in dieser Richtung die Gala zu erreichen, so lange in Abessinien alles drunter und drüber geht. Den Sendboten im letzteren Lande hat sich auch schon lange der Wunsch aufgedrängt, lieber den Heiden ihre Dienste anzutragen, als dem eingebildeten Christenvolke, dem man es mit aller Anstrengung doch nie recht machen kann. Wie protestantische Missionare auch von Süden her sich den Gala's nähern, wird sogleich des Weitern beschrieben werden.

Die römisch-katholische Mission ist in diesem Lande der Gala's schon seit dem Jahr 1851 thätig. F. G. Massaya, „apostolischer Vikar der Gala's und Sidama's", drang damals in das Land ein, nachdem er volle fünf Jahre sich um den Zutritt in seine Arbeitsstätte hatte bemühen müssen. Er arbeitet jetzt mit zwei Europäern und sechs einheimischen Priestern auf den Stationen Kafa, Guera, Gammara und Barro. „Der Gala," berichtet er, „entscheidet sich nur langsam; aber einmal entschlossen, bleibt er seinem Glauben unverbrüchlich treu; er ist bei weitem nicht so leichtsinnig als der Bewohner von Kafa (Sidama) und besonders der Abessinier. Letztere kommen durch Auswanderung in Masse zu uns, und sind sehr leicht

zu bekehren, geben aber bei der kleinsten Gefahr den Muth auf. Die Gala's werden uns, so hoffe ich, feste Männer, glaubensstarke, der wahren Tugend fähige Christen schenken; die einheimischen Priester, unsere Mitarbeiter, rechtfertigen diese Hoffnung." Indessen fühlt sich der Bischof zwischen dem ganz abgeschlossenen Abessinien und dem von der Küste vordringenden Islam sehr in der Enge. In Kafa, dem ziemlich ausgedehnten Reich der namenchristlichen, aber grundverderbten Sidama's, waren schon 400 Erwachsene getauft, als eine Verfolgung den Bischof von dort verdrängte; doch konnte ein eingeborner Priester die verwaiste Heerde bedienen. Bei dem muhammedanischen, doch befreundeten Fürsten von Guera, geht die Missionsarbeit leichter vor sich; die Zahl der Katholiken (etwa 300) ist im Steigen. Aus Nerea, wo 50 christliche Familien waren, hat der muselmanische Fürst die Mission vertrieben. Gammara zählt über 100 katholische Familien, doch wollen die meisten erst auf dem Todbette die Sakramente empfangen. In Barro waren nur erst einige Kinder getauft, doch gab es etliche 100 Katechumenen. Alles das sind kleine Reiche, mit wirklichen Gräben umgeben; ist man einmal drin, so ists schwer, wieder herauszukommen. An sie grenzen Fürstenthümer, wie das heidnische Dschinschiro (Sendschero bei Krapf), wo noch Menschenopfer im Schwange gehen, und Freistaaten wie Gudron (Guderu, Krapf), das vom benachbarten Abessinien beeinflußt ist. Das nördliche Galaland, von dem hier die Rede ist, besteht aus dem südlichen Theil der äthiopischen Hochebene und ist erst seit drei Jahrhunderten von den Gala's besetzt worden; semitische Sprachen, unter sich gar sehr verschieden, herrschen in ihnen allen vor.*)

Der Name Gala bedeutet nach Dr. Krapf**) in ihrer eigenen Sprache „Einwanderer", während sie selbst sich lieber Orma „Tapfere" nennen, daher Krapf ihrem Lande den Namen Ormania geschöpft hat. Nach seiner überaus günstigen Ansicht von diesem Volke ist es bestimmt, wenn christianisirt, dieselbe Aufgabe in Afrika zu erfüllen, welche in Europa den Germanen zufiel. „Welch ein herrliches Land," ruft er aus, „wenn es unter europäischen Einfluß käme! Wie schade, daß die Auswanderung von Europa nicht in jene Gegenden geleitet wird!" Er hält ihre Religion für verhältnißmäßig rein von Abgötterei, ein

*) Jahrbücher der Verbreitung der Glaubens. 1865. I.
**) Travels Researches and Miss. labors, London 1860.

höchstes Wesen (Wak, Mulungu) wird angebetet, Götzen gibt es nicht. In ihrer Sprache fand er fünf nicht wesentlich verschiedene Dialekte; Miss. Wakefield dagegen betont den bedeutenden Abstand der südlichen Galasprache von der nördlichen. Wir wenden uns zu seinen neuesten Mittheilungen.

Die südlichen Gala's.

Zwischen dem achten Grad nördlicher und dem dritten Grad südlicher Breite wohnt in Ost-Afrika, in viele von einander unabhängige Stämme getheilt, das Volk der Gala, schon seiner auf 6—8 Millionen geschätzten Seelenzahl nach eines der bedeutendsten des Welttheils, aber auch seiner geistigen Begabung wegen seit Jahrzehnten bereits ein Gegenstand liebender Theilnahme von Seiten der Missionsfreunde, ohne daß es diesen bis jetzt gelungen wäre, einen ihrer Sendboten festen Fuß unter demselben fassen zu sehen. Die im sechzehnten Jahrhundert aus Inner-Afrika erobernd in Abessinien eingedrungenen Stämme begegneten zwar wieder und wieder den vereinzelten Dienern des Evangeliums auf jenem harten Arbeitsfeld; Krapf drang schon 1842 über die Grenzen Abessiniens hinaus südwärts in die eigentlichen Gala-Länder vor und traf später in der Nähe des Aequators wieder mit andern Galastämmen zusammen; zur Gründung einer Station unter ihnen brachte er es aber ebenso wenig als die Hermannsburger Brüder, die 1853 gleich an der Küste wieder umkehren mußten, weil der muhammedanische Herrscher von Sansibar sie mit mißtrauischem Auge betrachtete. Um so erfreulicher ist daher die Kunde, die Missionar Wakefield nach einer im Oktober 1865 unternommenen Untersuchungsreise von der Bereitwilligkeit der südlichen Gala gibt, einen Lehrer aufzunehmen. Von der Station Ribe in der Nähe von Mombas aus, wo sich 1861 die von Krapf auf die ostafrikanische Küste eingeführten Freimethodisten vorerst niedergelassen hatten, wagte sich Wakefield zehn Tagereisen weit ins Innere hinein in Gegenden, die noch nie der Fuß eines Weißen betreten hatte. Es gehörte dazu kein geringer Muth, denn nicht einmal dem an der Küste wohnenden, etwa 50,000 Seelen zählenden Stamm der Wanika, mit denen sie in Handelsverkehr standen, hatten die Gala bisher den Eintritt in ihr Land gestattet. Es liegt uns an, für dieses neugeöffnete Missionsgebiet auch unsere Leser zu interessiren.*)

*) Footprints in Eastern Africa, or Notes on a visit to the South-

Am 4. September 1865 brach Wakefield auf und erreichte schon am folgenden Tag das Dorf Kāza ya Moiyo an der Grenze der Gala-Länder. In geringer Entfernung von diesem Platze wurde er bei einem 50jährigen Manne, Ya wa Mēdza eingeführt, der die Galasprache geläufig sprach, und in Handelsangelegenheiten schon oft die Grenzen überschritten hatte. Es gelang ihm, denselben zum Führer und Dolmetscher zu gewinnen, und nach einem gezwungenen Aufenthalt von 47 langen Tagen, die über dem Einkauf der zu einer afrikanischen Reise unvermeidlichen Geschenke und dem Einholen der königlichen Erlaubniß zum Eintritt in das Land verstrichen, konnte er am 17. Oktober endlich die Weiterreise antreten.

Die Karawane bestand außer ihm und Ya wa Mēdza aus einem halben Dutzend Gala unter der Leitung ihres Obmanns Goddāna, der vor dem Aufbruch sie in langer Rede ermahnte, die Gäste, die nun ihr Land besuchen wollen, freundlich und achtungsvoll zu behandeln, einigen Sawahili's (darunter einer sich als erst später zum Islam bekehrter Gala erwies), etlichen Wanika's, einem Eingebornen von dem nördlich gelegenen Patta und einer Gala-Frau, die Ya wa Mēdza von ihrem Manne anempfohlen war mit dem Versprechen, er solle eine Ziege oder Kuh zur Belohnung erhalten, wenn er sie sicher heimgeleite. Es war das die erste Gala-Frau, die Wakefield sah. Ihr ansprechendes Gesicht war von einem Stirnband üppig wuchernder afrikanischer Wolle gekrönt, ihr Hals mit einer Schnur Metallperlen umschlungen, an der ein aus Porcellan-Perlen, Messing und Eisen zierlich gearbeiteter Brustschild befestigt war; den Leib bedeckte ein anständiges Gewand aus gegerbten Ziegenfellen, das über der rechten Schulter geknüpft, beide Arme frei ließ und über den Hüften durch einen ledernen Gürtel zusammengehalten wurde. Diese Kleidung paßt augenfällig zum Schlüpfen durch das überall wuchernde Dornengeheck. Auf dem Rücken trug sie einen aus Ziegenfell verfertigten Reisesack und in der rechten Hand einen leichten Stab, als sie am zweiten Tage von einer Mais-Pflanzung aus sich an die Reisenden anschloß. In mäßigen Tagemärschen von 6—7 Stunden gieng es nun weiter, bald durch undurchdringliches Waldesdickicht, in

ern Galas, by Thomas Wakefield, Miss. of the United Methodist free Churches. London 1866. Das Werk enthält Wakefields sorgfältig geführtes Tagebuch mit mehreren Anhängen und einer Vorrede von S. S. Barton, General Mission Secretary.

dem ein vorausschreitender Gala zuweilen mit der Art den Weg zwischen scharfen Dornbüschen bahnte und die Gepäckträger nur auf den Knieen unter dem überhängenden Laubwerk durchkriechen konnten, bald durch eine weite, offene Wildniß, wo auf dem schmalen betretenen Pfade frische Spuren verschiedener wilder Thiere, namentlich auch die von Büffeln und Elephanten zu sehen waren, bald an einigen elenden, von hübschen Pflanzungen umgebenen Hütten oder an schönen Bergen vorbei, dann abermals durch spitze Dornen und Gestrüpp. Welches Labsal auf dieser Wanderung war nicht der Anblick eines Flusses, wenn er, da gerade die trockene Jahreszeit war, auch noch so träg der Küste zuschlich! Schon am zweiten Tage konnten die Reisenden ihren Durst am Mangūdo, einem Nebenflüßchen des Kilesi löschen; am vierten erreichten sie den Sabaki, der in der Ferne wie ein azurner Spiegel in smaragdnem Rahmen glänzte. Es ist eine menschenfreundliche Sitte unter den ostafrikanischen Trägern, daß diejenigen, welche zuerst einen solchen Erfrischungsplatz erreichen, schnell einige Kalabassen mit Wasser füllen und sie ihren schmachtenden Gefährten entgegentragen. Auch Wakefield rühmt dankbar das Belebende des ihm in dieser Weise dargereichten Trunks.

Der Sabaki war, als Wakefield ihn sah, etwa 60 Fuß breit und nirgends über drei Fuß tief; den Wasserzeichen nach, die W. am Ufer beobachtete, muß er aber zur Zeit der periodischen Regen ein ansehnlicher Strom von der dreifachen Breite und beträchtlicher Tiefe sein. In schönen Windungen strömte er schnellen Laufs nach S. S. O. hin, während das hohe Schilfrohr, da und dort mit Vogelnestern beladen, sich über sein sandiges Beet hinneigte. Köstlich ruhte sichs an seinem klaren, kühlen Wasser im Schatten der hohen Bäume, deren stolze Kronen von einem tief herabhängenden Gewirre von Schlingpflanzen umrankt, sich im Winde wiegten; weiterhin aber mußten die Reisenden sich meist mit dem in kleinen Teichen angesammelten Regenwasser oder sogar mit dem von schlammigen Pfützen begnügen, da die Mehrzahl der Bäche vertrocknet war. — Das Nachtlager wurde natürlich immer unter freiem Himmel aufgeschlagen. Ein und das andere Mal war es wohl eine Scene von dichterischem Reiz, wenn das Licht der angezündeten Feuer die Schläfer beleuchtete und mit dem dunkeln Laub der Bäume und Gesträuche spielte; dann und wann aber durchnäßte auch ein plötzlicher Regenschauer die Müden bis auf die Haut und zwang sie, wieder Holz zuzulegen und sich an

der neu angefachten Flamme zu trocknen, oder mahnte sie das Geheul der Hyänen und anderer wilder Thiere, auf ihrer Hut zu sein. Zu den Anstrengungen des Marsches kam den Tag über wohl auch mitunter die Nothwendigkeit, sich durch die Jagd frisches Fleisch zu verschaffen, was den ungeübten Jägern nicht immer gelingen wollte. Namentlich bemühten sie sich vergeblich, dem in diesen Gegenden häufig vorkommenden Madamäu, das ihnen von der Größe einer Kuh geschildert wurde, auf Schußweite zu nahen. In einer Entfernung von etwa zwölf Minuten sahen sie Heerden dieser Thiere auf den üppigen, stillen Weideplätzen gelagert, aber scheu ergriffen dieselben die Flucht, sobald sie die Ruhestörer gewahrten. Wakefield hält sie für eine große Antilopenart. Eine gar angenehme Ueberraschung wurde ihm durch die Bekanntschaft mit einem andern Glied der afrikanischen Thierwelt, jenem merkwürdigen kleinen Vogel (Tschitschiri), der sich überall dem Menschen zu nahen sucht und ihn durch seinen Lockruf zu wildem Honig führt. Die Gala und Walangulo sehen in ihm so sehr ihren Freund und Berather, daß sie ihm nachrühmen, er führe sie nicht nur zu Honig, sondern auch zu andern in der Wildniß versteckten Schätzen, wie Elfenbein, oder zu werthvollen Thieren, wie Elephanten und Büffel. Sobald sie seinen Lockruf hören, beantworten sie denselben und folgen dann dem kleinen Wegweiser von Baum zu Baum. Als er sich das erste Mal bei der Karawane einfand, kamen die ihm Folgenden wirklich mit einer reichen Beute Honig aus einem hohlen Baumstamme zurück; die andern Male war kein Gala zur Hand, und außer ihnen verstand Niemand die eigenthümliche Weise des Vogels, der etwas größer als ein Sperling und von bräunlich grauem Gefieder ist.

Im Süden des Sabaki dehnen sich die theils grün bewachsenen, theils sandigen Ebenen von Ulangülo aus, auf denen der Elephant, der Büffel, die Giraffe, das Quagga und verschiedene Arten von Antilopen weiden, der Strauß flüchtigen Fußes dahineilt, der Adjutant gravitätisch einherschreitet, Kranich, Falke, Habicht und Adler in den Lüften schweben und der Löwe, der Leopard und die Hyäne auf Beute lauern. Ausschließlich von der Jagd lebend, treiben sich unter diesen Bewohnern der Wildniß ohne feste Wohnsitze die Walangülo, die Zigeuner Ostafrika's herum (von den Gala Wäta genannt). Ein paar halbkreisförmig in die Erde gesteckte und oben zusammengebundene Baumzweige, über die noch eine leichte Grasdecke

geworfen ist, bilden ihr ärmliches Obdach, das eher einer längst verlassenen Laube oder dem Versteck eines vom Sturm überfallenen Thieres gleicht, als einer menschlichen Wohnung. Ihre Waffen bestehen einzig aus Pfeilen, welch letztere sie in einem Köcher auf der linken Schulter tragen. Einige ihrer Bogen sind nur vier Fuß lang und roh gearbeitet, andere dagegen über fünf Fuß lang und sehr schön geschnitzt; noch andere, eben so lange, aber viel gröbere, sind von einem Ende zum andern mit dicken Schnüren umwunden und mit Blut beschmiert, und haben schon manch tödtlichen Pfeil nach dem Elephanten, dem Rhinoceros und andern gewaltigen Thieren entsendet. Dieses unstäte Jägervolk schien Wakefield indeß trotz seines beständigen Kampfes mit reißenden Thieren und der Armseligkeit seiner Lebensweise ruhigen, bescheidenen und harmlosen Wesens.*) Etwas kleiner als die Gala's und in ihrer Kleidung diesen ähnlich, werden die Walangulo oft als deren Sklaven bezeichnet. Das sind sie im vollen Sinne des Worts zwar nicht, doch leben sie als überwundenes Volk in drückender Abhängigkeit von ihren Besiegern, denen sie die Hälfte des Ertrags ihrer Jagd als Tribut zu bringen haben. In der That ein hartes Loos für Männer, die nach viel Arbeit und Mühe und mancher in Gefahr durchwachten Nacht endlich einen Fang gethan haben, aus dessen vollständigem Erlös an der Küste sie sich und ihre Familien reichlich mit Kleidung und andern Lebensbedürfnissen versehen könnten! Noch empörender klingt es, daß die Walangulo die Gala nicht nur, statt des gewöhnlichen Grußes „neggēa", mit dem ihre Unterwürfigkeit bezeichnenden „tiririscho" anreden, sondern nach Ya wa Mēdza's Aussage dieses tiririscho oft auf den Knieen wiederholen, bis ihr übermüthiger Gebieter es durch Brummen und Ausspucken erwiedert, ja daß dieß sogar erwachsene Walangulo gegenüber von Gala-Kindern thun!

Ueber den Grund der Knechtschaft der Walangūlo hörte Wakefield durch Ya wa Mēdza und dessen Sohn zweierlei Sagen. Nach der einen kamen einst, als alle Männer des Stammes auf die Jagd

*) Ein Mulangulo kam einmal mit seinem Weib zu Wakefield und bat ihn um etwas Wahrsagerei: sie hatten beide in ihrer Hütte geschlafen und fanden am Morgen ihr Kind, das neben ihnen lag, verschwunden. Wo war es wohl hingekommen? Wakefield konnte nur vermuthen, ein wildes Thier möchte es fortgenommen haben. Auch die Eltern hielten das für das Wahrscheinlichste, verriethen aber keine außerordentliche Gemüthsbewegung.

gegangen waren, die Gala's und stahlen deren Frauen und Kinder. Um diese zurückzuerhalten, boten sie sich selbst zu Vasallen der Räuber an. Nach der andern waren die Walangulo schon lange im Besitz von Vieh, als die Gala's sich noch von Gras und Kräutern nährten. Lüstern nach den Heerden ihrer Nachbarn, lockten sie diese durch Zauberei weg, und erklärten den rechtmäßigen Besitzern derselben, sie werden sich bis aufs Blut um ihre Beute wehren. Die Walangulo aber kehrten heim, ohne ihr Eigenthum wieder erkämpft zu haben. — Bei Reisen ins Land der Gala's werden übrigens die Walangulo auf's gastfreundlichste versehen. Der öffentliche Ausrufer geht unter Trommelschlag in den Dörfern umher und fordert die Leute auf, sie mit Milch zu bewirthen, bis sie wieder zur Abreise fertig seien. Fällt aber in dieser Zeit eine Kuh, so werden die armen Gäste von den Gala's als Zauberer erschlagen. Seltsamer Weise wird dabei nie die Klinge, sonoern nur der Griff des Speers gebraucht.

Einigen Walangulo war Wakefield schon im Lande der Wanika begegnet, mit andern traf er auf dem Wege zum Sabaki zusammen. Dort brachte ihm auch ein Elternpaar von recht gewinnendem Aeußern ein krankes Kind und bat ihn um Arznei für dasselbe; noch ehe er den Fluß überschritt, stellte sich auch die Gesandtschaft ein, die den in Kazi ya Moiyo versprochenen Tribut für den freien Durchzug durch ihr Land in Empfang nehmen sollte. Mehrere Stunden lang suchte sie in echt afrikanischer Weise eine größere Gabe herauszuschlagen als die paar Ellen Zeug und andere Kleinigkeiten, die Wakefield für sie bestimmt hatte; aber er war unerbitterlich, indem er ihnen sagte, er könne nicht unterwegs verschleudern, was er zum Geschenk für die Gala's bestimmt habe, denen sein Besuch gelte.

Mit Betteleien war Wakefield von einigen Wanika, die ihm sogar ihre Gebete für das Gelingen seiner Reise versprachen, noch jenseits ihrer Grenze verfolgt worden; mit Betteleien traten auch seine vornehmsten Gala's gleich beim Eintritt in ihr Land hervor. Den Wanika hatte er geantwortet, er lege keinen Werth auf ihre Fürbitte, da sie ja den wahren Gott nicht kennen; den Gala's gab er widerstrebend nach, weil Goddana nicht zu beschwichtigen war. Nach Goddana's Anordnung feuerte er auf der Grenze auch seine Flinte ab, um den etwa in der Nähe befindlichen Gala's seine Ankunft zu melden, und sandte dem in Kosira, dem südlichsten Theil des Landes

weilenden König einen Boten mit einem kleinen Geschenke zu, um seine Erlaubniß zur Weiterreise einzuholen. Nach zwei Tagen lief die erwünschte Antwort ein: die Gala's sehnen sich nach dem Besuch des Dunga (weißen Mannes), er solle eilen.

Eine einzige Tagereise noch, und das erste Ziel der Reise war erreicht; weiterhin wollte Wakefield auch Tschaffa und Weitschu besuchen. Goddana, immer gleich streng auf genaue Beobachtung der Gala-Etikette haltend, sandte zwei der Träger mit einem aus Tabak bestehenden Geschenk an die Großen des Landes voraus und verbot Wakefield, ohne deren Erlaubniß jetzt noch zu jagen. Die Gala's aber eilten nicht sehr, ihre Gäste zu begrüßen. Lange, nachdem sie den Tabak und die Meldung von Wakefields Ankunft erhalten hatten, setzten sie ihre Berathungen in einem benachbarten Gehölze noch fort. Die Sonne gieng unter, die kalte Nachtluft machte sich fühlbar; die müden Träger baten um Erlaubniß, ehe die Dunkelheit vollends hereinbreche, Holz zu den Lagerfeuern zusammenzusuchen, aber selbst das hielt Goddana vor Beendigung des Palawers für gefährlich. Endlich brach die Versammlung auf, und 24 Gala's, jeder einen langen Speer auf der Schulter, traten zwischen den Bäumen hervor, näherten sich langsam den Reisenden und ließen sich etwa 30 Schritte von diesen aufs Gras nieder. Jetzt wurde Wakefield gerufen. Er legte seine Flinte weg, und schritt von Goddana, Ya und einem dritten seiner Leute begleitet auf die Rathsversammlung zu, deren einzelne Glieder er nur noch in dunkeln Umrissen unterscheiden konnte. Auch sie konnten von ihrem Gaste wenig mehr sehen; doch nahmen sie ihre Speere ab und legten sie neben sich auf den Boden, sobald sie bemerkten, daß er unbewaffnet kam. Es befand sich in ihrer Mitte ein Mann, dem Wakefield früher einmal in Ribe Geschenke an die vier Gala-Könige zu bestellen gegeben hatte, ohne daß dieselben je abgeliefert wurden. Sitzend, und die ganze Zeit über mit seinen Sandalen spielend, ergriff dieser das Wort. Der erste und einstimmig gefaßte Beschluß war, daß es unstatthaft sei, das Geschenk an Tabak aus Goddana's Hand entgegenzunehmen. Es wurde zurückgegeben, und erst nachdem Ya es in geziemender Form überreicht hatte, von dem Sprecher Neko den Aeltesten zugestellt. Nun sprach Goddana einige Worte, Ya hielt eine längere Rede, die von Neko und Andern beantwortet wurde; aber von Wakefields ungeschickten Dolmetschern war keine weitere Auskunft zu erhalten, als daß Alles recht sei. Eine

allgemeine Bewegung unter den Gala's, die jetzt nach ihren Speeren griffen, war auch ihm und den Seinen das Zeichen zum Aufbruch. Sie wollten ihn zu seiner Herberge führen, sagten die Gala's, und schritten im Mondschein voran.

Wakefield, der noch nie ein Gala-Dorf gesehen hatte, zweifelte nicht, daß ein solches ganz in der Nähe sein werde, und dießmal eine wenn auch noch so rohe Hütte seiner warte. Wie staunte er, als mitten im Busch Ja ihm sagte, dieß sei der Ort, an dem sie die Nacht zuzubringen hätten! Nicht einmal eine Hecke umgab den Platz, und doch durchstreiften Elephanten, Büffel, Löwen und Hyänen beständig die Wildniß! Da galt es, seine Hoffnung auf den Herrn allein zu setzen. In wenigen Minuten brannten einige lustige Feuer auf dem vom Gras geklärten Platz, und müde und hungrig legte sich Wakefield, der seit dem Frühstück keine Speise mehr zu sich genommen hatte, zur Ruhe nieder. Es war ihm jedoch kaum eine Viertelstunde Rast vergönnt, denn eine Gruppe Gala's rief ihn zu einem zweiten Palawer herbei.

Neko hob an, es sei ein Fremder zu ihnen gekommen, aber da es schon Nacht sei, können sie ihm nicht für eine Mahlzeit sorgen, am Morgen solle er Lebensmittel erhalten. Und nun wünschten sie zu wissen, was der Zweck seines Besuches sei. In längerer Rede erklärte Wakefield zunächst Ja, er sei ein Bote Jesu Christi, der Seinen Jüngern den Befehl gegeben habe: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur." Um diesem Auftrag nachzukommen, habe er vor einigen Jahren seine Heimat verlassen und sich bisher bemüht, die Wanika an der Küste die Dinge zu lehren, die sich auf Gott und auf die Rettung ihrer Seelen beziehen. Da aber seine Botschaft allen Menschen gelte, möchte er sie nun auch den Gala's bringen, von denen er durch einen Freund, der während seines Aufenthalts in Abessinien sie habe kennen lernen, schon viel gehört habe. Er sei also kein Kaufmann und kein Hausierer, sondern ein Prediger des Evangeliums, der sich versichern möchte, ob sie willig wären, einen christlichen Lehrer aufzunehmen, der ihnen das Wort Gottes verkündige und ihre Kinder in der Religion und auch in Dingen dieses Lebens unterrichtete. Wollen sie das nicht, so werde er zu einem andern Volke gehen. Auf Ja's Uebersetzung erwiederten sie, diese Worte seien sehr gut, ob aber der Dunga, wenn er sich bei

ihnen niederlasse, sie auch vor den kriegerischen Einfällen der Wamasaï schützen werde?*)

Wakefield war auf diese Frage schon am Morgen durch Goddana vorbereitet worden, und wiederholte jetzt, was er diesem sogleich hierüber gesagt hatte, daß er, als einzelner Mann, gegen eine Bande wilder Krieger ja nichts vermöchte. Sein Zweck sei aber auch ein ganz anderer: er komme nur als Lehrer, um sie in den Dingen zu unterweisen, die sich auf das ewige Wohl ihrer Seelen beziehen. Christen seien aber Kinder und Diener des allmächtigen Gottes, den sie jeden Tag um Seinen Segen und um Seinen Beistand bitten, und Er höre sie und schütze sie und sorge für sie; und wenn die Wanika und Gala's ihre Sünden lassen und Gott dienen wollten, so würde Er sich auch ihrer annehmen. Er regiere die Welt und alle Völker und Geschlechter der Erde, und ohne Seine Erlaubniß könne nichts geschehen; aber obgleich Er weise und gerecht und gut sei, erlaube Er doch zuweilen, daß ein gottloses Volk als Seine Geißel die Sünden des andern strafe. — Ueberraschend und ermuthigend klang ihm hierauf die Antwort der Gala's: „Deine Worte sind gut; unser Land hat viel Noth gehabt. Die Wamasaï haben einen großen Theil unseres Viehs weggetrieben, und wenn Du darüber zu Gott beten willst, ist es gut." — „Ich habe schon lange täglich für Euch Alle gebetet," erwiederte er, „und wenn ich unter Euch wohne, will ich nicht nur fortfahren für Euch zu beten, sondern Euch auch lehren und ermahnen, es selbst zu thun. Doch werden Eure Gebete von einem Nutzen sein, wenn Ihr nicht den Sünden absagt, durch die Ihr den Allmächtigen beleidigt." Sichtbar befriedigt antworteten die Gala's: „Gott ist der Höchste, Seine Wohnung ist in der Höhe, aber unter allen Menschen, die auf Erden wohnen, sind die weißen die größten."

So schloß Wakefields Einführung bei dem von den Wanika als gräuliche Heiden geschilderten Volke und der erste Tag in ihrer Mitte.

---

*) Diese Wamasaï sind ein grausames, blutdürstiges Volk Inner-Afrika's, das im Besitz großer Ebenen zwischen dem zweiten Grad nördlicher und dem vierten Grad südlicher Breite vom Aequator ist und ein wildes Räuberleben führt. Sie gehen oft Hunderte von Stunden auf Beute aus, verwüsten Alles durch Feuer und Schwert, und sind von den schwächern Stämmen so gefürchtet, daß diese nicht wagen, ihnen im offenen Feld zu widerstehen, sondern ihnen lieber ihre Heerden überlassen, um ihr Leben durch die Flucht zu retten.

Auch seine folgenden Erfahrungen bestätigten durchaus Krapfs seit Jahren aufgestellte Behauptung, daß die Gala's viel ausgedehntere und reinere religiöse Vorstellungen haben, als andere heidnische Völker Ostafrika's. Nur einige Beweise hiefür. — Sonntag den 29. Oktober hatte sich Wakefield an einen schattigen Platz zurückgezogen, um in der Stille das Wort Gottes zu betrachten, als zwei Männer in mittleren Jahren, denen an seiner Gesellschaft zu liegen schien, sich an ihn heranmachten. Er versuchte ihnen ein Stück von Krapfs Uebersetzung des Evangeliums Matthäi zu lesen, fand aber bald, daß sie den nördlichen Dialekt, in dem dieselbe geschrieben ist, nicht verstanden. Da las er aus der Kinika-Uebersetzung des Evangeliums Lucä die Gleichnisse vom verlorenen Schaf und vom verlorenen Groschen und ließ sie ihnen durch einen seiner Gala's in ihrer eigenen Mundart wiederholen. Ehe er mit seiner Erklärung begann, fragte er sie, was sie sich als die Bedeutung dieser Worte dächten. Man sah, sie waren ganz und gar bei der Sache, doch wußten sie über den verlorenen Groschen nichts zu sagen, und freuten sich, als Wakefield das Wort nahm. Auf seine Frage über das verlorene Schaf streckten sie die Köpfe zusammen, flüsterten einander einige Worte zu und brachten dann die, wenn auch nicht richtige, doch von Nachdenken zeugende Antwort vor: er habe seine Heimat und sein Volk verlassen, um sie, die Gala's, zu suchen. Das war ein willkommener Anlaß, von dem Einen guten Hirten zu zeugen, der den Schooß des Vaters und die Herrlichkeit, die Er bei Ihm hatte, verließ, um die Gestalt des sündlichen Fleisches an sich zu nehmen, alle Schwachheiten und Mühen dieses Lebens zu theilen, durch Seinen Opfertod am Kreuze die gefallene Menschheit von der Furcht des Todes und der Strafe der Sünde zu erlösen, und so im höchsten, vollsten Sinn das Verlorene zu suchen und selig zu machen. — Gleich am nächsten Tage wurden ihm in einem feierlichen Palawer folgende Fragen vorgelegt: „Woher stammen die weißen Männer? Sind sie vom Himmel herab, oder aus der Erde heraufgestiegen? Ist in Deinem Lande der Himmel sehr nahe bei oder sehr ferne von der Erde und wie sieht er aus? Kannst Du uns aus Deinem Buche sagen, wann die Wamasaï wieder in unser Land kommen werden? Ist Dein Buch für alle Menschen oder nur für die Wanika bestimmt? Spricht Gott mit den Menschen, und wenn Er das thut, können sie Ihn hören? Kannst Du, wenn Du in diesem Lande wohnest, die Wamasaï verhindern,

wiederzukommen?" Wakefield beantwortete alle diese Fragen einfach und deutlich, die letzte natürlich wie das erste Mal mit einem entschiedenen Nein. „Aber ich will Euch sagen," fuhr er auch dießmal fort, „was ich wie alle Christen thue, wenn mir Feinde drohen: ich bete zu Gott und Er hört mich. Er ist mein Beschützer und Nothhelfer und macht mich frei von der Furcht vor Menschen. Wenn dem nicht so wäre, stünde ich jetzt allein hier unter Euch? Er ist mein Schild." Und darauf die Gala's: „Wir wollen Dich morgen an den Platz führen, wo die Wamasaï über unsere Heerden herfielen, damit Du da Gott bittest, daß sie in Zukunft nicht mehr kommen."

Obgleich Wakefield sie darauf hinwies, daß sie Gott vor Allem um Vergebung ihrer Sünden und um neue Herzen bitten müssen, damit sie ein Ihm wohlgefälliges Leben führen konnen, bestanden sie doch mit großer Lebhaftigkeit auf ihrem Verlangen. Da es trotz aller Unklarheit ihrer Begriffe von einem gewissen Vertrauen auf Gott und auf die Wirksamkeit des Gebets zeugte, sagte Wakefield zu. „Wer an der Gebetsversammlung Theil nehmen solle, ob sechs Aelteste, drei Männer und drei Frauen?" war die nächste wichtige Frage, die einen Tag später vor ihn gebracht wurde. „Es mögen nur Wenige kommen oder das ganze Volk zu Hauf, wie es ihnen gut dünke," erwiederte Wakefield. So zogen denn am andern Morgen der König und einige seiner Großen mit ihm und einem Theil seiner Leute aus. Etwa 20 Heiden auf dem Wege zu einer Gebetsversammlung — der Missionar konnte es kaum fassen! Etwas über eine Stunde weit wurde er hinausgeführt an den Fuß des Weitschu-Berges. Hier, in der weiten Wildniß, sah er seit seinem Eintritt in Kosira den ersten Grabstein. „An dieser Stelle," sagten die Gala's, „trieben die Wamasaï unsere Heerden weg." Es schien das ein ihren Herzen unauslöschlich eingeprägtes Ereigniß. „Aber was soll ich nun thun? Ich kann ja nicht in Eurer Sprache beten?" fragte Wakefield. „Bete englisch," erwiederten sie einstimmig. Nun wollten sie wissen, nach welcher Himmelsgegend sie ihre Gesichter zu richten haben. Wakefield sagte ihnen, das sei durchaus gleichgiltig, zeigte ihnen aber, wie er beim Gebet niederzuknieen, die Augen zu schließen und die Hände zu falten pflege. Dann fuhr er fort: „Eines jedoch muß ich Euch sagen, bevor wir anfangen. Gott ist ein unendlich großes und erhabenes Wesen. Wir sind weniger als Nichts vor Ihm, und doch sind wir im Begriff, vor Seine Majestät zu treten. Es ist also eine sehr

heilige Handlung, zu der wir uns anschicken, und kein Mangel an Ehrfurcht soll dabei stattfinden. Gott sieht uns und hört jedes Wort, das wir sagen. Er ist nicht ferne von uns, sondern hier, in unserer Mitte, daher müssen wir andächtig sein." Einen Augenblick nachher sagten sie: „Wir sind bereit." Sie knieeten Alle nieder, und Wakefield flehte zum Herrn, daß Er gnädig herabblicken wolle auf diese Stunde, daß Er Erbarmen haben möge mit dem Häuflein Heiden, das hier seine Kniee vor Ihm beuge, und mit dem ganzen Gala-Volke, daß Er ihnen Seinen heiligen Geist senden, ihre Sünden aufdecken, sie zu Seinem lieben Sohn bekehren und ihre unsterblichen Seelen vom Verderben erretten möge, und daß, wenn es Sein Wille sei, Er sie auch vor neuen Einfällen der räuberischen Wamasaï bewahren und in ihrem irdischen Besitzthum segnen möge, damit sie sich im Frieden nähren und kleiden könnten. Als er geendet hatte, wandte er sich wieder an seine Begleiter, die sich, während er sprach, durchaus ernst und ruhig verhalten hatten: „Nun möchte ich, daß auch Ihr betet; Gott fordert das von jedem Menschen, und wenn Ihr nicht selbst auch zu Ihm betet, nützt Euch mein Gebet nichts." Da trat der König vor, der seither im Hintergrund gesessen war, kniete neben Wakefield nieder, faltete die Hände und sprach in sanftem Ton: „Lieber Gott, verblende die Augen der Wamasaï, daß sie nicht wieder kommen, und wirf sie zurück, daß sie uns nicht erreichen."

Auf die Frage, wie sie beten sollten? hatte Wakefield geantwortet: wie sie es gewöhnlich zu thun pflegten. Somit glaubt er aus dem kurzen Seufzer des heidnischen Königs schließen zu dürfen, daß die Gala's an einen Gott glauben, der ihre Gebete hört, und dessen Macht größer ist als die der Menschen.*) Sehr merkwürdig und mutherweckend war ihm auch, ehe man den Heimweg antrat, aus der Mitte des durch seine Grausamkeit und Rohheit bei allen Nachbarstämmen berüchtigten Volks die weiteren Fragen zu vernehmen, ob, im Falle die Wamasaï wieder kämen, sie mit ihnen kämpfen und was sie mit den Gefangenen thun sollten, wenn solche in ihre Hände

*) Aehnliches berichtet Krapf von den nördlichen Gala's. „Sie haben keine festen Gebetsformeln, sondern sagen im Gebet etwa Folgendes: „O Wak, gib uns Kinder, Tabak, Korn, Vieh und Schafe. Bewahre uns vor Krankheit und hilf uns, die Feinde zu erschlagen, die uns bekämpfen, die Sidama (abessinischen Christen) und die Islama (Muhammedaner). O Wak, nimm uns zu Dir, führe uns in den Garten (Paradies), schicke uns nicht zu Setani, noch ins Feuer!"

fielen? Gerade die abscheuliche Mißhandlung ihrer Gefangenen, von der sie selbst ganz unverhohlen sprachen, hat den Gala's weit und breit solch einen bösen Namen gemacht, und war ihnen schon vorher von Wakefield als entsetzlich und teuflisch dargestellt worden. Natürlich benützte er diese Veranlassung, ihnen zu sagen, daß er um kein zeitliches Besitzthum, sondern nur um sein eigenes und der Seinen Leben kämpfen würde, und daß Christen ihre Kriegsgefangenen auszuwechseln pflegen.

„Das Land steht Dir offen," lautete ihre Antwort, als er ihnen, die Bibel emporhaltend, noch weiter die Segnungen erklärt hatte, die sein Volk dem Worte Gottes verdanke; „Du kannst Dich niederlassen, wo Du willst, in Tschaffa, Weitschu oder Kofira. Aber wie willst Du wohnen? Du siehst, die Gala's haben keine Häuser; wir schlafen unter freiem Himmel." — Eine willkommene Veranlassung, von den Bedingungen der Gründung einer Mission zu sprechen.

Das waren nun freilich so ziemlich die erfreulichsten Erfahrungen, die er unter den Gala's machen durfte. Keineswegs barbarisch erschienen ihm zwar auch die sämmtlichen Palawers, denen er anwohnte; es drängten sich ihm da vielmehr zuweilen seltsame Vergleichungen auf zwischen der Ruhe und Stille einer solchen afrikanischen Versammlung und dem Lärm und Ungestüm mancher englischen Wahlkämpfe und Berathungen; aber verbittert wurden ihm diese Zusammenkünfte doch jedesmal durch die immer wieder dabei hervortretende Bettelhaftigkeit seiner Wirthe. Auch andere vereinzelte Züge von Rohheit ließen ihn nicht vergessen, daß er sich unter Wilden befand.

Am Tage nach seiner Ankunft mußte er erst an die versprochenen Lebensmittel für sich und seine hungrigen Gefährten mahnen, um nicht mit leerem Magen der Empfangsfeierlichkeit beizuwohnen, die ihm zu Ehren veranstaltet wurde. Man brachte hierauf einen Ochsen und zwei Ziegen herbei und fragte sehr naiv, ob er sie als ein Geschenk betrachte, oder ob er sie zu kaufen wünsche. „Haltet das, wie Ihr wollt," erwiederte er; „wollt Ihr mir diese Thiere schenken, so übergebt sie mir; soll ich sie kaufen, so bestimmt mir den Preis." Statt aller Antwort wurden Vorbereitungen zum Schlachten getroffen. Welch grausiger Anblick aber, als ein junger Gala, einem Blutegel ähnlich, sich an eine der noch blutenden Ziegen hängte, sich aus ihren geöffneten Adern vollsog und dann mit blutbeschmiertem Gesicht auf-

stand, um einem Andern Platz zu machen! Es ist das eine Scene, die sich bei den Gala's wiederholt, so oft ein Thier geschlachtet wird.

Als das Geschenk, das Wakefield zu überreichen habe, wurden im Laufe des Vormittags 100 Stücke Zeug von je 5 Ellen, 100 etwas kürzere Stücke Zeug für die Kinder, bunte Tücher, Perlen, Messingdraht und andere Kleinigkeiten bestimmt. Er war kaum mit dem Abmessen und Zusammensuchen fertig, als er gegen fünf Uhr Abends die Gala's in geringer Entfernung von seinem Lager singen hörte und eingeladen wurde, sich zu ihnen zu begeben. Da saßen in vier oder fünf Reihen, voran die Großen des Landes, etwa 70 Männer im Gras. Es war, wie er nachher hörte, die Ghāba oder Rathsversammlung. Kein Tanz, kein Schwingen der Waffen, kein wilder oder stürmischer Auftritt fand statt, nur die blos für afrikanische Ohren erträgliche, endlose Wiederholung eines kurzen eintönigen Liedchens. „Sing, Dunga, sing!" tönte es aus den Reihen dazwischen hinein zu Wakefield herüber. So außerordentlich ernst es ihnen aber auch mit ihrem Singen war, hielten sie sich durchaus in den Grenzen des Anständigen. Als die Geschenke herbeigebracht wurden, wünschten sie die Tücher als Turban um den Kopf gebunden zu erhalten. Unermüdlich gieng der Gesang fort, während der König und seine Großen mit buntem, die Männer von niederem Rang mit weißem Zeug beturbant wurden; auch das Abfeuern einiger Flinten durch Wakefields Leute führte keine Unterbrechung herbei, wie dieß immer bei den Wanika geschieht. Nun aber steigerten sich die Forderungen; die ganze Ghāba sollte beturbant werden, obgleich die festgesetzte Ellenzahl vertheilt war. „Midága, midága!" (Es ist gut!) rief freudetrunken Goddana, der bisher an den Gesinnungen seiner Landsleute gegen Wakefield gezweifelt hatte, und stürzte mit einem der Träger fort, noch mehr von dessen Schätzen herbeizuschaffen. Um durch eine entschiedene Weigerung nicht die sich ihm zuwendende Volksgunst zu verscherzen, gab Wakefield nach; aber nicht zufrieden mit dem, was sie erhielten, hatten die Beschenkten neue und immer neue Wünsche vorzubringen. Schweren Herzens sah er unter seinen Händen die Vorräthe wegschmelzen, die ihm auch nach Tschaffa und Weitschu noch den Weg bahnen sollten; aber was war zu thun? Endlich nahm er, während noch immer der Gesang fortgieng und zwei seiner Leute im Mondschein mit dem Umbinden der Tücher beschäftigt waren, den König und seine Großen bei Seite, und ließ ihnen durch

seinen Dolmetscher Ya vorstellen, wie nur seine Liebe zu den Gala's ihn hieher gebracht, und wie ihr freundlicher Empfang auch seine Achtung für sie geweckt habe, wie sie aber jetzt nicht nur gegen ihn, sondern auch gegen die drei andern Gala-Könige, die er noch zu besuchen wünsche, unrecht handeln, indem sie ihm weit über die vorausbestimmte Menge Tuchs abnehmen. „Urtheilet selbst," so schloß er, „ob ich ohne Geschenke meine Reise nach Tschaffa fortsetzen kann? Ihr seid Männer von Verstand; versetzet Euch in meine Lage, und sagt mir, was ich thun soll?" Nach langer Berathung gaben sie die befriedigendste Antwort, die sich denken ließ: „Kofira ist der wichtigste Theil der Gala-Länder. Nach Kofira kamen die Gala's zuerst, als sie ihre Heimat verließen. Der Dunga ist unser Gast. Bis jetzt hat nie ein Dunga oder Araber oder Sawahili unser Land besucht; er ist der Erste. Wir lieben ihn und freuen uns sehr über seinen Besuch. Wir erlauben ihm nicht, daß er uns verläßt, um in ein anderes Land zu gehen, aber wir wollen ihn selbst nach Tschaffa, Weitschu und in jeden Theil unseres Landes führen, und wenn er nicht genug Zeug hat, um diese Plätze zu besuchen, wollen wir ihm von unsern eigenen Sachen geben; wenn es nicht eine Schande wäre, würden wir lieber die Tücher hergeben, die wir tragen, als daß er enttäuscht sein sollte."

Diese großmüthigen Gesinnungen waren indeß von kurzer Dauer. Am folgenden Tag bezahlte Wakefield den bei seiner Ankunft geschlachteten Ochsen; einige Stunden hernach wollten die Gala's mehr dafür haben, als den von ihnen selbst bestimmten Preis. Etliche Tage später brachten ihm der König und die Ghâba zwei Stiere zum Geschenk; hintennach aber forderten sie für jeden derselben etwa 25 Ellen Zeug, die ihnen Wakefield auch sogleich gab. Als er den Wunsch aussprach, ein in der Nähe befindliches Dorf zu sehen, sollte er die kleine Gefälligkeit, ihn dorthin zu führen, mit einem Geschenk bezahlen; erst auf einen tüchtigen Verweis über ihren Eigennutz fanden sich unentgeldliche Begleiter, die aber wieder abtrünnig wurden, sobald sie merkten, daß dießmal alles Ernstes von keiner Belohnung die Rede sei.

Folgen wir Wakefield in jene Gala-Niederlassung, die er mit einigen seiner eigenen Leute dennoch aufsuchte! Den Namen Dorf verdiente sie kaum, obgleich unterwegs sein Dolmetscher, auf zwei freie, runde Plätze hinweisend, die eine kleine Umzäunung von nicht

einmal in die Erde gesteckten, sondern nur über einander gelegten dürren Baumzweigen und Dornen hindeutend, diese sogar Städte nannten. Es waren das nur bei Nacht benützte Niederlassungen, in denen bei Tag kein menschliches Wesen zu erblicken war; denn viele Gala's leben völlig obdachlos und schlafen nie anders, als unter freiem Himmel. In dem Dörflein aber, das die Wanderer nach anderthalbstündigem Marsch erreichten, standen etwa ein halbes Dutzend elender kleiner Hütten beisammen. Kaum schien es der Mühe werth, den Weg zu ihnen gemacht zu haben. Unter dem Schatten eines Baumes rasteten sie ein wenig. Da trat eine Frau zu ihnen, und brachte ihnen in einer großen Kalabasse Milch zur Labung. Der Ausdruck ihres Gesichts war wohlwollend; ihre Kleidung bestand in einem über der rechten Schulter geknüpften und durch einen Gürtel zusammengehaltenen Stücke Zeug. Ihre Arme waren mit einheimischen Schmucksachen bedeckt; ihr dichtes Haar ungeflochten. Eine zweite ähnlich gekleidete Frau bot ihnen Milch und Wasser an, und bald kam auch der Ortsvorsteher nach, die Fremden zu begrüßen, ein fein aussehender Mann von fast europäischen Gesichtszügen und durchaus höflichem Benehmen. Er ließ sich mit Ya und Goddana in ein Gespräch ein, und Wakefield merkte bald, daß sein Besuch der Gegenstand desselben sei. „Ein großer Mann," hieß es mit wichtiger Miene, „ist in unser Land gekommen." — Ein munterer, verständig aussehender Junge, dessen reiches Wollenhaar auf dem Scheitel so knapp geschoren war, daß es einen natürlichen Turban bildete, machte sich gleichfalls neugierig herbei. Wakefield wurde jetzt gefragt, ob ihm der Anblick des Dorfes von außen genüge, oder ob er einzutreten wünsche. Natürlich bejahte er das Letztere. Doch sein Verlangen, auch Menschen zu finden, wurde ziemlich getäuscht. Außer seinem Führer zeigte sich kein anderer Mann; vier Frauen, von denen die eine, nach ihrem ergrauten Haupte und ihren abgemagerten Armen und Füßen zu schließen, nahe am Ziele ihres Lebens stand, den Hals aber dennoch schwer behangen trug mit Metall- und Porcellan-Perlen, und ein paar kleine Kinder waren die ganze zu Hause anwesende Einwohnerschaft. Einige der Kinder, hieß es, hüten das Vieh; die andern suchen bolo (eine wildwachsende Frucht). Freundlich eingeladen, trat Wakefield nun in die Hütte des Ortsvorstehers. Vier lange, bogenförmig in die Erde gesteckte Stäbe bildeten ihre Gerüste, zierlich geflochtene einheimische Matten die Wände und das Dach;

über den mit keiner Thüre versehenen Eingang fielen vorhangartig lange, biegsame Gräser herab. Etwa fünf Fuß hoch und einen Raum von nur 6—7 Quadratfuß bedeckend, war diese Hütte ein rechtes Miniaturbild einer menschlichen Wohnung, aber zugleich auch ein Muster von Reinlichkeit und Ordnung. Auf den ersten Blick schienen ein aus einem Holzklotz massiv gearbeiteter Stuhl und eine dicke auf den Boden gebreitete Matte das ganze Hausgeräthe zu sein, aber bei genauer Betrachtung glaubte man sich in einen kleinen Bazar versetzt; denn an den Wänden hiengen hübsche Geschirre, Glocken und allerlei niedliche Kleinigkeiten in Menge — für Alles war ein Plätzchen da, und Alles war an seinem Platz. Ob diese Hütte nur eine schöne Probe einer Gala-Wohnung, oder aber eine Ausnahme sei, konnte Wakefield nicht beurtheilen, da ihm in keine andere der Zutritt angeboten wurde; fast lächerlich klein waren sie aber alle. Zum Abschied gab er dem Mann einige Stränge weißer und rother Perlen und etliche eiserne Ohrringe mit der Bitte, sie unter die Frauen und Kinder zu vertheilen. Der Auftrag wurde sogleich mit größter Pünktlichkeit vollzogen, für sich selbst jedoch hatte der Mann nun auch einen Wunsch — ein Rasiermesser. Es war Wakefield aufrichtig leid, dieser Bitte nicht entsprechen zu können; denn das Oberhaupt des Dörfleins hatte seine volle Achtung gewonnen.

Eine Mahnung, sich mit der äußersten Vorsicht zu betragen, um nicht den Argwohn oder die Empfindlichkeit der Gala's zu reizen, wurde Wakefield gleich in den ersten Tagen seines Aufenthalts in Kofira zu Theil. Bald nach Sonnenaufgang in ihre Rathsversammlung gerufen, fand er sie mit ernsten, fast sorgenvollen Blicken umhersitzend und zwei Anklagen gegen ihn vorbringend. Man hatte im Busch einige Pflöcke entdeckt, die ohne sein Wissen seine Leute in den Boden getrieben hatten; das konnte ja nichts anderes sein, als ein Stück Zauberei, um Unglück über das Land und Krankheit über das Vieh zu bringen. Dann hatte Wakefield ohne besondere Erlaubniß gejagt. In letzterem Punkte gab er sich sogleich schuldig und bot Genugthuung an für eine Uebereilung, die in seiner Unbekanntschaft mit der Landessitte ihren Grund habe, und vor der er sich künftig hüten werde; über ihre Furcht vor den harmlosen Pflöcken aber hielt er ihnen einfach eine Strafpredigt, die er mit den Worten schloß: „Wenn Ihr Alle mich durch Eure Zauberei mit dem Tode bedrohen würdet, hätte ich keinen Augenblick Angst; ich würde nur lachen über Eure Thor-

heit und Ohnmacht. Zudem aber bin ich als Euer Freund gekommen und frage Euch nun: versuchen Freunde Denen zu schaden, die sie lieben?" Er wurde aufmerksam angehört und dann zu einer Strafe von einem 5—6 Ellen haltenden Stück Zeug verurtheilt. „Die Sache hat bloß so gut geendet, weil die Gala's sehr erfreut sind über Deinen Besuch und Dich außerordentlich lieb haben," bemerkte darüber einer von Wakefields Leuten.

Ernster drohte sich ein Streit zu gestalten, dessen wenigstens mittelbare Veranlassung gleichfalls der Besuch des weißen Mannes war. Die Kunde davon war bereits nach Tschaffa gedrungen, und es fanden sich von dort Abgesandte ein, ihn zu begrüßen und zur Weiterreise in ihr Land aufzufordern. Am ersten Abend staunte Wakefield über die Ruhe und Würde, mit der ihre dreistündige, sehr angelegentliche Besprechung mit den Kofira-Leuten geführt wurde; am andern Tag aber traten sie mit der vorwurfsvollen Frage hervor: „War es recht von Euch, als der Dunga nach Kofira kam, ihn festzuhalten, ohne uns seine Ankunft wissen zu lassen? Er will uns besuchen, aber Ihr habt ihm seine Zeuge abgenommen. Wir freuen uns sehr über seinen Besuch, wenn er uns das übliche Geschenk bringen kann, aber ohne dieses Geschenk nicht. Er wollte nach Tschaffa, aber Ihr habt ihn hier festgehalten." Schon griffen die Angeklagten ergrimmt nach ihren Speeren und ein blutiger Zusammenstoß schien unvermeidlich, als eine beschwichtigende Stimme rief: „Laßt uns den Dunga selber fragen, ob ihn die Kofira-Gala's mit Gewalt festhielten; wenn nicht, so hat der Streit ein Ende, wenn aber, dann wollen wir fechten."

Mit innigem Dank gegen Gott, daß es auf diese Weise in seine Hand gegeben war, das Schlimmste zu verhüten, erklärte Wakefield, er habe Kofira, als den südlichsten und auf seinem Wege gelegenen Theil der Gala-Länder, zuerst besucht, und werde von da aus nach Tschaffa kommen. Eine tiefe Mißstimmung blieb aber dennoch in der Versammlung zurück. Die Tschaffa-Leute sagten: Wir möchten, daß der Dunga zu uns käme, aber nur wenn er genug Zeug hat, um uns unser volles Geschenk zu bringen. Die Kofira's erwiederten: „Er wird gleich morgen in Euer Land kommen; wir wollen ihn selbst hinbegleiten;" worauf jene drohten: „wenn Ihr das thut, so werden wir mit Euch kämpfen." — Einige Tage darauf aber kamen drei andere vom König von Tschaffa gesandte Boten, welche erklärten,

die ersten seien auf eigene Faust gekommen, um zu sehen, was sie an Geschenken für sich erbeuten könnten. Einer dieser Boten versicherte: „Wenn Du in unser Land kommst, wollen wir 20 Kühe für Dich schlachten," ein Versprechen, über dessen Werth sich Wakefield keinen Täuschungen hingab.

Wie hatte er sich aber abzukämpfen, bis er endlich von Kofira loskam! Noch ehe die zweite Gesandtschaft von Tschaffa eintraf, waren die Kofira's allen Ernstes auf ihrem Anerbieten bestanden, ihren Gast nicht anders als unter bewaffneter Bedeckung ziehen zu lassen; Goddana aber hatte schmeichelnd erklärt: „Goddana ist des Dunga's Vater, Goddana ist des Dunga's Mutter; Kofira ist des Dunga's Heimat; Goddana will nicht, daß der Dunga nach Tschaffa gehe, Verrätherei, Falschheit!" und als er Wakefield unerschütterlich sah, zornig versichert: „Wenn der Dunga nach Tschaffa geht, wird Goddana nicht bei der Karawane sein." Der Anblick der noch vorhandenen Vorräthe hatte zwar dann nicht nur die erste Tschaffa-Deputation, sondern auch ihn vollständig beruhigt; dagegen wartete der König von Kofira mit seinen Würdeträgern nun noch auf ein Abschiedsgeschenk und suchte auf alle Weise ein größeres zu erpressen, als das von Wakefield bewilligte. In der Stunde des Aufbruchs endlich waren sieben Wanika-Träger auf und davon, und mußten von Ya, der unter den Flüchtlingen einen ihm gehörigen Sklaven hatte, erst wieder eingefangen werden.

Die noch zweitägige Reise gieng vollends glücklich von Statten. Merkwürdiger Weise begegnete auch auf dieser Strecke den Wanderern nie ein reißendes Thier, obgleich sie in Kofira allnächtlich das Geheul der Hyänen gehört hatten, und sie auf ihrem Pfade nicht nur Fährten in Menge fanden, sondern auch hin und wieder schauerlich grinsende Thierschädel von einem Kampf unter den Bewohnern der Einöde Kunde gaben. Natürliches Wohlwollen und echt afrikanischer Eigennutz spiegelten sich in eigenthümlicher Weise in der Botschaft, die der König seinem Gast durch einen großen, wohlgestalteten jungen Gala entgegensandte: „Geh zu dem Dunga und bringe ihm meine herzlichen Grüße. Ich will meine Männer zusammenrufen und ihm morgen selbst entgegenziehen, aber da er hungrig sein wird, sende ich ihm eine Kuh, daß er inzwischen ißt, denn gewiß wird es ihm an Lebensmitteln fehlen. Sage ihm auch, daß kein anderer Gala irgend etwas von dem bekommen soll, was er mitgebracht hat, nicht ein-

mal ein Päckchen Tabak; alles, was er hat, soll mein sein, und alles, was er in diesem Lande bedarf, will ich ihm geben."

Die Empfangsfeierlichkeit fand in Tschaffa in ähnlicher Weise statt wie in Kofira. Nur stehend, nicht sitzend, und ihre Lanzen in der Hand, sang die Ghaba dasselbe Lied wie dort; ehe man sich aufs Gras niederließ, wurden sodann die Lanzen eingesammelt und bei Seite gelegt. Wakefields Geschenke wurden herbeigebracht, und während einige seiner Leute die Versammlung beturbanten, rief aus der Dunkelheit die Stimme des Königs nach ihm, daß er mit eigener Hand ihm das Tuch umbinde. Er that es mit dem stillen Seufzer, daß der Herr selbst diesen Mohren noch in das Weiß Seiner Gerechtigkeit kleiden möge.

Von den Betteleien und Plackereien, die Wakefields Aufenthalt in Kofira getrübt hatten, die er aber weniger der ganzen Ghaba als dem Eigennutz Einzelner, namentlich des unersättlichen Neko zur Last legt, blieb er in Tschaffa gänzlich verschont. Die Photographien, die er zeigte, erregten großes Staunen: „Es ist Zauberei," schien der allgemeine Gedanke. Der König, ein sechszigjähriger Mann von ehrwürdigem Aussehen, hatte in seinem Benehmen etwas durchaus Fürstliches, die Verhandlungen wurden mit größter Ruhe und Freundlichkeit gepflogen, und nachdem Wakefield den Zweck seines Besuchs ausführlich dargelegt und der König mit seinen Räthen die Sache reiflich überlegt hatte, erhielt er die Antwort: „Das Land ist Dein; Du kannst kommen und wohnen, wo es Dir beliebt; Du hast volle Freiheit zu thun was Du willst, und wenn Du wiederkommst, kommst Du nicht als ein Fremder, sondern als einer der Unsern."

Nur in Einer Beziehung fand sich Wakefield auch hier getäuscht. Er hätte gerne noch Ganda, eine, wie ihm gesagt wurde, volkreiche Stadt und Gegend besucht. Der König aber entgegnete bestimmt: „Zehn Tagereisen weit gehört das Land mir; ich kann jedoch Deinen Wunsch, nach Ganda zu gehen, nicht gewähren. Es sind dort viele Männer, die ein großes Geschenk von Dir fordern werden, wenn Du kommst, und Du hast ihnen nichts zu bringen. Als König kann ich Dir zwar in allen Theilen meines Landes, also auch in Ganda, Aufnahme verschaffen, aber Du würdest von dem Volke nicht so herzlich und achtungsvoll empfangen, wie ich es wünsche. Wenn Du wiederkommst und das an meinem Geschenk noch Fehlende bringst, sollst Du die Stadt und das ganze Volk sehen." Auch die weitere Frage, ob

er die Heimreise nicht zu Wasser auf dem nur 5—6 Stunden entfernten Pokómo oder Osi-Fluß machen könnte, wurde abschlägig beschieden, weil er auf diesem Wege Ganda berühren müßte. Die Nachricht, daß im vorigen Jahre zwei Europäer (der Baron von der Decken) mit zwei kleinen Dampfbooten den Strom heraufgekommen, von den Tschaffaleuten aber an der Weiterreise verhindert worden sei, hatte seinen Wunsch nur gesteigert, auf demselben nach Melinde hinabzufahren, anstatt nochmals die beschwerliche Landreise zu machen; doch es blieb nichts übrig, als sich den Umständen zu fügen.

Auf den ausdrücklichen Wunsch des Königs wurde eine ähnliche Gebetsversammlung veranstaltet, wie in Kofira. Wakefield erwartete, die Gala's werden wie dort sich still verhalten, so lange er spreche; kaum aber hatte er sein Gebet in englischer Sprache begonnen, so fielen sie singend in einigen kurzen Strophen ein, die sie fort und fort wiederholten. Während sie dieß in ihrer Sprache thaten, fieng einer von Wakefields Trägern an, mit lauter Stimme und scheinbarer Inbrunst in seiner eigenen Weise zu beten, wobei er sein Kisawahili mit arabischen Sätzen aus dem Koran vermischte. Wakefield hielt lange vor den Gala's inne, und hörte somit noch deutlich den Schluß von Muidana's Gebet, der entschlossen schien, nicht vor jenen zu enden: „Herr, wir haben gesündigt; es ist viel Sünde unter uns, aber wir wollen sie verlassen und dir folgen. Höre und thue Alles, was Buana (Herr) Wakefield gebetet hat. Verbiete den Wamasaï, wieder in dieses Land zu kommen, um Jesu Christo willen. Amina."*)

Beim Aufstehen sagte Wakefield dem König, um was er gebetet habe: Daß Gott sie mit zeitlichen Gütern segnen, und wenn es sein Wille sei, die Wamasaï abhalten möchte, ihr Land abermals zu verheeren und ihre Stammgenossen zu erschlagen; daß Er aber vor Allem sie mit Seinem heil. Geiste taufen, ihre Herzen durch Seine Gnade erneuern, und ihnen Sein Wort und Lehrer senden möchte, die ihnen von Ihm, ihrem Schöpfer, und von Jesu Christo, ihrem Heiland, und von dem Weg zum Himmel erzählen. „Es ist gut," erwiederte der König. Heimgekehrt, rüstete sich Wakefield zum Abschied. Er überreichte dem König ein kleines Geschenk an Tabak und Perlen, das dieser mit seinen Großen theilte, ehe er zu seinem Gast

*) Derselbe Mann erregte übrigens auf dem Heimweg Wakefields gerechten Aerger durch sein feiges und diebisches Benehmen.

gewendet sprach: „Gott hat Dich in mein Land gebracht. Kein Msawahili oder Manika ist je vor Dir hier gewesen. Ich habe Dich lieb; das Land ist Dein. Aber komme nicht wieder in der heißen Jahreszeit wie jetzt, komme zu günstigerer Zeit, das wird besser für Dich sein; dann wird die Sonne nicht so stechend heiß sein, und Du wirst reichlich Wasser finden auf dem Wege." Fünf seiner Leute sollten Wakefield das Geleite an die Küste geben und wurden dem vorhin genannten Kisawahili Muidana mit den Worten empfohlen: „Ich gebe diese Männer dem Dunga, daß sie ihn beschützen. Du bist ein Amhara (Misawahili), Du kommst von der Küste. Die Amhara's und Gala's sind Brüder; aber die Wanika sind böse Männer, sie tödten meine Leute. Wenn Ihr nach Mombassa kommet, führe diese fünf Männer zum Gouverneur und sage ihm, daß ich gerne einen sichern Weg geöffnet sehen möchte zwischen meinem Land und Mombassa für den Handel mit Elfenbein und andern Waaren."

Unter dem Gesang des alten Liedes zog sich nun der König mit den Seinen zurück; die zu Wakefields Begleitern bestimmten Männer blieben als Ehrenwache die Nacht über bei ihm. Zwei derselben aber machten ihrem König wenig Ehre, indem sie nach der Aussage der Uebrigen Wakefield einen andern als den ihnen von jenem vorgeschriebenen Weg führen und ihm, er konnte nicht recht verstehen aus welchem Grunde, in einer Kisawahili-Niederlassung, die sie auf diese Weise zu passiren gehabt hätten, von seinen noch übrigen Gütern abnehmen lassen wollten. Ihre Strafe war, daß man ohne sie weiter zog, als sie sich gleich am ersten Tage von der Gesellschaft entfernt hatten, und sie der Beschämung überließ, allein heimzukehren. Unter manchen Beschwerden und Mühsalen — Wakefield hatte mehrere Fieberanfälle, und mußte immer im Freien schlafen und bei Tag marschiren — aber ohne eigentliche Gefahren, legte die Karawane in acht Tagereisen den Weg nach Kazi ya Moiyo zurück, wo die Heimkehrenden mit großer Herzlichkeit bewillkommt wurden. Unter Ya's Frauen namentlich wollte der Jubel über seine glückliche Ankunft kein Ende nehmen. Als am folgenden Tage auch Ribe (etwa 70 St. von Tschaffa) erreicht war und Wakefield nach zweimonatlicher Trennung seine Kniee wieder mit seinem Mitarbeiter New vor dem Throne der Gnade beugen konnte, wußten Beide zusammen nur mit dem Psalmisten zu rühmen: „Herr, Deine Güte reichet, so weit der Himmel ist, und Deine Wahrheit, so weit

die Wolken gehen. Wie theuer ist Deine Güte, Gott, daß Menschenkinder unter dem Schatten Deiner Flügel trauen."

An einem der nächsten Tage begleitete Wakefield selbst die drei Tschaffaleute zum Wāli (Gouverneur) von Mombas, der ihren Auftrag freundlich anhörte, als Bürgschaft aber, daß derselbe wirklich vom König komme, bei einem künftigen Besuch dessen Streitkolben mitgebracht zu sehen wünschte. Ehe sie schieden, fragte sie Wakefield noch, was sie glauben, daß nach ihrem Tode aus ihren Seelen werde. Sie werden mit ihren Leibern begraben werden, war die Antwort. Erstaunt und aufmerksam hörten sie an, was er ihnen nun von dem durch Jesus ans Licht gebrachten ewigen Leben sagte, und bejahten herzlich die Frage, ob es ihnen wirklich lieb wäre, wenn er in ihr Land käme, um ihnen mehr von diesen Dingen zu erzählen. Ebenso erregte der Anblick eines lesenden Wanika Knaben ihre Lust nach gleichem Wissen.

Hören wir nun zum Schluß Wakefields Schilderung dieser südlichen Gala's: „Ihre schönen, kräftigen Gestalten fesseln unwillkührlich das Auge; ihre Hautfarbe ist bedeutend heller, als die der Wanika und anderer Küstenbewohner; an manchen unter ihnen bemerkte ich auch weniger dicke und wollige Haare als an andern Afrikanern. Trotz ihrer Größe und ihrer schönen Formen halte ich sie doch für weniger stark als viele ihrer Nachbarn. Da sie sich nur von ihren Heerden nähren und nirgends den Boden ihres schönen, reichen Landes behauen, verrathen ihre kleinen Hände und Füße auf den ersten Blick ihr müheloses Leben. Von der Sitte der nördlichen Gala's, ihren Körper ganz übermäßig mit Fett zu salben, dessen widerlicher Geruch schon von ferne spürbar ist, bemerkte ich bei den südlichen Gala's nichts; auch das Haar tragen sie durchaus verschieden von jenen. Während es bei den nördlichen Stämmen in langen Zöpfen über die Schultern herabfällt, tragen die südlichen es kurz geschoren, zuweilen sogar förmlich abrasirt. Die Bewerber um einen Sitz in der Ghaba und die Mitglieder der Rathsversammlung selbst machen einige fächerartig hinausstehende Haarbüschel auf dem Scheitel kenntlich (gūtu), ein Ehrenzeichen, das nur durch das Erschlagen eines Feindes und die Darbringung der (unnennbaren) Siegeszeichen erlangt werden kann. Auch an jede andere Auszeichnung im geselligen oder öffentlichen Leben ist dieser Preis geknüpft, ohne Zweifel um den kriegerischen Sinn unter dem Volke zu erhalten. Ganz anders die

Wanika, bei denen Würden und Aemter um Vieh u. dgl. käuflich sind.

Die Kleidung der Gala's zeichnet sich vor der aller Nachbarstämme durch Geschmack und Schicklichkeit aus. Die angesehenen Männer tragen um den Leib ein von der Küste gebrachtes buntes Stück Tuch, das bis zu den Knieen reicht und über den Hüften durch einen Gürtel zusammengehalten wird, in dem ein massives, vom einheimischen Schmied verfertigtes eisernes Messer steckt. Den ganzen Körper bedeckt ein in reichen Falten über das Unterkleid herabfallender Mantel. Die jüngeren und ärmeren Männer tragen statt des bunten ein Stück weißen Zeugs um die Hüften. Die Füße schützen Sandalen vor den Dornen und Steinen des Wegs. Legt sich der Gala schlafen, so nimmt er seinen breiten, weichen Gürtel ab, wickelt ihn um die Scheide seines Messers, und benützt ihn so als Kopfkissen. Auf die nackte Erde ausgestreckt, bedeckt er sich ganz mit seinem weiten Mantel, um auch das Gesicht vor Muskito's und andern tropischen Insekten zu schützen, und versinkt dann in süßen Schlummer. Schmucksachen sind unter den Gala's ungemein beliebt. Die jungen Männer sowohl, welche sich erst um einen Sitz in der Ghaba bewerben, als diejenigen, welche bereits die höchsten Ehrenstellen einnehmen, tragen eine massive elfenbeinerne Spange über dem rechten Ellbogen. Ueber dieser Spange tragen der König und seine ersten Beamten noch zwei lederne, durch Messingdraht verbundene Armbänder. Auch Halsbänder der verschiedensten Art mit Zieraten, die zuweilen 6 — 7 Zoll lang auf den Rücken oder auf die Brust herabfallen, spielen eine große Rolle. Die Würdenträger in Tschaffa sind durch eine Menge Spangen von Eisendraht und andern Metallen am rechten Arm kenntlich, die sie im Gegensatz zu andern Afrikanern stets blank und glänzend zu erhalten bemüht sind. Der Schmuck der Frauen ist nicht sehr verschieden von dem der Männer; ihre anständige und für die schmalen dornigen Pfade höchst zweckmäßige Kleidung ist schon oben beschrieben worden; unter ihrem in völligem Naturzustand wuchernden und nach allen Seiten kraus hervorstehenden Haar blickt mitunter ein anmuthiges und bescheidenes kleines Gesicht hervor, dessen Ausdruck nicht zu trügen scheint; wenigstens benahmen sich alle Galafrauen, die während meines kurzen Aufenthalts in ihrem Lande mein Lager besuchten, durchaus sittsam, und luden mich herzlich ein, länger zu bleiben oder wieder zu kommen. Ihre gesellschaftliche Stel-

lung scheint viel höher zu sein, als die der Kinika-Frauen; sie haben nicht wie die Letzteren als Sklavinnen ihrer Männer das Feld zu bauen und Korn zu mahlen; doch liegt es ihnen ob, die Hütten zu errichten, die Kühe zu melken und die Kinder zu pflegen; auch alle die schönen soróro (Kalabassen) werden von ihren zarten Händen verfertigt.

„Allgemeine Sitte unter den Männern und selbst Knaben ist das Tabakkauen. Selten sieht man einen Mann ohne Tabak zwischen den Zähnen oder mindestens in Bereitschaft hinter dem Ohr gleich der Feder eines Schreibers. Trotz des starken Verbrauchs haben indeß die südlichen Gala's keine eigenen Tabakpflanzungen; Rauchen und Schnupfen kommt bei ihnen nur ausnahmsweise vor. Tabakpulver in Milch gerührt dient ihnen als Brechmittel. Gern trinken sie Blut mit Milch gemischt, öffnen auch wohl einer Kuh die Halsader, um einen tüchtigen Schluck zu thun, ehe sie das Thier weiter ziehen lassen. Wie ihre nördlichen Stammgenossen sind auch sie ein kriegerisches Volk; aber ihre einzigen Waffen bestehen in Speer und Schild. Der erstere hat gewöhnlich eine kurze, breite Klinge und einen langen Griff und wird nie geschleudert, sondern nur im Handgemenge gebraucht. Seine Länge beträgt vier Fuß. Nie verläßt der Gala seine Wohnung, ohne in der rechten Hand seinen Speer zu zu tragen; selbst die kleinen Knaben sieht man nicht anders, ganz wie die Wanikajungen nicht ohne ihre kleinen Pfeile und Bogen herumschlendern. In Händeln wird alsbald mit dem Speer drauf losgestochen. Der Schild wird nur im Krieg gebraucht. Der einzige, den ich sah, war rund, mit Büffelhaut überzogen, und hatte etwa 18 Zoll im Durchmesser. Mir schien er gegen den leichten, bequemen Schilden der Wamasaï, deren einer in meinem Besitz ist, sehr schwerfällig. Einige Gala's sah ich auch einen Streitkolben tragen, allein ich glaube, daß das keine allgemein gebräuchliche Waffe unter ihnen ist. Bei so dürftiger Bewaffnung muß der südliche Gala im Kampfe mit Feinden, die wie die Wamasaï schwere Streitkolben, Schwerter und verschiedene Arten von Speeren führen, oder auch mit im Gebrauch des Bogens geübten Gegnern nothwendig große Verluste erleiden. Mit den Wakamba und Wakwäwi steht der Gala in ewiger Fehde; doch tödtet er nur die Männer und führt die Weiber gefangen, während jene Stämme auch die Kinder und Weiber der Gala ohne Unterschied erschlagen.

„Ihren nördlichen Stammgenossen, unter denen theilweise der Ackerbau blüht, hierin völlig unähnlich, führen die südlichen Gala's ein halb nomadisches Leben, suchen während der Regenzeit mit ihren Heerden trockenere Gegenden auf und kehren nach derselben wieder an ihre gewöhnlichen Wohnsitze in Tschaffa, Kosira u. s. w. zurück. Während die nördlichen Gala's durch ihre schönen Pferde berühmt sind und selbst die Frauen häufig zu Pferde gesehen werden, besitzen die südlichen kein anderes Reitthier als Esel, deren ich auch nur wenige sah. Sie halten Sklaven, verkaufen aber nie ihre Landsleute zu Sklaven Anderer."

Missions-Literatur.

Das Kurgland und die evangelische Mission in Kurg. Bearbeitet von Dr. H. Mögling und Th. Weitbrecht. Mit einer Karte und vier Bildern in Tondruck. Basel 1866 (Preis, beim Bezug von der Missionsverwaltung 1 fl. 24 kr.).

Das vorliegende Werk ist eine Art von Missionsschriften, wie wir ihrer leider! noch nicht viele besitzen. Es wäre aber jeder angehenden Mission zu wünschen, daß sie bald eine ähnliche Monographie über Land und Volk, mit denen sie zu schaffen hat, zu Stande brächte. Im ersten Theil wird uns die genauste Beschreibung des Landes und seiner Erzeugnisse geboten, unter welchen neuestens der Kaffee sich zur ersten Stelle emporarbeitet, daher auch ein Anhang sich über den Kaffeebau verbreitet. Es folgt eine beinahe vollständige Beschreibung des Volks nach allen seinen Seiten. Wir sehen in das häusliche und öffentliche Leben der Kurgs und bekommen einen Einblick in alle Wechsel und Motive, welche dasselbe beeinflußen. Der zweite Theil gibt die Geschichte des Landes nach den besten, meist handschriftlichen Quellen; unter letzteren nimmt den höchsten Rang das Radschendraname ein, ein von dem berühmtesten Kurgfürsten verfaßtes Geschichtswerk, welches Dr. Mögling seiner Zeit in kanaresischer und englischer Sprache herausgegeben hat. Wohl mag ein oder der andere Leser sich über die Menge fremdartiger Namen beklagen, durch die er sich in diesem Abschnitt hindurcharbeiten muß. Wenn er sich aber nicht abschrecken läßt, so bekommt er an handgreiflichen Beispielen eine klare Einsicht in ein indisches Volksleben und in den gewaltigen Umschwung, welcher unter der guten Hand Gottes durch die britische Besitznahme über jenes weite Ländergebiet gekommen ist. Was dann geschehen ist, um diesen Umschwung auch für das Reich Gottes fruchtbar zu machen, schildert in anmuthiger, anspruchsloser Weise der dritte Theil: es ist das Werk der evangelischen Mission in Kurg während der letzten dreizehn Jahre. Die ansprechenden Bilder und die gut gearbeitete Karte sind ganz geeignet, die charakteristischen Züge des Landes und seiner Bewohner dem Leser klar und eindrücklich vorzuführen.

Register.

Adschawa, afrik. Volksstamm, 52, 308, 315, 328 f.
Ahmednagar, ind. Missionsstation, 261.
Alapula, ind. Missionsstation, 246.
Ammann, J., Miss., 274.
Astagam, ind. Missionsstation, 231.
Aurangabad, ind. Missionsstat., 260.
Aussätzige, in Jerusalem, 255 ff.

Baker, Afrika-Reisender, 482.
Ballagh, Miss., 352.
Banks, Miss. Dr., 468.
Barnstein, Miss., 268, 274.
Basuto's, südafr. Volksstamm, 115 ff., 297 f., 347 f.
Bataillon, röm. Bischof, 401, 409.
Belland, Schiffskapitän, 409, 445.
Bethesda, südafr. Missionsstat., 348.
Bibel, die, auf den Tongainseln, 414.
— in Japan, 423.
Bird, Miss., 440.
Bissel, Miss., 262.
Blandford, Miß, 246.
Blumhardt, Inspektor, 132.
—, C., Miss., 441.
Bowen, Miss., 264.
Brand, Präsident d. Oranje-Freistaats, 116, 347.
Brigham Young, Mormone, 95.
Brotherton, Miss., 242.
Buldana, ind. Missionsstation., 274.
Bulwer, Sir Henry, 42, 44.
Bunsen, preuß. Gesandter, 180.
Burdwan, ind. Missionsstat. 237.
Burrup, Miss., 318 ff.
Burton, Afrika-Reisender, 83.

Caldwell, Dr., 190, 203, 210, 244.
Cargill, Miss., 392, 421.
Carr, Dr., Bischof, 227.
Casalis, Miss.-Direktor, 297.
Champion, Miss., 165.
Cholera, die, in Konstantinopel, 45.
Christenverfolgung, d., in Korea, 476 ff.
Christianagaram, ind. Missionsstat. 243.
Chute, General, 299.
Clark, Miss., 241.
Colenso, Dr., Bischof, 287.
Cooper, Miss., 379.
Cotton, Dr., Bischof, 190.
Croker, Schiffskapitän, 398 f.
Croß, W., Miss., 383, 392, 421.
de Cuitre, Schiffskapitän, 446.

Davidson, Miss., 260, 265, 274.
Dickinson, Dr., 318, 355.
Döderlein, Dr., 239.
Douarre, röm. Bischof, 401.
Dschalna, ind. Militärstat., 261.
Du Bouzet, Schiffskapitän, 399 f., 445.
Durban, südafr. Missionsstat., 289 f.
Duthie, Miss., 244.

Edeienkudy, ind. Missionsstat., 243.
Ellenberger, Miss., 348.
Ellis, Miss., 350.
Entdeckungsreise am Zambesi, 3 ff.
Eua, Freundschaftsinsel, 353, 365.
Eyre, Gouverneur, 473 ff.

Farish, Gouverneur, 228.
Farrar, Miss., 231.
Fidschi-Inseln, die, 421.
Finau, König der Wawau-Inselgruppe, 388 ff.
Fredour, Miss., 350.
French, Miss., 242.
Freimethodisten, die, in Ostafrika, 343.
Friedrich Wilhelm IV, König von Preußen, 180.
Freundschafts- oder Tonga-Inseln, die, 354 ff., 387 ff., 433 ff.
—, ihre Bewohner, 367 ff.
—, Bibeln, 414.
—, Bürgerkrieg, 390, 396 ff.
—, Erdbeben und Orkane, 364 ff., 420.

Freundschafts- oder Tonga-Inseln, Erweckungen auf den, 393, 412.
—, katholische Priester, 399 ff., 445 ff.
—, Lage und Klima, 364.
—, europ. Kaufleute, 447.
—, Mission, 375 ff.
—, Missionspressen, 413.
—, Religion, 372 ff.
—, religiös-politische Wirren, 396 ff.
—, Staatsverfassung, 371 f., 441 ff.
—, Sitten und Gebräuche, 368 f.
—, Schulen, 387, 414 f.

Gala's, afrik. Volksstamm, 485 ff.
Gladstone, engl. Minister, 280.
Gnadenthal, südafr. Missionsstat., 294.
Gobat, Bischof, 137 ff., 181, 277.
Gordon, G., Pflanzer auf Jamaika, 91 ff., 152 f., 472 f.
Gorgon, Miss., 325.
de Goutin, französ. Consul, 182.
Grant, Afrika-Reisender, 482.
Grey, Sir Georg, Gouverneur, 280 f., 295.
Guest, Miss., 239.

Haabai, Freundschaftsinsel, 393 ff.
Harbutt, Miss., 437.
Haripant, Pastor, 261.
Harms, Pastor, 95.
Harris, Major, 181.
Haug, Prof. in Indien, 250.
Hebich, Miss., 277.
Helmore, Miss., 36.
Hepburn, Dr., Missionsarzt, 424.
Hihifo, Stadt auf Tonga, 381, 387.
Hobbs, Oberst, 473.
Home, Sir Everard, Schiffskapitän, 407.
Honiß, Miss., 241.
Hutchison, Miss., 381.
Hough, Caplan, 167.

Jackson, Miss., 286 f.
de Jacobis, röm. Bischof, 182.
Jamaika, der Aufstand in, 45 f., 91 ff., 145 ff., 461 ff.
Japan, 352, 422.
Jerrom, Miss., 229.
Indianer, die, in den Verein. Staaten, 430 f.
Indien, Resultate der Mission in, 426 ff.
Johnson, Miss., 246.
Jousse, Miss., 116.
Isenberg, C. W., Miss., 129 ff., 177 ff., 225 ff., 257 ff.
— als Missionszögling in Basel, 134 ff.
Isenberg, C. W., als Student in Berlin, 136.
— Missionar in Abessinien, 140 ff., 180 ff.
— in Egypten, 137 ff.
— in England, 180.
— in Indien, 227 ff., 257 ff.
—, Charles, Miss., 276 f.
—, Elisabeth, 272.
—, Henriette geb. Geerling, 139.

Kahkewaquonaby, eingeborn. Miss. der Odschibwä-Indianer, 449 ff.
Kalson, Miss., 485.
Kennet, Miss., 243.
Kenny, Miss., 227.
Kielmaier, würt. Lieutenant, 142.
Kilimandscharo, afr. Schneeberg, 481.
Kirk, Dr., 3 f., 307, 326.
Klönne, Pastor, 129.
Kols, ind. Volksstamm, 236.
Kongone, afr. Fluß, 6 ff.
Korea, Christenverfolgung in, 476 ff.
Kotschi, ind. Missionsstat., 246.
Kotajam, ind. Missionsstat., 246.
Krall, Pastor, 131.
Krapf, Miss. Dr., 142, 177 ff., 181, 187, 226, 277, 486 f.
Krone, Miss., 274.
Kruse, Miss., 139.
Kugler, Miss., 137.

Lange, Miss., 485.
Latuka-Land, Centralafr., 482.
Lautré, Miss., 116.
Lawry, Miss., 379, 436.
Lejean, franz. Consul, 143.
Lepsius, Dr., 181.
Lester, General, 265.
Leupolt, Miss., 235.
Lieder, Miss., 276.
Lifuka, Freundschaftsinsel, 365, 387.
Livingstone, Dr., 3 ff., 49 ff., 83, 100 ff., 220, 278 f., 305 ff., 348, 481.
—, Frau, 327.
Loyalitätsinseln, 302 ff.
Lyons, Lord, engl. Botschafter, 42, 44.

Mac Donald, Miss., 241.
Macfarlane, Miss., 302.
Mackenzie, Bischof, 5, 282 ff., 305 ff.
Madura, ind. Missionsstat., 240.
Magomero, südafr. Missionsstat, 310 ff.
Mahmud Effendi, Prediger, 45.
Maitin, Miss., 116.

Makololo, afr. Volksstamm, 70 ff., 316 ff.
Mangalur, ind. Missionsstat., 247.
Mangandscha, afr. Volksstamm, 23 ff., 53, 68 f., 305 ff.
Mariano, Sklavenjäger, 8 f., 51.
Mason, Miss. Dr., 37 ff.
Massaya, kath. Miss., 485.
Mayaveram, ind. Missionsstat., 238.
Meadows, Miss., 240.
Meignanapuram, ind. Missionsstation, 242.
Mellon, Miss., 226.
Merensky, Miss., 119.
Methodismus, der, in Samoa, 433 ff.
Mission, die, unter den Basuto's, 115 ff., 297 ff., 347 ff.
—, central-afrikanische, 279 ff., 305 ff., 485 ff.
— unter den Gala's, 485 ff.
— auf Jamaika, 145, 475.
— in Japan, 352, 422 ff.
— in Indien, 220 ff., 426 ff.
— unter den Kols, 224, 344 ff.
— auf den Loyalitätsinseln, 302 ff.
— auf Madagaskar, 350 f.
— in Neuseeland, 299 f.
— unter den Odschibwä, 449 ff.
— in Tinnewely, 190 ff.
— auf den Tongainseln, 375 ff.
— wesleyanische, 379 ff.
Missionare, die, in Tinnewely, 214.
Mitchell, Miss., 228.
Money, R., Beamter in Bombay, 228.
Moneyschule, die, in Bombay, 228, 266.
Morambala, afr. Berg, 337.
Mormonen auf d. Sandwichinseln, 95.
Moschesch, Häuptling d. Basuto's, 115 ff.
Mullens, Dr., 191, 200, 206, 426.
Murchinsonsche Wasserfälle in Central-afrika, 20.
Mühleisen, Miss., 181, 187.
Müller, Joh., Miss., 274.

Nagarkoil, ind. Missionsstat., 244.
Nallur, ind. Missionsstat., 24.
Napoleon, Kaiser, 302.
Nasik, ind. Missionsstat., 259, 275.
Natal, südafr. Missionsstat., 295.
Nazareth, ind. Missionsstat., 242.
Negapatam, ind. Missionsstat., 238.
Nehemia Nilakanth, brahm. Prediger, 165, 261.
Nesbit, R., Miss., 228.
Neyur, ind. Missionsstat., 245.
New, Miss. 508.
Nil, afr. Fluß, 482.
Nukualofa, Stadt auf Tonga, 355 ff.
Nyanzasee in Centralafrika, 17 ff., 53. 58. 481.

Odschibwä-Indianer, die, 450 ff.
— Mission, 457, 468.
— Schulen, 456.
— Zauberei, 460 f.

Palamkotta, ind. Missionsstat., 192 207 f., 241.
Palmbauern, die, in Indien, 194.
Paneiwilei, ind. Missionsstat., 242.
Pasumaley, ind. Missionsstat., 240.
Peking, chin. Hauptstadt, 126 f.
Pietermaritzburg, südafr. Stadt, 292.
Playfair, Oberst, 339.
Pompalier, röm. Bischof, 399.
Pondischery, ind. Missionsstat., 238.
Portugiesen, die, in Centralafr., 59 ff.
Price, Miss., 36, 259, 267, 272, 474.
Prabhudayal Frank, John, getaufter Brahmane, 344 f.
Procter, Miss., 328.
Puna, ind. Missionsstat., 231, 262.

Rebmann, Miss., 278, 481.
Reiseprediger, die, in Tinnewely, 192.
Religionsfreiheit in der Türkei, 42 ff.
Rendall, Miss., 240.
Rhenius, Miss., 198 f.
Ridel, kath. Miss., 476.
Robertson, Miss., 290.
Rochet, Afrika-Reisender, 179, 181.
Roscher, Dr., 17, 481.
Rowuma, afr. Fluß, 50.

Saker, Miss., 84.
Sansibar, Insel, 339, 342.
Sandwichinseln, die, 95.
Sapeta, röm. Pater, 143.
Sargents, Miss., 241.
Sawyerpuram, ind. Missionsstat., 242.
Schaffter, Miss., 203, 243.
Schanars, ind. Volksstamm, 193 ff., 243.
Scharanpur, ind. Missionsstat., 259, 265, 268.
Schellberg, Miss., 485.
Schimper, Botaniker, 142.
Schire, afr. Fluß, 14 ff., 51 ff., 318 ff.
Schirwasee in Centralafr., 16 ff.
Schiwakasi, ind. Missionsstat., 240.

Schupanga, portug. Niederlassung in Centralafrika, 8 ff.
Schwarz, C. F., Miss., 196 f., 274.
Scudamore, Miss., 333.
Selwyn, Bischof, 287.
Shelley, Miss., 379.
Simmonds, Miss, 242
Sklavenhändler in Centralafr., 25 f., 33, 51 ff., 61 ff., 305 ff.
— in Westafrika, 99.
Speke, Afrika-Reisender, 481 f.
Spratt, Miss., 241.
Staley, Bischof, 95.
Stewart, Miss., 21, 327.
Stevenson, Dr., 228.
Suwiseschapuram, ind. Missionsstat., 243.

Tamraparni, ind. Fluß, 192.
Tandschaur, ind. Missionsstat., 239.
Taungu-Mission, die, 37 ff.
Tette, portug. Niederlassung in Centralafrika, 10 ff., 305 ff.
Thaba Bosigu, Hauptstadt der Basuto's, 116.
Thomas, Miss., 122, 381.
Thornton, Geolog, 334 f.
Tinnewely-Mission, die, 190 ff.
Tonga-Inseln s. Freundschafts-Inseln.
Tongatabu, Freundschaftsinsel, 365.
Tracy, Miss., 240.
Trischinapalli, ind. Missionsstat., 240.
Triwandram, ind. Missionsstat, 245.
Tschaffa, Stadt in Ostafrika, 504 f.
Tschibisa's Dorf in Centralafr., 305 ff.
Tschota Nagpur, ind. Missionsstat., 344.
Tubou, Georg, König der Freundschaftsinseln, 382 ff., 435 ff.
Turner, Nath., Miss., 382, 385, 417, 437.
—, Peter, Miss., 387.

Valentine, G., Miss., 226.
Von der Decken, Afrika-Reisender, 481.

Wakefield, Miss., 487 ff.
Walangula, afr. Volksstamm, 490 ff.
Waller, Miss., 316 ff.
Walpole, engl. Minister, 280.
Wamasai, afr. Volksstamm, 495 f.
Wanika, afr. Volksstamm, 487 ff.
Watkin, Miss., 389.
Wawau, Tonga-Insel, 359, 366.
Webb, Miss., 360 ff.
Wesleyaner, die, auf Samoa, 440.
West, Miss., 404, 435 ff.
White, Miß, 228.
—, Lehrer, 231 f.
Wilson, J., Dr., 228.
—, Bischof, 232.
—, Miss., 412, 437.
Wolff, J., Miss., 141, 145.
Wood, Miss., 389.
Wuras, Miss., 297.

Young, Superintendent, 414.

Zambesi, afr. Fluß, 3 ff., 318 ff.
Ziegenbalg, Miss., 196.
Zimmermann, Miss., 83.

Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 4. 1866.

Inhalt: Der Wehrstand.
1. Allgemeine Bemerkungen. 2. General Drouot.
3. Ein Sterbebett. 4. Die drei Kameraden.

Der Wehrstand.

1. Allgemeine Bemerkungen.

Das Jahr 1866, das nun bald hinter uns liegt, war für eine Zeitlang erfüllt von Krieg und Kriegsgeschrei. Obwohl nun der barmherzige Gott rascher, als irgend ein Mensch es ahnen konnte, dem furchtbaren, blutigen Bruderkrieg ein Ende gemacht hat, so ist gleichwohl die ganze europäische Welt auf neue kriegerische Rüstungen bedacht, und es gibt keine Regierung rings um uns her, die nicht vor Allem bemüht wäre, die Werkzeuge zum massenhaften blutigen Hinmorden ihrer Mitmenschen möglichst vollkommen zu machen. Ach, daß der Eifer der Leute, vornehmlich der Mächtigen dieser Erde, ebenso lebhaft dahin gerichtet wäre, die Seelen ihrer Mitmenschen zu erhalten, die Waffen des Lichts aus der Rüstkammer Gottes hervorzusuchen und dem geistlichen Verderben zu wehren, das wie eine Sündflut über unser Geschlecht hereingebrochen ist!

Weil aber alle Welt heutzutage vom Wehrstand redet, so wollen auch wir ihm ein Bibelblatt widmen. Da schreibt nun einer der edelsten Männer Deutschlands, Pastor Friedrich Ludwig Mallet in Bremen (gestorben 1865), einmal an einen Freund: „Es ist merkwürdig, daß die heilige Schrift gerade auf denjenigen Stand, der

dem Evangelium der Liebe und des Friedens am fernsten zu stehen scheint, — auf den Wehrstand — ein so helles, rühmliches Licht wirft. Ich will nicht vom Alten Testament, nicht von Israel reden, wo die größten Krieger zugleich Helden des Glaubens waren. Im Neuen Testament aber ist nur von heidnischen Soldaten die Rede, von römischen Kriegern, die erobernd die Länder der Erde durchzogen hatten. Unter ihnen findet sich mehr als Einer mit einem Orden geschmückt, den man in keinem irdischen Kampf erkämpfen, den kein weltlicher König verleihen kann, der überhaupt kein Gegenstand menschlichen Ehrgeizes ist. Der erste Mensch auf Erden, über dessen Glauben und Demuth der Herr der Herrlichkeit in Freude und lobpreisende Verwunderung ausbrach, war kein Israelit, kein Priester, sondern ein Heide und ein Soldat: es war der römische Hauptmann zu Kapernaum.... Und die Ersten, welche nach der Ausgießung des heiligen Geistes aus der heidnischen Welt in die Gemeinde des Herrn aufgenommen wurden, waren wieder römische Soldaten, der Hauptmann Cornelius mit seinem Haus und seinen Kriegsknechten."

Das sind bedeutungsvolle und des Nachdenkens werthe Bemerkungen. Wir können hinzufügen, daß auch nach der Apostelzeit der Soldatenstand herrliche Exempel des Glaubens geliefert hat. Das Evangelium drang mit unwiderstehlicher Macht in die festgeschlossenen römischen Legionen hinein, und manches Soldatenherz hieng mit so unerschütterlicher Treue an dem Gekreuzigten, daß auch der blutigste Martertod es nicht zum Abfall zu bewegen vermochte. Wie viele herrliche Märtyrergeschichten erzählt uns die Kirchengeschichte namentlich von Soldaten! Und über das Alles waren es oft hauptsächlich römische Kriegsleute, durch welche der Same des Evangeliums bis in die entlegensten und wildesten Gegenden des römischen Reiches getragen ward. Auch in unsre Rheingegenden kam die große, selige Kunde von der Liebe Gottes in Christo zuerst durch die römischen Legionen, namentlich durch kriegsgefangene christliche Soldaten, die den damals noch barbarischen Nationen am Rhein, in deren Mitte sie als Sklaven dienen mußten, die unvergleichliche Perle des Evangeliums brachten. Und so ist es ja wohl durch alle folgenden Jahrhunderte gegangen, daß da und dort ein hochbegnadigtes Glied des Wehrstandes zu einem Apostel der ewigen Liebe und des wahrhaftigen Friedens werden durfte.

Und nun in unsern Tagen? wie steht es da mit dem Wehrstand?

Es ist mir so eben der 54. Jahresbericht der privilegirten Bibelanstalt im Königreich Württemberg für das Jahr 1866 in die Hände gekommen. Da wird erzählt, wie die theuren Bibelfreunde in Stuttgart aus Anlaß des letzten Krieges zu den Soldaten des achten Armeekorps drei wackere Bibelträger gesandt und durch dieselben mehr als 9000 Neue Testamente unter den Kriegsleuten verbreitet haben. Wie wohlthuend ist es da zu hören, daß nicht nur König Karl selbst diese Thätigkeit der Bibelträger durch sein königlich Wort unterstützt, daß ferner nicht nur der Generalstabschef, Generallieutenant von Baur, diese jungen Leute freundlich empfangen und mit dem schönen Abschiedsgruß entlassen habe: „Nun fanget euer Werk mit Gott an!" — sondern daß nun auch zwei edle Hauptleute (Hieber und Vollmer), als ebenbürtige Nachfolger ihres Standesgenossen Cornelius in Cäsarea, sich persönlich mit Eifer bei diesem Liebeswerke betheiligten! Gott der Herr segne sie alle dafür!

Aber nun die Soldaten selbst — wie haben sie die Anerbietung des theuren Bibelbuches, dieses köstlichsten Schatzes auf Erden, aufgenommen? Da meint Einer: „jetzt braucht man kein Neues Testament mehr, man habe keine Zeit zum Lesen, keinen Platz im Tornister, — wenn man lieber genug Bier hätte!" Ein Anderer entgegnet, indem er das Buch abweist: „Wer im Krieg sterbe, der sterbe ohnehin selig, auch ohne Neues Testament." — „Pulver und Blei sei jetzt wichtiger, als die Bibel," meint ein Dritter. Ein Baier aber weist auf sein Gewehr und ruft: „Das ist unser Neues Testament!" — Und was für Gedanken und Worte mag es da sonst noch gegeben haben! Aber Gott sei gelobt, es gab auch tausend andere und erfreulichere Fälle. In einer Truppenabtheilung, darunter auch Oesterreicher waren, wird auf Einen Zug der ganze eben vorräthige Pack von lutherischen Testamenten verkauft. Einst auf dem Marsch mit einer Kolonne begriffen, fragt der Bibelträger bei der Hinterhut einen Offizier, ob es erlaubt sei, Traktate und Testamente den Soldaten anzubieten. Das wird gern gestattet, und nun streckt Alles seine Hände aus, um ein Buch oder Büchlein zu erhalten, bis der Vorrath zu Ende war und Viele traurig fragten: „Habt ihr denn keine Bücher mehr?" Besonders interessant aber war es, daß in der Nähe von Würzburg eine Kiste mit 500 Büchern den Preußen in die Hände fiel, von ihnen erbrochen und flugs unter ihre Leute vertheilt ward. Gott segne ihnen diese Beute!

Wer wollte zweifeln, daß in beiden feindlichen Lagern nicht bloß unter den Gemeinen, sondern auch unter den Offizieren jedes Grades Männer sich befanden, die an den Herrn Jesum glaubten und Seinen Namen frei bekannten? Aber wo sind unter uns Deutschen christliche Helden, wie Stonewall Jackson und MacLellan, wie Hedley Vicars und Havelock? Nun, Gott kennt allein die Herzen. Aber neu und unerwartet möchte es vielleicht manchem erscheinen, auch in den wilden Revolutionsheeren Frankreichs und in der „großen Armee" Napoleons I von christlichen Kriegshelden zu hören. Es ist der Mühe werth, auch hier den Fußstapfen der Gnade Gottes nachzuspüren, und dadurch neuen Muth, neues Vertrauen zu fassen aus der Wahrnehmung, daß der Geist des Herrn und Sein Wort nicht gebunden ist, sondern überall, ja auch da wo wirs am wenigsten ahnen, Sein heiliges Werk hat. Wir entnehmen den folgenden Bericht aus einem amerikanischen Blatte.

---

2. General Drouot.

„Unter den großen Soldaten, mit denen Napoleon der Erste sich zu umgeben verstand," — so heißt es in jenem Blatte, — „war der landläufige grobe Unglaube jener Zeit, die Voltaire'sche Freigeisterei, und in Folge davon eine große Sittenlosigkeit an der Tagesordnung. Da ist es auch nicht zu verwundern, daß es jenen Generalen, während Ehrgeiz und Patriotismus sie an den Dienst ihres großen Meisters fesselte, dennoch an festen, unbeugsamen Grundsätzen höherer Art zum größten Theil fehlte. Daher die schmähliche Weise, wie so viele von ihnen den Kaiser, von dem sie doch mit Ehren und Wohlthaten überhäuft worden waren, in der Stunde seines Unglücks verließen. Ein Benehmen, wie das von Moreau und Jomini, und vor Allem das von Berthier und anderer mit ihm, kann nimmermehr die Billigung edeldenkender Männer erwarten. In um so wohlthuenderem Contrast dagegen steht die Handlungsweise eines Macdonald und eines Drouot.

„Drouot," der berühmte Artillerie-General der kaiserlichen Garde, war ein Mann, der auch außerhalb seines Vaterlandes (Frankreich) des ehrenvollen Andenkens und der Bewunderung werth ist. Er war zu Nancy geboren und trat als neunzehnjähriger Junge 1793 in die Artillerieschule ein. Seine großen militärischen Talente, die in den

bald ausbrechenden Kriegen sich zu bewähren Gelegenheit hatten, zogen die Aufmerksamkeit Napoleons schon in Egypten auf sich. Im Jahr 1808 machte ihn der Kaiser zum Oberst der Artillerie der kaiserlichen Garde zu Fuß. In der Schlacht bei Wagram und im russischen Feldzug stieg der Ruhm seines Namens immer höher, so daß die Heeresabtheilung, zu der er gehörte, eine der gefürchtetsten wurde. Mitten unter seinen hundert Kanonen stand er an der Spitze von Macdonalds furchtbaren Kolonnen an jenem Tage von Wagram, wo das Kaiserreich bis in den Grund zu wanken drohte. Im Jahr 1813 aber, wo er als Brigadegeneral der Garde und Adjutant dem Kaiser zur Seite stand, rechtfertigte er vollkommen das in ihn gesetzte hohe Vertrauen. Sein kaltes, überall das Richtige treffendes Urtheil, sein rascher, nie sich täuschender Blick, seine kühle Vertrautheit mit der Gefahr, seine ruhige Geistesgegenwart mitten im fürchterlichsten Feuer, die Raschheit und Energie des Handelns im rechten Augenblick, seine außerordentliche Tüchtigkeit gerade in der eigenthümlichen Anwendung der Artillerie, — dies alles, erhöht durch seine reiche, auf so vielen blutigen Schlachtfeldern gewonnene Erfahrung, gewann ihm die ungetheilte Bewunderung des Kaisers und trug auch wesentlich bei zu den einzelnen glücklichen Erfolgen, welche die zusammenbrechende Macht Napoleons noch für kurze Zeit zu stützen im Stande waren. Bei Lützen, Bautzen, Dresden und auf andern berühmt gewordenen Schlachtfeldern des Jahres 1813 war es Drouots Genie und die Raschheit seiner Manöver, welche mittelst des furchtbaren Feuers der Artillerie den Mangel ausglich, den die Jugend und Unerfahrenheit der französischen Infanterie, sowie das Fehlen an genügender Kavallerie so fühlbar machte. Napoleon selbst erkannte an, daß die damals erfochtenen Siege der französischen Waffen hauptsächlich auch Drouots übermenschlichen Anstrengungen zu verdanken waren, oder daß wenigstens die Unglücksfälle, die bald folgten, durch ihn aufgehalten wurden. Er verdiente das Urtheil, das später der große Gefangene auf St. Helena aussprach: 'Es gab in der Welt nicht zwei solche Offiziere, wie Mürat für die Kavallerie und Drouot für die Artillerie.'

„Zu Fontainebleau aber, als so viele Männer, auf welche der Kaiser so verschwenderisch Ehre und Reichthümer gehäuft hatte, ihn so schmählich verließen, blieb Drouot unbewegt in seiner Anhänglichkeit an den gefallenen Meister und theilte mit ihm die Verbannung

auf Elba. Als aber bald hernach Napoleon diese Insel wieder verließ, um noch einmal sein Glück in Frankreich zu versuchen, da führte Drouot den Vortrab der Garde von Antibes an bis nach Paris. Hundert Tage später war er an Napoleons Seite, als auf den Ebenen von Waterloo die zwei Carré's der Garde und nur zwei Kanonen das einzige waren, was übrig blieb, um den Rückzug der geschlagenen Armee zu decken und den daherbrausenden Strom der siegreichen Alliirten aufzuhalten.

„Am 6. April des folgenden Jahrs (1816) wurde Drouot aus den Gefängnissen der Abtei, in die man ihn geworfen, abgeholt und vor ein Kriegsgericht gestellt wegen seiner Anhänglichkeit an den gefallenen Kaiser während der hundert Tage. Die Aussagen der Zeugen beim Verhör waren einstimmig im Lob des Angeklagten. Marschall Macdonald namentlich legte ein glänzendes Zeugniß ab von der Trefflichkeit, Treue und Gewissenhaftigkeit seines Charakters. Einer der Zeugen gab an, er habe den Kaiser bei seiner Rückkehr von Elba nach Frankreich sagen hören: 'Wenn ich dem Rathe jenes weisen Mannes (er deutete auf Drouot) hätte folgen wollen, so hätte ich Elba niemals verlassen.' Die Worte Drouots selbst vor dem Gericht sind voll hohen Adels, und eben so muthig als ehrenhaft. 'Wenn ich,' sprach er, 'von Männern verurtheilt werde, welche die Handlungen nur nach dem äußeren Schein und nach ihrem Erfolg beurtheilen, so werde ich um so mehr von einem andern gerechteren Richter — von meinem Gewissen — freigesprochen werden. Wem die Heiligkeit des Eides etwas gilt, der wird mir Recht widerfahren lassen; aber so großen Werth ich auf Urtheil und Meinung von Menschen lege, so gilt mir doch der Friede meines Gewissens noch viel mehr. Ich sehe Ihrer Entscheidung mit Ruhe entgegen. Glauben Sie, daß mein Blut für den Frieden Frankreichs nöthig ist, so weigere ich mich nicht, zu sterben, und meine letzten Augenblicke werden heiter und friedevoll sein.' — Drouot wurde durch vier Stimmen gegen drei freigesprochen und sofort in Freiheit gesetzt. Er zog sich in seine Vaterstadt Nancy zurück. Seinem Kaiser, dem er Treue geschworen, anhänglich bis ans Ende, wies er alle Anerbietungen von Pensionen und Ehrenämtern von sich und verlebte den Rest seiner Tage bei einem Bruder, welcher Arzt war.

„Kaiser Napoleon hinterließ ihm bei seinem Tode ein Vermächtniß von hunderttausend Franken. Dem Charakter und den Fähig-

keiten nach stellte er unsern Drouot hoch über die meisten seiner Marschälle. 'Er ist ein Mann,' sagte der Kaiser einmal, 'der mit vierzig Sous (einem Gulden) per Tag ebenso glücklich und zufrieden lebte, als wenn er die Einkünfte eines Fürsten gehabt hätte. Seine Sittlichkeit, seine Reinheit der Gesinnung, seine Einfachheit in der Lebensweise würde den schönsten Tagen der römischen Republik zur Zierde und Ehre gereicht haben.' — Dennoch verstand der Kaiser, dieser große Menschenkenner, die Quelle nicht, aus der diese Gesinnung bei Drouot floß. Das Geheimniß der sittlichen Reinheit seines Charakters und des Adels seiner Gesinnung lag in der Thatsache, daß er ein Christ war. Er führte nicht nur den Namen eines Christen, sondern er war es auch dem Wesen und der Kraft nach, mitten unter den gefährlichsten Versuchungen, mitten unter Widerspruch, Spott und Hohn.

„Drouot trug allezeit eine Taschenbibel bei sich und schämte sich nicht, selbst vor den Augen des kaiserlichen Gefolges zu zeigen, daß es seine größte Freude, sein seligster Genuß sei, in diesem Buch zu lesen und über seinen Inhalt zu sinnen. Da er in den großen Schlachten gewöhnlich erst im äußersten kritischen Moment, erst im entscheidenden Augenblick zur Action beordert wurde, so konnte man ihn nicht selten, während bereits rings um ihn her die Schlacht wüthete, neben der Straße auf dem Grase sitzen und seine Bibel lesen sehen, bis der Befehl zum Vorrücken kam. Und wenn er dann seine Artillerie auf den Kampfplatz führte, so stieg er gewöhnlich vom Pferd und marschirte zu Fuß mitten unter seinen Kanonen. Es ist auch merkwürdig, daß weder er selbst, noch sein Pferd jemals verwundet ward. Gleich allen wahrhaft edeln Menschen war er bescheiden und anspruchslos. Er überlebte seinen Meister, dem er so treu gedient, und dessen Vertrauen und Liebe er so wohl verdient hatte, um zehn Jahre. Er starb, wenn wir nicht irren, im Jahr 1847 zu Nancy, nachdem er seinem Bekenntniß zu Christo bis an sein Ende Ehre gemacht hatte. Der Winter vor seinem Tode war besonders hart und brachte viel Noth unter die Armen. Drouot aber, der große Kriegsheld, fand seine höchste Befriedigung darin, das Elend der Dürftigen nach Kräften zu lindern, und als seine Kasse erschöpft war, nahm er seine Orden und andere Schätze, mit denen er für seine Dienste einst belohnt worden war, und versilberte sie zum Besten der Nothleidenden. Als er zu Grabe getragen wurde, folgten ihm viele Großen der Erde;

aber ein schöneres und rührenderes Grabgeleite waren die vielen Armen, die unter reichlichen Thränen seinem Sarge folgten. Auf seinem Grabsteine aber stehen nach dem Willen des Verstorbenen nichts als die anspruchslosen Worte: 'Antoine Drouot, Artilleriegeneral,' mit dem Datum seiner Geburt und seines Todes."

So erzählt die amerikanische Zeitung; wir aber können ja nicht anders, als den Vater unsres Herrn Jesu Christi preisen, daß Er auch inmitten so ungünstiger Verhältnisse eine Menschenseele für Sich gewinnen, sie bewahren und vollenden kann zum ewigen Leben. Wenn aber nun der Zug des Vaters an Deine Seele dringt, lieber Leser, willst Du mit Deinen Verhältnissen, Deinem Stand, Deinen Umgebungen oder dergleichen Dich entschuldigen? Da sei Gott vor! Heute, so ihr Seine Stimme höret, so verstocket eure Herzen nicht!

---

3. Ein Sterbebett.

Wir stellen dem friedevollen Sterbebette eines Mannes, der mitten unter den allerschwierigsten Verhältnissen seinen Christenglauben bewahrt und durch sein Leben und Sterben seinen Christennamen geziert hat, ein anderes Sterbelager von wahrhaft erschreckender Gestalt entgegen. Es ist auch ein Soldat, ein gemeiner Soldat, der wie Drouot, obwohl ein Deutscher, die napoleonischen Kriege mitgemacht hat, und bei dem es nun zu Ende geht. Wir erzählen die erschütternde Geschichte dem theuren Pastor Josephson nach, der sie in seinen „Brosamen" veröffentlicht hat. Wenn darin aber von einem „Hündlein" die Rede ist, das bald leise knurrt, bald mit furchtbarer Wuth den Menschen anfällt, so merkt der geneigte Leser wohl leicht, daß damit das in uns allen wohnende und richtende Gewissen gemeint ist.

„In einem Pfarrdorfe von Westphalen," so erzählt Josephson, „lebte nnd wirkte ein alter Pastor, ein theurer Knecht Gottes, von dem noch Viele in der Gemeinde zu erzählen wissen. Einmal ward er zu einem Sterbenden gerufen und gieng willig hin, obwohl es spät am Abend und der Weg weit war. Er kannte seinen Mann, zu dem er in dieser späten Stunde gerufen ward, und wußte recht gut, daß hier die Schwierigkeiten nicht in der Dunkelheit der Nacht und nicht im rauhen, holperigen Wege, sondern in dem Herzen des Kranken lagen, den er schon oft besucht hatte, und der nun nach dem

heiligen Abendmahl begehrte. Er hörte kopfschüttelnd von diesem Wunsche des Kranken, und als er in das Zimmer trat, fand er ihn, wie er ihn schon oft gefunden hatte, — händeringend, die Augen vor Entsetzen halb aus dem Kopfe getrieben, den ganzen Körper in beständigen gräßlichen Zuckungen, keine Sekunde in derselben Lage, sondern jeden Augenblick aufgeschnellt, das Herz fast hörbar schlagend, die Lippen bleich und trocken und doch zuweilen Schaum vor dem Munde. Ach, es war ein herzzerreißender Anblick. Der alte Pastor sah lange schweigend auf den unglücklichen Sterbenden hin, der in dieser gräßlichen Todesnoth nun schon seit acht Tagen gelegen war, und seine (des Pastors) Lippen regten sich, aber seine Worte hörte man nicht; nur der Herr, der einst zu dem gänzlich schweigenden Mose sprach: Mose, was schreiest du also? konnte auch den alten schweigenden Pfarrherrn schreien hören.

„Oben zu den Häupten des Bettes saß der Nachbar des Kranken und hatte das Gebetbuch von Friedrich Stark auf seinem Schooße liegen; der Liederschatz von Benjamin Schmolke aber lag auf der Fensterbank zu seiner Rechten. 'Es hilft Alles nichts,' sagte er leise zu dem Pastor, 'ich habe die besten und kräftigsten Gebete aus beiden ihm — Gott weiß es, nicht vorgelesen, sondern vorgebetet; denn hier kann man wohl beten lernen, und wer solche Anfechtung des Teufels sieht, dem vergeht das Lesen, und das Sehen und Hören dazu. Ja, Herr Pastor, ich habe auch beide Bücher zugethan und mich auf meine Kniee gelegt und dem Herrn Alles gesagt; denn hier ist eine Noth, wie sie in keinem Buche steht. Aber es hat Alles nichts geholfen und ist nur gewesen, als hätte ich mit Steinen nach dem Himmel geworfen. Gott verzeih mir die Sünde, so was zu sagen; aber es geht mit dem Kranken da ins Wirrsal, und er weiß nicht wohin mit seiner Seele, und sieht das Schlüsselloch an der Hölle deutlicher, als die Pforten des Himmels.' Der alte fromme Bauer hätte noch lange so fortgeredet; aber der Pfarrer bat: 'Laßt mich allein mit dem Kranken und laßt auch Niemand zu uns kommen, bis ich's geheißen; und derweil ich bei ihm allein bin, guter Freund, betet wieder, und laßt in Gottes Namen den Friedrich Stark und den Benjamin Schmolke zugeschlagen und betet wacker aus dem Herzen für den Kranken und für mich.'

„Was darnach vorfiel unter den Beiden, war schrecklich genug, und obwohl der Kranke zuletzt bat, es möge doch Andern zur War-

nung bekannt gemacht werden, so hat sich doch der Pfarrer erst am hohen Abend seines Lebens entschlossen, davon zu reden.

„Der Sterbende war augenscheinlich bei voller Besinnung, obgleich die Konvulsionen seines ganzen Körpers es kaum vermuthen ließen. Der Pastor sprach: 'Ihr habt mich rufen lassen, um das heilige Abendmahl zu feiern, und ich bin gerne gekommen. Aber laßt mich zuvor mit Euch reden. Heute und morgen sterbet Ihr nicht, obgleich ich Euch einen baldigen, aber seligen Tod von Herzen gönnen möchte; und weil ich gern vor Eurem Tode noch einmal zu Euch komme, Ihr aber bisher in keiner Abendmahlsstimmung waret, so verschieben wir die Feier für heute noch. Hört Kurt, ich will Euch meine Gedanken sagen, Ihr sagt mir dann die Eurigen: so kommen wir mit einander ins Klare. Ich bin lange genug zwischen Kranken und Sterbenden umher gegangen, um Krankheiten zu kennen, und weiß wohl, was Krämpfe sind und was ein Fieber auf sich hat, und wogegen ein Pflaster und eine Salbung hilft. Kurt, derlei Krankheit habt Ihr nicht, und des Doktors Tränklein und Salben helfen Euch nimmer. Sprecht nicht, Kurt; schweiget und werdet stille, recht stille! Kurt, ich habe meine Hand auf Eure Brust gelegt und fühle, wie die arbeitet, und wie das Herz Euch bebt und das Angstwasser und der Todesschweiß heiß und kalt darüber fließen. Kurt, als Euer Vater starb, und ich nach der Kommunion den Segen über ihn sprach und die Hand auf sein Haupt legte, da brannte es nicht wie Euer Haupt, und die Hand ward nicht naß vom Angstschweiß, und als ich sie abzog nach dem Gebete, unter welchem seine Seele ihre Hütte schon verlassen hatte, war sein Auge nicht verdreht und gläsern, wie jetzt Euer Blick, und es stand kein Schaum vor seinem Munde, wie bei Euch, sondern sein Gesicht sah gar lieblich aus, und sein Mund war weit offen, als hätte er sagen wollen: 'Es ist Alles noch weit schöner, als ich dachte.' Hätt's Euch gern gegönnt, daß Ihr's mit angesehen hättet, oder mit an seinem Grabe gestanden wäret, als wir das 'Christus, der ist mein Leben' anstimmten und es klang, als ob die Glocken, die dazu geläutet wurden, immer forttönten, das ganze Lied hindurch: 'Leben, Leben, Leben!' Ihr waret damals im Kriege. Hört, Kurt, Achans Geschichte (Josua 7) ist Euch bekannt. Ich glaube sogar zweimal bekannt, einmal aus der Bibel, und einmal aus Eurem eigenen Leben. Bin oft mit dem Evangelio zu Euch gekommen, habe mit Euch gebetet und geschrieen, habe auch daheim

auf meinen Knieen gelegen und für Euch mit dem Herrn gerungen. Aber Ihr habt deß weder Theil noch Segen gehabt bis auf diese Stunde; und Eurem Verlangen, das heilige Abendmahl zu feiern, liegt, glaube ich, die falsche Hoffnung zu Grunde, es wie ein Zaubermittel gegen Eure Gewissensangst zu gebrauchen und das Siegel zu haben, ehe der Brief da ist! Irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten! Kurt, Achan Kurt, heraus mit Eurem heimlichen Banne, und gedenket an Davids Wort: 'Da ich es wollte verschweigen, verschmachteten meine Gebeine durch mein täglich Heulen; denn Deine Hand lag Tag und Nacht schwer auf mir!' Seht, ich lese das Wort an Eurer Stirn mit Feuerzeichen und brauche Euch darum nicht zu sagen, im wievielten Psalm es stehe, noch in welchem Verse.'

„Der Sterbende hatte die Hände gerungen und geweint, und ward hierhin und dahin gerissen, wie der Gadarener, von dem Marci am fünften steht, und hatte immer schlimmere Noth an sich blicken lassen, — dann aber endlich sein Herz aufgeschlossen.

„Als er in Spanien im napoleonischen Heere diente, war es mit seinem armen Herzen immer schlechter bestellt gewesen. In der Todesgefahr der Schlachten war wohl ein banger Gedanke über ihn gekommen, wie ein Schrecken Gottes, — aber nachher vergessen oder vertrunken, verjubelt oder verspielt. Nach einem schweren Marsche, der unter dem Feuer englischer Kriegsschiffe von der einen Seite, und unter den wohlgezielten Büchsenschüssen der Guerillas von der andern Seite, die in sicherem Versteck lagen, in schrecklicher Sonnenhitze fortgesetzt wurde, erreichte man am Abend ein verlassenes Dorf. Alles zeigte, daß die Einwohner erst jetzt ihr Hab und Gut und sich dazu hinweggeflüchtet hatten. Die Schaar Soldaten vertheilt sich in die Häuser, um nach Speise, Trank oder Lager zu suchen, und auch Kurt geht hinein. Manches Haus wird von ihm vergebens durchwandert; entweder sind andre vor ihm da gewesen, oder auch diese haben schon nichts mehr gefunden. Da steht er vor einer einsam gelegenen Hütte fast außer dem Dorfe und findet ein schlafendes Kindlein, kaum halbjährig. Er glaubt die Eltern nahe, vergebens; er sucht nach Speise, umsonst; es ist nichts da, kein Trank, kein Lager, selbst keine Frucht mehr am Weinstock zu finden. Da erwacht die dämonische Natur, er ergreift den schlafenden Säugling und trägt ihn hinaus und — ha, so soll es sein, das Kind wird dort in das Ameisennest geworfen, das unter dem Stamme der alten Akazie sich

ausdehnt, und der Soldat steht mit dem Herzen eines Tigers neben seinem unglückseligen Opfer. Was aus diesem wurde, zu beschreiben, wolle der geneigte Leser uns erlassen, auch ist's nicht nöthig: denn wer's wissen will, braucht nur den Sterbenden anzusehen. Wie der zuckt, bebt, aufliegt, die Glieder von sich reißt und von sich spreizt, mit jedem Muskel bebt und in jedem Nerven zittert, so hatte der arme, halbnackte Säugling unter den Bissen der zornigen Ameisen, die in Ohren und Augen und Nase und Mund hineinkrochen und den ganzen Körper des unglückseligen Opfers zermarterten und tödteten, gezuckt und gezittert, und solchen Schaum der furchtbarsten Todesqual hatte das Kindlein auf seinen Lippen gehabt.

„War Niemand dabei gewesen? Die andern Kameraden Kurts waren mehr in der Mitte des Dorfes, und selbst die dicke Marketenderin, in deren Nachbarschaft Kurt seit langer Zeit marschirte, war auch nicht dabei, sondern sie und die lastbare Eselin, auf der sie ritt, lagen neben einander drüben im Engpaß an der Meeresküste, von einer englischen Paßkugel mitten durchgetheilt. Nein, es war Niemand dabei, als ein ganz kleines Hündlein, das dem Kurt gehörte und kläglich heulte, so lange die Todesqual des armen Wurmes währte, und noch lange nachher, und das den Kurt bei den Kleidern festhielt, als er die Schreckensstätte verlassen wollte und wie Kain unstät und flüchtig sein mußte. Damals aber empfieng das Hündlein einen gewaltigen Fußtritt, und es jammerte nur leise und immer leiser, und so oft es später sich meldete, hielt ihm Kurt ein volles Glas entgegen, vor dem bekanntlich Hunde davon laufen. Und er hat sich viele Jahre lang vor seinem Hündlein hinter das Glas gerettet und geflüchtet, und es hat ihm doch nur scheinbar geholfen. Denn als nun nach zwanzig Jahren der Kurt auf sein Krankenlager geworfen wurde und kaum zugedeckt war, kommt das Hündlein und legt seine Pfote auf die Decke, und ist nicht mehr ein Hündlein, sondern ein großer, schrecklich wüthender Hund geworden, mit offenem Rachen, voll scharfer Zähne, und bellt und beißt, und mit dem Hunde sind die Ameisen vom Akazienbaum aus dem spanischen Dorfe gekommen, und bellen nicht, aber beißen desto furchtbarer, und kein Zudecken hilft gegen ihre Bisse, schützt gegen ihren Andrang; sie bedecken seine Hände, seine Brust; sie kriechen in seine Ohren, und als er den Mund öffnet, zu schreien, ziehen sie hinein, daß er ihn nicht schließen mag, und ach, die Ameisen sind überall, an den Wänden,

auf dem Boden, an der Decke und auf den Fenstern, und der Hund bellt nicht mehr, sondern, — das ist Löwengebrüll, und Löwenklauen schlagen sich in die Glieder des Sterbenden.

„So hat er's Alles dem Pfarrherrn geklagt und hat die Tröstungen des Evangeliums nicht mehr gehört und des Herrn heiliges Nachtmahl nicht mehr empfangen; denn als er die Erzählung beendigt, schrie er laut auf: 'Jetzt, jetzt, der Hund, Hilfe! Die schwarzen Thiere, Barmherzigkeit!' — und war todt."

So erzählt der theure Josephson und fügt dann hinzu: „Merke Dir: es ist immer Jemand dabei und sieht zu, auch wenn Dein Auge Niemand sieht. — Man soll nichts thun im rothen Soldatenkragen, was Einem hernach das weiße Sterbehemd zu enge macht, und nichts mit rothen Wangen, was hernach den Todes- und Angstschweiß auf das bleiche Angesicht führt. Das Gewissen ist das Allergewisseste."

---

4. Die drei Kameraden.

Doch wir wollen nicht mit einem so schauerlichen Vorgang das Blatt schließen, sondern lieber noch ein freundlicheres Bild hinzufügen. Die Geschichte aber, die ich erzählen will, muß ich aus dem Gedächtniß wiedergeben; denn es ist mir nicht mehr erinnerlich, wo ich sie las. Sie hat sich mir aber so tief und lebendig ins Herz eingegraben, daß darin wohl kein wesentlicher Zug fehlen wird.

Es war in einem Landstädtchen, daß eines Abends unter den Bürgern Einquartierung angesagt ward. Das ist nun für eine stille bürgerliche Haushaltung, wo das ganze Jahr hindurch immer fast ein Tag dem andern gleicht, keine angenehme Ueberraschung. So überfiel denn auch die guten Krämersleute, von denen ich erzählen will, ein nicht geringer Schrecken bei der Nachricht, daß sie einen Mann, einen ganzen Mann, für die Nacht bei sich im Quartier zu erwarten hätten. Schon sah die wackere Hausfrau, welche ihr kleines Hauswesen in bester Ordnung zu halten pflegte, und die im Grunde das Regiment im Hause führte, im Geiste Alles drunter und drüber gehen, die Schüsseln und Teller zerschlagen, das Fäßchen Landwein im Keller muthwillig geleert, die sauberen Möbeln verwüstet, und was ihr sonst noch die geängstigte Einbildungskraft Schreckliches vormalte. Mittlerweile machte sie doch in der obern Kammer ein Bett zurecht,

ließ eine Wurst zu dem Kartoffelsalat kommen, den sie sammt Suppe für das Nachtessen bestimmte, füllte eine ganze Flasche mit ihrem röthlich schillernden Landwein und erwartete dann mit bangem Herzen den wilden Krieger. Er konnte jeden Augenblick kommen. Denn schon eine Zeitlang war das Regiment durch die Straßen des Städtchens mit klingendem Spiel eingerückt. Endlich klopft's an die Hausthüre — ganz menschlich und sanfte, und nicht mit dem Gewehrkolben, wie sie erwartet hatte. Das kann die gefürchtete Einquartierung nicht sein, denkt sie, und geht, das Haus zu öffnen. Aber siehe, der gefürchtete Kriegsmann ist's doch und steht leibhaftig vor ihr. „Guten Abend, Mutter!" ruft der bärtige junge Mann ihr entgegen und streckt ihr zutraulich die Hand zum Gruß entgegen. „Es thut mir leid," fügt er hinzu, „daß ich Euch Mühe mache; aber ich will's Euch erleichtern, so gut ich kann, und der liebe Gott kann's ja segnen, wenn ich auch nur ein Stücklein Brot und Wasser habe." Die gute Frau Krämerin überlief es bei allem, was sie sah und hörte, ganz wunderlich, und sie traute ihren Augen und Ohren kaum. Sie meinte immer, es müßten noch ein paar fürchterliche Flüche hintendrein kommen, und die kamen eben nicht. So stand sie ganz verblüfft da, bis der junge Soldat fragte: „Mutter, geht's da die Treppe hinauf in die Stube?"

Nun, oben in der Stube wurde der Hausvater gleich freundlich mit Handschlag begrüßt; dann stellte der junge Mann sein Gewehr in die Ecke, machte sichs bequem und setzte sich müde, recht müde, nicht auf das einfache, aber doch gepolsterte Kanapee, sondern auf einen hölzernen Stuhl, der am Tisch stand. „Das macht Euch wohl rechte Unruhe ins Haus, so ein fremder ungeladener Gast," fieng der Soldat wieder an; „nicht wahr, Mutter?" Damit streckte er wieder die Hand gegen die Hausfrau aus, die noch immer keine Worte finden konnte. „Habt Ihr auch Kinder?" fuhr jener fort. Das öffnete endlich der Mutter den Mund. — „Ja, Herr," sagte sie, „eine verheiratete Tochter und einen Sohn in der Fremde." — „Und habt Ihr gute Nachricht von ihm?" fragte der Soldat theilnehmend. — „Es sind schon fünf Monate her," erwiderte jene, nicht ohne einen Anflug von Herzensbewegung, „daß wir die letzte Nachricht von ihm aus Straßburg erhalten haben. Gott weiß, was aus meinem Fritz geworden ist!" — Da kam so etwas wie eine Thräne in ihr Auge. Das kam aber nicht einzig von den Gedanken an ihren

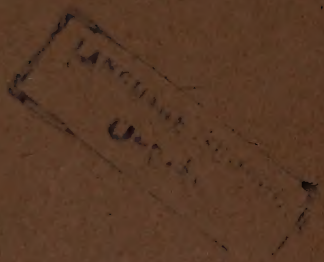
Fritz her, sondern auch davon, daß es mit dem „wilden Krieger" so ganz anders gieng, als sie gefürchtet hatte. Der Mensch da in der Uniform kam ihr so gar menschlich, — „ja, Gott verzeih' mirs, so gut und fromm vor." Es fiel ihr aber ein, daß es doch Zeit sei, dem Menschen sein Essen bereit zu machen; denn er ist gewiß recht hungrig und durstig. Und schnell wurde der Tisch gedeckt, und die Suppe kam und die Flasche Wein. Da rückt denn der „wilde Krieger" seinen Stuhl näher zum Tisch, faltet still die Hände, bleibt ein Weile ganz still und andächtig, und greift endlich mit allem menschlichen Anstand zu. Als darauf auch die Wurst und der Kartoffelsalat kam, da wirft der junge Mann einen besonders dankenden Blick auf die Alte, daß die wieder mit den nassen Augen zu kämpfen hatte.

„Nun komm' ich aber," fieng der Soldat wieder an, „mit einer großen, großen Bitte. Ich habe zwei Kameraden, die anderswo einquartiert sind, eingeladen, heut Abend noch zu mir in mein Quartier zu kommen. Erlaubet Ihr uns Dreien ein Stündchen zusammen, Mutter?" — Der Frau fielen alle Schreckniſſe wieder ein, von denen sie vorher geängstigt war. Sie dachte an ihr Fäßchen Landwein, an ihre Gläser, Schüsseln und Teller, und hörte schon im Geiste das Toben, Fluchen und Schreien der betrunkenen Soldateska. Das merkte der junge Mann wohl und sagte: „Wir wollen nichts, als ein Kapitel aus der Bibel miteinander lesen und ein paar schöne Lieder singen. Wenn's Euch aber, gute Mutter, zuwider ist, so gehen meine Kameraden wieder fort." — Das war der Frau doch auch bedenklich; denn konnten die Kameraden darüber nicht in Zorn und Wuth gerathen und Alles zertrümmern? Sie war eine kluge Frau und sagte: „Was kann ich machen? Laßt sie nur kommen!"

Es dauerte nicht lange, so kamen die erwarteten Gäste. Sie grüßten freundlich; die Hausfrau stellte ihnen Stühle hin und bat sie, Platz zu nehmen, holte auch zwei Gläser herbei und machte Miene, die nur halb geleerte Flasche frisch zu füllen. „Nichts da, Mutter!" rief der junge Mann; „wir trinken nichts mehr." Der Hausherr hatte sich's indessen auf dem Kanapee bequem gemacht, und dahin setzte sich nun auch die gute Hausfrau, zu sehen, wo alles das hinaus wollte. Die jungen Männer aber fiengen nun an, mit wohlklingenden Stimmen ein geistliches Lied zu singen, das wie ein frischer Lebensstrom aus ihren Herzen hervorquoll. Dann zog jeder sein kleines Testamentchen aus der Tasche, und einer nach dem andern las laut

einen Vers vor. Es war das erste Kapitel im Evangelium Johannis. In der zweiten Hälfte dieses Kapitels wird bekanntlich erzählt, auf welche eigenthümliche Weise die fünf ersten Jünger, jeder auf eine andere Art, zu Jesu geführt wurden. Als sie nun mit dem Lesen zu Ende waren, wies einer der drei jungen Männer gerade auf diesen Umstand hin und bemerkte dabei, wie jeder Christ auf eine ganz eigene und von allen Andern verschiedene Weise zum Herrn geführt werde, und wie gerade in dieser Mannigfaltigkeit der Lebensführungen die Weisheit und Liebe Gottes auf eine so herrliche Weise sich kund thue. „Wie wäre es," fügte er hinzu, „wenn jeder von uns jetzt seine Bekehrungsgeschichte erzählte?" Und so geschah es. Jeder wußte Wunderbares, Herrliches von der Weisheit, Treue, Geduld und Erbarmung seines Gottes zu erzählen und zu rühmen.

Mittlerweile saßen die beiden Eheleute Aug' und Ohr im Halbdunkel auf dem Kanapee. So etwas war ihnen im Leben noch nie vorgekommen. Beiden war das Weinen oft näher, als das Lachen. Eben als der Dritte mit seiner Erzählung geschlossen, entfuhr der guten Hausfrau ein lauter Seufzer, daß sie selber erschrack. Da wandte sich ihr Quartiermann freundlich zu ihr mit den Worten: „Nun, liebe Mutter, müßt Ihr uns auch Eure Geschichte erzählen." — Die gute Frau fuhr mit der Schürze an die Augen und erwiederte halb weinerlich: „Ich habe keine Geschichte!" — Ach, das war eine beredte, vielsagende Antwort. Eigentlich hatte das der Fragende zuvor schon gemerkt, daß die Frau und wohl auch ihr Mann noch „keine Geschichte" hatten, daß sie im wahren Sinne des Wortes noch nichts erlebt hatten. Denn nur was man in der Buße zu Gott, im Glauben an den Gekreuzigten, im Umgang mit Ihm, kurz was man in der Wiedergeburt erlebt, nur das giebt eine wirkliche Geschichte. Das gab denn auch den lieben jungen Männern Anlaß, mit herzlicher Liebe und Freundlichkeit der gar weich gewordenen Frau den Weg zu zeigen, wie auch sie eine „Geschichte" bekommen könne, und am Ende geschah das Unerhörte, daß nicht bloß die drei Kameraden, sondern auch mit ihnen der Krämer und seine Frau die Kniee beugten und den Gott aller Gnade um eine „Geschichte" für die lieben Hauswirthe anflehten.

Die Hausfrau aber soll jene Nacht kein Auge zugethan haben, und so ernstlich war es ihr von da an darum zu thun, doch auch eine Geschichte zu erleben, daß sie nach etlichen Wochen ihrem lieben „wilden Krieger", mit dem sie fortan in Briefwechsel stand, schreiben konnte, daß sie sammt ihrem Mann nun endlich auch ihre Geschichte erzählen könnte. — Und Du, mein Leser? Dr. A. O.

Redactor: Th. Weitbrecht. — Druck von C. Schultze.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 12 kr.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.